Biogr.
1093 Ksn

Richter
(Shelley)

Bayerische Staatsbibliothek
<36647614450012

Percy Bysshe Shelley

von

Helene Richter

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mit dem Bildnis des Dichters

Weimar
Verlag von Emil Felber
1898

Verlag von Emil Felber in Weimar.

Litterarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Josef Schick und M. Freiherr v. Waldberg.

Heft 1. **Machiavelli and the Elisabethan Drama.** Von Edward Meyer. 4 M., Subskriptionspreis 3,50 M.

„ 2. **Über Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker“.** Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von Richard Schwinger. 6.— M., Subskriptionspreis 5,20 M.

„ 3. **Lady Pembroke.** Mit Abdruck ihres „Mark Anthony“. Von Alice H. Luce. 3.— M., Subskriptionspreis 2.60 M.

„ 4. **Benjamin Neukirch, das Haupt der dritten schlesischen Schule.** Von Wilhelm Dorn. 3.— M., Subskriptionspreis 2.60 M.

„ 5. **William Shakespeares Lehrjahre.** Von Gregor Sarrazin. 4.50 M., Subskriptionspreis 4 M.

„ 6. **Das deutsche Madrigal.** Von Karl Vossler. 3.50 M., Subskriptionspreis 3 M.

„ 7. **Robinson und Robinsonaden.** Bibliographie, Geschichte, Kritik. Von Hermann Ullrich. I. Bibliographie. 9.— M., Subskriptionspreis 8.— M.

„ 8. **Der Einfluss der deutschen Litteratur auf die niederländische um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts.** Von Karl Menne. I. 2.40 M., Subskriptionspreis 2.20 M.

„ 9. **‘Les Échecs amoureux’.** Von E. Sieper. 6.—M., Subskriptionspreis 5.20 M.

„ 10. **Das deutsche Soldatenstück des achtzehnten Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm.** Von K. H. von Stockmayer.



Shelley

Percy Bysshe Shelley

von

Helene Richter

Mit dem Bildnis des Dichters

Weimar
Verlag von Emil Felber
1898

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Emil Felber in Weimar.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
Erstes Kapitel: Kindheit	1
Zweites Kapitel: Litterarische Anfänge. Erste Liebe	17
Drittes Kapitel: Oxford	30
Viertes Kapitel: Harriet Westbrook. Elisabeth Hitchener	60
Fünftes Kapitel: Erste Heirat	76
Sechstes Kapitel: William Godwin und Mary Wollstonecraft	92
Siebentes Kapitel: Irland	105
Achtes Kapitel: Wanderzüge	121
Neuntes Kapitel: „Königin Mab"	140
Zehntes Kapitel: Zweiter Aufenthalt in London	160
Elftes Kapitel: Mary Wollstonecraft Godwin	175
Zwölftes Kapitel: London und Bishopsgate	191
Dreizehntes Kapitel: „Alastor und andere Gedichte" — Philosophische Fragmente	203
Vierzehntes Kapitel: Zweite Reise in die Schweiz. Lord Byron. „Hymne an die intellektuale Schönheit"	221
Fünfzehntes Kapitel: Harriet's Tod	253
Sechzehntes Kapitel: Great-Marlow	268
Siebzehntes Kapitel: „Laon und Cythna" („Die Empörung des Islam.")	289
Achtzehntes Kapitel: Italien	312
Neunzehntes Kapitel: „Rosalinde und Helene." — „Die Euganeischen Hügel." „Ozymandias." — „Julian und Maddalo."	334
Zwanzigstes Kapitel: Rom und Florenz	361
Einundzwanzigstes Kapitel: „Die Cenci"	390
Zweiundzwanzigstes Kapitel: „Der Entfesselte Prometheus und andere Gedichte"	401
Dreiundzwanzigstes Kapitel: „Die Fee des Atlas." — „Oedipus Tyrannus"	451
Vierundzwanzigstes Kapitel: „Epipsychidion"	477
Fünfundzwanzigstes Kapitel: „Adonais"	505
Sechsundzwanzigstes Kapitel: Mit Byron in Ravenna und Pisa	542
Siebenundzwanzigstes Kapitel: „Hellas." — „Carl I."	570
Achtundzwanzigstes Kapitel: Casa Magni. „Der Triumph des Lebens"	601
Neunundzwanzigstes Kapitel: Shelleys Tod und Bestattung	620

Erstes Kapitel.

Kindheit.

Vorfahren. Sir Bysshe Shelley. Eltern und Geschwister. Erste Kindheit. Field-Place. Die Schule von Warnham. „Verse auf eine Katze." Sion-House. Dr. Greenlaw. Thomas Medwin. Lektüre. Adam Walker. Erste Freundschaft. Eton. Dr. Goodall. Keate. Bethell. „Der tolle Shelley." Spaziergänge. Studien. Chemische Experimente. Dr. Lind.

Die Shelleys sind ein altes in Sussex ansässiges Geschlecht. An ihr Wappen — drei Muscheln in scharzem Feld, Querbalken mit Stern, Inschrift: Fey e Fidalgia — knüpft sich die Sage von Sir Guyon de Shelley, einem Paladine Karls des Großen. Er trug an der Innenseite seines Schildes drei Muscheln, eine mit Erz, eine mit Silber, eine mit Gold beschlagen. Blies er auf der ersten, so flohen die Riesen, selbst die gewaltigsten; blies er auf der zweiten, so brach er jeden Zauber; ließ er aber die dritte erklingen, so war Gottes Gebot erfüllt, und das des Teufels vernichtet.

Der erste historische Shelley wanderte mit Wilhelm dem Eroberer ein. Sein Nachkomme Sir Thomas Shelley wurde der Teilnahme an einer Verschwörung gegen Richard II. überwiesen und starb auf dem Schaffotte. William Shelley (oder Shelleie) war in das Komplott des Herzogs von Northumberland verwickelt, durch das Maria Stuart befreit werden sollte.

Im 15. Jahrhundert gründete John von Worminghurst neben der Hauptlinie, die 1611 baronisiert wurde, eine jüngere Linie, einfache Landedelleute, die ihren Sitz in Sussex mehrmals wechselten, bis ein John Shelley 1692 durch seine Vermählung mit der Tochter Sir Roger Bysshe's von Fen-Place ansehnliche Güter zubrachte. Die Shelley's waren aufgeregte zu Abenteuern geneigte

Naturen. Ein Sohn John's verfiel dem Wahnsinne, ein anderer, Timothy, verbrachte einen Teil seines Lebens als Quacksalber in Amerika und verheiratete sich dort angeblich mit der reichen Witwe eines Müllers.

Timothy's zweiter Sohn, Bysshe, wurde der Großvater unseres Dichters. Er war jenseits des Oceans geboren, von exzentrischer Gemütsart, sechs Fuß hoch und hatte die in der Familie erblichen blauen Augen und braunen Locken. Bysshe kam in jungen Jahren nach Europa. Anfangs widmete auch er sich der Heilkunst und lieh dem mesmerischen Charlatan, Dr. James Graham, die Mittel zur Erbauung eines Tempels der Gesundheit, in dem Miß Emma Harte, nachmals Nelson's Geliebte, als Hygeia auftrat. Das Gerücht behauptete, Bysshe hätte in Amerika bereits eine Gattin begraben, obzwar er erst einundzwanzig Jahre zählte, als er in Sussex eine der reichsten Erbinnen des Landes, Miß Mary Catherine Michell, entführte. Ihr Vormund hatte sich ihrer Vermählung mit Bysshe nämlich widersetzt. Dieser Ehe entsproßen drei Kinder, ein Sohn, Timothy, der Vater des Dichters, und zwei Töchter. Nach Mary Catherine's Tode vermählte sich Bysshe noch einmal, und zwar wieder mit einer reichen Erbin, Elisabeth Jane Sidney-Perry. Sie zählte Sir Philipp Sidney, den Dichter der „Arcadia", unter ihre Vorfahren, und diese obzwar keineswegs unbestreitbare Verwandtschaft war die einzige des ganzen Stammbaums, auf die Shelley mit einer gewissen Genugthuung hinwies. In der That bietet der frühverstorbene, schöne, edle und tapfere Sänger, ein typisches Abbild der Ritterlichkeit seiner Zeit, eine gewisse Familienähnlichkeit mit unserem Dichter.

Durch Heiraten und Erbschaften hatte Bysshe es zu einem Vermögen von 300000 Pfd. gebracht; nun gelang es ihm zu den Gütern auch den Adel zu erwerben. Als eifriger Whig war er ein ergebener Anhänger des Herzogs von Norfolk, und dieser verhalf ihm aus Erkenntlichkeit für manchen geleisteten Dienst 1806 zur Würde eines Baronet. Zum würdigen Wohnsitz der neuen Barone wurde nun Castle Goring (nach Medwin um 80000 Pfd.) erbaut. Bysshe selbst aber bewohnte nach wie vor ein kleines Landhaus, kleidete sich nachlässig, hielt nur einen einzigen Diener und führte, mürrisch und von der Gicht ge-

plagt, ein unerquickliches Leben. Seine Erholungsstunden verbrachte er in dem nahen Städtchen Horsham, im Schwanenwirtshaus, bei einem Glase Wein, das er nicht trank, mit Männern aus dem Volke kannegießernd. „Er ist ein vollkommener Atheist und baut alle seine Hoffnung auf die Vernichtung", schreibt sein Enkel Percy Bysshe. Mit seinen Kindern stand der griesgrämige Alte auf schlechtem Fuße, seinem Sohne Timothy soll er oft geflucht haben; Percy Bysshe aber, der mit dem Namen auch manchen Charakterzug des Großvaters überkommen, mochte er wohl leiden, ja die Liebe zu ihm trug es über seinen Geiz davon, und angeblich war es Sir Bysshe, der den Druck der ersten Gedichte des Enkels bestritt.

Bysshe's Sohn, Timothy, (1753—1844) hatte ein besseres Herz als sein Vater, aber keinen so guten Kopf. Nachdem er seine Studien zu Oxford beendet, machte er die übliche „große Tour" auf den Kontinent, von der er jedoch nebst einem schlechten Bilde vom Ausbruch des Vesuv, nur ein wenig Französisch und ein ziemlich starkes Selbstgefühl nach Hause brachte. Mr. Timothy war sehr höflich, leicht gerührt, ohne wirklich ergriffen zu werden, freundlich gegen seine Untergebenen und seinen Kindern — mit Ausnahme des Dichters — ein guter Vater; übrigens heftig und im Zorne herrisch und unversöhnlich. Seine moralischen Grundsätze waren die für einen britischen Edelmann ziemlichen, ohne daß er sich gerade für sie begeistert hätte. Ueber die Litteratur hatte er wahrhaft barbarische Ansichten, vor der Religion hingegen einen desto größeren Respekt. Ein guter Whig, war er in den gehörigen Grenzen liberal, in unbedeutenden Dingen sehr diplomatisch, großen Fragen gegenüber unfähig sie zu fassen; kurz, ein gutmütiger, eigensinniger, beschränkter Mann.

Im Oktober 1791 vermählte sich Mr. Timothy mit Elisabeth Pilfold aus Effingham, (Surrey), einem Mädchen von seltener Schönheit. Sie wird als eine vorzügliche Briefschreiberin gerühmt; Percy Bysshe nennt sie „milde und tolerant, aber beschränkt". Strenggläubig und leicht eingeschüchtert, lehnte sie sich den Kindern gegenüber an die Autorität des Vaters und blieb so ohne selbständigen Einfluß auf ihre Erziehung.

Elisabeth und Timothy Shelley bewohnten Field-Place, ein bequemes, im Styl des 18. Jahrhunderts erbautes Landhaus, das Sir Bysshe nach dem Tode seines älteren kinderlosen Bruders John

geerbt hatte. Es liegt inmitten eines schönen Gartens, eine Stunde von dem Dorfe Warnham, einige Meilen von Horsham entfernt, und ist von wildreichem Walde umgeben, in den westlich die anmutigen Hügel von Hind=Head hineinragen; eine Gegend, die man ein typisches Bild bester englischer Landschaft nennen kann.

In einer kleinen Stube dieses Hauses erblickte der Erstgeborene des jungen Paares, Percy Bysshe Shelley, den 4. August 1792 das Licht der Welt[1]). Es war ein freundlicher Tag, aber Gewitterschwüle lag in der Luft. Auf den Landstraßen von Sussex drängten sich die Wagen und Karren französischer Emigranten. An demselben 4. August trat in Paris die Nationalversammlung zu jener denkwürdigen Sitzung zusammen, in der die bemittelten Stände nicht sowohl aus Angst vor der drohenden Gefahr, als aus opferfreudiger Begeisterung eintraten für die Befreiung des Landvolkes von der Leibeigenschaft, für Gleichheit der Besteuerung und Zulassung zu Aemtern ohne Rücksicht auf die Geburt; eine Sitzung, die einen Wendepunkt in der Geschichte bedeutet.

Dem Ehepaare Shelley wurden in der Folgezeit vier Töchter, Elisabeth (1794), Mary (1797), Hellen (1799), Margaret (1801) und 1806 noch ein Sohn John geboren. Hellen, des Dichters Lieblingsschwester, überliefert uns in anmutiger Erzählung, was wir von seinem Leben im Vaterhause wissen. Sie schildert uns Bysshe als den Helden der vier kleinen Mädchen, die in Liebe und Bewunderung an ihm hingen. Er war der Führer auf ihren Spaziergängen, die gewöhnlich über Hecken und Zäune zu schwer erreichbaren und darum desto verlockenderen Ruheplätzen führten. Er war der Tonangeber bei ihren Spielen; er sang ihnen vor und bannte sie förmlich durch lange, geheimnisvolle Erzählungen.

Eine verschlossene Bodenkammer in Field=Place machte seine Phantasie zur Behausung eines alten Einsiedlers, dem er den Namen

[1]) Ueber dem Kamine des Schlafzimmers ist eine Tafel angebracht mit folgender von Richard Garnett verfaßter Inschrift:

„Percy Bysshe Shelley wurde in diesem Zimmer am 4. August 1792 geboren.

„Wiege du von Shelley's erstem Wort,
Erstem Denken, sei ein heiliger Hort
Allen, die sich beugen, wo die Zeit
Ihre Gaben bringt der Ewigkeit.“

des Astrologen Franz I., Cornelius Agrippa, beilegte. Bysshe erzählte, der Alte brüte oben beim Scheine der Lampe über einem Zauberbuche; wenn die Kleinen ihn stürmisch zu sehen verlangten, vertröstete er sie auf die Zukunft. Im Garten gruben sie eine Höhle für ihn. Die würde er eines Tages beziehen, sagte Bysshe.

An den Garten von Field-Place knüpften sich allerlei Sagen. Zur Zeit Jacobs I. sollte hier eine entsetzliche Schlange gehaust haben, die auf Füßen ging, an den Seiten Büschel wie Ansätze zu Flügeln hatte, den Hals eine Elle lang vorstrecken und ihr Gift in weitem Umkreise ausspeien konnte. Im Teiche von Warnham trieb angeblich eine Riesenschildkröte noch immer ihr Wesen, und wenn es Bysshe auch nicht gelingen wollte, sie zu sehen, so war dies doch kein Grund, an ihrem Dasein zu zweifeln.

Hier und da verkleidete er sich selbst und die Schwestern in überirdische Wesen; die Mädchen waren Engel, Bysshe aber stellte den Teufel vor und zog mit einem Kohlenbehälter, in dem das höllische Feuer brannte, vor ihnen her. Ja, einmal steckte er einen Haufen Reisig in Brand und, darüber zur Rede gestellt, erklärte er, er hätte eine kleine Hölle für sich allein haben wollen.

Für Mystifikationen hatte er eine auffallende Vorliebe. Bald erschien er als Jäger, bald als Bauernbursche im Schlosse und wußte seine Rolle in der Regel gut durchzuführen. Bysshe's Absonderlichkeiten, die sein Ansehen bei den Schwestern erhöhten, erregten frühzeitig das Kopfschütteln des Vaters. In Sinnen und Schauen verloren, pflegte er im Sternenscheine einsam zu lustwandeln. Dann schlich ihm der treue Diener Lucas wohl heimlich nach. Er war es auch, der ihn auf seinen Spazierritten landein begleitete, und der Alte wußte viel zu erzählen, wie mildthätig Bysshe schon als Knabe war. Er beschenkte die Armen, die er unterwegs traf, häufig mit so unüberlegter Großmut, daß er schließlich von dem Diener borgen mußte.

Als einmal ein kleines Mädchen mit einer Gauklerbande nach Field-Place kam, wollte er es erwerben, um es zu erziehen. Bald darauf las er „Peter Wilkins und seine fliegenden Frauen“, Robert Paltocks anonym erschienene und überaus verbreitete Robinsonade, und die hier geschilderten, mit aller weiblichen Anmut ausgestatteten, wunderbaren fliegenden Wesen, die Southey seine Glendoveers im „Fluche Kehamas“ eingegeben, machten auch

auf Shelley's kindliche Phantasie tiefen Eindruck. Er wollte nun lieber eigene Kinder haben, kleine beschwingte Wesen gleich jenen, von denen das Buch so anmutig erzählte.

Bysshe's Gedächtnis erregte Staunen. Als kleines Kind wußte er ganze Gedichte nach einmaligem Hören auswendig. Mit sechs Jahren wurde er tagsüber nach Warnham geschickt, um in der Schule des dortigen Pfarrers die Anfangsgründe des Lateinischen zu erlernen. Angeblich mit acht Jahren schrieb er sein erstes Gedicht, die „Verse auf eine Katze". (Verses on a Cat.) Durch die unbeholfene Reimerei des Kindes schimmert hier bereits die Eigenart des künftigen Dichters, von geringfügigen äußeren Ereignissen zu der Betrachtung hoher Probleme aufzusteigen. Das Gedicht, das in Anbetracht des jugendlichen Verfassers merkwürdig ist, lautet:

„Einer Katze Beschwer,
Nicht weniger noch mehr,
Ihr guten Leute, will ich euch künden.
So wahr ich in Not,
Sie harret auf Brot,
Den kleinen Wanst sich zu ründen.

Wer ahnt die Beschwerden
Der Menschen auf Erden,
Die bitter sie peinigen jederzeit;
Das Weh ohne Zahl,
So viel Teufel zumal,
Die von Anfang der armen Seele Geleit.

Der wünscht Einen am Leben,
Und andere streben,
Daß ihnen ein Alter räume das Land;
Die beste der Thaten,
Ihr müßt sie erraten,
Denn mir, ich gesteh's, ist sie nimmer bekannt.

Gesellschaft will der,
Und Abwechslung er,
Und andre verlangen Ruhe und Stille,
Der fordert Speise,
Und, minder nicht weise,
Steht jenem nach einem Weibe der Wille.

Allein diese Katze
Wünscht nichts als 'ne Ratze,
Dem kleinen Magen zur wohligen Bürde;
Und gut wär's und weise,
Wenn manchen d i e Speise
Sein Maul zu halten zwingen würde."

1802 kam Bysshe in die Erziehungsanstalt Sion-House in Isleworth bei Brentford (Middlesex). Es war ein weitläufiges, düsteres Gebäude in freier, gesunder Lage, mit einem schönen Garten und Spielplatze. Der Vorsteher der Anstalt, Dr. Greenlaw, ein stämmiger, alter Schotte, eigensinnig und heftig, aber im Grunde nicht unfreundlich, wird von Shelley „ziemlich freisinnig" genannt. Er selbst führte die guten Schüler in das Studium der alten Klassiker ein, die Brillen hoch über die buschigen Brauen geschoben und mit häufigen Prisen seines schottischen Knasters sich über die Mühen des Unterrichts hinweghelfend. Mrs. Greenlaw und ihre Schwester standen der Hauswirtschaft vor, und wenn sie die Sparsamkeit auch im Auge behielten, so wurden die Kinder im großen und ganzen doch gut gehalten, und wer nicht gerade verwöhnt war, fand keinen Grund, sich über Tisch und Bett zu beklagen.

Sion-House hatte ungefähr sechzig größtenteils den Mittelklassen angehörende Zöglinge, unter denen der neue Schüler gewaltiges Aufsehen erregte. Bysshe's schlanke, aufgeschossene Gestalt, seine reichen, braunen Locken, seine zarte Hautfarbe und seine großen blauen Augen, in denen bald träumerische Sanftmut, bald wildes Feuer glänzte, seine weiche, leise Stimme, die in der Leidenschaft schrill und eintönig wurde, waren ungewöhnlich. Er glich einem Mädchen in Knabenkleidern.

Bysshe's Leben war nun mit einem Schlage völlig verändert; aus den freien Feldern von Sussex in die engen Mauern von Sion-House, aus dem liebevollen Verkehre mit Eltern und Geschwistern unter eine Schaar wilder Schuljungen, bei denen nur das Recht des Stärkeren galt. Mit hundert Fragen fielen sie gleich im ersten Augenblicke über ihn her; ob er um die Wette laufen könne? einen Kreisel drehen? springen? Fledermaus oder Eule spielen? oder ringen? woher er komme? wer seine Eltern seien? Und als der schüchterne Knabe nicht sogleich befriedigende Antwort auf alles

fand, wurde er verspottet. Bysshe schwieg, kehrte den neuen Kameraden den Rücken und erleichterte sein Herz durch Thränen, kaum er allein war.

So berichtet Thomas Medwin († 1869), des Dichters Vetter und nachmaliger Biograph, den er bei seiner Ankunft in Sion-House als einen Zögling der Anstalt vorfand. Medwin nahm dem jüngeren Bysshe gegenüber gewissermaßen das Amt eines Gönners und Vorgesetzten an, vermochte aber nicht, ihn vor der Tyrannei und Grausamkeit seiner Mitschüler zu schützen. In Bysshe vereinigte sich ein merkwürdiges Gemisch von mädchenhafter Empfindlichkeit und kühner Entschlossenheit; er war in hohem Grade reizbar und Anfällen von Heftigkeit unterworfen, in denen er alle Selbstbeherrschung verlor. Trieben ihn die Neckereien der Knaben zur Verzweiflung, so konnte er gefährlich werden. Er ergriff den nächsten besten Gegenstand, — einmal, wie es heißt, selbst einen kleinen Knaben — und schleuderte ihn gegen seine Peiniger.

Am liebsten hielt er sich von dem Schwarm fern. „Er galt unter den Kameraden für ungesellig und absonderlich“, sagt Medwin; „wenn uns ein Feiertag von den Schularbeiten erlöste und die anderen Knaben sich an Spielen ergötzten, wie sie der enge Hofraum zuließ, der uns gefangen hielt, ging Shelley, der sich an keinem Spiele beteiligte, den Wall entlang, immer auf und ab; ich glaube, ich sehe ihn noch!“ — „Allein wenn man ihm freundlich begegnete, war er liebenswürdig, treuherzig, edel und fröhlich“, berichtet ein anderer Schulkollege.

Die üblichen Gymnasiastenstreiche blieben ihm trotzdem nicht fremd. Einst bot er einem Knaben an, ihm seine lateinische Aufgabe zu machen und verfaßte folgenden Vers:

„Hos ego versiculos scripsi, sed non ego feci.“

Der Knabe bekam die Rute, rächte sich aber an Bysshe, indem er ihm einen guten Teil der Prügel übermittelte. Ein andermal gab er die Ovidischen Verse:

„Me miserum! quanti montes volvuntur aquarum!
Jam, jam tacturas sidera summa putes“ —

für seine eigene Komposition aus, und Dr. Greenlaw ging in die

Falle. Er schalt über die lächerlich schlechten Verse, und Bysshe erhielt eine Ohrfeige. Die Erziehungsmethode in Sion-House stand noch im Zeichen des Birkenreises, und Bysshe wälzte sich mitunter wie sinnlos auf dem Boden, wenn er geschlagen wurde; nicht aus Schmerz, sondern in dem Gefühle, daß er Unwürdiges erduldete.

Obzwar Shelley weder für das Griechische, noch für das Lateinische eine Vorliebe hatte, machte er doch rasche Fortschritte, denn er lernte, wie Medwin berichtet, augenscheinlich ohne zu studieren. Während der Unterrichtsstunden pflegte er in die Wolken zu schauen, die Schwalben zu beobachten, die an dem Fenster vorbeiflogen; oder er zeichnete ziemlich ungeschickt Pinien und Cedern in sein Schulbuch, oder sprengte zum Entsetzen der Lehrer und Schüler mit Schießpulver den Deckel seines Pultes in die Luft. Da er sich zu alledem noch des Vergehens schuldig machte, über Dr. Greenlaw's Witze nicht zu lachen, so gehörte er begreiflicherweise nicht zu dessen Lieblingsschülern. Aus der Tanzstunde floh er gewöhnlich. Gelang es ihm einmal nicht zu entweichen, so tanzte er mit der Miene eines Märtyrers und der Lehrer stöhnte: „Mon Dieu! Junker Shelley lernt nichts, er ist so gauche!"

Nur das Geheimnisvolle und Wunderbare zog ihn an. Schauergeschichten von Mördern und Banditen, Erzählungen von spukhaften Schlössern und Zauberern verschlang er gierig. In einer Leihbibliothek von Brentford fand er die Romane von Richardson, Fielding und Smollett, aber sie waren ihm zu zahm. In Begeisterung versetzten ihn dagegen Mrs. Byrne's „Zofloya, der Mohr", und die Werke der Anne Radcliffe, der „Ureltermutter des Schauerromanes." Die aufregende Lektüre versetzte ihn häufig in einen Zustand wachen Träumens. Seine Augen glänzten, seine Lippen bebten, seine Stimme zitterte vor Erregung und eine Art Extase überkam ihn. Er glaubte an Toten- und Geisterbeschwörungen und hatte schreckliche Träume. Einmal trat er nachts im Mondenscheine schlafend, aber mit offenen Augen, in Medwins Stube und näherte sich dem offenen Fenster. Medwin ergriff ihn am Arme und brachte ihn nicht ohne Mühe wieder zu Bett. „Ich saß noch eine Weile bei ihm", erzählte er, „und beobachtete die krankhafte Ueberreizung, in die seine Nerven durch das plötzliche Erwecken geraten waren."

Zu den Naturwissenschaften fühlte Bysshe sich mächtig hingezogen. Aber es war nicht die klare nüchterne Disziplin, die ihn fesselte, sondern vielmehr dasselbe Moment des Unbegreiflichen und Geheimnisvollen, das ihn in den Schauerromanen packte. Die Physik, die zu Beginn des Jahrhunderts noch auf einer Stufe stand, auf der man gleichsam durch einen Spalt in ein unabsehbares Gebiet rätselhafter Vorgänge blickte, war für Shelley die „Magie des 19. Jahrhunderts". Den physikalischen Unterricht in Sion-House besorgte ein autodidaktisches Genie, Adam Walker, der, nachdem er als Kaufmann zu Grunde gegangen war, einige wissenschaftliche Spielzeuge erfunden hatte (das „patente himmlische Klavier", den „patenten empyreischen Luftofen" u. dergl.) und nun als Wanderlehrer in Eton und den höheren Schulen der Gegend unterrichtete. Bysshe durfte den Saturn durch das Teleskop betrachten. Er fand Beweise, daß er wie unsere Erde bewohnt sei; er schwärmte von glücklicheren Sternen und erhob sich an dem Gedanken, daß wir künftig einmal als Geister „die große Reise durch den Himmel machen würden"; kurz er schwelgte in Begeisterung.

In Sion-House schloß Shelley seine erste Freundschaft. Wie mächtig ihn das Gefühl ergriff, zeigt ein kurz vor seinem Tode geschriebenes Fragment „Ueber die Freundschaft", das er jenem ersten Freunde seiner Kindheit widmete, den er später nie wiedergesehen hat und dessen Bild ihm doch stets vor Augen geblieben ist. Er schildert ihn als einen Knaben seines Alters, von außerordentlich edlem, tapferen und sanften Charakter und einer unaussprechlich anziehenden Einfachheit und Zartheit der Sitten. „Ich erinnere mich", heißt es in dem Fragmente, „daß ich in meiner Einfalt meiner Mutter einen langen Bericht über seine bewundernswürdigen Eigenschaften und unsere hingebende Neigung schrieb. Ich glaube, sie hielt mich für toll, denn sie beantwortete meinen Brief nicht. Ich erinnere mich, daß wir während der ganzen Freistunden einen bemoosten Zaun entlang auf- und abgingen und uns in kindlichem Geplauder das Herz ausschütteten. Wir sprachen von den Damen, in die wir verliebt waren, und ich entsinne mich noch, wie wir uns gegenseitig darin zu bestärken suchten, daß die Gefühle, die wir für sie und für einander hegten, ewig seien. Auch erinnere ich mich, daß ich meinen Freund für außerordentlich schön hielt. Allabendlich, wenn wir zu

Bett gingen, küßten wir uns wie Kinder, die wir ja auch noch waren" [1]).

1804 vertauschte Shelley Sion-House mit Eton. In dem Einschreibebuche des Oberlehrers ist unter dem 29. Juli noch sein Name in unsicherer Kinderschrift zu lesen.

Der Vorsteher der Schule war Dr. Goodall, ein trefflicher Gelehrter und freundlicher Mann, heiter und witzig; wohingegen sich der Lehrer der unteren Klasse, Dr. Keate, Shelley's Geiste als das Urbild des bösen Schulmeisters eingeprägt hat. Er war kein untüchtiger Lehrer und nicht ohne Humor, aber despotisch, hartherzig und kleinlich. Manchmal verschwand er aus dem Kreise seiner Gäste und kam nach einer halben Stunde mit einem Ausdrucke der Heiterkeit und Befriedigung in seinem Bulldoggesichte zurück; er hatte in der Zwischenzeit eine ganze Schaar „aristokratischer Schlingel" geprügelt. Die Schüler vergalten ihm mit bitterem Hasse. In ihrer englischen Aussprache des Griechischen machten sie ein Etymon seines Namens von χέω (ich gieße) und ἄτη (Leid.)

Bysshe wohnte bei einem Hilfslehrer Bethell, der in dem Rufe stand, der einfältigste Mann in Eton zu sein, sich Blößen gab und dann in das Gelächter der Knaben einstimmte, ohne zu merken, daß es ihm galt.

Genau genommen war der Hauptunterschied zwischen Shelley's Leben in Sion-House und dem in Eton der, daß er dort von sechzig Schülern gepeinigt wurde und hier von fünfhundert.

Das an vielen englischen Schulen übliche Fag-System [2]), das in geringerem Maße auch in Sion-House herrschte, war in Eton in vollster Blüte. Der jüngere Schüler mußte dem älteren gewisse Dienste leisten und empfing dafür nötigenfalls Schutz und Hilfe von ihm. Bysshe hatte sich bereits in Sion-House gegen diese Bot-

[1]) Der Name des Knaben, für den Shelley „die heilige Empfindung der Freundschaft" zuerst gefühlt, ist unsicher. Hogg hielt sich selbst für den Helden jenes Aufsatzes. Doch spricht dagegen die Bemerkung, Shelley wäre zu jener Zeit 11—12 Jahre alt gewesen, sowie der Zusatz, daß er den Freund seit der Schulzeit nicht wiedergesehen. Vielleicht war es Tredcroft, der, wie Shelley, aus Sussex gebürtig, gleich ihm für einen Sonderling galt, poetisch veranlagt war und jung starb.

[2]) Fag = drudge, Sklave, Knecht.

mäßigkeit aufgelehnt; in Eton schien sie ihm vollends unerträglich. Er erhob offenen Widerstand gegen die „organisierte Tyrannei“ und weigerte sich, seinem Fagmaster Matthews Gehorsam zu leisten. So verdarb er es von vornherein mit den älteren Jungen, während seine Weigerung, an den gemeinsamen Spielen teilzunehmen, ihn bei seinen Altersgenossen mißliebig machte. Sein nachlässiger Anzug und seine absonderlichen Neigungen trugen ihm den Beinamen „der tolle Shelley“ ein; und weil er die Etoner Gottheiten, Keate und Genossen, verachtete und sich von den Mitschülern abschloß, ward er „Lord-Ober-Atheist“ genannt, ein Spitzname, der ihm bei den Lehrern schadete. Zwar wagte sich kein Einzelner an ihn, aber in Schaaren überfielen sie ihn, und „eine Shelley-Hatz“ war ein beliebter Zeitvertreib. Sie jagten den Fliehenden vor sich her, und gelang es ihm nicht zu entkommen, so stießen und reizten sie ihn, bis er in eine Art Paroxismus verfiel und seiner ohnmächtigen Wut in gellendem Geschrei Luft machte. Oder sie bewarfen ihn mit Schlamm und Schmutz, oder er sah plötzlich hundert Finger nach sich ausgestreckt; eine flinke Hand zog ihm die Bücher unter dem Arme fort, eine andere zupfte ihn an der Jacke, eine dritte an den Locken und ringsum erscholl ein hundertstimmiger Chor: „Shelley! Shelley! Shelley!“ bis das gewünschte Ziel erreicht und der unglückliche Knabe außer sich vor Zorn, bebend, mit bleichen Wangen und funkelnden Augen auf sie losstürzte. Einmal schleuderte er eine Gabel nach einem Mitschüler und verwundete ihn.

Oft fanden sie ihn, Dramen und Gedichte schreibend und forderten ihn mit scheinbarem Interesse auf, seine Dichtungen vorzutragen, um dann, wenn er sie von seiner Poesie hingerissen wähnte, in schallendes Gelächter auszubrechen. Und Bysshe lernte nicht durch die Erfahrung, er ging immer wieder in die Falle. War er seinen Peinigern entkommen, so sprang er über Planken und Stiegen hinab an's Ufer, warf sich in ein Boot und ließ es auf dem Flusse in der malerischen Waldgegend dahintreiben. An den gemeinsamen Spaziergängen beteiligte er sich gern. An Sommerabenden ging es nach 6 Uhr ins Freie; man lagerte sich im Heu und verzehrte den mitgenommenen Proviant. Die liebsten Spaziergänge waren für Shelley freilich die, die er mit seinem Freunde Walter Halliday allein unternahm. Da erzählte er dem aufmerksam Lauschenden von Märchenländern,

Geistern und Gespenstern und setzte ihm seine Gedanken über das Leben nach dem Tode auseinander. Diese Gänge durch die liebliche Landschaft, in welcher einst Milton gewandelt und Gray über seinen düsteren Gedanken gebrütet, füllten Shelley's Freistunden aus und beglückten den für Naturschönheit überaus empfänglichen Knaben. Mit seinem Kollegen Amos — nachmals ein hervorragender Rechtsgelehrter — dichtete er Dramen, die sie dann gemeinsam aufführten, und auch an großen Augenblicken fehlte es nicht in seiner kleinen Welt, z. B. wenn es ihn einmal traf, eine Rede Cicero's gegen Catilina in großer Versammlung vorzutragen.

Shelley war in Eton zwar kein exakter, aber ein eifriger Schüler. Seine lateinischen Verse fielen durch Grazie und Originalität auf, obzwar sie Bethell häufig mit der kurzen Bemerkung: „Silbenmaß falsch!" ins Feuer warf.

Er bewunderte Lucrez und übersetzte das Kapitel über Gott aus der Naturgeschichte des Plinius. Unter den englischen Schriftstellern entzückte ihn Franklin durch die stolze Sicherheit, mit der er behauptet, daß der Geist stets über die Materie siege. Vor allem aber fesselte ihn Godwin's „Politische Gerechtigkeit", die er schon damals kennen lernte.

In den Naturwissenschaften genügte ihm der Unterricht des alten Walker nun nicht mehr, und das in Eton herrschende Verbot chemischer Privatstudien war nur ein Grund mehr, sie für Bysshe anziehend zu machen. Er wußte sich heimlich die nötigen Bücher zu verschaffen, die ihm sein Vater allerdings wieder wegnahm. Er braute wunderbare feurige Flüssigkeiten, und leichtfüßig über die Treppen gleitend, summte er oft vergnügt den Chor der Macbeth'schen Hexen:

„Doppelt, doppelt Fleiß und Mühe,
Feuer brenne, Kessel glühe!"

Die Nacht war seine Fest- und Jubelzeit. Da widmete er sich chemischen Experimenten, die nicht immer ganz ungefährlicher Natur waren. Einmal sprengte er sich fast in die Luft, einmal vergiftete er sich mit Arsenik; wenigstens schrieb man einer Krankheit, die ihn befiel, diese Ursache zu, und er selbst sprach von den entsetzlichen Folgen, die der Unfall für seine Gesundheit gehabt. Sein Gesicht und seine Hände waren gewöhnlich von Rauch geschwärzt und von

scharfen Säuren verbrannt; an seinen Kleidern zeigte mancher Riß und mancher Fleck die Spuren seiner geheimnisvollen Thätigkeit.

In den Ferien setzte er seine Experimente in Field-Place fort. Er besaß einen elektrischen Drachen, den er in der Absicht, Blitze aus den Wolken zu ziehen, steigen ließ. Die Schwestern gerieten in Staunen und Schrecken. „Wenn er mit einem Stücke zusammengefalteten braunen Packpapiers unter dem Arme, einer Flasche und einem Drahte zu mir kam“, schreibt Hellen Shelley, „so sank mir das Herz vor Angst; doch blieb ich still, weil ich mich schämte, und ich und alle, deren er habhaft werden konnte, wurden um den Tisch im Kinderzimmer gestellt und elektrisiert.“

Nachdem Shelley sich lange mit den elektrischen Maschinen Mr. Walker's hatte begnügen müssen, gelang es ihm endlich, sich eine Batterie zu verschaffen. Eines Tages verriet ein verdächtiger Lärm im Oberstock Mr. Bethell, daß sein Schüler wieder in gemeingefährlicher Weise experimentiere, und er begab sich in Shelley's Stube, den er zu seinem Entsetzen scheinbar in einer blauen Flamme stehend fand.

„Shelley! Was in aller Welt treiben Sie hier?“ rief er bestürzt.

„Please, Sir! ich citiere den Teufel“, antwortete der junge Forscher gelassen und höflich.

„Und was soll dies?“, herrschte ihn Bethell an, einen sonderbar aussehenden Apparat ergreifend, der auf dem Tische lag. Doch ehe er noch ausgesprochen, war er, Bethell der Würdige, zur Thüre hinausgeschleudert. Er hatte unfreiwillig selbst den Beleg zu einem elektrischen Experimente geliefert.

Was Wunder, daß Shelley zweimal aus Eton verwiesen und nur auf die Bitten seines Vaters wieder aufgenommen wurde.

Wirkliches Interesse hatte er ausschließlich für die selbstgewählten Studien. Die Mathematik war ihm völlig unzugänglich; ein langsames, berechnendes Vorgehen in den Studien hat er niemals kennen gelernt, wissenschaftliche Schulung hat sein Geist nie erfahren. Albertus Magnus und Paracelsus taugten und galten ihm gleich viel wie Priestley und Davy. Er brütete über alten Zauberbüchern, kannte nun die Formel, um Geister zu beschwören und trug sich mit dem Gedanken, sie Nachts in der Gruft der alten Kirche von Warnham auf die Probe zu stellen.

In dieser Stimmung wurde er noch bestärkt durch einen väterlichen Freund, Dr. James Lind, der einem aus alten Zeiten übrig gebliebenen Magier glich. Dr. Lind, ein eigentümlicher, viel verleumdeter Charakter, hatte in seiner Jugend weite Reisen gemacht und war auch eine zeitlang Arzt eines Indiers gewesen. Eine schöne Sammlung orientalischer Gegenstände schmückte sein Haus. Seine Vorliebe für die Wunder des Ostens und allerlei Absonderlichkeiten seines Wesens flößten den Leuten eine gewisse Scheu vor ihm und seiner Heilmethode ein; er stand im Rufe, als Beschwörer tüchtiger zu sein, denn als Arzt. Sanft und gütig, war er doch in hohem Grade eigenartig, und sein Hang zu absonderlichen Scherzen und Neckereien brachte allerlei Gerüchte über ihn in Umlauf, die ihm bei der Mit- und Nachwelt geschadet haben. Um Bysshe zu einem Vergnügen zu verhelfen, riet er ihm, an Persönlichkeiten, von denen er Verständnis oder Anregung erwarten durfte (zuweilen selbst unter falschem Namen), zu schreiben. So trat Shelley mit Felicia Browne, der nachmaligen Felicia Hemans, in Verkehr. Er hatte soeben die „Early Blossoms“ die erste Publikation der fünfzehnjährigen Dichterin, gelesen und war von der Gesinnungstüchtigkeit und Gemütstiefe des begabten Mädchens entzückt. Zudem hatte Medwin sie auf einer Reise in Nord-Wales kennen gelernt, und seine Erzählungen von der reizenden Persönlichkeit Felicia's trugen bei, Shelley's Enthusiasmus zu steigern. Seinem ersten Briefe, den er angeblich unter Medwin's Namen schrieb, folgte eine lebhafte Korrespondenz, der jedoch Felicia's Mutter, durch die kühnen Ansichten des jungen Verehrers erschreckt, Einhalt gebot.[1])

Dr. Lind soll seinen jungen Freund und Zögling einen Fluch auf den König und auf Mr. Timothy gelehrt haben. Als Kind mochte Shelley mitunter zugegen gewesen sein, wenn der griesgrämige Sir Bysshe seinem Sohne fluchte; und möglicherweise hatte die Gewohnheit sein Gefühl für die Abscheulichkeit eines solchen Scherzes abgestumpft. Sein Herz hatte mit dem häßlichen Vorgang jedenfalls nichts zu thun. Er stand in seiner Kindheit in gutem Einvernehmen mit dem Vater, wenn auch ein Vorfall, den er selbst als Thatsache berichtet und der häufig nachgeschrieben worden ist, das Gegenteil zu

[1]) Nach Hellen Shelley war schon Felicia's Antwort auf Bysshes ersten Brief derart, daß sie zu keiner Fortsetzung der Korrespondenz ermutigte.

beweisen scheint. „In der Nacht, die ihr Schicksal bestimmte", erzählte Shelley seiner Gattin Mary: „Einmal, als ich in den Ferien schwer krank gewesen war und mich eben von einer Gehirnentzündung erholte, belauschte ein Diener meinen Vater, der sich beriet, wie man mich in ein Irrenhaus schicken könnte. Ich war der Liebling der ganzen Dienerschaft, und so kam denn jener und erzählte mir alles, da ich noch krank zu Bette lag. Mein Entsetzen überstieg jeden Ausdruck, und ich hätte in der That darüber den Verstand verloren, wären sie in ihrem bösen Plane beharrt. Ich hatte jedoch eine Hoffnung. Ich verfügte über drei Pfund; und mit des Dieners Hilfe gelang es mir, einen Boten an Dr. Lind zu schicken. Er kam, und ich werde sein Benehmen nie vergessen. Sein Beruf gab ihm Ansehen, seine Liebe zu mir Eifer. Er sagte meinem Vater, er sollte es nicht wagen, seinen Vorsatz auszuführen, und seine Drohungen hatten den gewünschten Erfolg."

Es liegt kein Grund vor, Mr. Timothy eine derartige mörderische Absicht gegen seinen Sohn zuzumuten und am wenigsten zu einer Zeit, da er bedacht sein mußte, dem vor kurzem zu Rang und Ansehen gelangten Hause den Erben zu erhalten. Bruchstücke aus dem Gespräche Mr. Timothys mit dem Dorfarzte, von einem klatschsüchtigen Diener aufgefangen und Bysshe wiedererzählt, stahlen sich in die Fieberphantasien des kranken Knaben, der abenteuerlichen Gerüchten so leicht zugänglich war; und ein wissentlich oder unwissentlich gefälschter Bericht prägte sich seiner Erinnerung als schreckliche Thatsache ein. Vermutlich folgte Dr. Lind einer Einladung Mr. Timothy's, als er nach Field-Place, kam und seine Berufung zeigt nur von zarter Rücksicht für den jungen Patienten, auf den der väterliche Freund seinen beruhigenden Einfluß geltend machen sollte. Sie beweist zugleich, welche Macht über seinen Zögling man Dr. Lind zutraute.

Noch in späteren Jahren erinnerte Shelley sich gern daran, wie Dr. Lind ihn geliebt, und wie er stets den Geist gütigster Toleranz und reinster Weisheit gegen ihn bekundet. Und mit jener überschwänglichen Dankbarkeit, mit der der Genius empfangene Wohlthaten vergilt, hat er ihm in zwei seiner Dichtungen ein Denkmal gesetzt.[1])

[1]) In der Upper School in Eton steht seit dem 1. Juni 1894 Shelleys von Story in Rom ausgeführte Büste.

Zweites Kapitel.

Litterarische Anfänge. Erste Liebe.

Sechs Gedichte (1808). Fremde Einflüsse. Drama. Gedichte von Hellen Shelley. M. A. Oxen's Brief an den Herausgeber des „Morning Chronicle". „Der Nachtmahr." Harriet Grove. „Der ewige Jude." Campbell. Ballantyne. Stockdale. „Zastrozzi." Abschied von Eton. Lyrische Gedichte, „Originalgedichte von Victor und Cazire". Graham. Nach Oxford.

Weder die strenge Schulclausur in Sion-House, noch die in Eton maßgebenden Ansichten über Litteratur waren geeignet, anregend auf Shelley's dichterische Produktion zu wirken. In der That verlautet seit den „Versen auf eine Katze" nichts von einem poetischen Versuche bis 1808. Aus diesem Jahre liegen sechs Gedichte vor. Sie sind in jenem düsteren Tone gehalten, in dem sich die Jugend gefällt, und der, durch keine innere Notwendigkeit bedingt, nicht überzeugend wirkt. Sie wurden später in den Roman „St. Irvyne" eingefügt und sprechen mehr für die Belesenheit als für die Originalität des jungen Dichters. Eines dieser Gedichte:

„Ihr Geister der Todten, vernahm ich nicht
Euren Ruf im nachwirbelnden Athem des Sturmes",

klingt fast wörtlich an ein Gedicht Byron's[1]) an und zeugt von dem Eindrucke, den die 1807 erschienenen „Stunden der Muße" auf Bysshe gemacht.

Eine „Ballade" erzählt in kräftigem, kurzem Rhythmus von einem Mönche, dem Nachts in seiner Zelle beim Klange des Totenglöckleins die Geister der Abgeschiedenen erscheinen und den die tote

[1]) „Hours of Idleness". „Lochin y Gair": Ihr Schatten der Todten, vernehme ich nicht eure Stimme im nachwirbelnden Athem des Windes? (Und andere Parallelstellen.)

Nonne Rosa nach furchtbaren Seelenqualen ins Grab zieht. Der Name Rosa deutet auf die Vorbilder. Rosario heißt die als Mönch verkleidete Heldin in Lewis' „Monk“; Rosamunde ist die Heldin des „Abällino“ und Rosabella die des „Bravo of Venice“.

Shelley hatte Bürger's „Lenore“ in der Uebersetzung der Lady Diana Beauclerc kennen gelernt; auch Zschokke's „Abällino“ war ihm in Lewis' Uebertragung als Novelle bekannt, und Matthiew Lewis selbst, durch den „Mönch“ und andere Schauerromane der Mann des Tages, hielt ihn völlig in seinem Banne. Shelley's Ideal aber war damals Chatterton, der unglückliche Stürmer und Dränger einer früheren Zeit, und der Gegenstand seiner verehrungsvollen Bewunderung Southey's „Thalaba“.

Gemeinsam mit seiner ältesten Schwester Elisabeth schrieb er heimlich ein Drama, aber der Schauspieler Matthews, dem er es einschickte, sandte es mit dem höflichen Bemerken zurück, daß es zur Aufführung ungeeignet wäre. Auf Bysshe's Anregung schrieb auch Hellen Gedichte, die zwar größtenteils aus Reminiscenzen an bekannte Dichter bestanden, den verblendeten Bruder aber nichts desto weniger so befriedigten, daß er sie im geheimen drucken ließ. „Als ich meinen Namen auf dem Titelblatte gedruckt sah“, erzählt Hellen in ihren Erinnerungen, „H—ll—n Sh—ll—y, fühlte ich weit mehr Schreck als Freude; und sobald meine Eltern von der Publikation erfuhren, wurde die Auflage gekauft und vernichtet.“

Der „Morning Chronicle“ vom 13. November 1809 brachte unter dem Pseudonym M. A. Oxen einen in Form eines Briefes an den Herausgeber abgefaßten Aufsatz, der die Kandidatur Lord Grenville's um die Kanzlerstelle der Universität Oxford gegen seinen Mitbewerber Eldon befürwortete. Dieser Aufsatz wird von Medwin Shelley, von Forman Mr. Timothy zugeschrieben. Es ist jedoch nicht abzusehen, was Mr. Timothy bewogen haben könnte, um dieses ihn wenig berührenden Vorganges willen seinen Lebensanschauungen und Gepflogenheiten zuwider zu handeln, indem er nicht nur zu der verachteten Schriftstellerei griff, sondern noch dazu in das radikalste Blatt schrieb. Andererseits aber unterscheidet sich die langatmige, schwerfällige und pedantische Prosa dieses Aufsatzes auch entschieden von Shelley's jugendlichem Sturm- und Drangstyle. Eine Stelle ist im Hinblick auf seine späteren Schicksale und Ansichten von In-

teresse; sie lautet: „Daß Lord Eldon ein Mann ist, der Erfolge zu verzeichnen hat, daß er ein tugendhafter und kluger Mann ist, wird niemand leugnen; aber, daß ihn die Begabung seines Vorgängers auf dem Woolsack auszeichnet, daß er ein berühmter Gelehrter oder Staatsmann sei, daß er einen großen, erleuchteten Geist besitze, werden wenige behaupten, die nicht eines jener guten Dinge anstreben, die er zu vergeben hat."

Mit Medwin begann Shelley im Winter 1809—10 einen Roman: „Der Nachtmahr", dessen Heldin eine entsetzliche Hexe sein sollte. Es blieb aber bei den Anfängen, und auch sie gingen verloren.

Die Christferien dieses Jahres verbrachte Shelley mit Medwin äußerst vergnügt in Field-Place. Mr. Timothy war ein großer Jäger vor dem Herrn und Bysshe im edlen Waidwerke gern sein Genosse. Der Aufenthalt im Freien bei klarem Winterwetter wirkte belebend und kräftigend auf ihn, aber mehr als alles andere trug ein in Field-Place anwesender Besuch zu seiner erhöhten Stimmung bei. Mr. Shelley's Vetter Thomas Grove, ein Landedelmann, weilte mit seiner Familie bei den Verwandten. Sein fünfzehnjähriger Sohn Charles war ein vortrefflicher Kamerade für Bysshe; noch anziehender aber waren Mr. Grove's Töchter Charlotte und Harriet, von denen die letztere, mit ihm gleichen Alters und ihm in ihrem Aeußeren merkwürdig ähnlich, Bysshe auch keine Fremde mehr war. Schon als Kinder hatten sie mit einander gespielt, und der Einfluß der kleinen Base auf den wilden Knaben war häufig aufgeboten worden, wenn die andern Mittel ihn zu bändigen, fehlschlugen. Ihre Schönheit erregte schon in der Schule Aufsehen. „Wenn ich mir alle Frauen, die ich je gesehen habe, ins Gedächtnis rufe", sagt Medwin, „so weiß ich keine, die sie an Schönheit übertroffen hätte, und nur wenige, die sich mit ihr vergleichen durften. Ich denke ihrer wie eines Raphaelischen Gemäldes oder einer Shakespeareschen Frauengestalt."

Ihre Anmut, ihr gelassener Anstand machten auf den linkischen, unruhigen Jüngling tiefen Eindruck; aus der kindlichen Neigung ward bald innige Liebe. Bysshe gefiel sich in dem Minnedienste, den er der jungen Schönen weihte und den diese so huldvoll entgegennahm. „Er war meiner Schwester Harriet damals mehr zugethan, als ich sagen kann", schreibt Charles Grove.

Und wie herrlich war dieses Zusammensein mit der Geliebten! Spaziergänge im Mondenscheine, wenn auch in Begleitung der Geschwister; innigster Gedankenaustausch über politische und litterarische Dinge — nichts blieb zu wünschen übrig. Bysshe trug Harriet seine theologischen Bedenken vor und empfing ihrerseits das schwerwiegende Geständnis, daß auch sie eine Skeptikerin sei. Die Neigung der jungen Liebenden fand die Zustimmung der Eltern; und obzwar es zu keinem förmlichen Verlöbnis kam, wurde ihre einstmalige Verbindung doch als Gewißheit angenommen.

Als die Grove's sich zu Harriet's ältestem Bruder, der in Lincoln's-Inn-Fields wohnte, nach London begaben, begleitete sie Bysshe, und erst als er nach Eton zurückkehren mußte, schlug endlich nach fast zweimonatlichem Beisammensein die Trennungsstunde.

Doch nun kam ein neues entzückendes Moment in das Liebesverhältnis, die Korrespondenz. Eingehendste Erörterungen geistiger und weltlicher Probleme sollten als Prüfstein dienen, „ob die Uebereinstimmung ihrer Seelen sie geneigt mache, ein engeres, ewiges Bündnis mit einander einzugehen". Religiöse Auseinandersetzungen, die sich mehr und mehr vom orthodoxen Standpunkte entfernten, wechselten mit enthusiastischen Gefühlsergüssen, und wahre Folianten in Briefform gingen an Harriet ab.

In einem Bücherantiquariate von Lincolns-Inn-Fields hatte Shelley auf einem schmutzigen, zerrissenen Blatte eine Prosa-Uebersetzung des „Ewigen Juden" von Schubart gefunden. Der Name des Dichters fehlte darauf, und Shelley bemühte sich vergeblich, ihn zu erfahren. Die urwüchsige Kraft und Leidenschaft der Rhapsodie, die er für ein Fragment hielt, ergriffen ihn, und die von geheimnisvoller Tragik umflossene Gestalt des Ahasverus, die ihm bereits aus Lewis' „Monk" bekannt war, packte ihn mit einer Macht, die ihn zeitlebens nicht mehr losließ. Er beschloß eine eigene Dichtung „Der ewige Jude" („The wandering Jew") in vier Gesängen, bei der Medwin wie gewöhnlich sein Berater, vielleicht auch sein Mitarbeiter war. Zumal der Schluß gab Anlaß zu mancher erregten Diskussion. Medwin war dafür, den Helden nach dem Muster des deutschen Gedichtes sterben zu lassen, worein Shelley durchaus nicht willigen wollte. Für ihn war Ahasver der Typus jener Wider-

spruchs- und Widerstandskraft, die die alte Menschheit jung erhält. Sie konnte und durfte nimmer vergehen.[1])

Shelley's Dichtung scheint durch seine Romanlektüre mehr beeinflußt als durch Schubart. Der erste Gesang, in dem Paolo auf einem nächtlichen Ritte Vesperglocken vernimmt, zu einer Klosterkirche kommt und die Novize Rosa durch Entführung von dem verhaßten Gelübde rettet, das die tugendstolze Aebtissin ihr soeben abzwingen will, bietet wörtliche Anklänge an Mrs. Radcliffe's „Italian“. Auch hier hören Vivaldi und sein Diener Paolo im Walde Vesperglocken und dringen in die Klosterkirche; auch hier findet sich die strenge Aebtissin und die widerstrebende Novize Elena, die Vivaldi befreien will. Nur der Schluß der Episode weicht ab; Elena wird in ihre Zelle zurückgeführt.

Shelley's Paolo entführt die Novize auf sein einsames Felsenschloß, wo er ihr und seinem Freunde Vittorio, der im Gegensatze zu dem düsteren Paolo eine ruhige, heitere Natur ist, sein schreckliches Geheimnis enthüllt: Er ist der ewige Jude. Die Sage wird nun frei nacherzählt. Die Kreuzigungsszene nennt Medwin ein Plagiat aus Zouch's „Crucifixion“ (Cambridger Preisgedichte), doch haben beide Dichtungen nichts als den Gegenstand gemein.

In der Erzählung des ewigen Juden von seinen zahllosen vergeblichen Versuchen, sein Leben zu enden, wollte Shelley möglichst treu „die Erhabenheit des Ausdruckes“ nachahmen, die dem Dichter des in Lincoln's-Inn-Fields gefundenen Fragmentes so wunderbar gelungen. Das zur Vergleichung von ihm selbst beigefügte Fragment ist jedoch nicht Schubart's „Ewiger Jude“, sondern eine Variante, die, obzwar in Form und Inhalt ähnlich, doch auch mehr an eine Stelle des „Monk“ wie an Schubart anklingt.[2])

[1]) Medwin, äußerst ungenau in seinen Angaben, giebt den „Ewigen Juden“ für seine eigene Dichtung aus, die auf sechs bis acht Gesänge berechnet gewesen sei, von denen jedoch nur einige geschrieben worden. Von Shelley rührten nur wenige Stellen her. Seine Aussagen sind nunmehr durch eine Publikation der Shelley-Gesellschaft widerlegt. „The Wandering Jew, a Poem by Percy Bysshe Shelley, edited by Bertram Dobell, 1887.“

[2]) Vergleiche:

Ewiger Jude, V. 764.	Der Mönch, Kap. IV.
I cast myself in Etna's womb, If haply I might meet my doom,	Fain would I lay down my miserable life, for I envy those who

Hingegen findet sich Schubart's Gedicht mit dem ausdrücklichen Bemerken, es sei das in Lincoln's-Inn-Fields gefundene Fragment (bis auf die Schlußstrophe) wörtlich in einer Anmerkung zur „Königin Mab" abgedruckt. Es scheint also hier eine Ungenauigkeit in Shelley's Aussage vorzuliegen. Vielleicht hat er im „Ewigen Juden" nicht das deutsche Original sondern eine freie Uebersetzung benützt, die Clarence Mangan in einer deutschen Anthologie des „Dublin University Magazine" erscheinen ließ.

Paolo-Ahasver widersteht trotz seiner Todessehnsucht dem bösen Genius, der ihn zum Selbstmorde verleiten will und rettet dadurch seine Seele. Auch Vittorio, der eine unglückliche Liebe zu Rosa gefaßt, hält der silberne Ton des Totenglöckleins von dem schon beschlossenen Selbstmorde ab. Eine furchtbare Hexe, nach Medwin die Heldin des „Nachtmahr", erscheint, verspricht ihm Rosa und beschwört den Teufel, der Vittorio ein Gift giebt. Sobald Rosa davon genossen, wird sie die Seine werden. Oasenartig hebt sich aus

In torrents of electric flame;
Thrice happy had I found a grave
'Mid fierce combustion's tumults dire.
'Mid oceans of volcanic fire
Which whirl'd me in their sulphurous wave,
And scorched to a cinder my hated frame,
Parch'd up the blood within my veins.
And rack'd my breast with damning pains,
Then hurl'd me from the mountain's entrails dread.
With what unutterable woe
Even now I feel this bosom glow —
I burn — I melt with fervent heat —
Again life's pulses wildly beat —
What endless throbbing pains I live to feel!
The elements respect their makers seal —
That seal deep printed on my fatal head.

enjoy the quiet of the grave: but death eludes me and flies from my embrace. In vain do I throw myself in the way of danger. I plunge in the ocean, the waves throw me back with abhorrence upon the shore: I rush into fire: the flames recoil at my approach. I oppose myself to the fury of the banditti; their swords become blunted and break against my breast. The hungry tiger shudders at my approach and the alligator flies from a monster more horrible than itself. God has set his seal upon me, and all his creatures respect this fatal mark.

(„Der Mönch" erschien 1796. Möglicherweise stand Lewis auch hier unter deutschem Einfluß.)

dem wüsten Einerlei des Gräßlichen und Unwahren eine liedartige Strophe von zarter Schönheit heraus, die Rosa's Tod besingt.

„Sieh, die Blume, kaum erblüht,
Beut dem Winde ihren Duft;
Eine Stunde, und verblüht
Sinkt sie rasch und bleich zur Gruft.
Bleicher ist das Mägdelein,
Rascher naht es sich dem Grab,
Und von Gram beschwert und Pein,
Sinkt es in den Tod hinab."

Paolo überliefert sich dem Dämon, und eine heisere Stimme antwortet ihm: „Komm, denn dein Schicksal ist das Elend!"

In einer Vorrede widmete Shelley sein Werk Sir Francis Burdett, einem der fortgeschrittensten Radikalen seiner Zeit, der zu Anfang des Jahrhunderts in der politischen Geschichte Englands keine unbedeutende Rolle spielte. Kaum vollendet, wurde das Gedicht an Thomas Campbell geschickt und sein Urteil erbeten. Campbell hatte sich unter den Zeitgenossen durch seine „Pleasures of Hope" den Ruf eines Lyrikers ersten Ranges erworben, und vor kurzem war seinem Namen neuer Glanz verliehen worden, indem Byron in den „Englischen Barden und Schottischen Kritikern", worin kaum ein zeitgenössischer Dichter glimpflich wegkam, Campbell den Mann genannt hatte, der Apoll auf seinen Thron zurückführen sollte. Sein Urteil wollte der junge Shelley als maßgebend anerkennen. Es lautete niederschmetternd. Das Gedicht enthalte nur zwei gute Verse, nämlich diese:

„Wie eines Engels Seufzer klang
Der leise klagende Gesang."

Aber Bysshe ließ sich nicht völlig zu Boden drücken. Er sandte sein Manuskript an die Verlagsfirma Ballantyne & Co. in Edinburg. Nach langem Harren kam endlich die Antwort, die dem jungen Autor mitteilte, daß man zwar an dem Erfolge seiner Dichtung nicht zweifle, sie aber den liberalen Anschauungen der Engländer angemessener finde als den bigotten selbst gebildeter Schotten. Werde doch sogar Walter Scott allerorten angegriffen wegen seiner atheistischen Aussprüche in der „Jungfrau vom See". Während der kluge Ballantyne Scott's „atheistische Dichtung" zu Zehntausenden von Exemplaren absetzte, wußte er sich so vor der unreifen Arbeit eines

Anfängers zu retten. Doch blieb das Manuskript in seinen Händen und ist wahrscheinlich dasselbe, das 1829 im „Literary Journal“ erschien.

Shelley's Mut war auch durch diesen Vorfall nicht gebrochen. Er sandte umgehend ein zweites, obzwar minder sorgfältig ausgefeiltes Manuskript des „Ewigen Juden“ an den Verleger Stockdale in London. Er schickte ihm Ballantyne's Brief ein und bemerkte dazu: „Was die darin enthaltenen atheistischen Grundsätze betrifft, so versichere ich Ihnen, daß ich mir ihrer gar nicht bewußt war.“ Indem er sich ein möglichst geschäftskundiges Ansehen zu geben suchte, fügte er hinzu: „Ich zähle auf Sie als einen Ehrenmann hinsichtlich eines anständigen Preises für das Verlagsrecht.“

Aber Stockdale wußte sich noch geschickter aus dem Handel zu ziehen als Ballantyne. Er wollte das Manuskript überhaupt nicht erhalten haben. Dennoch dürfte es wohl dasselbe sein, das 1831 in „Fraser's Magazine“ abgedruckt wurde.

Der Mißerfolg des „Ewigen Juden“ war indeß bald verschmerzt, da Shelley mittlerweile den im Mai 1809 begonnenen und mit Harriet Grove in den Weihnachtsferien emsig fortgeführten Roman „Zastrozzi“ vollendet hatte, für den sich im Frühling 1810 in Mr. Robinson in London nicht nur ein Verleger fand, sondern ein Verleger, der ein Honorar von 40 Pfund bezahlte.

Shelley's Selbstgefühl war nun nicht wenig gehoben. Er schlägt einen überlegenen Ton an. Robinson kümmere sich nicht um die Kritik, von der doch das Schicksal seines Buches abhänge. Ein andermal affektiert er kalte Nüchternheit in seinen Ansichten über den Beifall der Presse. Zehn Pfund, hofft er, würden genügen, der British Review, auf die es vor allem ankomme, „das Maul zu stopfen“. Sein Freund Graham verspricht, nach dem Rechten zu sehen, und sie beschließen, in Mr. Grove's Landauer bei dem lässigen Robinson vorzufahren, um ihm zu zeigen, daß sie keine armen Teufel aus Grub-Street[1]) seien.

Die Bestechungen, wenn sie wirklich versucht wurden, hatten indeß nicht den gewünschten Erfolg. Im November 1810 erklärte die „Critical Review“, der Roman sei in Form und Inhalt so

[1]) Jetzt Milton-Street, ehemals ein ärmliches Schriftstellerviertel.

verächtlich, „daß man nicht davon Notiz nehmen würde, empörten nicht die unverhüllte Immoralität und Roheit, die er durchwegs bekunde".

Auf dem Titelblatte des „Zastrozzi" war Shelley's Name durch die Anfangsbuchstaben P. B. S. angedeutet. Das aus Milton gewählte Motto lautete:

„Daß ihr Gott sich als
Ihr Feind erwiese und mit reuiger Hand
Sein Werk vernichtete — dies überstiege
Das Maaß gemeiner Rache."

Mit den gröbsten Mitteln und grellsten Lichtern arbeitet der junge Dichter auf den Effekt los. Die schauerlichsten Sensationsromane, die er gelesen, noch zu übertrumpfen, ist sein Ziel.

Die fünfzehnjährige Olivia Zastrozzi wird von dem Grafen Verezzi verführt. Er verläßt sie und ihr Kind in äußerstem Elende und heiratet eine reiche Erbin, von der er gleichfalls einen Sohn hat. Olivia überträgt sterbend ihrem Sohne Pietro die Rache an dem Vernichter ihres Lebens, und Pietro ersticht seinen Vater. Allein damit nicht zufrieden, beschließt er, das ganze Geschlecht des Missethäters auszurotten. Er bemächtigt sich in einem Gasthofe bei München seines Stiefbruders Verezzi und hält ihn gefangen. Endlich gelingt es Verezzi, zu entkommen. Claudine, eine Bäuerin in der Passauer Gegend, nimmt ihn auf.

Verezzi wird von zwei Damen geliebt. Die sanfte, edle Julia, Marchesa di Strobazzo genießt seine Gegenliebe, die leidenschaftliche Matilda Contessa di Laurentini wird von ihm gemieden, und verfolgt Julia in wilder Eifersucht. Hierauf baut Zastrozzi seinen Racheplan, und der Zufall kommt ihm zu Hilfe. Da die verschmähte Matilda sich eben den Tod geben will, erscheint Verezzi, und sie sinkt, statt in die Fluten der Donau, in seine Arme. Verezzi folgt ihr in ihr Schloß, aber er verhält sich spröde und ablehnend. Da verspricht Zastrozzi der unglücklichen Matilda den Tod ihrer bevorzugten Nebenbuhlerin, und um rascher an's Ziel zu gelangen, berichtet er Verezzi sogleich den vorläufig erdichteten Tod Juliens. Verezzi verfällt in eine schwere Krankheit; Matilda pflegt ihn mit aufopfernder Hingebung, aber trotz alledem empfindet er für sie nur „kühle Achtung". Es bedarf stärkerer Mittel. Zastrozzi rät, einen

Räuberanfall zu veranstalten; Matilda rettet Verezzi scheinbar das Leben und trägt eine Wunde davon. Nun ist Verezzi's Widerstand besiegt; er läßt sich mit ihr trauen. Doch als die Neuvermählten eines Abends traulich in Venedig beisammen sitzen und Verezzi Matilden eben mit den Worten zutrinkt: mögen des Himmels Blitze mich vernichten, wenn ich dich nicht anbete! erscheint Julia. Verezzi tötet sich; Matilda ersticht Julien und wird der Gerechtigkeit überliefert; Zastrozzi stirbt auf der Folter.

Die Kontrastierung der Charaktere im „Zastrozzi" ist die schablonenhafte, in den Schauerromanen der damaligen Zeit feststehende: die sanfte blonde Julia, die leidenschaftliche dunkle Matilda; der edle Verezzi und der verruchte Zastrozzi, der sich trotz seiner unmenschlichen Wildheit dem herrschenden Räuberideale nähert, indem er mit Mord und Totschlag die gute und gerechte Sache der Unschuld verficht. Er besitzt einen starken Geist und einen unbeugsamen Mut. Auf der Folter umspielt ein Lächeln der Verachtung und des Hohnes sein geisterleuchtetes Gesicht, und mit einen wilden Auflachen frohlockender Rache stirbt er.

In Inhalt und Form häuft sich Gemeinplatz auf Gemeinplatz; das hohle Pathos, die vorwiegende, ja ausschließliche Berücksichtigung des stofflichen Interesses sind völlig unshelleyisch und weisen auf fremde Vorbilder. Schon die wenig wohllautenden und gesucht fremdländischen Namen sind den meist gelesenen Werken der Zeit entlehnt oder nachgeahmt. Zastrozzi erinnert an Zofloya (Mrs. Byrne), Zeluco (John Moore), und Parozzi („Bravo of Venice"). Ein Verezzi spielt in den „Mysteries of Udolpho" (Mrs. Radcliffe) eine Hauptrolle, ebenso eine Signora Laurentini. Die Heldin des „Castle of Otranto" (Horace Walpole) heißt Matilda. Im „Zeluco" findet sich der künstlich veranstaltete Räuberüberfall (übrigens auch in „Emilia Galotti"); an den „Mönch" erinnert das plötzliche Auftreten der Inquisition. Auch spielt dieser Roman zum Teil in Baiern, in der Nähe von München. Italien aber erfreute sich als Schauplatz von Banditen- und Spukgeschichten besonderer Beliebtheit. Verezzi's Reise nach Venedig war sicher durch den „Bravo" oder die „Mysteries of Udolpho" veranlaßt, die eine berühmte Schilderung Venedigs enthalten. Zastrozzi, der aus Mangel an Liebe sein Leben der Rache widmet, der philosophierende Bösewicht, der mit

Bewußtsein und Ueberlegung frevelt, hat eine gewisse Familienähnlichkeit mit Franz Moor, während Verezzi's Gefangenschaft in einer unterirdischen Höhle, in der ihm der Bandit Ugo Nahrung bringt, gleichfalls an eine Szene der „Räuber" anklingt.

Zwei Jahre später urteilte Shelley selbst folgendermaßen über „Zastrozzi": „Ich war von einer Leidenschaft für die wildesten, extravagantesten Romane erfüllt. Alte Bücher über Chemie und Magie las ich mit staunender Bewunderung, die sich fast zur Gläubigkeit steigerte. Aus einem Romanleser ward ich ein Romanschreiber. Obzwar ganz uncharakteristisch für mich, so wie ich nun bin, kennzeichnen diese Romane doch den Zustand meines Geistes zur Zeit ihrer Entstehung."

Der religiöse Standpunkt des Dichters ist im „Zastrozzi" der respektabelster Rechtgläubigkeit. Verezzi richtet in seiner Todesangst ein Gebet an den Schöpfer, „an ihn, der in den verborgensten Tiefen der Erde den Flehenden vernimmt". Als Zastrozzi sein Verbrechen zu rechtfertigen sucht mit der Bemerkung: Der Mensch solle sein gegenwärtiges Glück keiner unbestimmten Hoffnung auf ewige Seligkeit opfern, fügt der Dichter folgende Reflexion hinzu: „In demselben Maße als sich die menschliche Natur von der Tugend entfernt, verliert sie auch die Fähigkeit, die geheimnisvollen Wege und wunderbaren Fügungen der Vorsehung klar zu erkennen."

Sein Unsterblichkeitsglaube ist durchaus korrekt. „Matilda's Seele", heißt es, „hatte einen Blick gethan in das Elend, das den Schlechten im Jenseits erwartet, und trotz ihrer Verachtung für die Religion, trotzdem sie bisher nur zu sehr den Lehren des Atheismus angehangen, zitterte sie vor der Zukunft, und eine innere Stimme, die da flüstert: du wirst nicht sterben! sprach Dolche zu Matilda's Seele." Gleichzeitig eine Probe, wie gut Shelley seinen Shakespeare inne hatte.

Im Sommer 1810 war die Studienzeit in Eton abgelaufen. Das Honorar für „Zastrozzi" setzte Bysshe in die Lage, seinen Kollegen ein Abschiedsfest zu geben, und diese beschenkten ihn dagegen mit Büchern zum Andenken.

In den Ferien, die er in Field-Place zubrachte, entstanden mehrere lyrische Gedichte, deren Grundton für einen jungen Liebenden auffallend düster ist. „Der Einsame" (The Solitary) beklagt als

den unseligsten der Sterblichen den, der nicht lieben könne. „Der Tod“ (Death, a Dialogue) und „Der besiegte Tod“ (Death vanquished) feiern die Ruhe des Grabes als wünschenswertestes Ziel.

Für eine ganze Sammlung von Gedichten, die er bei Phillips in Horsham hatte drucken lassen, gelang es ihm nun doch Stockdale's Verlag zu gewinnen, nachdem er sich ihm als der Sohn des reichen Parlamentsmitgliedes Mr. Timothy Shelley zu erkennen gegeben hatte. Bei diesen Gedichten, die unter dem Titel: „Originalgedichte von Victor und Cazire“ erscheinen sollten, hatte Shelley einen Mitarbeiter.

Man hat seine Schwester Elisabeth und Harriet Grove der Mitschuld an jenem Werke geziehen, doch trifft der Verdacht der Mitarbeiterschaft eher einen jungen Mann namens Eduard Graham, mit dem Shelley um diese Zeit innig befreundet war. Graham, der Sohn eines unbemittelten Soldaten, war ein Schützling Mr. Timothy's, dessen Aufmerksamkeit er durch seine außergewöhnliche musikalische Begabung erregt hatte. Er weilte nun als Schüler des Salzburger Kompositeurs Wölfl in London. In einem „Freitag 1810“ datierten Briefe Shelley's an ihn heißt es in einer Nachschrift: „Was denkst du von unseren Gedichten? Was spricht man davon? Wohl gemerkt, keine Schmeichelei!“ Indessen kommt die Autorschaft bei diesem Werke wenig in Frage, denn einige Tage nach seiner Veröffentlichung fand Stockdale bei einer genaueren Prüfung der „Originalgedichte“, daß sie der Originalität in peinlicher Weise ermangelten. Sie waren größtenteils poetische Transkriptionen des „Mönch“ und anderer Schauer- und Wundergeschichten.

Stockdale ließ Shelley rufen, und nachdem der erzürnte Verleger ihm seine Entdeckung vorgehalten, drang er sogleich selbst mit allem Ungestüm auf die Vernichtung der ganzen Auflage. In der That hat sich bis jetzt kein Exemplar der Gedichte gefunden. Ob Shelley durch seinen Mitarbeiter oder seine eigene Phantasie hinsichtlich der Originalität der Gedichte getäuscht ward, oder ob der junge Etoner Träumer weiter kein Unrecht darin erblickte, sich fremde Dichtungen anzueignen, wenn sie mit seinen Ansichten und Empfindungen zusammenfielen, bleibt zweifelhaft.

Indessen waren einige Exemplare der Originalgedichte bei ihrer Konfiskation bereits ins Publikum gedrungen, und Shelley hatte den

Kummer, sie sehr streng beurteilt zu sehen. Zu dem Schlußvers eines Gedichtes:

„Welch langweiliges Mädchen, o rasch, mach ein Ende!“

bemerkte ein Kritiker, der Vers enthalte, wenn auch keinen Rhythmus, so doch eine Wahrheit in seiner ersten und einen vernünftigen Wunsch in seiner zweiten Hälfte.

So ging der Sommer 1810 zu Ende, und Shelley, der sich schon am 10. April in University-College immatrikuliert hatte, übersiedelte nach Oxford, um, wie einst sein Vater, juridischen Studien obzuliegen. Mr. Timothy begleitete ihn; sie wohnten in demselben Hause „zum ehernen Roße“, das ihn als Student beherbergt, und das Wiedersehen der alten Stadt, die ihm hundert Jugenderinnerungen wachrief, stimmte ihn weich, so, daß er selbst Bysshe's litterarische Neigungen in milderem Lichte sah. Zu dem Sohne seines ehemaligen Wirtes, der eben im Begriffe war, sich als Buchhändler zu etablieren, bemerkte er heiter: „Mein Sohn hat auch litterarische Absichten; er hat schon etwas veröffentlicht. Haben Sie, bitte, Nachsicht mit seinen Druckerei-Grillen!“

Die Kollegien der englischen Universitäten bieten dem Schüler bekanntlich nebst dem Unterrichte auch Wohnung und Verpflegung. Bysshe bezog University-College[1]), und Mr. Timothy kehrte wohlgemut nach Field-Place zurück, nachdem er ihn dort einquartiert hatte.

[1]) Seine Stube ist jetzt das sogenannte Shelley-Lesezimmer.

Drittes Kapitel.

Oxford.

Die Universität. Thomas Jefferson Hogg. Erste Begegnung. Shelley's Aeußeres. „Leonora." Lektüre. Lebensgewohnheiten. Plato's Rückerinnerungslehre. „Nachgelassene Fragmente der Margarete Nicholson." — „St. Irvyne." Stockdale. Häusliches Zerwürfnis. Bruch mit Harriet Grove. Peter Finnerty. „Poetischer Versuch über den gegenwärtigen Zustand der Dinge." Leigh Hunt. Religiöse Zweifel. „Ueber die Notwendigkeit des Atheismus." Relegation.

Der Geist, der um die Wende des Jahrhunderts an den englischen Universitäten herrschte, war nicht geeignet, junge Genies zu fesseln. Wordsworth, Southey, Coleridge, De Quincey, Lamb, sie alle besuchten Oxford oder Cambridge, und kein Einziger beendete seine Studien. Byron brachte es zwar zum M. A., aber er selbst wußte nicht, wie er dazu gekommen. Am wenigsten konnte sich ein junger Brausekopf wie Shelley in Oxford befriedigt fühlen. Im Lehrplane der Universität machte sich noch ein gutes Stück Mittelalter geltend. Der eifrigsten Pflege unter den Wissenschaften erfreuten sich Theologie und Geometrie, also gerade jene beiden Disziplinen, die Shelley am wenigsten interessierten. Die Professoren waren lässig, die Schüler faul; auf beiden Seiten hatte ein Schlendrian Platz gegriffen, der dem Ankömmling weder Respekt vor den Lehrern, noch Sympathie für die Studenten einflößen konnte.

Dennoch brachte der neue Aufenthalt Shelley ein großes Glück: die freie Verfügung über sich und seinen Tag. Er konnte nun studieren, was er wollte, konnte abends im Bette lesen, bis ihm die Augen zufielen und sich ein Leben nach seinem Geschmacke zurecht zimmern.

Dazu kam gleich in den ersten Tagen eine neue und innige Freundschaft. Der junge Mann, an den Shelley sich mit ganzer

Seele aufschloß, war Thomas Jefferson Hogg, sein nachmaliger Biograph.

Auch er hatte die Universität erst vor kurzem bezogen. Er war ein klarer Kopf, hatte das Herz auf dem rechten Flecke und besaß einen gesunden, mitunter etwas cynisch angehauchten Humor, der ihn vor jeglicher Sentimentalität bewahrte und ein vorzügliches Gegengewicht für die überschwänglichen Phantasien des verträumten Dichterjünglings bildete. Einer nordenglischen Tory-Familie entstammend, war Hogg in tiefer Ehrfurcht vor der Staatskirche und dem Könige und in äußerster Geringschätzung der Katholikenemanzipation erzogen worden, und wenn er sich nun auch seine eigenen Ansichten zu bilden vermochte, ließen die Eindrücke der Kindheit sich doch nicht ganz verwischen. Er war von ungewöhnlicher geistiger Begabung und zugleich ein exakter Schüler. Der Unwille über die an der Universität herrschenden Mißverhältnisse äußerte sich bei ihm in humoristischer Form: „Oxford ist ein Sitz der Gelehrsamkeit“, schreibt er, „ein Sitz, in dem die Gelehrsamkeit sehr bequem sitzt, zurückgelehnt wie in einem Armstuhle; und sie schläft so fest, daß weder ich noch du, noch irgend jemand sie wecken kann.“

Shelley imponierte an Hogg in erster Linie sein weltmännisches Auftreten, sein scharfer Blick und sein sicheres Urteil.

Die Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft wurde ein Gespräch, das sich während des Mittagbrotes zwischen ihnen entspann. Sie gerieten in Streit über die Frage, ob die deutsche oder die italienische Litteratur den Vorzug verdiene; als der Saal sich längst geleert hatte und die hitzige Diskussion noch weit von ihrem Ende war, forderte Hogg Shelley auf, in sein Zimmer zu kommen. Er war sogleich bereit; aber unterwegs kam ihm der Faden des Gespräches und seine Begeisterung für die deutsche Sache, die er vertreten, so sehr abhanden, daß er, in Hoggs Stube angelangt, völlig gelassen erklärte, er wäre wohl nicht zur Entscheidung solcher Streitfragen geeignet, da er weder des Deutschen, noch des Italienischen mächtig sei [1]).

Beim Nachtische und einem Glase Wein ging Shelley so weit, zu fragen, was denn überhaupt darauf ankomme, welche Litteratur den Vorzug verdiene? was denn, genau besehen, die ganze Litteratur

[1]) Nach Medwin hatte Shelley bereits in Eton Deutsch gelernt.

anderes sei, als rein Nebensächliches und das Studium alter und moderner Sprachen anderes, als ein Studium leerer Worte und Namen? Wie viel weiser wäre es, nach den Dingen selbst zu forschen. Hogg fragte, wie man dies solle?

„Durch die physikalischen Wissenschaften, durch die Chemie!“ lautete die Antwort.

Und mit gerötetem Antlitze und erhobener Stimme sprach er nun über die chemische Analyse mit einer Begeisterung, die seinen Enthusiasmus bei der Verteidigung der deutschen Litteratur noch weit übertraf.

Hogg hatte während der langen Rede, die ihn wenig interessierte, Muße das auffallende Aeußere seines Gastes zu betrachten. „Seine Erscheinung war eine Summe von Widersprüchen“, schreibt er, „seine Gestalt durchsichtig zart und dennoch stark und knochig; groß, aber so gebeugt, daß er von kleiner Statur schien. Seine Kleidung war kostbar und nach der neuesten Mode, aber unordentlich, ungebürstet und zerknittert. Seine Bewegungen waren rasch, hier und da heftig, mitunter selbst ungeschickt, für gewöhnlich aber sanft und zierlich. Seine Gesichtsfarbe, ursprünglich von einer fast weibischen Zartheit, weiß und rot, hatte die Sonne gebräunt und gefleckt, da er im Herbst, wie er sagte, viel gejagt. Seine Züge waren fein und sein Gesicht, besonders der Hinterkopf, sehr klein, obzwar dieser durch das lange dichte Haar von ziemlichem Umfange schien. In der Zerstreutheit, oder — wenn ich so sagen darf — in der Angst eifrigen Nachdenkens, pflegte er es heftig mit den Händen zu reiben, oder unbewußt die Finger rasch durch die Locken zu ziehen, so, daß er eigentümlich wild und zerrauft aussah. Zu einer Zeit, wo die Mode die Tracht der Postillone so genau als möglich nachahmte und man das Haar ausnahmslos nach Soldatenart geschoren trug, war diese Exzentrizität außerordentlich auffallend. Den Mund etwa ausgenommen, waren seine Züge unregelmäßig, ihr Gesamteindruck jedoch war ein gewaltiger. Sie atmeten Lebhaftigkeit, Feuer, Enthusiasmus und einen regen, überirdischen Geist, wie ich es in keinem anderen Antlitze gesehen. Der moralische Ausdruck seines Gesichtes war nicht minder schön als der intellektuale; denn es sprach von Sanftmut und Güte und — obzwar dies viele wundern wird — von jener religiösen Hingebung, die die besten Werke der florentinischen und römischen Meister charakterisiert, zumal die Fresken, denen sie ihre ganze Seele eingehaucht. — Ein

Makel jedoch entstellte seine äußere Erscheinung und drohte alle seine Vorzüge zu vernichten: seine Stimme war ein Marterwerkzeug, unausstehlich schrill, rauh und mißtönend und that in ihrer Einförmigkeit dem Ohre weh." [1])

Noch an demselben ersten Tage ihrer Bekanntschaft fand Shelley beim Abendbrote Gelegenheit, Hogg Pläne für die Bewässerung der afrikanischen Wüsten, für künstliche Erwärmung der arktischen Zone und Linderung des englischen Winters zu Gunsten der Armen zu entwickeln. Von den Geheimnissen der Materie kam er auf die des Geistes, auf das Vorleben und den künftigen Zustand der Seele, und man trennte sich erst, als die Flammen im Kamin erloschen und die Kerzen tief herabgebrannt waren.

Als Hogg sich am anderen Tage zu Shelley begab, fand er ihn in chemische Experimente vertieft. Obzwar die verabredete Stunde seines Besuches längst verstrichen war, überraschte ihn sein Erscheinen. Er hatte gemeint, es sei noch früh am Morgen. „Ich merkte, daß er von der Zeit keine Notiz nahm" sagt Hogg; „und wenn es eine Tugend gab, der er völlig unzugänglich blieb, so war es jene häusliche, nützliche und gefällige: die Pünktlichkeit."

In Shelley's eben neu möblierter Stube lagen Bücher, Stiefel, Schriften, Instrumente, Kleider, Pistolen, Wäsche, zahllose Phiolen, Münzen und Kupferstiche auf dem Boden und allen Möbeln kunterbunt durcheinander. Tisch und Teppich hatten Brandflecken; unter dem Wuste von Gegenständen ragten eine Elektrisirmaschine, eine Luftpumpe und ein Sonnenmikroskop hervor. Auf dem Tische stand eine Flasche japanischer Tinte, die zugleich als Tintenfaß diente, daneben lag ein zierliches Rasiermesser, das auch als Federmesser benützt wurde; dicht dabei Zucker, Citronen, Sodawasser und auf einem Stoße von Büchern ein Gestell mit einer Glasretorte, unter der ein Spirituslämpchen brannte.

[1]) Thomas Love Peacock, („Erinnerungen an Percy Bysshe Shelley") bemerkt hierüber: „Es ist in diesen Bänden (Hogg's Shelley-Biographie) viel von Shelley's mißtönender Stimme die Rede. Er hatte diesen Fehler allerdings, doch hauptsächlich, wenn er in Erregung sprach. Bei ruhiger Rede merkte man ihn kaum und vollends gar nicht, wenn er las. Er schien dann im Gegenteil die Stimme ganz in seiner Gewalt zu haben, und sie klang sanft und leise, aber klar, deutlich und ausdrucksvoll."

„Ich saß kaum einige Minuten", erzählt Hogg weiter, „als die Flüssigkeit in dem Gefäße überkochte und den schon vorhandenen Flecken und unangenehmen Düften einige neue hinzufügte. Shelley griff rasch nach dem Gefäße und zerschlug es am Feuerroste, wodurch der penetrante, widerliche Geruch noch erhöht wurde."

Man konnte nach Hoggs Versicherung in dieser Stube nicht vorsichtig genug sein, wenn man nicht vergiftet, in die Luft gesprengt oder sonst an Leib und Leben geschädigt werden wollte.

Allein es dauerte nicht lange, und der jugendliche Enthusiast hatte auch den nüchternen Hogg in seine eigenartige Welt hineingezogen. „Er an sich bedeutete in der That schon eine ganze Universität für mich, so sehr förderte sein Beispiel und seine Anregung meine Liebe zu den Studien", bekennt Hogg. Und er, der sich um Doktrinen und Prinzipien bisher wenig gekümmert, nahm Teil an den philosophischen Spekulationen des jungen Forschers; er begann gemeinschaftlich mit ihm eine Dichtung „Leonora", ja, er bewarb sich um einen litterarischen Preis, der für die beste Arbeit über das Thema „Der sterbende Gladiator" ausgesetzt war.

Die Kollegen, von denen die beiden Freunde sich absonderten, belegten sie mit dem Spitznamen „die Unzertrennlichen". Hogg war bald in alle Verhältnisse von Field-Place eingeweiht. Die salbungsvollen und gezierten Briefe, die Mr. Timothy Bysshe in absichtlicher und nicht sehr glücklicher Nachahmung der Briefe Lord Chesterfield's an seinen Sohn schrieb, wurden auch von Hogg gelesen, und das übermütige Paar belegte den würdigen Herrn von Field-Place mit dem aus Campbells Roman „Hohenlinden" entlehnten Namen: „der feurige Hunne".

Dem Gottesdienste entfloh Shelley, wann immer es thunlich war; die Vorlesungen besuchte er unregelmäßig. Während Hogg den juristischen Studien mit Fleiß und Erfolg oblag, kümmerte Shelley sich zu seinem Leidwesen wenig um die Jurisprudenz und war nur in den selbst gewählten Studien eifrig[1]).

[1]) Zu Trelawny („Records of Byron, Shelley and the Author") sagt Hogg von Shelley: „Seine seltene Befähigung als Gelehrter zog mich zu ihm hin. Die größten Männer sind jene, die unsere Gesetze entworfen, und die Richter, welche sie handhaben; und hätte Shelley sich mit all seinem Geiste in die Rechte vertieft, statt sinnlose Rhapsodien zu schreiben, so wäre er ein großer Wohlthäter der Welt geworden, denn er hatte den schärfsten Verstand, der mir je vorgekommen."

Es wurde in Oxford gern gesehen, wenn die Schüler viel lasen. Darin that es Shelley keiner gleich. „Man traf ihn nie ohne ein Buch in der Hand“, berichtet Hogg; „er las, wenn es an der Zeit und wenn es nicht an der Zeit war; bei Tische, im Bette, auf seinen Spaziergängen, und nicht nur auf dem Lande, sondern in den belebtesten Straßen von Oxford. Niemals sah ich Augen, welche die Seiten gieriger verschlangen. Es ist keine Uebertreibung, daß er von den vierundzwanzig Stunden des Tages sechzehn lesend verbrachte.“

Freilich war seine Lektüre nicht ganz diejenige, welche die Lehrer der Universität ihren Zöglingen empfahlen. Aristoteles und Euklid vernachlässigte er; der „göttliche Plato“ hingegen, in dem er vereinigt fand, was ihm als Höchstes galt, Philosophie und Poesie, wurde sein Liebling und sein Leitstern. Er las ihn damals noch in der englischen Wiedergabe einer französischen Uebersetzung, machte sich aber mit der Zeit den griechischen Text so zu eigen, daß er stundenlang darin fortlesen konnte, ohne zu stocken. Gleichzeitig suchte er bei Hume und Locke Belehrung und Aufklärung. „Die skeptische Philosophie sagte zwar dem phantasiereichen, feurigen Genius weniger zu, bot aber seinen Disputationen vorteilhaften Grund und Boden. Fragen und Widerlegen war sein Lebenselement.“

An die Stelle der Schauerromane traten nun die Wundergeschichten orientalischer Reisebeschreibungen, für die schon Dr. Linds Erzählungen sein Interesse erweckt. Das Verständnis Shakespeares ging ihm auf, und von den Zeitgenossen entzückte ihn der geistvolle Landor durch seine kühne, schwungvolle Dichtung „Gebir“.

In dem regellosen Treiben der Oxforder Studenten fiel Shelley „durch die Reinheit und Heiligkeit seines Lebenswandels“ auf. Er war heiter und ein Freund unschuldiger, mitunter äußerst harmloser Scherze. Ein guter Witz konnte ihn entzücken, wohingegen ein grober Spaß, zumal wenn er unsauberer Natur war, ihn über die Maßen aufbrachte und ihm als ein Verstoß gegen die männliche Würde erschien. „In keinem Individuum war der Sittlichkeitssinn je vollkommener entwickelt“, sagt Hogg. „Er war überaus sanft, und seine Weichherzigkeit erstreckte sich auch auf die Tiere, für die er überhaupt eine große Vorliebe hatte. Er geriet außer sich, wenn er Pferde schlagen oder Esel überbürden sah, und ein Vierfüßler mußte

sich schon etwas Fürchterliches zu schulden kommen lassen, um seinen Zorn zu erregen."

„Das Herz der Jungfrau, die ihres Vaters Schwelle noch nicht übertreten und die Berührung der rauhen Welt nicht kennen gelernt, könnte nicht empfänglicher für den süßen Zauber der Häuslichkeit sein als Shelley", sagt Hogg und nennt ihn „das lenksamste, nachgiebigste, schmiegsamste, vertrauensvollste Geschöpf, das je den Weg des Lebens gewandelt."

Von seinem bescheidenen Taschengelde wußte er noch Almosen zu erübrigen und unterstützte z. B. die junge Dichterin Janetta Phillips, die die großen Erwartungen, welche er von ihr hegte, allerdings nicht erfüllte.

Die Neigung für die Kleinen, die Shelley schon als Kind gezeigt, erfüllte ihn noch immer, und gern bezog er Platos Lehre, daß alles Wissen Rückerinnerung sei, auf die Kinder.

Einmal hielt er auf der Magdalenenbrücke eine Frau an, die einen Säugling trug, und, das Kind scharf ins Auge fassend, fragte er: „Möchte Ihr Kind uns etwas von der Präexistenz erzählen, Madame?" Die Frau drückte erschreckt das Kind an sich und schwieg. Shelley wiederholte seine Frage mit unverbrüchlichem Ernst. Ein wenig beruhigt, erwiderte sie, das Kind könne noch nicht sprechen. „Schlimmer und schlimmer!" rief Shelley und schüttelte pathetisch die Locken; „es kann in so kurzer Zeit die Sprache nicht verlernt und völlig vergessen haben!"

„Es ziemt mir nicht, hierüber zu streiten", versetzte die Mutter; „ich kann nur sagen, daß ich weder mein Kind, noch ein anderes in seinem Alter jemals habe sprechen hören!"

Seufzend setzte Shelley seinen Weg fort. „Wie ärgerlich verschlossen sind diese neugeborenen Kinder", sagte er zu Hogg. „Aber trotz ihrer listigen Anschläge, die Wahrheit zu verbergen, ist es doch nicht weniger sicher, daß alles Wissen nur Rückerinnerung ist. Diese Lehre reicht weit über Platos Zeit hinauf und ist so alt wie die ehrwürdige Allegorie, daß die Musen die Töchter des Gedächtnisses seien. Nicht eine von den Neunen wurde je die Tochter der Erfindungsgabe genannt."

Die Rückerinnerungslehre war ein zu jener Zeit häufig aufgeworfenes Thema. Coleridge verbreitete sich in einem Sonett auf

die Geburt seines Sohnes über den Satz des Phädon: „Unsere Seele existierte schon irgendwo, bevor sie in dieser menschlichen Form erschien"; und er selbst glaubte noch manchesmal das dunkle Gefühl eines früheren Zustandes geheimnisvoll zu empfinden. Auch Wordsworth war von einer dem Kinde innewohnenden höheren Erkenntnis durchdrungen. Die Anschauungen des Kindes enthüllten ihm Wahrheiten, zu denen der Mann sich nur mit Mühe durchringt.

Die Nachmittagsstunden waren in der Regel langen Spaziergängen gewidmet. Shelley, ein guter Fußgeher, schreckte vor den weitesten und schlechtesten Wegen nicht zurück. Auf diesen Ausflügen trug er gewöhnlich ein paar Pistolen bei sich; eine Karte, die er an einen Stamm befestigte, diente als Scheibe, und jeder Schuß, der traf, entzückte ihn. Wenn es anging, suchte freilich der vorsichtige Hogg die Waffen unschädlich zu machen, indem er bald die Kugeln, bald die Pulverbüchse entfernte. Shelley brauste auf, als er den Grund des rätselhaften Versagens seiner Pistolen entdeckte. Doch von Hogg aufgefordert, die Natur des Zornes zu definieren, redete er sich bald so sehr in Feuer, daß er erklärte, eine solche Gemütsaffektion sei in keinem Falle und unter keiner Bedingung zu entschuldigen. Und der Vorfall war vergessen.

Das Lieblingsziel seiner Spaziergänge war ein viereckiger Teich am Fuße des Skotover Hügels. „An seinem Ufer träumte er oft bis zur Dämmerung, still auf das Wasser blickend, Verse vor sich hinsagend, oder in wissenschaftliche Probleme vertieft; oder er warf Kiesel in den glatten Spiegel und zählte die Kreise, die sie im Wasser zogen. Ganze Felsstücke riß er mitunter los und schleuderte sie in den Teich, um dann ruhig und regungslos in das Wasser zu starren, bis der letzte Wellenkreis zitternd verschwunden war."

Gegen Abend, gewöhnlich um sechs Uhr, wurde Shelley in der Regel von einer merkwürdigen Mattigkeit übermannt. „Zwei bis vier Stunden", erzählt Hogg, „lag er dann in lethargischem Schlafe auf dem Sopha, oder noch häufiger wie eine Katze auf dem Teppiche bei einem tüchtigen Kaminfeuer, und sein kleiner, runder Kopf war der Glut so unmittelbar ausgesetzt, daß ich mich oft wunderte, wie er es aushielt. Mitunter suchte ich ihn zu schützen, aber umsonst; er drehte sich gewöhnlich im Schlafe um und legte sich wieder vor die Glut."

Oft sprach er unzusammenhängende Sätze. Erwacht, fühlte er sich stets erfrischt. „Sein Geist war dann klar und durchdringend und seine Rede außerordentlich brillant.“ Er begann eine lebhafte Diskussion, oder trug eigene und fremde Verse vor, und zwar so rasch und leidenschaftlich, daß das Zuhören mitunter zur Pein ward.

Wenn die College-Uhr die zweite Morgenstunde schlug, entfernte sich Hogg trotz aller Bitten und Vorstellungen Shelley's, der, einmal im Zuge, die ganze Nacht hindurch fort gelesen und gesprochen hätte.

Eines Tages fand Hogg den Freund mit der Durchsicht einiger Druckbogen beschäftigt. Es waren sechs Gedichte, die Shelley in Oxford geschrieben, seine ersten politischen Verse, rot glühend von Tyrannenhaß.

Gleich in dem ersten [1]) fragt er: was sind Könige? Und erwidert: Die Könige sind Staub, ihr Lächeln ist Aprillensonnenschein. Der letzte Tag macht alles gleich. Er entreißt ihrer Hand den Scepter, entreißt der Faust des Kriegers den blutigen Brand. Schon vernehmen begeisterte Ohren ein Murmeln; empört über die Werke der Hölle, entfernt der Himmel die unerträglichen Urheber dieser Werke, sie, die der Erde Unschuld, Liebe und Frieden rauben.

Das „Epithalamium“ schildert die Hochzeit der Geister des Franz Ravaillac und der Charlotte Corday im Jenseits. Gleichgesinnte Geister suchen und vereinen sich, ob auch Raum und Zeit sie trenne. Das Gedicht ist eine gräßliche Verquickung blutdürstiger Rachelust und schwärmerischer Liebeswonne. Süßer als alles Minneglück, süßer als die unbewußten Seufzer, als die stumme Sprache der Augen ist das Todesröcheln des Tyrannen, süßer als der Liebe höchster Segen ist der Klang seines Grabgeläutes.

„Verzweiflung“ (Despair) und „Melodie zu einer Scene früherer Tage“ (Melody to a Scene of former Times) stammen aus der Zeit, da Shelley an seiner Verlobten zu zweifeln begann. Southey's „Vision der Jungfrau“ behandelt ein ähnliches Thema wie „Verzweiflung“. Auf einem Ruinenfelde begrüßt eine Spukgestalt die Jungfrau von Orleans im Reiche der Verzweiflung und zeigt ihr alle vergangenen und künftigen Schrecknisse ihres Lebens; sie aber widersteht der Versuchung zum Selbstmorde. Shelley ver-

[1]) Ohne Ueberschrift. Nach Hogg nicht von Shelley.

schmäht jede kalte Allegorie oder Moral, jede Schilderung eines Gemütszustandes, und das Bild der Verzweiflung tritt um so packender zu Tage in dem Rufe an die Geister des Sturmes, „die unsichtbaren Sänger lustiger Lieder", an den Blitz, den Donner und die Flut, sie mögen sein Leben und die Welt zerstören.

„Ja, jedes Band, das mich gefesselt, ist dahin,
Geheimnisvolles Schicksal, wohl, ich folge dir,
Da Hoffnung, Glück und Friede mich auf ewig fliehn,
So komm' ich, schreckliche Gewalt, scheid' ich von hier.
Es möge im Triumphe dann der Geist der Hölle
Wild lachend dieser Seele tiefes Leid verhöhnen;
Und ob von herbster Qual und Pein mein Herz auch schwelle,
Will ich sein Lachen, das da tötet, wiedertönen,
Verfluchend jene Kraft, die nichts vergeblich schafft."

Hogg erzählt, daß er, um sein Urteil über die Gedichte befragt, erklärt habe, sie wären nur als burleske Poesie zu brauchen, worauf mit einigen Federstrichen ihre Umwandlung zur Posse vollzogen worden. Shelley hätte gelacht und mitgeholfen. Nun habe es gegolten einen passenden Titel für die närrischen Erzeugnisse lustiger Laune zu finden. Der erste Gedanke war, ihre Autorschaft einem bedeutenden Dichter oder ernsten Schriftsteller in die Schuhe zu schieben, dann aber geriet Hogg auf einen noch besseren Einfall. In Bedlam lebte Peg Nicholson, die wahnsinnige Wäscherin, die 1786 mit einem Küchenmesser ein Attentat auf Georg III. gemacht. Hogg verfügte in Gedanken ihren Tod und verlieh ihr aus gleicher Machtvollkommenheit einen Neffen und Herausgeber ihrer poetischen Werke, John Fitz-Victor — vielleicht ein Sohn des Victors der Originalgedichte. Der Spaß gefiel dem Oxforder Verleger Munday, und nach einigen Tagen war das Heftchen, das nur wenige Seiten enthielt, gedruckt.

Am 17. November 1810 brachte der „City Herald" und die „Oxford University" die Notiz, daß für 2 sh. im Verlage Mr. Munday's „Die nachgelassenen Fragmente der Margarete Nicholson" (Posthumous Fragments of Margaret Nicholson, edited by John Fitz-Victor) zu haben seien.

So Hogg in seiner Biographie. Aber kaum in richtiger Erwägung der Thatsachen. Als er Shelley's Leben schrieb, blickte er

von der Höhe des gereiften Alters und der Erfahrung einer erfolgreichen bürgerlichen Laufbahn lächelnd auf die Thorheiten der Jugend herab. Die Poesie galt ihm im Allgemeinen nur mehr als eine Zerstreuung in müßigen Stunden[1]), und zumal jene Gedichte, „ein Gemenge von Sentimentalität und revolutionärer Wut", konnten ihm nur den Eindruck des Burlesken machen. Dennoch scheint es unzweifelhaft, daß sie von Shelley ernst gemeint waren und die ihnen anhaftende Komik eine unfreiwillige ist. Ihre Vorläufer aus den Jahren 1809 und 1810 sind um nichts weniger wüst und hochtrabend. Sie sind das Stammeln des Kindes, dem das richtige Wort für seine Gefühle noch nicht zu Gebote steht, dessen Empfindungen aber nichtsdesto weniger tief und ernst sind, wenn auch die Erwachsenen darüber lächeln. Selbst der burleske Titel der Gedichte geht auf echte Begeisterung zurück. Chatterton hatte die Dramen und Gedichte Thomas Rowley's erfunden und war damit zu Ruhm und Bewunderung gelangt. Warum sollte Shelley es dem unglücklichen Dichterjüngling, den er verehrte und nachahmte, nicht auch darin gleich thun? Hatte er doch eine Neigung für Mystifikationen von Kind auf gehabt.

Der Erfolg der „Fragmente" war ein befriedigender — kein rühmliches Zeugnis für den Geschmack des Publikums. Am 30. Nov. schreibt Shelley an Graham: „Sie haben hier einen großartigen Absatz und sind das Gesprächsthema des Tages."

Die wirklichen Verfasser ahnte niemand, und die beiden Freunde fühlten eine heimliche Genugthuung, wenn sie Leute von Stand und Ansehen auf der Straße in dem Bändchen lesend trafen, das förmlich in Mode gekommen war.

Was Wunder, daß Shelley sofort mit Eifer eine neue Publikation betrieb. Seit dem Frühling lag bereits ein zweiter Roman fertig in seinem Pulte, „St. Irvyne oder das Lebenselixir" (St. Irvyne or the Rosicrucian). In einem Briefe an Graham (April 1810) heißt es: „Wenn Jack[2]) nicht einen verteufelt hohen Preis für meine Gedichte und mindestens sechzig Pfund für meinen

[1]) Bei Trelawny („Records") heißt es: „Hogg sagt, daß alle Dichter Wahnsinnige sind, die in Bedlam eingesperrt werden sollten."

[2]) Wahrscheinlich Robinson.

neuen Roman in drei Bänden zahlt, soll der Hund sie gar nicht haben."

Allein Robinson weigerte sich überhaupt, ein zweites Geschäft mit Shelley einzugehen, und so mußte er klein beigeben. Im Herbst war er geneigt, sein Werk bei Stockdale auf eigene Kosten drucken zu lassen. Die im November scheinbar gleichgiltig hingeworfene Frage: „Wann denken sie wohl, daß St. Irvyne herauskommt?" steigert sich am 2. Dezember zu dem Stoßseufzer: „Wann kommt St. Irvyne heraus?" Endlich, nach langer, gespannter Erwartung las er mit Befriedigung Stockdales Ankündigung: „Der Universitätsroman. Heut erscheint: — Preis nur 5 sh. — St. Irvyne oder das Lebenselixir, Roman von einem Mitgliede der Oxforder Universität."

Shelley war mit dieser etwas marktschreierischen Anzeige sehr einverstanden. Er fand sie geeignet, die Neugier des Publikums zu erregen. Allein er täuschte sich; das Buch machte kein Aufsehen. Die einzige bis jetzt bekannt gewordene Erwähnung (im „British Critic" Jan. 1811) ist in verächtlichem Tone gehalten. Sie schließt mit dem Wunsche, daß dieses Mitglied der Oxforder Universität doch lieber an anderen Dingen Geschmack finden möchte und hofft, daß dies in gegebener Zeit wohl der Fall sein könnte, da der Autor noch jung scheine.

Der Inhalt von „St. Irvyne" ist folgender:

Wolfstein, den Erben eines reichen deutschen Fürsten, hat ein Ereignis, das zu schrecklich ist, um es zu erzählen, auf immer aus seiner Heimat vertrieben. Auf seiner nächtlichen Wanderung durch wilde Alpengegenden führt ihn die Verzweiflung zur Gottlosigkeit; er sucht den Tod. Mönche, die mit einem Leichenzuge des Weges kommen, nehmen sich des bewußtlos Hingesunkenen an, werden aber bei ihrem Samariterwerke von Räubern überfallen und geplündert. Wolfsteins Unerschrockenheit imponiert den wilden Gesellen; er folgt ihnen in ihre unterirdische Höhlenbehausung, „und in kurzer Zeit wurde aus dem hochherzigen und edlen Wolfstein, obzwar er noch immer hochherzig und edel war, ein geübter Räuber".

Bei einem Ausfall auf einen reichen italienischen Grafen verspätet sich Wolfstein sinnend und dichtend im Walde; er erscheint erst auf dem Schauplatze, als die Räuber den Grafen vom Felsen ge-

stürzt haben und eben dabei sind, seine vor Entsetzen ohnmächtige Tochter Megalena di Metastasio aus dem Wagen zu zerren. Ihre Schönheit macht einen gleich tiefen Eindruck auf Wolfstein wie auf Cavigni, den Räuberhauptmann, und schon ist dieser, da Megalena seine Bewerbungen abweist, im Begriffe, den Giftbecher an die Lippen zu setzen, als Ginotti ihm den Kelch aus der Hand schleudert. Ginotti, einer der tapfersten unter den Räubern, ist eine geheimnisvolle Persönlichkeit. Niemand kennt sein Leben, aber alle haben Ehrfurcht vor ihm. Er verweigert auch jetzt jede Erklärung seiner That, und das Ereignis wird vergessen.

Wolfstein gesteht der gefangenen Megalena heimlich seine Liebe und findet Erwiderung. Ueberzeugt, daß er Megalenas nicht würdig wäre, wenn er vor irgend einem Preise zurückschreckte, der auf ihren Besitz gesetzt ist, streut er Gift in Cavignis Becher, und diesmal trinkt der Häuptling.

Auf Ginottis Antrag lassen die Räuber Wolfstein, der seine That gestanden, fliehen. In der allgemeinen Aufregung entkommt auch Megalena, und sowohl sie als Wolfstein nehmen einen großen Schatz von Juwelen als Zehrpfennig mit. Ihr Ziel ist Genua. Auf einer kurzen Rast in Breno (Brenner?) steht plötzlich Ginotti vor ihnen. Er erinnert Wolfstein, daß er ihm sein Leben verdanke, und fragt, was er ihm dagegen biete.

„Ewige Dankbarkeit", erwidert Wolfstein.

Ginotti aber läßt ihn schwören, daß er ihm drei Dinge gewähren wolle, sobald er sie fordern werde: Ein Obdach, wenn er ein ausgestoßener Wanderer sein, ein aufmerksames Ohr, wenn er ihm seine Geschichte erzählen werde, ein Grab, wenn er gestorben sei.

Wolfstein schwört, und Ginotti verschwindet. Allein in Genua wird Wolfsteins Liebesglück neuerdings durch Ginottis Erscheinen gestört. Auch hat das Leben in der großen Welt in Megalena eine traurige Veränderung hervorgebracht; Wolfstein fühlt sich nicht mehr von ihr gefesselt, er sucht Zerstreuung und lernt die schöne Olympia della Anzasca kennen, die eine unbezwingliche Leidenschaft zu ihm faßt. Die eifersüchtige Megalena fordert als einen Beweis seiner Treue Olympias Tod. Schon ist Wolfstein, zum Aeußersten entschlossen, in ihr Schlafgemach gedrungen, da entwaffnet ihn der An=

blick ihrer Schönheit. Olympia entreißt ihm den Dolch und tötet sich selbst.

Als Megalena und Wolfstein nun nach Böhmen fliehen, ist endlich der Augenblick gekommen, da Ginotti ihnen seine Geschichte erzählen will.

Von Jugend auf hat ihn ein wahnwitziger Trieb erfüllt, die Geheimnisse der Natur zu durchdringen. Er hat sich dem Teufel verschrieben und das Elixir des Lebens gefunden. Nur einem Menschen darf er sein Geheimnis mitteilen und muß dann selbst seinem Anspruch darauf entsagen. Er überträgt es Wolfstein, dessen Gedanken er kennt, in dessen Leben er jedes Ereignis vorhergesehen und veranlaßt. Um Mitternacht soll er ihn bei der verfallenen Abtei in der Nähe des Schlosses St. Irvyne treffen.

Wolfstein findet sich ein. Er fällt über einen toten Körper; es ist Megalena. Mit dem Glockenschlage zwölf naht Ginotti. Seine Gestalt ist zum Gerippe eingeschrumpft. „Das Stück ist aus", sagt er, „die Stunde des tötlichen Schreckens vorüber. Ich bin zu endloser Qual verdammt. Willst du deinen Schöpfer verleugnen?"

„Niemals, nie!" entgegnet Wolfstein.

Da erscheint unter Donner und Blitz der Teufel, und eine furchtbare Stimme ruft: Ja, du sollst ewiges Leben haben, Ginotti!

Wolfstein stirbt. Ueber ihn hat die Hölle keine Gewalt.

Neben dieser Erzählung läuft (in den Kapiteln 7, 9, 11, 12) völlig gesondert eine zweite, folgenden Inhaltes:

Eloise de St. Irvyne kehrt nach fünfjähriger Abwesenheit in einer dunklen Herbstnacht in das Schloß St. Irvyne zurück, wo sie von ihrer Schwester Marianne empfangen wird.

Der Dichter hält eine Rückschau auf ihre Erlebnisse während dieser Abwesenheit, vergißt aber im Laufe der Erzählung seinen Ausgangspunkt und kommt nicht mehr darauf zurück.

Eloise ist mit ihrer kranken Mutter nach Genf gereist. Ein Unfall, der sie unterwegs traf, führte zu ihrer Bekanntschaft mit Nempère, der sie nach dem Tode der Mutter zu einem nächtlichen Stelldichein beredete. Er bekehrt sie zu seinen freien Ansichten über die Liebe, ist ihrer aber bald überdrüssig und überläßt sie seinem Freunde Mountford zur Begleichung einer Spielschuld. Mit

Mountford und dessen Freunde, dem edlen schwärmerischen Fitz-Eustace lebt Eloise geraume Zeit in idyllischer Abgeschiedenheit, bis Mountford fliehen muß, weil er, wie er glaubt, Nempère getötet hat. Fitz-Eustace und Eloise finden sich. Nempère, sagt er, habe nur ihren Leib besessen; er sei kein Sklave so gemeiner und beschränkter Vorurteile. Sie lassen sich trauen und gehen nach England, wo sie „das Glück genießen, das allein Liebe und Unschuld zu geben vermögen".

Das einzige Band, das die beiden Erzählungen in „St. Irvyne" verknüpft, ist eine kurze Nachschrift, die in dürren Worten sagt, Ginotti sei Nempère und Eloise Wolfsteins Schwester.

Die Vermutung lag somit nahe, „St. Irvyne" wäre nichts andres als die Uebersetzung zweier selbständiger Romane.

In „Frasers Magazine" erschien im Juni 1841 ein Aufsatz von einem „anonymen Zeitungsherausgeber", der mitteilte, Shelley hätte ihm im Winter 1811—12 drei Manuskripte zum Andenken geschenkt, eine Originalarbeit und zwei Uebersetzungen aus dem Deutschen, für die er sich vergeblich um einen Verleger bemüht. Die Originalarbeit sei „Zastrozzi", die Uebersetzungen „St. Irvyne". 1822 wären die Manuskripte, als er sie einem Freunde lieh, verloren gegangen. 1839 habe er eines im „Novelist" gedruckt gesehen. In der That erschien „Zastrozzi" 1839 in „The Romancist's and Novelist's Library", und das Einzige, was sich gegen diese Aussage einwenden läßt, ist der Umstand, daß sowohl „Zastrozzi" als „St. Irvyne" 1811 bereits gedruckt waren.

Ein von Hogg mitgeteiltes Brieffragment weist auf eine Uebersetzung aus dem Französischen. „Warum willst du St. Irvyne bekomplimentieren?" schreibt Shelley, „ich habe Delisles nicht gesehen, aber meiner muß ein Pla" — — — — Hier bricht der Satz ab. Shelleys vortrefflicher Biograph Edward Dowden wirft die Frage auf, ob etwa zu ergänzen wäre: muß ein Plagiat davon gewesen sein.

Medwin spricht von einem Bande deutscher Erzählungen, die Shelley in Oxford übersetzte, und die ihm keinen hohen Begriff von der Litteratur dieses Landes beibrachten. Eine gewisse Ungelenkigkeit der Sprache, die die Folge ungeschickter Uebersetzung sein könnte, fällt allerdings in „St. Irvyne" auf, doch war das Original einer

solchen Uebersetzung bis jetzt nicht auffindbar, und da es in dem Romane von Reminiscenzen der verschiedensten Werke wimmelt, scheint es ratsamer, ihn nicht als Uebersetzung, sondern als Kompilation bewußter oder unbewußter Nachahmungen und Entlehnungen anzusehen.

Schon dem Rezensenten des „British Critic" (Januar 1811) fiel die Aehnlichkeit der Grotte, die den Räubern als Behausung dient, mit der unterirdischen Höhle im „Gil Blas" auf. Noch ähnlicher ist sie der unterirdischen Räuberhöhle in August Vulpius, „Rinaldo Rinaldini". Wie Megalena wird auch Dona Mencia de Mosquera (Gil Blas) ohnmächtig von den Räubern ergriffen. In Lewis, „Bravo of Venice" heißt Contarinis Geliebte Olympia. Die Leidenschaft der Olympia della Anzaska für Wolfstein ist nur eine Wiederholung der wilden Liebe Matildens für Verezzi. Das Doppelleben Ginotti-Nempères hat eine treffende Parallele in Flodoardo-Abällino (bei Zschokke und Lewis). Wolfstein bietet die größte Familienähnlichkeit, sowohl mit Rinaldo als mit Abällino, in deren Person sich der Sänger, Dichter und sentimentale Liebhaber so trefflich mit dem blutdürstigen Räuber und Mörder verträgt. Der hochherzige Wüterich, der sich in erhabenen Gedanken und thränenreichen Empfindungen verliert und dem kein Weib widersteht, war eine Lieblingsfigur der Zeit. Der Name Wolfstein findet sich in Scotts „Lied des letzten Minstrel"; sein Träger ist ein deutscher Ritter und Raufbold. Ein Signor Cavigni tritt in den „Mysteries of Udolpho" auf. Das Urbild des Shelley'schen Cavigni aber ist der düstere Räuberhauptmann Montoni (ebenfalls in den „Mysteries"), der Emily zur Ehe zwingen will. Im Lager wagt keiner der Räuber die ätherisch zarte, schmachtende Jungfrau durch Wort oder Blick zu verletzen, wie in „St. Irvyne". Auch das Motiv des Abtretens der Geliebten als Begleichung einer Spielschuld findet sich bei Montoni. Ginotti teilt sein plötzliches und geheimnisvolles Auftauchen sowohl mit Rinaldo als mit Abällino.

Die Faustischen Züge der Dichtung fallen ins Auge. Der junge Ginotti wird von selbstsüchtigem Wissensdurst gepeinigt. Qualvollen Zweifeln anheimgefallen, will er sich den Tod geben, da schlägt — ein schon im „Ewigen Juden" verwendetes Motiv — der sanfte Ton der Klosterglocken an sein Ohr. „Ich dachte nun nicht mehr

an Selbstmord; ich setzte mich an den Fuß einer Eiche und brach in einen Strom von Thränen aus.“ Auch ein Analogon zur Helena des Faustbuches fehlt nicht. Im Traume erscheint Ginotti eine liebliche Gestalt und fragt ihn: willst du mein sein? Er verweigert es. Da verwandelt sie sich in ein Schreckbild, packt ihn im Genicke und wiederholt die Frage. In Todesangst erwidert Ginotti: ja. Und nun sind die Geheimnisse des Alls seinem Blicke nicht länger verschlossen. Wolfsteins Monologe, übertrieben im Ausdrucke düsterer Kraft, erinnern häufig an den Faust der Stürmer und Dränger. Aber auch Ambrosius, Lewis' „Mönch“, wird vom Teufel geholt und bietet Vergleichungspunkte.

Der Name Megalena dürfte aus Magelona entstanden sein, deren „wunderbare Geschichte“ 1795 französisch in der Bibliothèque Bleue, 1796 deutsch im „Phantasus“ erschienen war.

St. Irvyne hieß das in der Nähe von Field-Place gelegene Schloß des Herzogs von Norfolk; und dieser Name bot eine willkommene Parallele zu „St. Leon“, Godwins philosophisch nekromantischem Romane, der, ein Lieblingsbuch jener Zeit, von Shelley unendlich bewundert und, wie er selbst sagt, so oft gelesen wurde, bis er an Zaubertränke und Panaceen glaubte. „St. Leon“ war sein Vorbild für die Verquickung menschlicher Leidenschaften und phantastischer Vorgänge in „St. Irvyne“, für die Häufung des Schrecklichen und Uebernatürlichen. Ginottis Lebenselixir stammt von dem St. Leons, der es ebenfalls unter der dreifachen Bedingung des Zuhörens, Schweigens und Begrabens anvertraut. Wie Ginotti ist auch St. Leon eine geheimnisvolle Persönlichkeit, und mehr noch ist dies bei Falkland der Fall, dem vielbewunderten Helden von Godwins gefeiertem Erstlingsromane „Caleb Williams“. An „Caleb Williams“ erinnert auch der Anfang von „St. Irvyne“. Wie Wolfstein, von Räubern ergriffen, einer der ihren wird, so wird auch Williams aus einem Opfer der Räuber ihr Gast.

Ueber das Lebenselixir schreibt Shelley an Stockdale: „Ginotti stirbt nicht durch Wolfsteins Hand, sondern durch den Einfluß jener magischen Naturkraft, die ihn zerstört, sobald er Wolfstein sein Geheimnis mitgeteilt.“ Und an anderer Stelle: „Was ich unter Rosicrucian[1]) verstand, ist das Lebenselixir, das Ginotti erhalten.“

[1]) Ros (Thau), das kräftigste Mittel Gold aufzulösen, Cruce (Kreuz), das Sinnbild des Lichtes.

Alle Personen des „St. Irvyne“, besonders aber die Räuber, dichten und singen; die gewöhnliche Stunde ihres Handelns ist die Mitternacht. Tadellose Rechtgläubigkeit verträgt sich mit Faustischen Zweifeln. „Ich glaubte damals, es gäbe keinen Gott“; sagt Ginotti, „um welch hohen Preis habe ich die Ueberzeugung erkauft, daß es einen giebt!“ — Und den Wüstling Nempère apostrophiert der Dichter mit den Worten: „Der Gott, den du beleidigt, hat dich gezeichnet. Auf des Himmels ewigen Tafeln ist deine Missethat eingegraben; doch die Sünde der armen Eloise ist ausgelöscht durch die Gnade dessen, der die Unschuld ihres Herzens kennt.“

Freiere Ansichten bekundet Shelley über die Ehe. „Warum lehrt man uns, daß die Verbindung zweier Wesen, die sich lieben, sündhaft sei, wenn sie nicht geweiht ist durch gewisse Ceremonien, die doch sicherlich an der Dauer der Gefühle nichts ändern können, welche diese beiden Wesen für einander haben sollen?“ Und weiter: „Scheint es dir nicht eine Beleidigung für zwei Seelen, die durch den unauflöslichen Bund der Liebe und Gleichheit vereint sind, daß sie in Gegenwart eines Wesens, das sie nicht kennen, die Treue beschwören sollen, die schon anderweitig verbürgt ist?“

Nicht der lasterhafte Nempère allein führt solche Reden. Auch Fitz-Eustace findet es nötig, seinen Vorschlag, Eloise solle sich mit ihm trauen lassen, zu entschuldigen. „Erschrick nicht, Eloise; ich sehe die Ehe in demselben Lichte wie du; ich halte sie für eine menschliche Einrichtung und für unvermögend, jenes Band zu knüpfen, das allein die Geister binden kann. Ich sehe nichts in ihr als eine Kette, die, obzwar sie den Leib fesselt, doch die Seele frei läßt. Dem ist nicht so mit der Liebe. Aber trotzdem, Eloise, jenen, die wie wir denken, ist sie auf alle Fälle eine harmlose Sache; sie ist nichts als eine Nachgiebigkeit gegen die Vorurteile der Welt, in der wir leben. Wir schaffen uns einen moralischen Ausweg mit einem kleinen Opfer an dem, was wir für Recht halten.“

Bei Stockdale liefen mündlich und schriftlich allerhand unliebsame Anspielungen über Shelleys religiöse und moralische Ansichten ein. Die Druckkosten, zu deren Begleichung er sich verpflichtet hatte, waren noch nicht gezahlt. Stockdale begann unruhig zu werden und legte Mr. Timothy in aller Höflichkeit seine Rechnung vor. Aber der würdige

Herr von Field-Place war bereits durch die Groves über die unziemlichen Meinungsäußerungen in Bysshes Briefen an Harriet verstimmt. Er erklärte rundweg, sein Sohn sei minderjährig und er nicht gesonnen, für seine Schulden aufzukommen.

Als Stockdale merkte, daß das gute Einvernehmen zwischen Bysshe und seinem Vater gestört sei, hielt er es für vorteilhafter, auf der Seite des Vaters zu stehen. Er vertraute Mr. Timothy, daß sein Sohn die Absicht habe, einen metaphysischen Aufsatz zur Verteidigung des Atheismus zu schreiben und an der Universität zu vertreiben. Er hielt es ferner für seine Pflicht, Mr. Timothy vor Hogg zu warnen, der, obgleich Bysshe an Geistesgaben unendlich nachstehend, doch sein böser Genius sei.

Aber die Rechnung blieb trotz alledem unbezahlt, und Stockdale rächte sich später, als Shelley ein berühmter Dichter geworden war, an Mr. Timothy, indem er ihm die ganze Schuld des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn zur Last legte und sich selbst als erster Verleger des jungen Shelley in die Brust warf.

Einstweilen aber hatten seine Briefe Mr. Timothys Unmut gegen Bysshe zu hellem Zorn angefacht. Am 20. Dezember 1810 schrieb Shelley an Hogg: „Mein Vater hat mir geschrieben, und ich bin von Gefahren umgeben, gegen die jene des heiligen Antonius nichts waren. Mein Vater wollte mich von der Universität entfernen. Ich verweigerte meine Einwilligung. Ein schrecklicher Sturm ist im Anzuge; aber ich stehe gleichsam auf einem Leuchtturm und lache triumphirend über den vergeblichen Anprall der Wogen unter mir.“

Die Spannung verschlimmerte sich, als Shelley während der Christferien in Field-Place war. Er gelte für einen Verworfenen, schreibt er an Hogg, und werde wegen seiner absonderlichen Grundsätze von allen angegriffen. Er müsse zur Verstellung greifen und gebe vor, nichts mehr zu veröffentlichen. Am 11. Januar 1811 berichtete er dem Freunde: „Ich versuchte, meinen Vater aufzuklären. Mirabile dictu! Er hörte meinen Argumenten eine Weile zu. Er gab, abstrakt betrachtet, die Unmöglichkeit eines übernatürlichen Eingreifens der Vorsehung zu. Er gab die völlige Unmöglichkeit zu, an Hexen, Geister und die Wunder der Legende zu glauben. Als ich aber daran ging, die Wahrheit in der wir völlig übereinstimmten, anzuwenden, entsetzte er sich vor dem bloßen Gedanken,

daß einige Dinge, die man gewöhnlich glaubt, nie gewesen sein sollten und brachte mich mit einem Pferdeargument zum Schweigen: ich glaube, weil ich glaube! — Meine Mutter meint mich auf dem besten Wege zur Hölle und bildet sich ein, ich wolle aus meinen kleinen Schwestern eine deistische Gesellschaft machen. Wie lächerlich!“

Shelleys Eltern sahen ihren Sohn von Ansichten und Ueberzeugungen beherrscht, die in scharfem Widerspruche zu den ihren standen und sein zeitiges und ewiges Heil zu gefährden schienen. Es ist nur begreiflich, daß sie keinen Versuch scheuten, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen. Während Mr. Timothy die väterliche Autorität schonungslos geltend zu machen beschloß, unterließ es die Mutter aus Schüchternheit und Schwäche, durch Milde und Güte auf das empfängliche Gemüt des Sohnes einzuwirken, was wohl eher zum Ziel geführt hätte. So klammerte er sich immer eigensinniger an seine Ideen und empfand nur die Härte des Schicksals, das die teuersten Bande seines Lebens zerriß und ihn im Vaterhause zum Fremdling machte. Er fühlte sich als Märtyrer. Das Schmerzlichste war, daß auch Harriet Grove sich mehr und mehr von ihm zurückzog. Lange suchte er ihre zunehmende Kälte mit allerlei Ausflüchten vor sich selbst zu entschuldigen. Allein eine persönliche Zusammenkunft brachte ihm in den letzten Tagen des Jahres 1810 die traurige Gewißheit, daß seine Angebetete ihn aufgegeben. Elisabeth Shelley suchte vergebens seine Sache bei ihr zu führen; es kam zum Bruche. In den während der Christferien (1810—1811) an Hogg gerichteten Briefen gibt Shelley sich seinem Schmerze über diese erste Enttäuschung seines Lebens mit jener Wollust des Leides hin, die der Jugend eigen ist. Er wandelt einsam durch Schnee und Eis, „kalt, naß und toll“ und sinnt über das Hamlet-Problem: Sein oder Nichtsein. Er verbringt den größten Teil der Nacht auf dem Kirchhof auf- und abgehend und erleichtert seine Brust durch die Gedichte: „Auf einen Eiszapfen, der am Rasen eines Grabes hing“, später „Die Thräne“ betitelt (The Tear), und „Rose der Liebe“ (Love's Rose), worin es heißt, die Zeit könne die Liebe nicht zerstören, wohl aber die Falschheit der Menschen.

Am 3. Januar 1811 schreibt er: „Ich fürchte, daß auch in der Leidenschaft der Liebe Egoismus liege, denn ich kann keinen Augen-

blick die Empfindung unterdrücken, daß mir das Herz bricht. Aber ich will nichts mehr fühlen. Es ist egoistisch. Ich möchte für andere fühlen, aber für mich — o! Um wie viel lieber ginge ich in dem Kampfe unter! Ja, das wäre Erlösung! Ist Selbstmord Sünde? Ich schlief die letzte Nacht mit einer geladenen Pistole und mit Gift; aber ich starb nicht."

Einige Tage später erfuhr Shelley, daß Harriet bereits mit einem Anderen versprochen war[1]). „Sie vermählt! Vermählt mit einem Erdklumpen!" schreibt er an Hogg; „Sie selbst wird so unempfindlich werden wie er; alle die schönen Fähigkeiten werden vermodern! Sprechen wir nicht mehr davon! Beraube mich nicht des letzten Fünkchens Ruhe, das noch ein kümmerliches Dasein in mir fristet und dem Bemühen entspringt, andere zu beglücken."

Die Schuld an dem Unglücke, unter dem er so heftig litt, aber trug in Shelleys Augen nicht Harriet, nicht Vater und Mutter oder er selbst, sondern der Geist der Intoleranz. Ueber ihn entladet sich der ganze Strom seiner Empörung. „Hier schwöre ich", schreibt er an Hogg, „und breche ich meinen Schwur, so vernichte mich die Ewigkeit, hier schwöre ich, keine Intoleranz jemals zu vergeben! Es ist der einzige Punkt, in dem ich mich getraue, zur Rache zu ermutigen. Jeder Augenblick soll meinem Vorsatze gewidmet sein, daß es kein vergeblicher Schlag werde, der dem Elenden Ruhe läßt, sondern lange, dauernde Rache! Ich bin davon überzeugt, daß die Intoleranz die Menschheit schädigt, daß sie Vorurteile nährt, die viele ihrer teuersten und zartesten Bande an der Wurzel abschneiden. O, wie wünschte ich der Rächer zu sein! Daß es mir gegeben wäre, den Dämon zu vernichten, ihn auf Nimmerwiederkehr in die Hölle zurückzuschleudern, aus der er stammt, und so auf ewig allgemeine und vollendete Duldung einzuführen!"

Und in einem anderen Briefe: „Ich will sie erdrücken (die Bigotterie); ich will es wenigstens versuchen! In diesem Unternehmen zu scheitern, wäre schon glorreich."

Um sich in seinem eigenen Unglücke zu trösten, entwarf Shelley einen Plan, der wenigstens die beiden Wesen, die ihm am nächsten

[1]) Harriet Grove heiratete im November 1811 Mr. William Helyar, einen wohlhabenden Gutsbesitzer aus Sommerset. Sie schenkte ihm Kinder und führte an seiner Seite ein stilles, zufriedenes Leben.

standen, glücklich machen sollte: Die Vermählung Hoggs mit seiner Schwester Elisabeth. Um ihn vorläufig aus der Ferne für sie einzunehmen, schickt er ihm ihre Gedichte, z. B. jenes philantropisch-kosmopolitische:

„Alle sind Brüder! Der Afrikaner sogar,
Der des hartherzigen Engländers Rute sich beugt,
Am Hofe des Lasters der Höflinge Schaar,
Der Staatsmann, der dem Tyrannen sich neigt.“

Elisabeth las er dagegen Hoggs Briefe vor, denen gleichfalls Verse beigelegt waren. Eins dieser Gedichte vergleicht Shelley der Eiche und seine treulose Cousine dem Epheu, der sich um den kräftigen Baum schlingt, bis er sein Mark zerstört. Shelley antwortet mit sichtlicher Genugthuung: „Du hast vergessen zu sagen, daß der Epheu, nachdem er die Eiche zerstört hatte, sich, gleichsam um das Elend, das er verursacht, noch zu verhöhnen, um eine Pinie schlang, die in der Nähe stand.“

Auch eine aus den edelsten Impulsen hervorgegangene Abhandlung „Ueber die Vervollkommnung des Menschen“ schickte Hogg ein, um Elisabeth in der Erkenntnis des Guten zu fördern, d. h. um ihren Dogmenglauben zu erschüttern, und Mr. Timothy, der von den heimlich angesponnenen Fäden nichts ahnte und zu Ende der Ferien in milderer Stimmung gegen Bysshe war, kam seinen Absichten entgegen, indem er ihm beim Abschiede die Erlaubnis gab, Hogg für die Osterfeiertage nach Field-Place einzuladen.

Jedoch Shelley war kaum wieder in Oxford, als seine Aufmerksamkeit durch allerlei interessante Vorgänge von den Liebesangelegenheiten abgelenkt wurde. Das Ereignis des Tages war ein Prozeß, der alle Gemüter in Spannung hielt. Der Ire Peter Finnerty, der bereits 1797 ein Urteil über die Regierung mit Pranger und Gefängnis gebüßt, hatte sich 1810 als Berichterstatter an der unglücklichen Expedition gegen Walcheren beteiligt, war aber von dem feindlich gesinnten Kriegsminister Lord Castlereagh plötzlich zurückgerufen worden. Er veröffentlichte nun im „Morning Chronicle“ einen Brief an den Minister, in dem er seinem Zorn Luft machte und eine grelle Schilderung der grausamen Tyrannenherrschaft gab, die Castlereagh während der Rebellion in Irland geführt. Finnerty

wurde zu einer Haft von achtzehn Monaten verurteilt. Aber nun erhoben sich allerorten die Liberalen des Landes und machten seine Sache zu der ihren. Er war ein Opfer der Gewaltherrschaft, ein Märtyrer des freien Wortes geworden; man hielt Versammlungen, man eröffnete Subskriptionen zu seinen Gunsten. Shelley, damit nicht zufrieden, schrieb einen „Poetischen Versuch über den bestehenden Zustand der Dinge von einem Mitgliede der Universität Oxford (A poetical Essay on the existing State of Things. By a Gentleman of the University of Oxford), dessen Erträgnis zur Erleichterung von Finnertys Lage im Kerker dienen sollte. Der Dubliner „Weekly Messenger“ sagt, das „sehr schöne Gedicht“ hätte fast 100 Pfund eingebracht, die Finnerty übergeben worden seien. Auf uns ist nur das Motto der Dichtung gekommen, das ein Streiflicht auf ihren Inhalt wirft. Es sind die Verse aus Southey's „Der Fluch Kehamas“, einem Lieblingswerke Shelleys:

„Und Hungersnot verheert auf ihr Gebot
Das arme Land, daß rings auf freiem Haag
Ein Heer von Sterbenden und Toten lag,
Der Hunde Schaar zum Fraß am hellen Tag[1]).“

Dauernde Bedeutung gewann die Finnerty-Angelegenheit für Shelley dadurch, daß sie seine Bekanntschaft mit einem Manne veranlaßte, der als ein treu ergebener, wenn auch nicht immer fördersamer Freund eine wichtige Rolle in seinem Leben gespielt hat. Dieser Mann war James Henry Leigh Hunt (1794—1859). In Southgate bei London geboren, der Sohn eines leichtlebigen, fröhlichen Geistlichen und einer kränklichen Amerikanerin, hatte er vom Vater das unverwüstlich heitere Temperament, von der Mutter die ängstliche Gewissenhaftigkeit und peinliche Furcht vor dem Unrecht geerbt. Schon im Christ-Hospital dichtete er, und der Vater gab

[1]) Dowden vermutet, daß der „Poetische Versuch über den gegenwärtigen Zustand der Dinge“ in jenen Absätzen der „Königin Mab“, die von den Gräueln der Gegenwart handeln, wenn auch in veränderter Gestalt auf uns gekommen. Vor dem Lord-Kanzler sagte Shelley aus, daß er „Königin Mab“ mit neunzehn Jahren, also 1811, geschrieben habe, während das Manuskript von 1813 datiert ist. In diesem Falle bezöge sich Shelleys Aussage auf jene frühesten Stellen.

in charakteristischem Mangel an Urteilsfähigkeit die „Juvenilia" seines Sohnes 1802 heraus. Das Buch fand, trotzdem es herzlich unbedeutend war, Beifall, und dieser trug das Seine dazu bei, den frühreifen Jungen zu verwöhnen. Nachdem Leigh Hunt gegen seine Neigung einige Jahre in der Advokaturskanzlei seines Bruders Stephen gearbeitet, meldete er sich als Freiwilliger, da England in Angst vor einer französischen Invasion eine Armee flott machte. Aber der Krieg unterblieb. Im Verkehre mit Schauspielern wurde Hunts Interesse für das Theater rege. Er schrieb eine Tragödie, eine Komödie und eine Posse, die ihm die Erfahrung eintrugen, daß er besser thue, sich auf Theaterkritiken zu beschränken. Er verfaßte Artikel für den „Globe" und für die von seinem Bruder John gegründete Zeitschrift „News" und fand allgemeinen Beifall. 1808 gründeten John und Leigh Hunt den „Examiner", ein Blatt, das den Radikalismus in geistreicher Weise in die Londoner Journalistik einführte und bald als Centrum der Aufklärung und Heimstätte der freien Grundsätze galt. Leigh Hunt gehörte nun als Publizist unter die maßgebenden Persönlichkeiten des Tages.

Am 24. Februar 1811 brachte der „Examiner" einen aus seiner Feder hervorgegangenen Leitartikel: „Bemerkungen über den Fall Finnerty", der den Herausgebern eine Anklage wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften zuzog. Es war der dritte Prozeß, mit dem der „Examiner" beehrt wurde. Er endete, wie die früheren, mit einer Freisprechung, aber der Sieg war kostspielig. Die Hunts hatten 300 Pfd. gezahlt, um dreimal unschuldig gefunden zu werden.

In seiner Begeisterung für diesen freilich etwas zweifelhaften Triumph der guten Sache fühlte Shelley sich gedrungen, Hunt zu beglückwünschen. Am 2. März 1811 schrieb er dem „kühnen Aufklärer der Gesellschaft" einen langen Brief, der auch den Plan zu einer Verbindung aller Vorurteilsfreien enthielt, die durch ihre Grundsätze manchem Ungemache ausgesetzt seien. Es solle eine Versammlung aller Aufgeklärten einberufen und eine Gesellschaft gegründet werden, kräftig genug, um jenen Feinden der Freiheit zu widerstehen, die gegenwärtig jede Aeußerung über politische Angelegenheiten für das Individuum gefährlich machten. Am Schlusse des Briefes legitimierte der junge Freiheitsapostel sich als Sohn eines Parlamentsmitgliedes und sagte, daß er, sobald er das einundzwanzigste Jahr erreicht hätte,

aller Wahrscheinlichkeit nach selbst seinen Platz im Parlamente einnehmen werde. Die Verantwortlichkeit, die ihm der Aufenthalt an der Universität auferlege, verbiete ihm, alle seine Gedanken öffentlich zu bekennen; doch hoffe er, die Zeit würde kommen, in der seine Bestrebungen, wie unvollkommen sie auch sein mögen, der Freiheit gelten könnten.

Ob und wie dieser Brief beantwortet wurde, ist nicht überliefert. Shelley schrieb noch immer häufig an fremde Personen und hatte eine ausgebreitete Korrespondenz mit Leuten, die ihm nur dem Namen nach bekannt waren. Diese Briefe waren größtenteils religiösen Inhalts, denn seit geraumer Zeit quälten ihn Zweifel, über die er auf jede nur mögliche Weise Aufklärung suchte. Bald gab er sich einem Bischofe gegenüber für einen skeptischen Laien, bald für einen im Glauben schwankend gewordenen Geistlichen aus; selbst unter dem Pseudonym einer Dame verbarg er sich.

Shelley hatte seinen dogmatischen Kirchenglauben verloren und fand nichts, das er an seine Stelle setzen konnte. Schon in den Christferien enthalten seine Briefe an Hogg lange Auseinandersetzungen über religiöse Gegenstände.

Am 3. Januar 1811 schreibt er: „Das Wort Gott, ein unbestimmtes Wort, war und wird die Quelle zahlloser Irrtümer sein, bis es aus der Nomenklatur der Philosophie entfernt ist. Aber umfaßt es nicht die Liebe des Weltalls, das vernünftige und notwendigerweise richtig handelnde Prinzip? An dieses nicht zu glauben, ist unmöglich. Vielleicht bin ich nicht imstande, es zu beweisen, aber meiner Meinung nach ist das Blatt eines Baumes, ist der geringste Wurm, den wir zertreten, ein beweiskräftigeres Argument als alles, was wir beizubringen vermöchten. Sobald wir dies nicht glauben, zerfällt auch das stärkste Argument für einen künftigen Zustand in sich selbst. Ich gestehe, daß ich Pope's Verse:

„Sie alle sind nur Teile eines wunderbaren Ganzen" —

für etwas mehr als Dichtung halte."

Ja, er geht so weit, die ewige Seeligkeit der Guten und die Höllenqual der Bösen auszumalen und fährt fort: „Ich liebe das Erhabene, das Ausgezeichnete, oder was ich dafür halte, und ich wünsche, wünsche sehnsüchtig, von der Existenz einer Gottheit über-

zeugt zu werden, auf daß mein schwaches Bemühen einem so mächtigen Geiste zu einiger Freude gereichen möge. Denn die Liebe ist der Himmel, und der Himmel ist die Liebe. — Halt! mir kommt ein Gedanke! Ich glaube, die Existenz einer Gottheit, einer ersten Ursache beweisen zu können". Wir hätten uns, fährt er fort, das höchste Wesen unter dem Begriffe der Weisheit, Liebe und Fürsorge vorzustellen, welche Begriffe wir aus unserer eigenen Natur ableiten und auf dem Wege der Vergleichung auf die Natur Gottes anwenden sollten. „O, daß diese Gottheit zugleich die Weltseele wäre", ruft er aus, „der Geist allgemeiner, unvergänglicher Liebe! Ich glaube in der That, es ist so!"

Shelley ringt gewissermaßen mit dem Glauben, der ihm entschwinden will. Es wird ihm schwer, von der holden Gewohnheit des Vertrauens auf einen lieben Vater im Himmel zu scheiden; er möchte zum mindesten einzelne Trümmer aus dem großen Schiffbruche retten. Allein die Ueberzeugung, zu der seine inneren Kämpfe ihn führen, ist die, daß es zwischen Glauben und Unglauben keinen Mittelweg gebe. Und mit der raschen Entschlossenheit seiner neunzehn Jahre springt er von der anglikanischen Rechtgläubigkeit seiner Kindheit zu radikaler Gottesleugnung über.

Sein Hauptkorrespondent über theologische Probleme war jetzt ein ihm sonst völlig unbekannter Mr. W. Er kannte nicht einmal seinen Namen. Und doch lag ihm so viel an seiner Bekehrung, daß er eines Nachts als Beilage zu einem Briefe eine Abhandlung schrieb, um, von der Existenz einer Gottheit und einer Offenbarung ausgehend, Mr. W. „die Nichtswürdigkeit dieses Aberglaubens" zu beweisen. Da ihm der Aufsatz auch zum Anknüpfen theologischer Disputationen geeignet schien, ließ er ihn unter dem volltönenden Titel: „Die Notwendigkeit des Atheismus" (The Necessity of Atheism) drucken. Statt des Namens stand auf dem Titelblatte: „Wegen Unzulänglichkeit der Beweise ein Atheist."

Hogg erzählt: „Gewöhnlich schloß nun Bysshe ein Exemplar in einen Brief, in dem er einfach und bescheiden sagte, der beifolgende kleine Aufsatz, der leider ganz unverantwortlich scheine, sei ihm zufällig in die Hände gefallen. Lief der Fisch an die Angel, so traf in der Regel unter einer beliebigen Adresse in London, die er angegeben,

die Antwort ein, und Bysshe pflegte dann mit einer kräftigen Erwiderung über seinen nichtsahnenden Korrespondenten herzufallen."

„Die Notwendigkeit des Atheismus" steht auf einer kindlichen Stufe der Beweisführung. Selbst von seinen Grundsätzen überzeugt, meint der jugendliche Philosoph, es bedürfe keines Beweises für eine so augenfällige Wahrheit. Glauben, sagt er, ist kein Willensakt; Unglaube kann daher weder mit dem Begriffe des Vergehens, noch mit dem des Verdienstes verbunden werden. Die Stärke des Glaubens steht wie die jeder anderen Leidenschaft im Verhältnisse zu den sie erregenden Ursachen. Diese Ursachen sind drei:

I. Unsere Sinne, die Quelle alles Wissens.

II. Die Erfahrungen, die unser Geist aus diesen Quellen schöpft.

III. Die Erfahrungen der Anderen.

I. Aus dem ersten Satze, der eine Frucht seiner Hume-Studien war, folgt, daß uns die Gottheit erscheinen müßte, um unsere Sinne zu überzeugen.

II. Die Erfahrung lehrt uns, daß der Geist, wenn zwei Ansichten sich gegenüberstehen, die wahrscheinlichere ergreift. Die Ewigkeit des Alls ist aber eine wahrscheinlichere Hypothese als die Erschaffung durch ein Wesen.

III. Die Erfahrungen oder Wahrnehmungen der Anderen, der Zeugen, entbehren der Glaubwürdigkeit, weil sie gegen die Vernunft verstoßen.

Hieraus geht hervor, daß der Geist nicht von der Existenz Gottes überzeugt sein kann, da ihm aus den drei Quellen der Erkenntnis keine Beweise fließen. Die Gesellschaft aber kann nur gewinnen, wenn sie sich dieses Mangels der Beweise bewußt wird, denn man hat stets gefunden, daß die Wahrheit die Interessen der Menschheit am sichersten fördert. Der Schluß des Aufsatzes lautet: Jeder Denkende muß zugeben, daß kein Beweis für die Existenz Gottes vorhanden sei. Q. E. D.

Die Orforder Verlagsfirma Munday & Slatter übernahm die Veröffentlichung der Flugschrift. In seinem Uebereifer setzte Shelley sich heimlich mit dem Ladendiener in Verbindung und ließ alle Schaufenster und Tische mit Exemplaren der „Notwendigkeit des

Atheismus" belegen, um die Wahrheit so rasch als möglich zum Preise von 6 P. in Umlauf zu setzen. Aber diese Vorbereitungen waren kaum getroffen, als der hochwürdige Herr John Walker vom New-College im Laden erschien, die Schrift mit dem bösen Titel erblickte und die Herren Munday und Slatter zu sprechen wünschte. Beide bewiesen durch ihre Verwunderung und Bestürzung ihre Unschuld. Sie erklärten sich zu jeder Genugthuung bereit, und so wurden denn sämtliche Exemplare der „Notwendigkeit des Atheismus" in Gegenwart des geistlichen Herrn auf dem Herdfeuer verbrannt. Verstockter als seine Verleger zeigte sich der junge Autor selbst. Er wollte weder die Unziemlichkeit seines Verfahrens, noch die Verirrung seines Geistes einsehen und blieb dabei, jeder habe das Recht zu denken und seine Gedanken mitzuteilen. Ja, er sagte es den Herren ins Gesicht, er habe noch weit mehr gethan, als seine Schrift im Schaufenster der Buchhandlung ausgebreitet, er habe sie unter dem zu dieser Gelegenheit erdachten Namen Jeremias Stuckely an alle Bischöfe, an alle Parlamentsmitglieder, ja an den Vicekanzler gesendet.

Der Tag des Autodafees ist nicht überliefert, doch dürfte es der 23. oder 24. März 1811 gewesen sein. Am 25. kam Hogg zeitiger als gewöhnlich zu Shelley und traf ihn nicht. „Während ich unsere Bücher ordnete, stürzte er herein", erzählt Hogg. „Er war fürchterlich erregt. Ich fragte ihn erschrocken, was ihm begegnet sei? „Ich bin relegiert!" rief er, als er sich ein wenig erholt hatte; „ich bin relegiert! Vor einigen Minuten wurde nach mir geschickt; ich ging in den Saal, wo ich unseren Master und zwei oder drei Kollegen traf. Der Master zog ein Exemplar der kleinen Abhandlung hervor und fragte mich, ob ich ihr Verfasser sei? Er sprach in barschem, frechem Tone. Ich bat ihn, mich wissen zu lassen, zu welchem Zwecke er diese Frage stelle? Ich erhielt keine Antwort. Der Master wiederholte nur laut und ärgerlich: Sind Sie der Verfasser dieses Buches? — Nach Ihrem Benehmen zu schließen, erwiderte ich, haben Sie die Absicht mich zu strafen, sobald ich es als mein Werk anerkenne. Bringen Sie Ihre Belege vor, wenn Sie es als mein Eigentum beweisen können. Es ist weder gerecht, noch gesetzlich, mich in diesem Falle auf diese Art zu verhören. Ein solches Vorgehen würde einem Inquisitionsgerichte ziemen, aber nicht freien Männern in freiem Lande."

Der Master, Dr. Griffith, bestand jedoch auf seiner Frage, wie Shelley auf seiner Weigerung, ihm irgendwelche Auskunft zu geben. „Schließlich sagte er in äußerstem Zorne: Dann sind Sie relegiert, und ich wünsche, daß Sie das College spätestens morgen früh verlassen. Einer der beiden Schüler ergriff zwei Papiere und überreichte mir eines davon; hier ist es!"

„Er zog ein Relegationsurteil hervor, regelrecht ausgefertigt und mit dem Siegel der Universität versehen. Ich war mit Shelley in mancher peinlichen Lage seines Lebens zusammen, aber niemals habe ich ihn so tief erschüttert und so furchtbar erregt gesehen als damals. Er saß, am ganzen Körper zitternd, auf dem Sopha und wiederholte mit krampfhafter Leidenschaftlichkeit die Worte: „Relegiert! Relegiert!"

Hogg schrieb sogleich an den Master und die Fellows, die noch miteinander ratschlagten. Er drückte ihnen sein Bedauern aus über die Behandlung, die Shelley erfahren und äußerte die Hoffnung, daß sie ihr Urteil noch einmal überlegen würden, da sonst weder er selbst noch irgend ein anderer sicher sei, bei ähnlicher Veranlassung Gleiches zu erfahren.

Es dauerte nun nicht lange, so wurde Hogg in den Saal gerufen. Man beschuldigte ihn, die Vorrede der Abhandlung geschrieben zu haben. Auch er verweigerte jede Antwort, worauf man ihm ebenfalls ein unterzeichnetes und gesiegeltes Blatt einhändigte, das seine Relegation enthielt.

Nachmittags war an der Thür des Colleges ein großes, vom Master und dem Decan unterzeichnetes und mit dem Universitätssiegel versehenes Plakat angeschlagen, welches kund und zu wissen that, daß Percy Bysshe Shelley und Thomas Jefferson Hogg von der Universität verwiesen seien wegen halsstarriger Weigerung, gewisse an sie gestellte Fragen zu beantworten und die gemeinschädliche Schmähschrift zu verleugnen.

Shelley und Hogg waren weder bei den Lehrern noch bei den Mitschülern beliebt gewesen; ihr Geschick fand wenig Teilnahme. „Ich glaube, niemand bedauerte ihre Abreise", schreibt Mr. Ribbley, ein Oxforder Fellow; „denn es gab wenige, die Shelleys phantastische Streiche und seine noch eigentümlicheren Ansichten nicht gefürchtet hätten."

Am 26. März 1811, morgens um 8 Uhr, bestiegen Shelley und Hogg, der seine Freundschaft für Bysshe nun durch freiwilliges Teilen der Verbannung besiegelt hatte, die Postkutsche nach London. Im letzten Augenblicke kam eine Botschaft aus dem College. Man deutete an, daß der Master ein Gesuch um Verlängerung des Aufenthaltes nicht abweisen würde. Aber die erregten Jünglinge waren nicht in der Laune, sich von dem Oxforder Senate eine Gunst erweisen zu lassen. Sie fuhren von dannen, in den frischen Märzmorgen, in die unbekannte Welt hinein. Und als die Türme der alten Universitätsstadt hinter ihnen verschwanden, fühlten sie, daß ein neuer Abschnitt in ihrem Leben begonnen hatte[1]).

[1]) Am 14. Juni 1893 wurde in der Universität, die Shelley relegiert hatte, seine von Lady Shelley gestiftete und von dem Bildhauer Ford ausgeführte Büste aufgestellt.

Viertes Kapitel.

Harriet Westbrook. Elisabeth Hitchener.

In London. Zusammenkunft mit Mr. Timothy. Wahl eines Berufes. Politische Zustände. Fest in Carlton-House. Brief an Graham. Geldverlegenheit. Harriet Westbrook. Familie. Erste Bekanntschaft. Elisabeth Shelley's Abfall. In Field-Place. Elisabeth Hitchener. Korrespondenz. Cwm. Ellan. Harriets Hilferuf. Das Geständnis ihrer Liebe. Die Flucht.

Shelley und Hogg langten noch am Tage ihrer Abreise von Oxford in London an. Sie stiegen in einem Kaffeehause in Piccadilly ab; ihr erster Weg war zu den Grove's nach Lincolns-Inn-Fields. Aber sie wurden mit wortkarger Zurückhaltung empfangen.

Auch Vetter Medwin wohnte jetzt in London. Shelley, der sich an die gewöhnlichen Besuchsstunden nicht hielt, suchte ihn um 4 Uhr morgens auf. „Als wäre es gestern gewesen, so deutlich entsinne ich mich, wie es an meiner Thür klopfte“, erzählt Medwin, „und ich glaube noch seine kreischende Stimme zu hören: „Medwin, laß mich hinein; ich bin relegiert!“ — Und nach einem kurzen hysterischen Lachen: „Relegiert wegen Atheismus!“

Als es nun galt, eine Wohnung zu wählen, zeigte Shelley sich, wie Hogg behauptet, launenhafter und schwerer zu befriedigen als eine junge Schöne. Endlich fand er in Polandstreet, was er suchte. Der Name der Straße erinnerte ihn an Taddäus von Polen und die Freiheit; und eine mit Weinlaub und Reben bemalte Tapete im Wohnzimmer gefiel ihm so sehr, daß er erklärte, hier wolle er „für immer“ bleiben. Shelley's „für immer“, das er stets im Munde führte und stets ehrlich meinte, wurde unter den Freunden bald ein geflügeltes Wort.

In ihren Studien und ihrer Lebensweise ließen Shelley und Hogg trotz der plötzlichen Veränderung ihres Aufenthaltes im

Wesentlichen alles beim Alten. Aber die von Munday bereits begonnene Drucklegung ihres gemeinsam verfaßten Romanes „Leonora“ wurde abgebrochen. Der Roman ist gänzlich verschollen. Die Heldin, eine unglückliche Mary, die getötet wurde, war, wie es scheint, aus dem Leben gegriffen. Shelley hat auch ein Gedicht an sie gerichtet: „An Mary, die in diesem Glauben starb.“ (To Mary, who died in this opinion.)

Das Leben in London ließ sich ganz gemütlich an. Die Freunde gingen in Kensington-Garden spazieren, verkehrten mit Medwin und Grove und schwärmten für „Englische Barden und schottische Kritiker“. Alles wäre vortrefflich gegangen, hätten nicht sowohl Mr. Shelley wie Mr. Hogg der Aeltere energische Einsprache gegen das fernere Zusammenleben ihrer Söhne erhoben, da jeder den eigenen Sprößling durch den des anderen verführt glaubte.

Mr. Timothy hatte sich gleich nach ihrer Abreise von Oxford Hoggs Besuch in Field-Place verbeten und sich mit dem alten Hogg in Verbindung gesetzt, um mit vereinter Kraft die beiden unzertrennlichen Taugenichtse zu scheiden. Die Väter beschlossen eine Zusammenkunft in London, nach der jeder seinen Sohn nach Hause nehmen sollte; „Sie Ihren jungen Mann nach dem Norden“, schrieb Mr. Timothy, „ich meinen jungen Mann nach dem Süden“.

Mr. Timothy kam in der That, suchte aber Bysshe vorerst nicht auf, sondern schrieb ihm. Er drückte ihm seine Teilnahme an seinem Mißgeschicke aus, das jedoch eine Folge seiner „strafbaren Ansichten und seines ungeziemenden Benehmens“ sei. Er erklärte ihm ferner, daß er, seinem Charakter, seinen Gefühlen als Christ und seinen Pflichten gegen seine anderen Kinder gemäß, entschlossen sei, Bysshe nur unter zweifacher Bedingung Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen; wenn er sich verpflichte: erstens, auf längere Zeit jedem Verkehre mit Hogg zu entsagen und, zweitens, sich der Leitung eines Präceptors zu fügen, den Mr. Timothy für ihn wählen werde. Widrigenfalls sei er gesonnen, seine Hand von dem ungeratenen Sohne abzuziehen. Shelley's Antwort, deren starre Höflichkeit seine Abneigung gegen den Vater mehr verrät als verbirgt, lautete:

„Mein lieber Vater!

Da Sie mir die Ehre erweisen, meine Entschlüsse hören zu wollen, um sie zur Grundlage Ihrer künftigen Handlungsweise zu

machen, so halte ich es — obzwar es mich schmerzt, das Gefühl Ihrer Pflichten gegen Sich selbst, gegen Ihre Familie und das Christentum zu verletzen — für meine Schuldigkeit, meine Einwilligung in Ihre beiden Vorschläge entschieden zu verweigern und Ihnen zu versichern, daß ähnliche Vorschläge stets dieselbe Weigerung nach sich ziehen werden. Mit vielem Dank für Ihre große Güte

Verbleibe ich Ihr Sie liebender, gehorsamer Sohn

Percy B. Shelley."

Am 1. April kam im Westminster-Hôtel eine Zusammenkunft zwischen M. Timothy, Bysshe und Hogg zu Stande, von der Hogg jedoch nichts Erfreuliches zu berichten weiß. Er selbst bestärkte Shelley, wie es scheint, in der zur Schau getragenen Geringschätzung des Vaters, „des alten Knaben", des „alten Bockes", des „Spaßverderbers", und wie die Namen alle lauteten, mit denen sie Mr. Timothy belegten. In einer poetischen Epistel an Graham spricht Shelley in abstoßenden Ausdrücken von seinem Vater.

Auch bei dieser Zusammenkunft machten sich die Freunde vereint über den alten Herrn lustig, der in der Erregung polterte und weinte. Ja, Shelley soll vor Lachen über eine Bemerkung Hoggs vom Stuhle gefallen sein. Der fromme Mr. Timothy suchte den beiden Ungläubigen die Existenz einer Gottheit aus Paley's „Natürlicher Theologie" (1802) zu beweisen, einem unter den gebildeten Klassen Englands sehr populären Werke von hausbackenem Rationalismus und rechtschaffener Aufklärung innerhalb der Grenzen der bestehenden Religion. Mr. Timothy behauptete, er habe Paley († 1805), der, ursprünglich ein armer Landgeistlicher, durch seine theologisch-philosophischen Schriften zu Rang und Ansehen gelangt war, selbst die meisten seiner Argumente an die Hand gegeben. Die Zusammenkunft endete bei einer Flasche Portwein nicht eben unfreundlich, aber ohne Resultat: Shelley weigerte sich, nach Field-Place zurückzukehren. Er fühlte sich tief in Hogg's Schuld, und es kam ihm weit weniger darauf an, den Vater zu befriedigen, als den Freund von dem Verdachte zu reinigen, er hätte verderblich auf seine Grundsätze eingewirkt. „Trotz seiner hohen Meinung von den Pflichten eines Sohnes", erklärte er doch seiner Freundschaft nicht entsagen zu wollen.

Eine Trennung stand freilich trotz alledem bevor, da Hogg sich im April seiner Rechtsstudien halber nach York begab. Shelley schwankte noch in der Wahl eines Berufes. Charles Grove, der vor kurzem die Marine verlassen hatte und nun Anatomie studierte, lenkte seine Gedanken auf die Medizin. Die Naturwissenschaften hatten ihn von je angezogen; die humanitäre und philantropische Seite des ärztlichen Berufes sprachen ihn an, und er begann Vorlesungen im Bartholomäus-Hospitale zu hören.

Allein dieser Entschluß war nichts weniger als nach dem Sinne Mr. Timothy's und seiner Freunde, die bereits über Bysshe als künftiges Parlamentsmitglied und Parteigänger der Whigs verfügt hatten. Der Herzog von Norfolk forderte Shelley auf, sich der Politik zuzuwenden. Vom Herzoge zur Tafel geladen, trafen sich Vater und Sohn. Man besprach einen Plan, Bysshe als Abgeordneten für Horsham in's Parlament zu bringen, und Bysshe war empört, „daß man ihn als einen Bedienten des Herzogs in's Leben einführen wollte".

Am 29. April schreibt er an Hogg: „Der Vater ist wieder grimmig wie ein Löwe. Er will, daß ich nach Oxford gehe und mich vor dem Rektor entschuldige. Nein, natürlich. Ich weiß nicht, wo ich bin, wo ich sein werde. Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, alles ist ein Nebel."

Er bestand mit Entschiedenheit auf der Forderung, seinen Beruf selbst zu wählen. Im British Forum, einem Klub der Radikalen, hielt er eine beifällig aufgenommene Rede, um sich von vornherein als prinzipiellen Gegner des verhaßten aristokratischen Liberalismus der gemäßigten Whigs zu zeigen, den sein Vater und der Herzog von Norfolk vertraten.

Der erste Blick, den Shelley in das öffentliche Leben Englands that, mußte ihn mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. Er schauderte vor der Verderbtheit der höheren und dem Elend der niederen Stände. Für den wahnsinnigen König Georg III. herrschte der Prinz-Regent, der trotz vielfacher Begabung und schöngeistiger Liebhabereien ein Wüstling und allen Bessergesinnten ein Gegenstand der Verachtung war. Irland schmachtete in bitterster Armut; die Katholiken forderten stürmisch ihre Emanzipation. In England führten elementare Unglücksfälle und Arbeiteraufstände eine Stockung

des Handels herbei und erhöhten die allgemeine Verstimmung. Wer sich aber unterfing, die Uebelstände zu tadeln oder nur beim Namen zu nennen, der wurde, wie Finnerty und Hunt, verfolgt. Die Zeitungen schienen dem öffentlichen Elende Hohn zu sprechen, wenn sie der Beschreibung der sybaritischen Festlichkeiten des Prinz-Regenten ganze Spalten widmeten.

Am 17. Juni 1811 brachte der „Morning Chronicle“ wieder einmal eine eingehende Schilderung eines Balles in Carlton-House. Zweihundert Fuß lang war die Festtafel; aus einem silbernen Becken sprang ein Strom klaren Wassers, das in einer ausgehöhlten Rinne den Tisch durchlief. Goldene und silberne Fische schwammen darin; die Ufer waren mit Moos und Wasserpflanzen bedeckt.

Der Prinz-Regent, „der unwiderstehliche Adonis“, der „schönste Mann Englands“, präsidierte der Tafel unter einem purpurnen Baldachin in einer theatralischen, brillantengeschmückten Marschallsuniform, und das Gespräch drehte sich um die Frage, welcher der anwesenden Damen der Preis der glänzendsten Toilette zukomme.

Dieser Artikel entflammte Shelley's Empörung. In bitterem Galgenhumor und beißender Ironie spricht er in einem Briefe an Graham über den demoralisierten Hof, der sich angesichts des verhungerten Landes eine Nacht hindurch um 120000 Pfund amüsiere. „Wenn, o Graham, in deinem demokratischen Busen noch ein Funken Loyalität glimmt“, fährt er fort, „wenn ein treuer, fester Königsmanne jemals Gnade in deinen Augen fand, wenn du nicht ganz stumpf bist für Bäche, deren moosige Ufer den Wanderer zur Ruhe einladen; wenn du — ich wiederhole es — deinen Herrscher noch liebst und die überzuckerte Rute küssest: dann, o Graham, beschwöre ich dich bei dem großen Georg, unserem König, bei dem edlen Prinz-Regenten und unserem unnachahmlichen Oberbefehlshaber, dann beschwöre ich dich bei Mrs. Clarke, dem Herzoge von Kent und Lord Castlereagh nebst Lord Grenville, daß du mir beistehest, wie du es einst gelobt; beistehest in meinem loyalen Streben, unsere alte königliche Familie zu verherrlichen, wenn eine Verherrlichung hier noch möglich ist. Du hast eine Harfe von Feuer, und ich habe eine honigsüße Feder. Laß denn weithin strömen den Gesang, weithin laß ihn strömen. Nimm deine Stimm-

gabel, denn die Ode kommt!" Der Brief endet mit einer Uebersetzung der letzten Strophe der Marsaeillaise [1]) und ist unterschrieben: Philobasileus.

Charles Grove berichtet in einem Briefe an Hellen Shelley, die hier erwähnte Ode sei als Flugblatt gedruckt und in die Kutschen der Herrschaften geworfen worden, die nach Carlton-House fuhren. Da aber nichts von den Folgen verlautet, die ein solches Verfahren sicherlich nach sich gezogen hätte, scheint der ganze Vorfall zweifelhaft.

Die politischen Sorgen waren indeß nicht die einzigen, die Shelley drückten. In Oxford hatte er zur Bestreitung der Reisekosten 20 Pfund geliehen, die noch unbezahlt waren. Mr. Timothy weigerte sich, „einen so ungehorsamen und pflichtvergessenen Sohn" zu unterstützen; er entzog ihm sein Taschengeld und verbot ihm Field-Place. Die Mutter schrieb ihm heimlich, er solle kommen und schickte das Reisegeld; doch Shelley glaubte, es zurücksenden zu müssen und kam nicht; er machte dem Vater den Vorschlag, er solle ihm eine Jahresrente von 200 Pfund bewilligen, wogegen er zu Gunsten seiner Schwestern auf die Güter verzichten wolle. Dieses sonderbare Verlangen, enterbt zu werden, das vor Shelley's Volljährigkeit überhaupt nicht ausführbar war, brachte Mr. Timothy noch mehr auf. Endlich verwendeten sich Vetter John Grove und Bysshe's Oheim, Kapitän Pilfold, für den jungen Missethäter; da auch der Herzog von Norfolk sein schwerwiegendes Wort für ihn einlegte, bewilligte Mr. Timothy nach langem Hin- und Herschwanken am 15. Mai 1811 die 200 Pfund ohne andere Bedingung, als daß Bysshe York meide. Sein Reichtum schien ihm nun übergroß. „Was liegt mir am Gelde!" schrieb er, „was liegt daran, ob ich hinreichend feine Kleider kaufen kann? 50 Pfund jährlich würden mir völlig genügen!"

Bysshe's jüngere Schwestern hatten während der Zeit seiner Armut ihr Taschengeld gespart und es ihm heimlich zugeschickt. Sie befanden sich nun in der Erziehungsanstalt einer Mrs. Fenning in Clapham. Wenn Shelley sie dort besuchte, hatte er auch während seiner größten Bedrängnis alle Taschen voll Zuckerwerk, um es seinem Lieblinge, der kleinen Hellen, heimlich zuzustecken. Trotzdem Mrs.

[1]) Von Forman als eine aus dem Jahre 1810 stammende Original-Strophe angegeben. „Tremble Kings". (Poet. W. IV.)

Fenning kein allzustrenges Regiment führte, entdeckte Shelley in ihrer Schule doch Spuren ungeziemender Tyrannei. Eine schwarze Marke, als Kennzeichnung eines Vergehens, und zumal ein eisernes Halsband, das er einst an Hellen bemerkte, erregten seine Entrüstung. Unter den Mitschülerinnen seiner Schwestern fiel ihm vor allen die sechzehnjährige Harriet Westbrook auf, die er flüchtig schon früher kennen gelernt.

Er war nun häufig in ihrer Gesellschaft, und ihre frische, blühende Schönheit konnte nicht unbemerkt von ihm bleiben. Harriet war rasch und zierlich in ihren Bewegungen; ihren Teint vergleicht Peacock „der Farbe der Rose, wenn sie durch die Lilie schimmert“, ihr reiches hellbraunes Haar, das Hellen Shelley „den Traum eines Dichters“ nennt, umrahmte regelmäßige Züge. Als einmal ein ländliches Fest in der Schule geplant wurde, waren alle einig, daß Harriet die Venus darstellen müsse. Sie kleidete sich einfach und geschmackvoll, hatte eine liebliche Stimme, ein fröhliches Lachen, und ihre Rede trug ein Gepräge von Offenheit und Herzlichkeit, das jeden für sie gewann. Bald nachdem Shelley als Ueberbringer eines Geschenkes seiner Cousine Mary Grove ihre Bekanntschaft gemacht, hatte er ihr seinen „St. Irvyne“ übersandt, und sie hatte sich an der Subskription für Janetta Phillips beteiligt. Nicht zum mindesten aber fesselte Shelley ein melancholischer Zug, der ihr eigen war und den er für eine Folge der Tyrannei ihres Vaters hielt. Sie sprach oft von Selbstmord, aber in so gelassenem Tone, daß sie Niemanden damit erschreckte.

Ihr Vater John Westbrook (oder Westbrooke), der zum Teil wegen seiner Gesichtszüge, zum Teil wegen der Geldgeschäfte, die er früher betrieben, als „der Jude Westbrook“ bekannt war, hatte in Mount-Street ein sogenanntes Kaffeehaus gehalten, das aber thatsächlich eine Schenke war, und lebte, seitdem er in den Besitz eines hübschen Vermögens gelangt, in behaglicher Zurückgezogenheit in seinem Hause in Chapelstreet. Obgleich seine Gattin — wie es scheint, eine unfähige Frau — noch am Leben war, stand doch seine älteste Tochter Eliza dem Hause vor und beaufsichtigte Harriet, der sie an Jahren wohl um das Zweifache überlegen war. Hogg entwirft von Eliza's Aeußerem ein wenig schmeichelhaftes Bild; er spricht von einer hageren, steifen Gestalt, einem blatternnarbigen

Gesicht mit unverständigen, glanzlosen, schwarzen Augen, beschattet von üppigem, glattgebürstetem schwarzen Haar, auf das Eliza sehr stolz war. Dagegen erinnerte sich ihr Neffe, Rev. W. Esdaile, ihrer als einer stattlichen, schönen alten Dame mit durchdringenden dunkeln Augen.

Beide Schwestern wandten Shelley ihre Freundschaft zu. Mit Harriet unterhielt er schon seit Beginn des Jahres einen Briefwechsel, den er eigentlich zu Nutz und Frommen seiner Schwester angeknüpft hatte, um durch die Freundin ihren Charakter zu beeinflussen. Als die Korrespondenz mit „dem Atheisten" im Pensionate ruchbar wurde, ward Harriet von ihren Mitschülerinnen mit Spott, von der Vorsteherin mit Verweisen und Ermahnungen überschüttet. Doch hielt sie wacker Stand. Wenn sie zu ihrer Familie in die Stadt kam, überbrachte sie Shelley gewöhnlich in Person die kleinen Gaben seiner Schwestern, und es war ihm dann nicht anders, als träte der leibhaftige Frühling bei ihm ein. Sonntags mußte er mit Harriet und Eliza in die Kirche gehen, durfte dafür aber auch über Mittag bei ihnen bleiben. An Hogg schreibt er: „Die jüngere ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen; die ältere ist eigentlich eingebildet, aber sehr herablassend." Eliza liest Voltaire nach seiner Anleitung, und Shelley legt seinem Berichte an Hogg ein Gedicht „Liebe" bei. Am 28. April heißt es: „Meine arme kleine Freundin war krank. Ihre Schwester schickte gestern Abend um mich. Ich fand sie blaß auf einem Lager. Ihr Vater ist artig gegen mich — sonderbarerweise! Die Schwester ist um die Hälfte zu artig. Sie begann über l'amour zu sprechen. Ich philosophierte, und die Jüngere sagte, sie hätte solchen Kopfschmerz, daß sie keine Konversation ertragen könne. Ihre Schwester entfernte sich darauf, und ich blieb bis 1 Uhr. Ihr Vater hatte unten große Gesellschaft. Er lud mich ein, ich dankte."

Nach ihrer Genesung wurde Shelley damit betraut, Harriet wieder nach Clapham zu bringen, und einige Tage später geleitete er auch Eliza dahin. Unterwegs wußte sie ihn durch herz- und geistreiche Gespräche so für sich zu gewinnen, daß er an Hogg schrieb: „Ich war zu rasch, als ich dir meinen ersten, ungünstigen Eindruck schilderte. Sie ist ein sehr gescheidtes Mädchen, obzwar etwas affektiert. Nein! Ich wüßte nicht, daß sie es wäre. — Ich war mit ihr in Clapham. Ich will dir ein Geschichtchen erzählen. Harriet

Westbrook ist, wie ich erwähnte, dahin zurückgekehrt. Sie wollen nicht mit ihr sprechen; ihre Mitschülerinnen beantworten selbst ihre Fragen nicht. Sie wird eine „elende Verlorene" genannt und ist allgemein verhaßt, was sie mit gelassenster Verachtung vergilt. Meine dritte Schwester Hellen bildet die einzige Ausnahme. Sie spricht mit Miß Westbrook trotz ihrer „Verworfenheit", weil sie nicht einsieht, worin sie gefehlt haben könnte. Für dieses liebe kleine Ding ist Hoffnung vorhanden. Sie würde ein göttliches kleines Pfropfreis des Unglaubens abgeben, gelänge es mir, ihrer habhaft zu werden."

Bald darauf fand eine Lehrerin einen jener Briefe, durch die Shelley Harriet und seine Schwester „in die Schaar der Guten, Selbstlosen und Freien zu erheben" suchte, und Harriet wurde aus der Schule gewiesen. So war sie zur Märtyrerin ihrer Freundschaft geworden.

Mitunter dämmerte in dem jungen Freiheitsapostel ein Gefühl der Verantwortlichkeit auf, daß er halbwüchsige Mädchen aus der Bahn des Herkömmlichen lenkte, aber sein Bekehrungseifer trug es immer bald über solche Bedenken davon. Im Ganzen empfand Shelley über Harriet, die unter seiner Leitung den Dornenpfad zur geistigen Freiheit emporwandelte, weit weniger Sorge als über seine älteste Schwester Elisabeth, deren Briefe immer seltener, immer kühler wurden und endlich ganz ausblieben. Sie sprach von „Pflichten gegen ihren Vater" und wollte einem „Philosophen" nicht gestatten, an sie zu schreiben. Er wünschte, in Field-Place selbst nach dem Rechten zu sehen, und kaum war die notdürftige Versöhnung mit Mr. Timothy zu Stande gekommen (Mai 1811), so reiste er nach Hause.

Elisabeth's langes Schweigen fand eine entschuldigende Aufklärung. Sie hatte am Scharlach krank gelegen. Allein nun flößte Bysshe die Wonne, mit der sie sich nach ihrer Genesung den Freuden des geselligen Lebens hingab, neue Besorgnis ein. Wenn er ihr von den Idealen des Lebens sprach, unterbrach sie ihn mit einem verächtlichen: „Du und dein Freund!" Dagegen erging sie sich in absichtlichen Verhimmelungen des Ehestandes. Erwartete sie etwa, Bysshe solle „wie ein Bruder nach der Mode gleich einem Schakale nach einem Manne für sie jagen?" Von seinen Ansichten über jene freie, von keinem Gesetze oder Herkommen gefesselte Verbindung

zwischen Mann und Weib wollte sie nichts wissen. Sie beugte sich vor „dem höllischen Idole der Welt".

Shelley fürchtete, seine Schwester wäre Hogg's nicht mehr würdig. Er bat ihn, selbst heimlich verkleidet nach Field-Place zu kommen. Aber Hogg fand den Vorschlag unvernünftig. Einige Tage später gab Bysshe ihm Recht und schob seinen tollkühnen Einfall auf ein Glas Wein, zu dem ihn die Mutter überredet.

Er fühlte sich völlig vereinsamt im Vaterhause. Zwar sagte die Mutter: wenn einer ein guter Mensch ist, gleichviel ob Philosoph oder Christ, wird er jedweder Lage, die seiner harrt, gerecht werden. Das war eine freisinnige Rede, die Shelley gefiel. Hingegen schwand im Verkehre mit dem Vater mehr und mehr die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses. Mr. Timothy schien ihm weder Christ, noch Atheist. „Er ist gar nichts, gar kein —ist", schreibt er an Hogg, „er bekennt keinen —ismus, sondern nur Hochmut und Irrationalismus." Und in einem anderen Briefe: „Ich bin ein vollkommener Einsiedler. Kein Wesen, mit dem ich sprechen könnte! Manchesmal wechsle ich mit meiner Mutter ein Wort über das Wetter, über welches Thema sie immer unwiderstehlich beredt ist. Ueber alles andere herrscht tiefe Stille."

In einem Gedichte „An den Mondenstrahl"[1]) (To the Moonbeam) sagt er, das Zwielicht der Sorge und die Nacht der Verzweiflung wären Freuden im Vergleiche mit den Qualen, die seine Brust durchwühlten. Er konnte nicht schlafen; Todesgedanken überkamen ihn. In zahllosen Briefen machte er seinem gepreßten Herzen Luft. „Wäre es nicht eine Wohlthat für alle, wenn ich mich aus dem Staube machte, da du bleibst, bleibst um Tausende zu beglücken?" schreibt er an Hogg. „Eine ist deiner unwürdig, und all mein Wünschen ist zu Ende, seit ich diese Verbindung, die einst mein seligster Traum war, als unmöglich und ungerecht erkannt habe." Und etwas später: „Vier Tage habe ich über den Tod und den Himmel nachgedacht. Wo ist dieser? Giebt es ein künftiges Leben? Wen würden wir schädigen, wenn wir gingen? Wäre es nicht einigen zum Vorteil? Gestern Abend, als ich vom Gartenhause den Mond über den Dächern sah, dachte ich: Wenn er allein unser

[1]) Wahrscheinlich irrtümlicherweise „Field-Place, 17. Mai" datiert statt 17. Juni.

Scheiden sähe! Aber wenn wir zusammen sind, spreche, ja denke ich nicht einmal so."

Auch mit Harriet und Eliza stand Shelley in lebhaftem Briefwechsel. Doch trat jede andere Korrespondenz gegen eine neue in den Hintergrund, die er gleich nach seiner Ankunft in Field-Place angeknüpft. Bei seinem Oheim, Kapitän Pilfold in Cuckfield (Sussex), den er vor seiner Heimreise besucht, hatte er die Bekanntschaft Elisabeth Hitchener's gemacht, der Schullehrerin des benachbarten Städtchens Hurstpierpoint, die die Tochter des Kapitäns unterrichtete. Miß Hitchener war eine interessante Erscheinung; achtundzwanzig Jahre alt, aber noch von jugendlichem Aussehen, ziemlich groß und außerordentlich schmächtig, mit einem römischen Profil, südlich gebräuntem Teint, dunklen, sprechenden Augen und schönem schwarzen Haar. Nach Hogg's boshafter Schilderung vollendete ein kleiner Schnurrbart das Gepräge männlicher Weisheit und Energie. Diesem Aeußeren entsprach Elisabeth's Geist; lebhaft, voll Interesse, aber mit einem Hange zur Schwermut. Sie stand im Rufe einer Freidenkerin; ihre Angehörigen verketzerten sie wegen ihrer romantischen und excentrischen Ansichten. „Ihr von Natur aus scharfer und forschender Geist brach die Bande des Vorurteiles", schreibt Shelley über sie; „sie bahnte sich einen noch unbetretenen Weg. Sie machte aus ihrer ungewöhnlichen Denkungsart kein Geheimnis und unterrichtete öffentlich die Jugend als Deistin und Republikanerin." Sie klagte, daß sie nicht verstanden würde, daß sie Niemanden hätte, bei dem sie Belehrung suchen könnte.

Miß Hitchener war von geringer Herkunft. Ihr Vater war Schmuggler gewesen und hieß eigentlich Yorke. Später ließ er sich als Inhaber einer Branntweinschänke nieder und änderte seinen Namen in Hitchener.

Ihre Erziehung verdankte sie einer Schullehrerin, Miß Adams, die ein vorzügliches Wesen, jedoch „allzugroßer Tugend wegen ein Gegenstand fortwährender Verfolgung" war.

In ihren Ansichten und Kenntnissen war Elisabeth Autodidaktin, ein Umstand, der allein schon genügte, Shelley's Bewunderung zu erregen. Als sie einmal auf den Abstand ihrer sozialen Stellung hinweist, erwidert er: „Sie erinnern mich damit an ein Unglück, dem ich nicht abhelfen kann. Nicht als ob der starrköpfigste Aristokrat

glauben könnte, es bestehe ein wirklicher Unterschied zwischen mir, dem Abkömmling einer reichen Menschenklasse, und Ihnen, die Tugend und Begabung aus dem Dunkel der Armut gezogen haben. Bestände hier wirklich ein Unterschied, so würde die Wageschale des wahren Wertes sich gewiß auf Ihre Seite neigen. Sie erinnern mich an etwas, das ich hasse, verachte und verabscheue."

Der Inhalt der schier endlosen Briefe, die nun in rascher Aufeinanderfolge zwischen Shelley und Miß Hitchener hin und wieder flogen, ist abstrakteste Spekulation. Giebt es einen Gott? Was für Ideen sollen wir mit dem Worte Gott verbinden? Christentum, Judentum, die Erbsünde, die Unsterblichkeit der Seele werden erörtert mit der vollen Ueberzeugung, daß die Wahrheit auffindbar und die Vernunft das Mittel sei, sie zu ergründen. Ihr will er folgen, und wäre es durch Dunkel und Trübsal. Die Briefe offenbaren viel Mut und eine gewisse dialektische Geschicklichkeit, verbunden mit einem Mangel an Reife, der dem jungen Philosophen die Größe der aufgeworfenen Probleme gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt.

Im Juli folgte Shelley einer Einladung seines Vetters Thomas Grove auf seine Besitzung in Wales. Der heimliche Zweck seines Besuches war eine Zusammenkunft mit Hogg, die er von hier aus unter dem Pseudonym Mr. Peyton zu bewerkstelligen dachte.

Grove's Gut, Cwm Ellan, lag in einer romantischen Gegend, deren Hauptreiz die Vereinigung wilder Gebirgslandschaft und anmutigen Ackerfeldes war. Sie hatte vor dreißig Jahren den seinerzeit gefeierten Sonnettendichter William Lesley Bowles, der (1718) hier als Gast der Grove's geweilt, zu dem beschreibenden Gedichte „Coombe Ellan" begeistert.

Aber Shelley sollte vorderhand nicht zum Genusse der landschaftlichen Schönheit kommen. Er erkrankte. Mr. Timothy hörte auf rätselhafte Weise von dem im Juni geplanten Besuche Hoggs in Field-Place und der in Aussicht genommenen Zusammenkunft in Wales und erzürnte sich auf's Neue gegen Bysshe.

Die Gesellschaft Grove's und seiner Gattin gewährte ihm wenig Befriedigung. „Ich bin nun bei Leuten, die sonderbarerweise nie denken", schreibt er an Hogg. „Ich lebe ganz einsam und kann die Gesellschaft keine Alternative der Einsamkeit nennen. Ich bin auf magere Kost gesetzt. Ich sehe keine Seele. Alles ist düster und

traurig. Doch unterhalte ich mich, indem ich Darwin[1]) lese und in der Gegend herumschweife und klettere."

Ueber die Schönheit dieser Gegend fällt kein Wort. Er grübelt bei ihrem Anblicke, warum sie entzücke, warum sie mehr anspreche als die Ebene, und verliert sich in allerlei Spitzfindigkeiten, da sich die Herrlichkeit der Natur seinem Auge zum erstenmale offenbart.

Der Korrespondenz mit seiner Egeria aus Hurstpierpoint gilt noch immer sein Hauptinteresse. Die Briefe erörtern jetzt soziale Fragen. Ist die Gleichheit aller Menschen erreichbar? Und wenn sie unerreichbar ist, bleibt sie nicht dennoch ein Ideal, nach dem die Gesellschaft immer zu streben hat? Wie das Individuum stets die Vollkommenheit suchen soll, obzwar es stets unvollkommen bleiben muß, so soll die Gesellschaft unaufhörlich nach dem Ideale der Gleichheit streben, obzwar sie es niemals erreichen kann. Würden bei einer gerechten Verteilung von Glück und Reichtum, von Mühe und Muße das Verbrechen und die Versuchung zum Verbrechen nicht so gut wie aufhören? Und nicht allein im Interesse der Armen ist das Aufhören der großen sozialen Unterschiede zu wünschen, sondern ebenso sehr im Interesse der Reichen. Der arme Mann in seiner Hütte ist oft noch glücklicher als der stolze Lord in seinem Schlosse, der ein Opfer der Zügellosigkeit und Langenweile, des Selbstvorwurfes und der Zwecklosigkeit wird.

Ueber diesen Grübeleien versäumte Shelley eine mit den Westbrook's verabredete Zusammenkunft in Wales, wo auch sie den Sommer zugebracht hatten. Trotzdem er Hogg's beständige Neckereien noch vor kurzem mit der Versicherung abgewiesen, daß er nicht in Harriet verliebt sei, wenn anders er sich im Geringsten auf Liebe verstehe, fand er sich nun doch durch ihre Briefe beunruhigt. Sie war jetzt wieder in London. Sie fühlte sich elend; der Vater wollte sie zur Rückkehr in die Schule zwingen. Sie schrieb, daß sie verfolgt werde, daß sie nur glücklich sein könnte, wenn sie sich anderen liebend hingeben dürfte. Sie sei sich und ihrer Umgebung zur Last. Wäre es Unrecht, ihrem nutzlosen Leben ein Ende zu machen? Sollte sie ihrem Vater Widerstand leisten und sich weigern, in die Schule zurückzukehren? Sie forderte dringend Shelley's Rat.

[1]) Erasmus Darwin (1731—1802), Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, der Großvater des Begründers der Descendenz-Theorie.

Der Rat, der nicht auf sich warten ließ, lautete: Widerstand. Gleichzeitig suchte Shelley Mr. Westbrook zu milderen Maßregeln zu bewegen. Aber vergeblich. Ein verzweifelter Brief Harriet's, in dem sie sich unter seinen Schutz stellte und sich bereit erklärte, falls er darein willige, mit ihm zu fliehen, veranlaßte ihn, statt aller Antwort selbst die Postkutsche nach London zu besteigen.

Der neunzehnjährige Freiheitsschwärmer war sich dessen wenig bewußt, daß seine romantische Ritterlichkeit gegen ein widerspenstiges Schulmädchen verhängnisvoll für sein Leben werden konnte. Er hatte Mitleid mit der schönen Harriet. Die Eitelkeit war wohl auch ein wenig im Spiele.

In dem Briefe, in dem er Charles Grove von seiner Ankunft in London benachrichtigt, sagt er, sein Glück wäre, seitdem er die Hoffnung auf die Liebe seiner Cousine Harriet Grove verloren, auf immer vernichtet. Der einzige Zweck, für den es sich nun noch zu leben verlohne, sei der, sich für andere zu opfern. Er folge darum dem Briefe Harriet Westbrook's. Und in einem Briefe an Hogg heißt es: „Was für eine schmeichelhafte Auszeichnung! Ich denke an zehn Millionen Dinge zugleich!"

Recht behaglich war ihm trotzalledem nicht zu Mute, und eine dunkle Stimme in seinem Inneren warnte ihn. In dem erwähnten Briefe an Hogg fügt er als Nachschrift folgendes der Gelegenheit angepaßte Citat hinzu:

„Hör' sie nicht Percy, 's ist ein Grabgeläut,
Das dich zu Himmel oder Höll' entbeut!"

In London angelangt, eilte er zu Harriet. Er erschrak über die Veränderung in ihrem Aussehen, die er für eine Folge der erlittenen Mißhandlungen hielt. Allein Harriet gestand ihm nach einigen schüchternen Ausflüchten, daß er selbst die unschuldige Ursache der Blässe ihrer Wangen sei. Sie liebe ihn, und die Angst, er könnte ihre Neigung nicht erwidern, habe sie gepeinigt. Shelley, verwundert und bestürzt, sah in diesem Chaos überraschender Dinge nur das Eine klar, daß er helfen könne[1]). Er ergriff ihre Hand und gelobte, ihr Schicksal an das seine zu knüpfen.

[1]) Mary Shelley sagt in ihrem biographisch sehr wertvollen Romane „Lodore": „Er (Horatio Saville) fühlte sogleich die Verschiedenheit zwischen seinen Empfindungen für sie (Clorinda) und jener ihr ganzes Wesen ausfüllenden

Harriet gewann nun mit einem Schlage ihre blühende Schönheit und frohe Laune wieder; Shelley selbst sah die Dinge in etwas grauerem Lichte. „Ich bin verstimmt und in Verlegenheit", schreibt er an Hogg. „Deine edle und begeisterte Freundschaft vermag allein mein leidenschaftliches Interesse zu erregen. Dies (sein Verhalten gegen Harriet) ist mehr eine vollbrachte That als begeisterte Leidenschaft."

Daß Shelley trotz seiner prinzipiellen Abneigung gegen eine gesetzmäßige Heirat eine solche Ceremonie sogleich in Erwägung zog, war eine Folge von Hogg's Einfluß. „Wir werden 200 Pfund jährlich haben", hatte er ihm geschrieben. „Wenn es nicht reicht, werden wir wohl von der Liebe leben müssen. Dankbarkeit und Bewunderung, alles gebietet mir, sie ewig zu lieben. Wir werden dich in York sehen. Ich will deine Argumente zu Gunsten der Ehe hören, die mich fast überzeugen." Die Frucht dieser Argumente war die Erkenntnis, „daß der gute Ruf und die sich aus ihm ergebenden Vorurteile Rechte seien, deren man sich nicht freiwillig begeben dürfe". „Wie nutzlos, durch ein einzelnes Beispiel die Gesellschaft erneuern zu wollen", raisoniert er in einem Briefe an Miß Hitchener, „ehe folgerichtiges Denken nicht eine so gründliche Veränderung herbeigeführt, daß der Experimentierende weder die bösen Folgen, noch das Vorurteil zu fürchten hat, das man seiner Ansicht, (welche um der Tugend willen Gewicht haben sollte), entgegenbringt." Ueberdies treffen die sozialen Leiden und Verluste in ungleich größerem Maße die Frau. „Ein Mann ist in einem solchen Falle ein Mann von Geist und Galanterie, eine Frau verliert ihr ganzes Anrecht auf Ehrerbietung und Höflichkeit. Sie hat die Bescheidenheit eingebüßt, die das weibliche Kriterium der Tugend ist; und die, deren Tugend nicht weiter reicht als die Bescheidenheit, sehen sie mit Haß und Verachtung an. Das Glück einer Frau ist ein gebrechlich Ding, gar leicht erschüttert und darum vor Stößen und Schlägen zu sichern." [1])

Neigung, deren Opfer er fast geworden. Aber er konnte sie von einem unwürdigen Geschicke erretten und sie glücklich machen. Er handelte mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit und Raschheit, und innerhalb eines Monats wurde sie seine Frau."

[1]) Brief an Godwin, 18. Januar 1812.

Er meldet Hogg: „Ich bin ein vollkommener Anhänger der Ehe geworden; nicht aus Nachgiebigkeit, sondern durch deine Argumente. Das Eine, das du so oft und mit so großer Energie vorbrachtest, das Opfer, welches die Frau bringt, und das in keinem Verhältnis zu irgend einem Opfer des Mannes steht, genügte, um mich vor deinem höheren Geiste zu rechtfertigen, wenn ich (— mit dem Entschlusse zur Trauung —) geirrt haben sollte.“ Mitte August sah Shelley bei einem Besuche seines Oheims in Cuckfield Miß Hitchener wieder. Trotzdem sie es nun nicht mehr passend fand, mit ihm, einem Verlobten, allein zu speisen, dauerte das herzliche Einvernehmen zwischen ihnen doch unverändert fort.

Aber nach einer Woche rief ihn ein verzweifelter Brief Harriets nach London. Ihre Peiniger wollten sie abermals zum Schulbesuche zwingen. Sie sei elend und hilflos ohne Percy. Sie nannte ihn stets bei seinem ersten Namen, trotzdem er im Elternhause Bysshe gerufen wurde.

Shelley schlug ein Radikalmittel gegen alle Verfolgungen vor: ihre sofortige Flucht und Vermählung. Harriet war bereit, und Charles Grove ging dem jungen Paare bei den Vorbereitungen zur Abreise mit Rat und That an die Hand. Ein kleines Kaffeehaus in Mount-Street, unweit des Westbrook'schen Hauses, wurde zum Stelldichein bestimmt.

Sonntag, den 25. August, fand Shelley sich hier mit seinem Vetter ein. Während sie der Braut harrten, die auf sich warten ließ, warf Shelley Austernschalen (oyster shells), die von ihrem Frühstücke auf dem Tische lagen, zum Fenster hinaus und sagte mit einem im Deutschen nicht wiederzugebenden Wortspiele auf seinen Namen: „Grove, dies ist eine schale Sache!“ (a Shelley business). Nach einer Weile kam Harriet. Aber nun galt es noch, einen schier endlosen Tag zu überstehen, denn die Edinburger Post, die sie benützen wollten, ging erst abends. Endlich schloß Grove den Wagenschlag hinter den Flüchtlingen, die die Straße nach York hinfuhren. Die geringe Reisezehrung, die sie bei sich trugen, war ein Darlehen von Medwin's Vater, der nicht wußte, zu welchem Zwecke er es gegeben.

Fünftes Kapitel.

Erste Heirat.

Nach Edinburg. Trauung. Geldverlegenheit. Zusammenleben mit Hogg. In York. Reise nach Cuckfield. Materielle Sorgen. Eliza's Ankunft. Zerwürfnis mit Hogg. Nach Keswick. Junges Eheglück. Miß Hitcheners Besuch. „Hubert Cauvin.“ Besuch in Greystock. William Calvert. Brief an Mr. Timothy. Sir Bysshes Testament. Robert Southey.

Nach einer mehr als vierundzwanzigstündigen Fahrt langten die Flüchtlinge in York an. Doch Shelley versagte sich selbst ein Wiedersehen mit Hogg und ließ nur einen Zettel für ihn zurück, auf dem er ihn um ein Darlehen von 10 Pfd. bat. Als Hogg das Billet erhielt, waren Shelley und Harriet bereits in weiter Ferne. Am dritten Morgen nach ihrer Abreise langten sie endlich in Edinburg an. Shelley war genötigt, den Wirt in seine Lage einzuweihen, der ihm nicht nur einen Vorschuß zur Bestreitung der Trauungskosten gab, sondern dem jungen Paare noch ein Hochzeitsfest rüstete.

In den Büchern des Edinburger Stadthauses sind unter dem 28. August 1811 Percy Bysshe Shelley, Landwirt (!) aus Sussex, und Miß Harriet Westbroock, Tochter des Mr. John Westbrook aus London, als Vermählte eingetragen. Das gemeinsame Alter der Brautleute betrug fünfunddreißig Jahre.

Das erste peinliche Ereignis der jungen Ehe war das Ausbleiben der am 1. September fälligen Vierteljahrsrente. Mr. Timothy's Entrüstung über die neue Missethat seines Sohnes, die alle früheren in Schatten stellte, kannte keine Grenzen; auch Mr. Westbrook machte sich aus der Verbindung seiner Tochter mit einem aus der Art geschlagenen jungen Aristokraten keine besondere Ehre und gab, was die Geldfrage betraf, Mr. Timothy nichts an Unerbittlich-

keit nach. Die Verlegenheit wäre groß gewesen, hätte nicht für den Augenblick der gutherzige Oheim in Cuckfield mit einem Sümmchen ausgeholfen.

Unter solchen Umständen war Shelley für die vielgerühmte Romantik der nordischen Hauptstadt wenig empfänglich. Er spricht nur von dem Edinburger Schmutz und Handel und meint, wie schlecht auch die Aristokratie sei, der Handel, die geldstolze Unwissenheit, wäre doch noch verächtlicher. In die litterarische Gesellschaft Edinburgs wurde Shelley nicht eingeführt.

Der fröhlichste Augenblick dieser sonderbaren Flitterwochen war wohl der, in welchem eines schönen Tages im September Hogg mit dem erbetenen Darlehen in Shelleys bescheidener Wohnung in George-Street eintrat. Im Oberstock des Hauses fand sich sogleich für ihn ein Stübchen, und es begann nun ein gemütliches Zusammenleben zu Dreien.

Hogg war von Harriet entzückt. Er fand es angenehm, ihr zuzuhören und noch angenehmer, sie anzusehen. Sie war immer schön, immer heiter, immer blühend, kein Fältchen, kein Härchen je in Unordnung. Ihr helles Lachen, ihre kindliche Naivetät waren entzückend. Sie hatte keine schlechte Erziehung genossen, schrieb hübsche Briefe und konnte ziemlich gut Französisch. Eine eingefleischte Städterin, mußte sie erst von Shelley den Unterschied zwischen einem Rüben- und einem Gerstenfelde lernen. Aber ihr junges Gemüt war noch weiches Wachs für alle neuen Eindrücke und zumal ihrem Gatten gegenüber von einer Empfänglichkeit und Hingebung, daß ihr Geist gleich einer unbeschriebenen Tafel seine Ansichten und Empfindungen aufnahm, die sie dann für ihr Eigentum hielt.

Seit ihrer Verheiratung interessierte auch sie sich für Litteratur, und in den Morgenstunden, die dem Studium gewidmet waren, übersetzte sie die ihres moralischen und empfindsamen Inhalts wegen beliebten Novellen der Mme. Cottin aus dem Französischen und schrieb zwei Bände mit ihrer zierlichen Damenschrift auf dem schönsten weißen Papiere sauber aus.

Shelley, der bei seiner außerordentlichen Vorliebe für Bücher, wo immer er sich befand, bald eine kleine Bibliothek gesammelt hatte, die er dann bei seiner Abreise zurückließ, fand in Edinburg einen

Buffon und fühlte sich von dem Werke so angezogen, daß auch er an eine Uebersetzung ging.

Lange Spaziergänge der Freunde füllten den Nachmittag; philosophische Gespräche würzten den Thee, und abends las Harriet „mit ihrer süßen, klaren Stimme“ vor. Sie las mit der größten Deutlichkeit und mit wahrer Leidenschaft. Marmontel, „Telemach“ und „Belisar“ waren ihre Lieblingsbücher; aber auch philosophische Werke, wie Volney's „Ruinen“ kamen an die Reihe. Dazwischen fragte sie: „Wie denken Sie über den Selbstmord?“ und sprach oft mit kühler Ruhe von dem Vorsatze, ihrem Leben früher oder später ein Ende zu machen. Wehe Shelley, wenn er, der Mattigkeit nachgebend, die ihn in den Abendstunden zu überfallen pflegte, während ihrer Lektüre einschlief. „Sein unschuldiger Schlummer gab ernstes Aergernis, und seine Unaufmerksamkeit wurde furchtbar geahndet.“ Denn die kleine Harriet neigte bei all ihrer Sanftmut und Schmiegsamkeit zur Ungeduld und zum Eigensinn.

Man betrachtete die Sterne und den Kometen, der gerade sichtbar war; aber im großen und ganzen war es ein äußerlich und innerlich armseliges Leben.

Nach fünfwöchentlichem Aufenthalte kehrte Hogg nach York zurück, und die Neuvermählten folgten ihm. Auf der Reise las Harriet trotz Shelley's flehentlicher Einwendungen unausgesetzt vor, und die Fahrt war bei trübem Wetter und trüber Laune wenig erquicklich. In Berwick, wo die Pferde gewechselt wurden, war Shelley plötzlich verschwunden, und Hogg fand ihn erst nach langem Suchen, wie er in Sturm und Regen traurig auf die wilde See starrte.

In York mieteten Shelley und Hogg sich bei zwei schmutzigen alten Putzmacherinnen ein, wahren Schicksalsschwestern, die auch Grabtücher säumten und Sterbehemden nähten.

Das altertümliche York mit seinen zahlreichen historischen Erinnerungen und seinem majestätischen Münster machte auf Shelley wenig Eindruck. Philosophische Spekulationen erdrückten seinen Sinn für die Schönheit der Plastik und Architektur. „Wenn ich diese gigantischen Pfeiler des Aberglaubens betrachte“, schreibt er an Miß Hitchener, „wenn ich mir überlege, wie viel Muße für die Entwickelung des Geistes die Mühe, sie zu errichten, verschlungen hat, scheint mir durch sie jene Periode verzögert, in der die Wahrheit allein herrschen

wird. Jedes zwecklose Ornament, die Säulen, das eiserne Geländer, das erhabene Getäfel, sie alle zeugen von körperlicher Arbeit, die, obgleich unbedeutend, wenn man jedes für sich betrachtet, doch miteinander ein gut Teil dieser kostbaren Muße vernichtet."

Erst im Oktober zeigte Shelley Miß Hitchener seine Vermählung an. „Wie verändert waren alle meine Ansichten binnen einer kurzen Woche!" schreibt er. „Wie bitter fluchte ich meiner Knechtschaft! Aber es war unvermeidlich. — Ich machte ihr einen Heiratsantrag, und sie willigte ein. Tadle mich, teuerste Freundin, wenn du willst, denn immer noch bist du mir das Teuerste; aber beklage diesen Irrtum, selbst wenn du mich tadelst. Wenn Harriet mit sechzehn Jahren nicht alles das ist, was du in vorgerückterem Alter bist, so hilf mir, eine wahrhaft edle Seele zu dem heranzubilden, was sie in ihrer Erhabenheit nützlich und lieblich machen kann. Lieblich ist sie schon, oder ich bin der schwächste Sklave des Irrtums."

Miß Hitchener drückt ihm ihre vollste Zustimmung und ihre herzlichsten Glückwünsche aus, und Shelley, von einer ängstlichen Spannung befreit, antwortet ihr in einem enthusiastischen Briefe. Nun wolle er es wagen, seine Gefühle für sie Liebe zu nennen, die Liebe einer Seele für die andere. Harriet wünscht an ihrer Freundschaft teilzuhaben; man verabredet ein Wiedersehen.

Von drückenden materiellen Sorgen gepeinigt, hatte Shelley eine Reise zu seinem Oheim Pilfold beschlossen, der ihm zu einer Zusammenkunft mit Mr. Timothy verhelfen sollte, denn alle seine Briefe an den Vater blieben unbeantwortet. Kaum wagt er es, Miß Hitchener, „dieser selbstlosen, erhabenen Seele" einzugestehen, daß er des leidigen Mammons wegen zu seinem Oheim reise. „Aber", philosophiert er weiter, „selbst der Gedanke an Geld ist einer Veredlung fähig". Geld soll zur Freiheit führen, und diese will er dann mit ihr, der Schwester seiner Seele, und mit Hogg, ihrem Bruder, teilen.

Miß Hitchener lehnt sofort jeden Anteil an den noch so problematischen Zukunftsgütern ab und bittet nur, für das Alter der teuren Miß Adams zu sorgen.

Das Wiedersehen Shelley's mit seiner Freundin war das einzige Ergebnis der Reise nach Cuckfield. Mr. Timothy, „der irregeleitete, gedankenlose Mann", wie Bysshe ihn nennt, blieb unbeugsam; ja selbst

die Mutter nahm nun gegen ihn Partei. Die Mißheirat hatte die ganze Familie, deren junge Baronie doppelt gewahrt sein wollte, gegen ihn aufgebracht.

Nach einer achttägigen Abwesenheit kehrte Shelley nach York zurück und fand zu seiner Bestürzung sein ganzes Hauswesen verändert. Eliza Westbroock war angekommen. Sie hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, die Bevormundung der jüngeren Schwester wieder zu übernehmen und auf ihren Gatten auszudehnen. Diese Gelegenheit bot nun Shelley's Reise, durch welche Harriet allein mit einem fremden jungen Manne in einer fremden Stadt zurückblieb. Die stets einer Stütze bedürftige Harriet fügte sich willig Eliza's Regimente. Shelley und Hogg wurden zum Gehorsam gezwungen.

„Das Haus war sozusagen unter einem Interdikte; alle unsere gewohnten Beschäftigungen waren aufgehoben, die Studien verboten, Lesen schädlich, Vorlesen sogar gefährlich, Spazierengehen der Tod, zu Hause bleiben das Grab. Bysshe war nichts, ich natürlich noch viel weniger als nichts. Die einzigen Stunden der Freiheit waren jene, in denen sich Eliza geheimnisvoll in ihre Stube schloß und angeblich ihr langes schwarzes Haar bürstete.“

So Hogg. In der That aber hatte er selbst Shelley triftigen Grund zur Verstimmung gegeben, und Eliza's Besorgnis um die junge unbewachte Schwester schien nicht ganz unbegründet.

Die Anwesenheit der Schwägerin war nämlich nicht die einzige unangenehme Ueberraschung, die Shelley bei seiner Heimkehr vorfand. Er merkte bald, daß Harriet's Benehmen gegen Hogg völlig verändert war. Sie trug plötzlich eine gewisse Abneigung gegen ihn zur Schau. Shelley's Fragen wurden mit dunkeln Anspielungen auf Hogg's Unwürdigkeit beantwortet; bis sein Drängen ihr endlich das Geständnis entriß, daß Hogg, der Freund, das Ideal edler Männlichkeit, das Vertrauen gemißbraucht, das Shelley in ihn gesetzt, und ihn verraten habe. Schon nach ihrer Ankunft in York hatte er Harriet gestanden, daß er sie liebe und sie beschworen, seine Liebe zu dulden. Harriet hatte ihn energisch abgewiesen und Shelley den Vorfall verschwiegen, in der Hoffnung, daß die Sache ein für allemal abgethan sei. Nun, während ihres Alleinseins, erneute Hogg seine Liebesbeteuerungen. Die kleine Harriet aber wußte ihm im Gefühle ihrer Frauenwürde so ins Gewissen zu reden, daß er sein Vergehen einsah und zerknirscht

beschloß, zur Buße Shelley den ganzen Vorfall selbst zu berichten. Dies verbot ihm Harriet, und Tags darauf kam Shelley zurück.

Er fühlte sich bei diesen Enthüllungen von Elend übermannt, erschüttert, vernichtet. Was war von der menschlichen Natur im allgemeinen zu hoffen, wenn Hogg nicht Stand hielt? In einem ausführlichen Berichte an Miß Hitchener erleichterte er sein Herz. „Wir gingen auf die Felder bei York“, schreibt er, „ich wollte den Verlauf der Sache wissen. Ich hörte ihn von ihm und glaube, daß er aufrichtig war. Alles, dessen ich mich von diesem fürchterlichen Tage entsinne, ist, daß ich ihm vergab, ihm völlig, frei vergab; sagte, daß ich noch immer sein Freund sein wolle und ihn zu überzeugen hoffe, wie lieblich die Tugend sei. Daß sein Verbrechen, nicht er selbst, der Gegenstand meines Abscheus sei. Daß ich hoffe, die Zeit würde kommen, da er seinen entsetzlichen Irrtum mit eben solchem Widerwillen ansehen werde als ich selbst. Er sagte wenig, er war blaß, erschreckt, voll Reue. O, es ist entsetzlich! Dieser Schlag hat mein Leben förmlich vernichtet! Wäre es nicht der lieben Freundin wegen, deren Glück mir so teuer ist, und das ich vielleicht noch einmal zu begründen vermag, lebte ich nicht für einen Zweck, ich hätte in Frieden schlafen mögen. Doch nein, nicht ganz das! Ich wäre ein Bewohner von Bedlam geworden!“

Shelley fühlte die Notwendigkeit einer Trennung von Hogg. In seiner Niedergeschlagenheit war es ihm gleichgiltig, wohin er wanderte, und er überließ Harriet und Eliza die Wahl des neuen Aufenthaltes. Diese fiel auf Keswick, ein liebliches Städtchen in Cumberland, dem westlichen Seenbezirk. Die Abreise erfolgte plötzlich, und wahrscheinlicherweise ohne daß Shelley selbst früher davon wußte. Eliza fürchtete, er könnte schwankend werden und sich nicht von dem Freunde trennen wollen. Als Hogg eines Nachmittags im November nach Hause kam, fand er das Nest leer. Er erkannte die Rache der strengen Eliza.

In Shelley war bereits jedes feindselige Gefühl gegen ihn erloschen. Der Freund, der sich, einem natürlichen Triebe nachgebend, in frevelhafte Leidenschaft verstrickt hatte, schien ihm mehr bedauernswert als strafbar. An dem regen Briefwechsel, der sich sogleich zwischen ihnen entspann, beteiligte sich sogar Harriet. Hogg erfleht

ihre Vergebung und droht, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn sie sie ihm verweigere. Er findet Shelley unverantwortlich kalt gegen seine reizende Gattin und sich selbst unendlich bemitleidenswert. Shelley tröstet ihn.

Hogg solle nicht glauben, daß er etwas anderes sei als sein Freund, ein Freund, der ihm jetzt inniger zugethan sei als früher, denn das Elend mache uns die noch teurer, die wir lieben [1]).

Aber Hoggs Bitten um Wiederaufnahme in den Familienkreis wurden, wahrscheinlich auf Eliza's maßgebenden Wunsch, dennoch abschlägig beantwortet. Die Folge davon war eine mehrwöchentliche Lücke in dem Briefwechsel und eine Spannung zwischen den Freunden, die, auch als sie äußerlich wieder gehoben war, die alte Herzlichkeit zwischen den so innig Verbündeten nie mehr völlig aufkommen ließ.

Den 26. Dezember 1811 schreibt Shelley über Hogg an Miß Hitchener: „Ich überlasse ihn seinem Schicksale. Ich wollte, ich hätte ihn retten können! Es ist ein eitler Wunsch — der letzte, den ich etwas Vorzüglichem, das dahin ist, widme.“

Keswick war für Shelley in mehrfacher Hinsicht ein geeigneter und behaglicher Aufenthalt. Zwischen Berge gebettet, liegt das freundliche Städtchen in der Nähe der Seen von Derventwater und Brassenthwait, die beide von Chestnut-Cottage, Shelley's Hause, sichtbar waren. Die erhabene Ruhe dieser schönen Landschaft, der „englischen Schweiz“, wirkte beruhigend und befreiend auf seine Seele. In einem Briefe an Miß Hitchener heißt es: „Ich habe heut einen langen, einsamen Spaziergang gemacht. Diese aufeinander getürmten Riesenberge, diese Wasserfälle, diese millionenfältig geformten Wolken, gefärbt durch die wechselnden Farben zahlloser Regenbogen, die zwischen ihnen und dem See hängen, der glatt und dunkel ist wie eine Fläche polierten Jets — o, dies ist ein Anblick, der zur Betrachtung stimmt. Ich dachte an dich und an die menschliche Natur. Dein Brief war der Gefährte meiner Einsamkeit, oder richtiger, ich war nicht allein, denn du warst bei mir.“

[1]) Hogg stellte aus diesen Briefen ein „Novellenfragment“ zusammen, das sich als die Fortsetzung von Goethe's „Werther“ gab und unter den Namen Albert, Werther und Lotte, Shelley, Hogg, Harriet und die eben geschilderten Ereignisse in durchsichtiger Verkleidung vorführte.

Zwar vergällten ihm die Bewohner von Keswick einigermaßen die Freude an der schönen Gegend. „Das Land ist lieblich, aber die Leute sind unausstehlich“, schreibt er. „Kaufleute haben sich in das friedliche Thal geschlichen und die Anmut der Natur mit menschlicher Verderbtheit befleckt. Die ausschweifenden Dienstleute der großen Familien, die hier zusammenkommen, tragen zu dem völligen Erlöschen der Sittlichkeit bei. Keswick scheint eher eine Vorstadt von London als ein Dorf in Cumberland.“

Noch mehr machte ihm die Bigotterie der Landleute zu schaffen. Schon in Edinburg hatte seine lärmende Fröhlichkeit am Sonntag und sein Seufzen oder Lachen in der Kirche Anstoß erregt. In Keswick wich man ihm scheu aus, weil er nicht beim Gottesdienste erschien. Als er einst im Garten ein Experiment mit Wasserstoff machte und die Flamme in der Umgegend gesehen wurde, kündigte ihm der Wirt die Wohnung, „weil man Nachts bei seiner Behausung wunderbare Dinge erblicke, von denen er nicht gern rede.“ Nur mit Mühe bewog ihn Shelley, ihn im Hause zu dulden.

Das Kastanienhäuschen aber war trotz alledem und trotz der drückenden Armut seiner Bewohner ein trauliches Heim. Shelley's Neigung ~~und Achtung~~ für Harriet war seit ihrem wackeren Benehmen gegen Hogg gewachsen. Er unterrichtete sie im Lateinischen. Sie fühlte sich geistig gehoben und sah lächelnd auf die Irrtümer ihrer Mädchenzeit herab, ihre Schwärmerei für zweierlei Tuch, ihr Entsetzen, als sie gehört, daß Percy ein Atheist sei, ihren Glauben an ewige Strafen und ihre Angst vor Seiner allerhöchsten Majestät, dem Teufel. „Nun aber ist dies alles völlig abgethan und meine Seele nicht länger von unnützer Angst befangen“, schrieb sie an Miß Hitchener.

Selbst Eliza's Gegenwart störte das Glück der jungen Ehegatten nicht. Shelley nennt sie jetzt ein liebenswürdiges, ein über den gewöhnlichen Durchschnitt erhabenes Mädchen, während Harriet von ihr schreibt: „Sie ist mir mehr als eine Mutter.“

Zu Weihnachten erfüllte sich endlich Shelley's langgehegter Wunsch; Chestnut-Cottage empfing Elisabeth Hitchener als Gast. Verehrungsvoll sah Harriet zu der Herrlichen empor, die in liebevoll herablassender Fürsorge dem geistigen Streben der jüngeren Freundin entgegenkam. Shelley's Empfindungen für beide Frauen waren so

durchaus verschieden, daß eine die andere nicht beeinträchtigte und keine eifersüchtige Regung das Zusammenleben störte.

Um die Jahreswende beschäftigten ihn mancherlei litterarische Entwürfe, die aber nicht zur Ausführung kamen. Von einem Romane „Hubert Cauvin", der die französische Revolution und die Ursachen ihres Fehlschlagens behandelte, waren im Januar schon zweihundert Seiten geschrieben. Die „sexuelle Leidenschaft" sollte ausgeschlossen und so durch völliges Stillschweigen am schärfsten gegeißelt werden. Das Ganze ist spurlos verschwunden.

In einer anderen Dichtung beabsichtigte er die Darstellung der einfachen Sitten und des seligen Zustandes einer vollkommenen Gesellschaftsordnung, ein erster Entwurf zur „Königin Mab". Miß Hitchener sollte seine Mitarbeiterin sein. Er legt ihr seinen Plan vor. „Dann werde ich ein Bild des Himmels entwerfen", heißt es. „Aber nichts von alledem vermag ich ohne einige Winke von dir. Das letztere, denke ich, solltest du überhaupt schreiben." Vorläufig aber kam nichts davon zu Stande.

War er von der Arbeit ermüdet, so lief er im Garten mit Harriet um die Wette.

Eine Abwechslung in ihr stilles Leben brachte eine Einladung des Herzogs von Norfolk, die Shelley gern annahm, da er wieder auf die Vermittlung des einflußreichen Gönners bei Mr. Timothy hoffte. Er opferte seine letzte Guinee für die Reise, an der Harriet und Eliza teilnahmen, und weilte vom 4. bis zum 8. oder 9. Dezember 1811 als Gast des Herzogs in Greystock. Der Herzog verstand sich auf die Freuden der Tafel, verstand es, seine Güter zu vermehren, gab sich aber auch in einem Tagebuche Rechenschaft von seinem Thun und Lassen. Shelley gesteht, daß er „als Mensch ganz gut gewesen wäre"; aber „die aristokratische Schalheit der sinnlosen Monopolisten, die den Hof eines Herzogs bilden", ermüdete ihn bald.

Dennoch machte er an diesem Hofe eine wertvolle Bekanntschaft, die William Calvert's, eines liberalen, wackeren, kunstsinnigen Mannes, dessen innige Freundschaft dem Herzoge zur Ehre gereichte. Calvert, der Sohn eines ehemaligen Haushofmeisters, besaß ein ansehnliches Vermögen, das er in wohlwollender Weise in den Dienst des Genius stellte. Sein Haus hatte Wordsworth und dessen Schwester beherbergt, er unterstützte Coleridge. Calvert, nun schon in vor-

gerückten Jahren, war der populärste Mann der Gegend und bald auch Shelley's bester Freund in Keswick.

Der Herzog riet, es noch einmal mit einem Briefe an Mr. Timothy zu versuchen. Shelley schrieb in respektvollem Tone (13. Dezember 1811). Er äußerte sein Bedauern, die Gefühle ihm so nahe stehender Personen verletzt zu haben und gab seinem innigen Wunsche nach Versöhnung Ausdruck, obzwar er erklärte, ein Versprechen, seine politischen und religiösen Ansichten geheim zu halten, auch künftig nicht geben zu können. Ehe noch die Antwort eintraf, hörte Shelley durch Mr. Pilfold von einer testamentarischen Verfügung seines Großvaters, durch die er aus seiner Armut plötzlich zu Reichtum übergehen sollte, wenn er sich verpflichtete, das ganze Vermögen des Hauses unzersplittert auf seinen ältesten Sohn, oder falls er kinderlos bliebe, auf seinen Bruder zu übertragen.

Sir Bysshe, dessen Lieblingsidee die Hinterlassung eines großen Familienbesitzes war, hatte seinem Testamente am 26. Oktober 1811 ein Codicil beigefügt, das bestimmte, der Gesamtbesitz aller Familiengüter solle, als eine Art Majorat, unteilbar und unbelastbar auf ein Mitglied der Familie übergehen.

In den aristokratischen Kreisen von Sussex liefen allerhand übertriebene Gerüchte über Shelley's Heirat um. Man erzählte sich Schauergeschichten von einem Schankmädchen, mit dem er durchgegangen wäre. Sir Bysshe, der scharfsinnige Sohn des amerikanischen Quacksalbers und der reichen Müllerswitwe, mochte von Standesvorurteilen freier sein als seine blaublütige Umgebung; auch die religiösen und politischen Ansichten seines Enkels gingen ihm, dem alten „Materialisten und Atheisten“, weniger nahe. Was ihm aber am Herzen lag, war die Sicherstellung seiner mühsam zusammengerafften Güter, die durch Shelley's sozialistische Neigungen gefährdet schienen. Diesen Neigungen mußte beizeiten ein Riegel vorgeschoben werden.

Wie richtig seine Voraussetzung gewesen, bewies Shelley's Entrüstung über das bloße Gerücht eines solchen Antrages. Verwandtschaft gelte ihm nichts, äußert er in einem Briefe an Miß Hitchener. Er liebe ein Wesen nicht, weil es in Blutsverwandtschaft zu ihm stehe, sondern weil er eine geistige Verwandtschaft zu ihm fühle. Er wolle sein Vermögen dereinst mit seinen Schwestern, mit Miß Hitchener

und mit Hogg teilen. Die 2000 Pfd. jährlich, die ihn davon abhalten sollten, wären eine Bestechung. Einfältige Greise, welche glaubten, er würde sich auf solche Weise zu verächtlicher Ungerechtigkeit und Zweckwidrigkeit überreden lassen! Er würde seine Grundsätze abschwören für 2000 Pfd. jährlich! Die guten Beziehungen, die er sich so erkaufen und die schlechten, deren er sich überheben könnte, würden ihn für den Verlust der Selbstachtung entschädigen, für das Bewußtsein der Ehrlichkeit! 120000 Pfd. — Befehl zur Arbeit und Macht, sie zu erlassen — 120,000 Pfd. für wohlthätige Zwecke solle er einem Wesen übertragen, das er nicht kenne, das, statt ein Wohlthäter der Menschheit zu sein, ihr Fluch werden, oder das Geld zu den schlechtesten Zwecken benützen könne, das die wahren Bevollmächtigten dieses nur durch Zufall vergebenen Vermögens zu einem höchst nützlichen Werkzeuge der Mildthätigkeit machen könnten!

Indeß kam Shelley nicht in die Lage, den Vorschlag des alten Herrn abzulehnen, da er ihm gar nicht gestellt wurde. Auf seinen Brief an Mr. Timothy kam jedoch eine versöhnliche Antwort, und die Rente von 200 Pfd. wurde erneuert, allerdings mit dem Zusatze, Mr. Timothy thue es, um zu verhindern, daß sein Sohn andere Leute betrüge. Gleichzeitig bewilligte auch Mr. Westbrook, den es verdrießen mochte, daß seine Tochter bei dem Besuche in Greystock unter der hochadligen Gesellschaft in so dürftigem Aufzuge erschienen war, 200 Pfd. jährlich, und der kleine Haushalt in Chestnut-Cottage war vor der Hand aller materiellen Sorgen überhoben.

Auch sonst gestaltete sich das Leben in Keswick anziehender. In Calvert's Hause lernte Shelley Robert Southey kennen, das Haupt der Seeschule, die den westlichen Seenbezirk Englands zu einer europäischen Berühmtheit gemacht hatte. Southey, von Shelley seit seinen Kindertagen als ein Stern am Himmel der englischen Poesie bewundert, war der erste Dichter, mit dem er in persönliche Berührung trat. Er brachte ihm ein Herz voll überschwänglicher Verehrung entgegen.

Southey (1774—1843) war um achtzehn Jahre älter als Shelley. Auch er hatte in seiner Jugend revolutionäre Anwandlungen gehabt. Bereits in der Westminsterschule hatte er einen von Voltaire und Gibbon beeinflußten Aufsatz über die Prügelstrafe geschrieben, nach-

gewiesen, daß sie eine Erfindung des Teufels sei und war ausgewiesen worden. Seine Erstlingsdichtung „Johanna d'Arc" (1793), die binnen sechs Wochen auf einer Ferienreise entstand, war eine romantische Verherrlichung Frankreichs zu einer Zeit, da England einen Krieg mit den Franzosen führte, der allen Anhängern der großen Revolution ein Greuel war. „Ich blicke in der Welt umher", schrieb Southey damals, „und sehe überall dasselbe Schauspiel. Der Starke, so Mensch als Tier, tyrannisiert den Schwachen. Es ist kein Raum für die Tugend." Mit Coleridge, dem er sich 1794 innig anschloß, schwärmte er für die Pantisokratie, den in Amerika zu gründenden Idealstaat. Aber man ließ es bei langen Reden und Entwürfen bewenden.

Um diese Zeit dichtete Southey, „ungeduldig über die Bedrückungen unter der Sonne", sein revolutionäres Drama „Wat Tyler". Der Bauernaufstand, der 1381 infolge der Verschwendung des Hofes und einer neuen Kopfsteuer das Land in Flammen setzte, bot willkommene Gelegenheit zu mancher jakobinischen Anspielung auf die Zustände der Gegenwart.

Ein reicher Oheim in Lissabon veranlaßte Southey 1795 zu einer Reise nach Spanien und Portugal. Vor seiner Abreise führte er seine Braut Edith Fricker heim — ein Ausdruck, der hier allerdings nicht ganz am Platze ist, denn das junge Paar besaß vorläufig kein Heim. Southey's Verleger Cottle streckte das Geld für die Trauringe vor, und Cottles Schwester nahm Edith zu sich, die vor der Hand ihren Mädchennamen weiterführte. Die Heirat gab an romantischen Voraussetzungen der Shelley's nichts nach. Sie bildete aber zugleich den Abschluß der Romantik in Southey's Leben. 1796 kehrte er von Lissabon nach England zurück und ließ sich in Greta bei Keswick, inmitten des zu allen Jahreszeiten gleich herrlichen Seenbezirkes, nieder. Sein Haus war ein Musterbild bürgerlichen Familienglückes. An der Seite einer liebenswürdigen und geliebten Gattin, von eigenen und fremden Kindern umringt — Southey sorgte väterlich für die Kinder seiner Schwäger Lovell und Coleridge — und von zahllosen Haustieren umgeben, inmitten einer Bibliothek von vielen tausend Bänden, lebte er geschätzt von wackeren Freunden, deren Vorzüge er neidlos anerkannte, und verehrt von den Landleuten, gleichsam der Patriarch der Gegend, während er, al-

mählich von den radikalen Ansichten seiner Jugend zurückkommend, als Dichter unbestrittenen Ruhm erwarb.

Shelley sah in Greta-Hall alles, was ihm selbst fehlte: ein geordnetes Hauswesen, eine feste Tageseinteilung, fleißige aber maßhaltende Arbeit, das Glück der Beschränkung, die Heiterkeit stillen Selbstgenügens. Southey hatte gelernt, seine Nerven zu beherrschen; er lebte mit seinem Schöpfer und seinem Berufe, mit sich und der Welt in Frieden.

Trotzdem, oder vielleicht eben darum, fühlte Shelley sich in dem Enthusiasmus, den er für den Dichterpatriarchen mitgebracht, bald ernüchtert. Er fand „den Anwalt der Freiheit und Gleichheit" nicht mehr in ihm, der ihm aus Southey's Jugendwerken entgegen getreten. „Er richtet seinen Blick auf einen künftigen Zustand der Dinge, da alles vollkommen und die Materie der Allmacht des Geistes unterworfen sein wird", schreibt Shelley. „Doch vorläufig ist er ein Verfechter der bestehenden Einrichtungen. Southey haßt die Iren; er spricht gegen die Emanzipation der Katholiken und die Reform des Parlamentes. In allen diesen Dingen gehen wir auseinander, und unsere Meinungsverschiedenheit war bereits ein Gegenstand langer Gespräche."

Noch weniger vermochte Southey's religiöses Bekenntnis Shelley zu überzeugen. Southey hatte einst das fromme Wort gesprochen: „Auf die Vorsehung vertrauend, darf ich auf mich selbst vertrauen". Er nannte sich einen Christen, obzwar er in Shelley's Augen Deist war. Am meisten aber verdroß es den jungen Dichter, daß Southey mit der Ueberlegenheit des gereiften Mannes und dem etwas schulmeisterhaften Dünkel, der ihm eigen war, Shelley's Diskussionen gewöhnlich mit den Worten abschnitt: „Wenn Sie erst so alt sind wie ich, werden Sie ebenso denken."

Southey hingegen äußert sich folgendermaßen über Shelley: „Hier ist ein junger Mann, der wie mein eigenes Gespenst auf mich wirkt. Er ist gerade, was ich 1794 war. Sein Name ist Shelley. Gegenwärtig steht er auf dem pantheistischen Standpunkte der Philosophie. Im Laufe einer Woche erwarte ich, ihn als Berkeleyaner zu sehen, denn ich habe ihn auf einen Kurs Berkeley verwiesen. Es hat ihn gehörig überrascht, zum erstenmale in seinem Leben mit einem Manne zusammenzutreffen, der ihn vollkommen versteht und

ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich sage ihm, daß die ganze Verschiedenheit zwischen uns darin besteht, daß er neunzehn ist und ich siebenunddreißig, und ich glaube, es wird mir bald gelingen, ihn zu überzeugen, daß er ein wahrer Philosoph sein und sehr viel Gutes thun könne mit seinen 6000 Pfd. jährlichen Einkommens, eine Sache, die ihm jetzt mehr Sorge macht als mir jemals der Mangel von 6 Pence."

Aber darin täuschte sich Southey. Denn ein halbes Jahr später schrieb Shelley an Godwin (29. Juli 1812): „Ich habe Berkeley gelesen, und die Prüfung seiner Argumente hat mich mehr als Alles davon überzeugt, daß der Immaterialismus von dem Hochmut der Philosophen erfunden worden ist, um ihre Unwissenheit vor sich selbst zu verbergen."

Und an Miß Hitchener: „Ich habe kürzlich mit Southey ein Gespräch geführt, das meiner wahren Ansicht über Gott zum Durchbruche verholfen. Er sagt, ich solle mich nicht einen Atheisten nennen, da ich in Wirklichkeit glaubte, das Weltall sei Gott. Ich sage: ich glaube, daß „Gott" eine andere Bezeichnung für das Weltall sei."

Die Kluft zwischen beiden Dichtern ward mit jedem Tage größer. Hogg führt ihre Entfremdung auf einen humoristischen Zwischenfall zurück. Southey schloß Shelley in seine Studierstube ein und begann, ihm aus seinen Werken vorzulesen. Er las klar und deutlich; las bis Shelley einschlief und von seinem Stuhle glitt; las bis er, von seinem Manuskripte aufblickend, den Platz seines Gastes leer sah. Shelley schlief auf dem Boden weiter. Hogg behauptet, hätte er damals dem fatalen Schlummer widerstanden, er wäre nie von Southey den Dichtern der „Satanischen Schule" eingereiht worden.

In Wahrheit aber war es wohl die völlige Verschiedenheit ihrer Naturen, die keine ersprießliche Wechselwirkung zuließ.

Daß Southey als Dichter trotzdem auf Shelley einwirkte, beweist ein Gedicht „Mutter und Sohn" (Mother and Son, Januar 1812), das die Leiden einer alten Frau schildert, deren Sohn im „Dienste des Tyrannen" ins Feld muß und als gebrochener Mann zurückkehrt. Es ist von einer biederen, hausbackenen Nüchternheit erfüllt, die mehr Southey als Shelley angehört.

Auch das Gift, das unter den Dichtern der Seeschule eine so verhängnisvolle Rolle spielt, lernte Shelley in Keswick kennen, das Opium. Ein Nervenanfall bot die Veranlassung. Er hätte es nicht gethan, wäre er allein gewesen, schreibt er den 20. Januar 1812 an Miß Hitchener. Und am 29. Januar meldet er: „Es geht mir nun wieder ganz gut. Ich werde hoffentlich nicht mehr genötigt sein, meine Zuflucht zum Opium zu nehmen [1].“

[1] Die anderen Dichter der Seeschule lernte Shelley nicht persönlich kennen. Später, als sein Name berühmt geworden, bedauerten die meisten, ihn nicht aufgesucht zu haben, und in bezeichnenderweise meinte jeder, er hätte ihm mehr sein können als der pedantische, verknöcherte Southey.

Coleridge (1749—1834), weitaus der tiefste Denker und genialste Dichter der Seeschule, war, als Shelley in Keswick weilte, bereits unrettbar dem Opium verfallen und lebte in Hammersmith bei mildthätigen Menschen, die sich seiner angenommen. Hogg teilt folgendes aus späterer Zeit stammende Brieffragment von ihm mit: „Ich denke von Shelley's Genie und von seinem Herzen so hoch als Sie nur können. Bald nachdem er Oxford verlassen, kam er an die Seen, der Arme, und zwar, wie ich wohl verstand, mit dem Wunsche, mich zu sehen. Aber ich war abwesend, und Southey empfing ihn statt meiner. Nun, im Gegensatze zu neunundneunzig Fällen von hundert — ich hätte ihm nützen können, und Southey konnte es nicht. Denn ich hätte mit seinen poetischen und metaphysischen Untersuchungen sympathisiert, während schon das Wort Metaphysik Southey ein Abscheu ist. Shelley hätte gefühlt, daß ich ihn verstand. Seine Diskussionen, die nach einer gewissen Art von Atheismus gravitierten, hätten mich nicht abgeschreckt; für mich wäre der Atheismus nur eine halbdurchsichtige Maske gewesen, durch die ich das wahre Bild, die zukünftige Verwandlung, erkannt hätte. Auch habe ich nach dem Christentum diese Art von Atheismus immer für die beste Religion gehalten. Der bessere Glaube, den ich von Paulus und Johannes gelernt, thut der herzlichen Verehrung keinen Eintrag, die ich für Benedikt Spinoza fühle. Was Robert Southey betrifft, so bin ich überzeugt, daß seine Rauheit nur durch die schrecklichen Gerüchte veranlaßt wurde, die ihm über Shelley's moralischen Charakter und seine Sitten zu Ohren kamen; Gerüchte, die, im Wesentlichen falsch, einem Manne von Southey's strikter Regelmäßigkeit und Selbstbeherrschung gerade durch Shelley's wilde Reden und seinen Abscheu vor jeder Hypokrisie glaubwürdig erschienen.“

Thomas de Quincey (1785—1859), Coleridge's Schüler, ein Meister des Styles und glänzender Essayist, lebte in dem nahen Grasmere, wie sein Lehrer dem Genuße „des gerechten, erhabenen, mächtigen Opiums“ hingegeben. Er sah Shelley niemals, widmete ihm aber später einen biographischen Aufsatz. 1846 schrieb er über Shelley's Aufenthalt an den Seen: „Einige Vorteile der Nachbarschaft hätte ich Shelley gewiß bieten können, z. B. Grasmere selbst, das

damals durch seine unberührte Schönheit ein anziehender Ort war; Wordsworth, der in Grasmere lebte, meine Bibliothek, die, reich an den verrücktesten deutschen Spekulationen, sicher mehr nach Shelley's Geschmack gewesen wäre als die spanische Bibliothek Southey's. Aber alle diese Pläne wurden durch Shelley's plötzliche Abreise vereitelt. Offenbar hatte er den Trieb der Rastlosigkeit seines ewigen Juden selbst in sich."

Sechstes Kapitel.

William Godwin und Mary Wollstonecraft.

Godwins Lebenslauf. Die „Politische Gerechtigkeit". „Caleb Williams." „St. Leon." Mary Wollstonecraft. „Verteidigung der Rechte der Frau." Gilbert Imlay. Fanny. Verbindung mit Godwin. Mary Wollstonecraft Godwin's Geburt. Mary's Tod. Mrs. Clairmont-Godwin. Clara Mary Jane. Charles Clairmont. William Godwin's Geburt. Haushalt in Skinnerstreet. Shelley's Briefe. Irland. Attentat auf Shelley. Abreise von Keswick.

Unter den Studien, die Shelley in Keswick betrieb, waren die eingehendsten einem Werke gewidmet, das er bereits in Eton kennen gelernt und seitdem nie ganz beiseite gelegt hatte: Godwin's „Untersuchungen, betreffend die politische Gerechtigkeit und ihren Einfluß auf die Moral und das Glück", (Enquiry concerning political Justice and its Influence on Morals and Happiness) gewöhnlich kurzweg die „Politische Gerechtigkeit" genannt. 1793 war das Buch erschienen, das wie kaum ein zweites unter den Zeitgenossen Verbreitung und Ansehen fand.

William Godwin 1756—1836 aus Wisbeach (Cambridge Shire), war der Sohn eines Geistlichen und fünf Jahre lang selbst Seelsorger einer kleinen Gemeinde in der Nähe von London. Von religiösen Zweifeln, von Wissensdurst und Ehrgeiz gequält, widmete er sich endlich ganz der Litteratur. Die „Politische Gerechtigkeit" war ein Schuß ins Schwarze. Fast wäre sie konfisziert worden, und nur ihr hoher Preis — sie kostete 1 Pfd. 16 Sh. — rettete sie. Pitt traute einem so kostspieligen Wühler keine Popularität zu. Aber der große Politiker täuschte sich diesmal. Godwin wurde aus einem dürftigen, unbeachteten Landgeistlichen plötzlich der Mann des Tages und sein Name das Losungswort der Fortschrittspartei. Zwar hatte er selbst sein Werk nur für die

„wenigen Auserwählten" bestimmt, denn er neigte zu geistigem Dünkel und verschmähte es, sich an „die leidenschaftliche Menge" zu wenden. Doch gaben sich nicht allein die jungen Genies, Wordsworth, Southey, Coleridge, willig „seiner heiligen Führung" hin; sein Buch, das sich offen eine Frucht der französischen Revolution nannte und nichts Geringeres anstrebte als die Umwälzung aller sozialen und politischen Zustände, fand Verbreitung in den weitesten Schichten, es ergriff die erregten Köpfe und empörten Herzen eines unterdrückten und mißhandelten Geschlechtes.

Godwin geht in der „Politischen Gerechtigkeit" die verschiedenen Regierungsformen durch und findet sie alle gleich schlecht [1]). Das Königtum ist auf Betrug gegründet; es verbindet sich unvermeidlich mit dem Laster; es vernichtet die ursprüngliche Natur der Dinge. Die Könige sind nicht, was sie zu sein vorspiegeln. Sie machen uns glauben, daß sie die Angelegenheiten von Millionen mit eigenen Händen lenken, aber sie besitzen die übernatürliche Gabe nicht, in die Ferne zu wirken. Sie wissen nichts von dem, was feierlich in ihrem Namen geschieht.

Darum ist der Despotismus, die Herrschaft des Einzelnen, verwerflich. Ein tugendhafter Despotismus ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Gesellschaft soll sich mit aller Kraft gegen ihn stemmen. Selbst der Mord des Tyrannen ist nur deshalb verwerflich, weil die gute That nicht meuchlings verübt werden darf.

In der konstitutionellen Monarchie ist jeder Minister ein Monarch im Kleinen und die Korruption infolgedessen um so größer.

Das erbliche Königtum taugt nichts, weil eine erbliche Auszeichnung sinnlos ist; nur das persönliche Verdienst kann ausgezeichnet werden.

In der Wahlmonarchie giebt jede Wahl Anlaß zu Kampf und Unordnung.

[1]) In einem Aufsatze für den „Morning Chronicle" zu Gunsten einiger wegen Hochverrat Angeklagter sagt er: „Tiberius und sein modernes Gegenbild Josef II. sind Neulinge in den Künsten der Grausamkeit, verglichen mit unserer gesegneten Verwaltung. Josef nahm Beamte des Gerichtshofes, Männer, die an Ueberlegung, an Unterwürfigkeit und an Genuß gewöhnt waren, und machte sie zu Straßenkehrern in den Gassen Wiens." (?!)

Das Interesse des Regierenden und der Regierten wird niemals miteinander gehen; folglich ist jede Regierung, auch die beste, ein Uebel und ebenso jede Autorität, auch die des Vaters, der innerhalb der Familie ein Tyrann im Kleinen ist. Die Moral im reinsten Sinne schließt den Gehorsam aus. Wir sollen trachten, unseren Vorgesetzten oder denen, die uns überlegen sind, gleichzukommen, statt uns ihnen unterzuordnen. Der Weise ist nie und mit nichts zufrieden, denn die Zufriedenheit hemmt den Fortschritt.

An die Stelle der Regierung, die den von Natur aus guten Menschen irregeführt hat, soll die Leitung der Vernunft treten. Die Nation, die Gesellschaft ist nichts, das Individuum alles. Pflicht heißt die Art, wie jedes Individuum am besten für das allgemeine Wohl verwendet wird; sie ist durch die Fähigkeiten des Individuums beschränkt. Die Summe aller moralischen und politischen Pflichten heißt Gerechtigkeit. Sie beruht auf Gegenseitigkeit. Der Einzelne steht im Dienste des Ganzen; sein Gut ist ihm zum allgemeinen Besten anvertraut. Wenn mein Tod das allgemeine Wohl mehr fördert als mein Leben, so gebietet mir die Gerechtigkeit, zu sterben. Aber wenn die Gesellschaft von dem Individuum zu fordern hat, was seine Pflicht ist, so hat sie ihm dafür zu leisten, was sein Wohlsein erheischt.

Das Ideal der Zukunft ist allgemeine Gleichheit. Alle Menschen sind Brüder; das Wohlergehen aller liegt in dem Interesse aller. Das Eigentum gehört dem, der es am nötigsten braucht und in dessen Besitze es am wohlthätigsten wirkt. Jeder hat Anspruch auf Befriedigung seiner Bedürfnisse und, soweit der Vorrat reicht, auf Wohlleben. Es ist ungerecht, daß einer darben soll, während der andere schwelgt. An die Stelle des Luxus, der zwar der Entwickelung der Menschheit zuträglich, aber doch nur ein Durchgangsstadium ist, hat eine naturgemäße Einfachheit zu treten. Da der Staat die höchsten Güter, Tugend und Weisheit, nicht zu verleihen vermag, so ist seine Einmengung in die geistige Entwickelung des Menschen unstatthaft und seine Vormundschaft schädlich. An die Stelle absurder Gesetze, die die Freiheit des Denkens beschränken, hat die Vernunft zu treten. Jede Eidesleistung ist verwerflich und zieht unmoralische Konsequenzen nach sich; zwischen vernünftigen Menschen ist jeder Vertrag überflüssig.

Die Stellung der Menschen soll sich nach ihren Verdiensten und Tugenden richten. Jeder Zwang, jede Abhängigkeit hört auf.

Die Ehe ist schädlich und unmoralisch. Zwei Menschen müssen einander nach einer gewissen Zeit überdrüssig werden, und Mann und Frau sollen nicht länger mit einander leben als ihre Neigung dauert.

Das Volk hat ein Recht, die Regierung abzuschütteln; selbst die Anarchie ist dem Despotismus vorzuziehen. Aber zur Erlangung der bürgerlichen Freiheit giebt es nur ein Mittel: die geistige Freiheit. Macht den Menschen weiser, und ihr macht ihn frei. Die Revolution, an sich berechtigt, wird verwerflich durch Frevel und Gewalt. Ihr einziges wahres Werkzeug ist die Ueberredung; Aufklärung und Erkenntnis sind ihre wirksamsten Folgen. Großer Verstand ist unzertrennbar von großer Tugend. Der geistig Freie kann nicht erniedrigt werden, und geistig frei ist, wer aus eigenem Triebe den Forderungen der Wahrheit und der Tugend gerecht wird, die eine unversiegbare Quelle des Glückes sind.

Die Freiheit des Willens leugnet Godwin. Das herrschende Prinzip im Weltall ist ihm die Notwendigkeit. Die Handlungen des Menschen sind immer durch etwas bestimmt, oder sie geschehen unwillkürlich. Der Mensch ist, genau genommen, nie der Urheber seiner Handlungen, sondern nur das Vehikel, durch welches gewisse Antecedenzien wirken. Ein Mensch von einer gewissen Beschaffenheit des Geistes ist zum Mörder bestimmt wie ein Dolch von einer gewissen Form zu seinem Werkzeuge. Der Mörder kann den Mord, den er verübt, so wenig verhindern als der Dolch. Kraft im Sinne der Freiheit ist Schimere. Der Mensch ist in Wirklichkeit ein passives, kein aktives Wesen. Diese Notwendigkeitslehre war durch Holbach beeinflußt. Doch Holbach ging bei ihrer Durchführung konsequenter zu Werke als Godwin; denn er leugnete zwar ebenfalls die Freiheit und die Verantwortlichkeit der Verbrecher, aber er erklärte auch ihre Bestrafung für unvermeidlich aus demselben Grunde, aus dem wir die Flüsse eindämmen, die gleichfalls weder frei, noch verantwortlich sind und eben darum unschädlich gemacht werden müssen. Godwin dagegen sagte, die Bestrafung des Verbrechers sei unmoralisch, denn die Absicht des Handelnden, auf die es vor allem ankommt, entziehe sich stets zum Teile dem Auge des

Richters, und sie sei unsinnig, denn sie ändere nur den äußeren, aber nicht den inneren Menschen.

Ein wesentlicher Punkt der Godwin'schen Lehre war der, daß Schuld und Sünde nicht durch die Notwendigkeit bedingt seien und unterdrückt werden könnten. Denn der Mensch war ursprünglich gut; die schlechten Einflüsse der bestehenden Gesellschaftsordnung sind es allein, die ihn verderbt haben. Sein Charakter ist ihm anerzogen; angeborene Prinzipien giebt es nicht. Wir sind weder tugend- noch lasterhaft, wenn wir auf die Welt kommen.

Obzwar die Lage der Menschheit gegenwärtig eine kritische und besorgniserregende ist, hegt doch Godwin die feste Zuversicht, daß die Zukunft jedes Glück für sie bereit halte. Darum ist ein ruhiges und mildes Vorgehen das zweckmäßigste. Laßt uns nicht heut erzwingen, was die Wahrheit morgen von selbst gewinnen muß. Im Gegensatze zu Rousseau sieht Godwin alles Heil im Fortschritt. Alle menschlichen Erfindungen sind einer unendlichen Vervollkommnung fähig. Die ursprüngliche Einfachheit der Menschheit bedeutet nichts; die Unschuld ist keine Tugend, sie ist neutral und steht in der Mitte zwischen gut und böse. Der Mensch kann tugendhaft sein, ohne unwissend zu sein. Ja, dem goldenen Zeitalter wird eine unendliche geistige Vervollkommnung vorausgehen. Denn nur der philosophisch Denkende kann wirklich tugendhaft sein. Er muß alle die Vorteile erkennen, die aus seinem selbstlosen Handeln erwachsen.

In den einfachen Verhältnissen des zukünftigen Idealstaates wird mit der Versuchung auch das Verbrechen verschwinden. Die allgemeine Mißbilligung hält dann die bösen Gelüste im Zaum. Der Ehrgeiz, der in dem Jagen nach Rang und Reichtum keine Nahrung mehr findet, wendet sich höheren Zielen zu und faßt das allgemeine Beste ins Auge. Gemeinsame Erziehung und Verpflegung aller Bürger ist zu vermeiden, weil die Individualität des Einzelnen darunter litte, aber auch so wird die Bedürfnislosigkeit der aufgeklärten Menschheit die Arbeit auf ein Minimum reduzieren. Der Verkehr der Geschlechter entfaltet sich in dem neuen Staate in ungebundener, aber um so idealerer Weise. Jeder Mann genießt den geistigen Umgang der Frau, die ihm gefällt, und erkennt die Trivialität aller sexuellen Beziehungen. Ja, die Menschen werden

aufhören sich fortzupflanzen, wenn die Erde sich einer größeren Bevölkerung widersetzt, und werden dann vielleicht unsterblich sein.

Die excentrisch gestimmte Zeit forderte die Beweise der abenteuerlichen Argumente nicht, die in der „Politischen Gerechtigkeit“ aufgestellt waren und stieß sich nicht an den Widersprüchen, die sie enthielt. Godwin's Ruhm stieg noch durch seinen Roman „Caleb Williams“ (1794), der die verschiedenen Arten des Despotismus vorführen sollte, durch die der Mensch den Menschen zerstört. Doch drängte eine durch Häufung des Phantastischen und Gräßlichen übertriebene Spannung des stofflichen Interesses das eigentliche Motiv in den Hintergrund.

In seinem Privatleben war Godwin im Gegensatz zu seinen Schriften ungewöhnlich schüchtern und philiströs zurückgezogen. 1797 erregte er Aufsehen durch seine Verbindung mit einer der bedeutendsten und geistvollsten Frauen ihrer Zeit, mit Mary Wollstonecraft. Ihr berühmtes Werk, die „Verteidigung der Rechte der Frau“ („A Vindication of the Rights of Woman“) hatte wie die „Politische Gerechtigkeit“ gewaltig in ihre Zeit eingegriffen. Shelley fühlte sich von dem Buche, aus dem ein verwandter Geist ihm entgegenwehte, fast noch mächtiger und dauernder gefesselt als durch die „Politische Gerechtigkeit“.

Mary [1]) (1759 geb.) wuchs in der traurigen Häuslichkeit einer herabgekommenen Familie auf. Kaum neunzehn Jahre alt, hatte sie für sich und ihre Geschwister zu sorgen; ihr Dasein war unausgesetzte Selbstopferung und Arbeit. Mit Begeisterung folgte sie den Fortschritten der französischen Revolution. Aber die Anwälte der Freiheit, die sich allerorten erhoben, schienen die eine Hälfte der Menschheit völlig zu vergessen. Für sie beschloß Mary einzutreten. Sie wußte von der traurigen Lage der Frau zu erzählen. Und so schrieb sie (1792) in einem Sturme von Begeisterung binnen sechs Wochen die „Verteidigung der Rechte der Frau“.

Mary nimmt von vornherein energisch Stellung gegen Rousseau, der im Weibe nichts als ein zum Vergnügen oder zum Nutzen des Mannes geschaffenes Wesen ohne Selbstzweck und Selbstbestimmung

[1]) Vergl.: „Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der Rechte der Frau.“ Wien 1897.

gesehen und seine Erziehung von diesem Standpunkte aus als Vorbereitung auf die Ehe, auf die Neigungen und Bedürfnisse des Mannes ins Auge gefaßt hatte. Sie widerlegt den Rousseau'schen Satz, die Frau müsse in einem Zustande geistiger Verkommenheit gehalten werden, damit der Mann seine herrschende Stellung behaupte. Sie beweist das Gegenteil, beweist, daß die Befreiung des Weibes ebenso sehr den Vorteil des Mannes fördere, denn die Frau werde ihre Pflichten als seine Gefährtin besser erfüllen wie als seine Sklavin.

Mary fordert, daß das Weib zur Tugend erzogen werde, die für beide Geschlechter dieselbe ist, daß der Charakter der Frau geformt, ihr Geist wie ihr Leib gekräftigt werde, während man ihr Augenmerk bis jetzt auf Gefallsucht und affektierte Zimpferlichkeit, auf Launen und Eitelkeiten gelenkt.

Nicht die Natur, nicht die Zivilisation haben das Weib benachteiligt, sondern die Erziehung. Der Mangel an ernster Beschäftigung, der kleine Kreis von Sorgen und nichtigen Bestrebungen, in dem die Frau sich bewegt, machen, daß das Sinnenleben bei ihr in den Vordergrund tritt, daß sie romantisch und unbeständig wird.

Mary fordert für die Frau keinen größeren Einfluß als sie gegenwärtig besitzt, sondern nur einen würdigeren, edleren. Die Herrschaft, die sie bisher durch den Zauber ihrer Schwäche über den Mann ausgeübt, scheint ihr verächtlich und empörend. Die Vorrechte, die die Galanterie dem Weibe eingeräumt, sind eine illegitime Macht und schädigen es, wie die Reichen das Vorurteil ihrer Geburt schädigt. Rousseau sagte spöttisch: Erzieht die Frauen wie die Männer, und je mehr sie unserem Geschlechte gleichen, desto weniger Macht werden sie über uns haben. Das eben ist das Ziel, das Mary als Ideal vorschwebt. „Ich möchte sie nicht Macht über die Männer, sondern über sich selbst gewinnen sehen", sagt sie. Die Frauen sollen nicht vergötterte Idole, nicht Heroinen und nicht Tiere, sie sollen vernünftige Geschöpfe sein mit ernsten Pflichten und guten Rechten wie die Männer. Aus ihrem Müßiggange entspringen die meisten ihrer Fehler. Nicht die Beschäftigung mit der Kunst oder Wissenschaft entzieht sie ihren häuslichen Pflichten, sondern die Indolenz, die Eitelkeit, die Vergnügungs- und Herrschsucht, die den leeren Geist erfüllen. Die beste Erziehung ist für die Frau wie für den Mann diejenige, die unabhängig macht.

Mary tritt gleich Godwin für die Tugend ein, die aus klarer Erkenntnis entspringt. Unschuld im Sinne von Unwissenheit nennt sie eine Eigenschaft für Kinder. Bei Erwachsenen bedeute sie Gedankenlosigkeit.

Und wie Godwin erwartet sie von der Zukunft zuversichtlich die Erfüllung ihrer gerechten und notwendigen Forderungen.

Die „Rechte der Frau" riefen einen Sturm von Bewunderung und Entrüstung hervor. Mary trat plötzlich aus dem Dunkel ihrer ärmlichen Existenz; sie ward eine gefeierte Persönlichkeit. Aber ihre Feinde waren fast noch zahlreicher als ihre Freunde. Denn sie war in ihrem Buche für die Rechtlosigkeit der Gefallenen ihres Geschlechtes eingetreten und hatte kühn gefordert, daß der Mann, der eine Frau verführt, gesetzlich verpflichtet werde, sie und ihre Kinder zu erhalten, so lange die Schwachheit der Frauen das Wort Verführung als eine Entschuldigung ihres Leichtsinnes und ihres Mangels an Grundsätzen gelten läßt, und so lange sie ihres Unterhaltes wegen von den Männern abhängen, statt ihn durch eigene Arbeit selbst zu erwerben.

Eine grausame Ironie des Schicksales wollte, daß der unerschrockenen Vorkämpferin für die Freiheit des Weibes Schwachheit und Erniedrigung, und alles spezifische Weiberelend des Lebens nicht erspart bleiben sollte.

1792 begab Mary sich nach Paris, und hier traf sie ihr Verhängnis. Sie faßte (1793) eine leidenschaftliche Liebe zu dem Amerikaner Gilbert Imlay, einem kalten, ihr geistig nicht ebenbürtigen Manne, der die Glut ihrer Empfindung weder teilte, noch begriff. Im Frühling 1794 gab Mary einem Mädchen das Leben, das sie zum Andenken an eine teure, frühverstorbene Jugendfreundin Fanny nannte. Noch ein Jahr lang ertrug sie alle Bitternis und Demütigung einer zurückgewiesenen Liebe, bis sie endlich die Kraft fand, sich von Imlay loszureißen.

Das Jahrgeld, das er ihr anbot, wies sie zurück mit den Worten: „Von dir will ich nichts mehr empfangen. Ich bin nicht genug erniedrigt, um von deiner Wohlthätigkeit abzuhängen. Ich wollte immer nur dein Herz; da mir dies verloren, hast du mir nichts mehr zu geben."

Godwin hatte Mary flüchtig schon früher gekannt. Nun trafen sie sich öfters bei einer gemeinsamen Freundin, und ihre Herzen

fanden sich. Doch Mary legte wenig Gewicht auf die Zeremonie der Trauung, und Godwin hatte als eingefleischter Hagestolz eine gewisse Scheu davor. Erst als die Geburt eines Kindes bevorstand, entschlossen sie sich dazu (29. März 1797) und führten von da ab einen gemeinsamen Haushalt, trotzdem Godwin, um in seiner Arbeit ungestört zu sein, eine eigene Wohnung behielt, in die er sich zeitweilig zurückzog. Aber das Glück, in dem sogar Godwins verknöchertes Gemüt ein wenig auftaute, war von kurzer Dauer. Am 30. August 1797 kam Mary Wollstonecraft Godwin zur Welt, und am 10. September verschied Mary. Ihre Tochter nennt sie „eines jener Wesen, die — vielleicht in Generationen — nur einmal erscheinen und ein Licht auf die Menschheit werfen, das weder widersprechende Meinungen, noch zufällige Umstände verdunkeln können".

Godwin setzte ihr in seinem Romane „St. Leon" (1799) ein Denkmal in der Gestalt Marguerite's, die dem 18. Jahrhundert als Typus edler, zarter Weiblichkeit erschien, deren stilles Dulden und sich Fügen aber wenig mit Mary's energischer und leidenschaftlich empfindender Natur gemein hat.

1801 führte Godwin die zweite Gattin heim, eine Witwe, Mary Jane Clairmont, die wie er selbst zwei Kinder in die Ehe mitbrachte: Clara Mary Jane, ziemlich gleichen Alters mit Mary Godwin, und den um ein Jahr jüngeren Charles.

Mrs. Godwin war eine hübsche, intelligente, nicht ungebildete Frau, aber ihre Energie artete mitunter in Herrschsucht aus. Sie ergriff sogleich die Zügel des Regimentes. In der That gab der Haushalt zu denken. Die vier Kinder, zu denen bald noch ein Sohn (William) hinzukam, wollten versorgt sein. Godwin's Ruhm war bereits im Niedergange. Er, der Philosoph, mußte sich um des täglichen Brotes willen dazu bequemen, Kinderbücher zu schreiben und in Skinerstreet einen Buchladen zu eröffnen. Für die litterarische Welt ward er mehr und mehr ein verschollener Mann. Als Shelley sich an der „Politischen Gerechtigkeit" begeisterte, glaubte er, ihr Verfasser weile längst unter den Toten. Von Southey erfuhr er, daß Godwin noch lebe, und nun drängte es ihn, dem vielbewunderten Manne seine Ehrerbietung zu Füßen zu legen. Am 3. Januar 1812 schrieb er ihm einen langen Brief. Von jeher sei

er gewohnt gewesen, Godwin als eine Leuchte der Menschheit zu betrachten. Er selbst habe den Schauplatz menschlichen Handelns erst betreten, aber sein Fühlen und Denken stimme mit dem Godwins überein. Er habe auf seiner kurzen, aber ereignisvollen Laufbahn viel menschliches Elend gesehen und viel von der Verfolgung der Menschen gelitten; doch ändere dies nichts an seinem Wunsche, die Menschheit zu reformieren. Die schlechte Behandlung, die er erfahren, habe ihn nur um so mehr von der Wahrheit seiner Grundsätze überzeugt. Er bittet Godwin, ihm zu antworten; der große Mann werde eine halbe Stunde in humaner Weise verwenden, wenn er es versuche, ob Shelley, der zwar unvollkommen, doch voll eifrigen Strebens, der Freundschaft William Godwins nicht wert sei.

Und der große Mann, der nach Ruhm und Anerkennung nicht minder dürstete als nach Tugend und Erkenntnis, und dem Ruhm und Anerkennung spärlicher und spärlicher zu teil ward, nahm den Ausdruck jugendlicher Bewunderung huldvoll entgegen. Er antwortete umgehend.

Am 10. Januar sendet Shelley, um dem neuen Freunde und Mentor einen möglichst vollständigen Einblick in sein Leben und seinen Charakter zu geben, bereits einen biographischen Abriß, der allerdings nicht frei von Ungenauigkeiten ist. Er erzählt, z. B., sein Vater hätte ihn in ein fern stationiertes Regiment stecken und infolge seiner Flugschrift einen Aechtungsprozeß gegen ihn anstrengen wollen, der die Güter der Familie seinem jüngeren Bruder zuwenden sollte. Er habe, auch den Vater nicht ausgenommen, nie einen Lehrer oder Berater gehabt, dessen Ratschläge ihn nicht mit Ekel erfüllt und abgestoßen hätten — Aussagen, die weder der Wirklichkeit entsprechen, noch in einer absichtlichen Lüge wurzeln. Am 10. Januar schrieb Shelley an Godwin, und am 20. Januar berichtet er, wie schon erwähnt, Miß Hitchener von einer überstandenen Krankheit, in der er seine Zuflucht zum Opium genommen. Es ist eine interessante Thatsache, daß Ungenauigkeiten oder Widersprüche in seinen Aussagen stets mit einem „Nervenanfall“ Hand in Hand gehen.

Gleichzeitig mit dem biographischen Rückblicke auf seine Vergangenheit sandte Shelley sein Programm für die Zukunft. Er wollte als Godwins Apostel nach Irland gehen.

Seit geraumer Zeit richteten sich die Augen aller Patrioten auf das unglückliche Land, das mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft für religiöse und politische Freiheit kämpfte. Von jeher waren Iren und Engländer durch die Stammeseigenheiten der keltischen und angelsächsischen Rasse, durch religiöse und soziale Einrichtungen geschieden. Die irische Bevölkerung, die stets mit den Franzosen sympathisiert, nahm die Revolution wie ein Evangelium auf. Zwei Uebelstände waren es vor allem, die die Insel in fortwährender offener oder heimlicher Empörung gegen England hielten: die Mißhandlung der irischen Bauern durch die englischen Grundherren, die die Erträgnisse des Landes auswärts verzehrten, und die widersinnigen kirchlichen Verhältnisse. Eine mächtige englisch-protestantische Geistlichkeit teilte sich in das irische Kirchengut, während das in äußerster Dürftigkeit lebende katholische Landvolk seine Priester selbst erhalten mußte. Der Aufstand war folglich eben so sehr ein Religionskrieg als ein Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie. Hier wurden die Ideen ausgefochten, die Shelley's Geist schon lange beschäftigt hatten; hier war der Ort, wo er sich als Vorkämpfer der gerechten Sache stellen, seinen Eifer für sie bethätigen und mit den Unterdrückten siegen mußte. Die Befreiung Irlands war der erste Schritt zur Befreiung der Welt.

Zwar predigte Godwin schon in seinem zweiten Briefe Mäßigung und dämpfte Shelley's Enthusiasmus durch die Ermahnung: er solle sich nicht zum Führer aufwerfen, da er noch ein Schüler sei. Aber die ängstliche Zurückhaltung, die den Menschen Godwin charakterisierte, war machtlos gegenüber der Leidenschaft, die er als Schriftsteller entfesselt.

Harriet, im großen wie im kleinen Shelley's Echo, war nicht minder für die irische Sache begeistert als er selbst. Sie bemühten sich, auch Miß Hitchener zu bereden, daß sie ihnen nach Irland folge. „Die Vereinigung unserer Geister wird bei weitem wirksamer sein als alle Einzelbestrebungen", schreibt Shelley. „Ich werde dich zur That anregen, du mich zu richtigem Denken. — Ich sehe in dir das Embryo eines mächtigen Geistes, der eines Tages Tausende erleuchten kann. — Komm, komm, und teile mit uns den edelsten Sieg oder das ruhmvollste Martyrium." Und Harriet fügt hinzu: „Warum sind wir getrennt? Wären wir, alle vereint, nicht von

größerem Nutzen? Du würdest durch deine Argumente die unseren unterstützen. Da du älter bist als ich, würden die Leute dann das, was ich sage, nicht für so thöricht halten."

Aber Miß Hitchener blieb bei ihrer Weigerung. So verabredete man denn für den Mai eine Zusammenkunft in Wales, an der sich auch Miß Adams und Godwin beteiligen sollten — eine Aussicht, der an Seligkeit kein Luftschloß gleichkam.

Mittlerweile trafen Harriet und Shelley ihre Vorbereitungen zur irischen Reise. Calvert riet ab; auch von Godwin kam noch ein warnender Brief, dem jedoch ein Empfehlungsschreiben an den Ober-Archivar Philpot Curran, einen einflußreichen irischen Freund, beigelegt war.

Daß Southey sich gegen die Unternehmung erklärte, konnte für Shelley nicht mehr ins Gewicht fallen. Hatte der Dichter des „Wat Tyler" doch kürzlich geäußert: Irland brauche nichts als ein festes Regiment; das Bajonet sei das beste Mittel für das Land. „Southey", schreibt Shelley an Godwin, „der Dichter, dessen Grundsätze einst rein und erhaben waren, ist nun der bezahlte Vorkämpfer jedes Mißbrauches und Unsinnes. — Ich fühle keine Lust, sein Proselyt zu werden". Und an Miß Hitchener nach der Abreise von Keswick: „Ich ging ohne Bedauern an Southey's Hause vorüber. Er ist ein Mann, der in seinem privaten Charakter liebenswürdig sein mag, aber falsch und befleckt ist in seinem öffentlichen. — Doch die Calverts verließen wir mit Bedauern."

Ein unangenehmer Zwischenfall beschleunigte die Abreise von Keswick.

Die Zahl der Landstreicher hatte sich während des Winters durch Handelskrisen und Arbeitsmangel vermehrt. In den dunkeln Januarnächten waren mehrere Raubanfälle in Keswick vorgekommen. Am 19. Januar um sieben Uhr abends vernahm Shelley einen ungewohnten Lärm an der Hausthür; er öffnete, doch ein Schlag streckte ihn zu Boden, so daß er bewußtlos liegen blieb. Der Eigentümer des Hauses kam ihm zu Hilfe, und da er bewaffnet war, flohen die Angreifer. Dies der Bericht des Keswicker Lokalblattes „Cumberland Pacquet"[1]) vom 28. Januar 1812, mit dem Shelley's und Harriet's

[1]) Mitgeteilt durch Dowden.

Erzählungen übereinstimmen, wogegen Calvert's Tochter, Mrs. Stanger, erzählt, daß viele in Keswick den Vorfall, der in die Zeit von Shelley's Erkrankung fällt, für eine nervöse Einbildung des Dichters gehalten hätten.

Die letzten Tage seines Aufenthaltes in England benützte Shelley zur Abfassung einer „Adresse an das Irische Volk“.

Am 3. Februar 1812 schiffte er sich, von Harriet und Eliza begleitet, in Whitehaven ein und langte nach einer gefahrvollen Ueberfahrt, auf der die Reisenden an die Nordspitze Irlands verschlagen wurden, am 12. Februar in Dublin an.

Siebentes Kapitel.

Irland.

Die irische Revolution. Grattan. Fitzgerald. Emmet. Moore. Fingall. O'Connell. Shelley in Dublin. „Adresse an das irische Volk." Vegetarianismus. „An Robert Emmet." „An Irland." „Die mexikanische Revolution." Portia. Verbreitung und Aufnahme der Adresse. Rede im Fishamble-Theatre. „Vorschlag zu einer Assoziation ꝛc." Enttäuschung. Briefe an Miß Hitchener und Godwin. Curran. Lawleß. „Deklaration der Rechte." Abreise.

Irlands Lage war zu Beginn des Jahrhunderts eine überaus traurige. Das Volk war durch die lange Fremdherrschaft demoralisiert, entschlossen, sie nicht länger zu ertragen und doch zu schwach, sie abzuschütteln. Die Nationalschuld hatte eine gefährliche Höhe erreicht; die vermehrten Steuern ließen sich immer schwerer eintreiben. Dublin war von einer Metropole zur Provinzstadt herabgesunken. Die Quelle alles Unheils aber sollte die verhaßte Union mit England sein.

Dreißig Jahre währte bereits der erfolglose Kampf, dessen Beginn glückverheißend für die Iren gewesen. 1782 hatte der edle, von Byron[1]) und Moore[2]) verherrlichte Patriot Henry Grattan die Gleichberechtigung des irischen Parlamentes mit dem englischen durchgesetzt. Zehn Jahre später war der patriotische Bund der „Vereinigten Irländer" zusammengetreten, der sich Irlands völlige Losreißung von England zum Ziel setzte. Aber die Verschwörung wurde entdeckt, und Lord Fitzgerald, der ein Bündnis mit Frankreich angestrebt, starb im Gefängnisse. Durch beispiellose Grausamkeiten, Gewaltthätigkeiten und Bestechungen gelang es

¹) „The Irish Avatar."

²) „Shall the Harp then be silent."

Castlereagh, einem geborenen Irländer, die Insel als Statthalter zu behaupten. Das Dubliner Parlament wurde wieder mit dem Londoner vereinigt. Aber den Bund der „Vereinigten Irländer“ vermochte selbst Castlereagh nicht zu sprengen, und in Robert Emmet (1780—1803) erwuchs ihm ein ebenso hochherziger wie genialer Führer. Eine zeitlang hielt durch ihn auch Thomas Moore zu den Patrioten. Aber der liebenswürdige und phantasievolle Dichter, ein echter Irländer, zog sich bald wieder aus dem Kreise der Rebellen zurück. Seine melodiösen Lieder voll zarter Vaterlandsschwärmerei wurden in den englischen Salons Mode, eine Ironie, die ihm selbst entging. Emmet, ein Heldenjüngling gleich den herrlichsten, die die Geschichte kennt, von selbstloser Begeisterung für das Ideal der Freiheit erfüllt, ging nach Paris und unterhandelte mit Napoleon. Aber die Verschwörung wurde durch einen unglücklichen Zufall verraten, und Emmet, standhaft bis zum letzten Augenblicke, starb auf dem Schaffot.

Neben der Gesellschaft der „Vereinigten Irländer“ gab es seit 1802 eine „Katholische Assoziation“, deren Ziel die Emanzipation der Katholiken war. An ihrer Spitze stand neben Lord Fingall seit 1805 O'Connell. Zu Beginn des Jahres 1812 wurde die Assoziation, nachdem sie wiederholten Angriffen der Regierung Stand gehalten, aufgelöst.

So lagen die Dinge, als Shelley, 20 Jahre alt, ohne maßgebende Stellung oder Empfehlung, ja ohne genügende Kenntnis der Verhältnisse nach Irland kam, in der festen Absicht und Zuversicht, dem Lande zu seinem Heile zu verhelfen.

Er quartierte sich in Lower Sackvillestreet Nr. 7 bei einem Tuchhändler ein und betrieb vor allem den Druck seiner „Adresse an das irische Volk“ (An Adress to the Irish People). Am 24. Februar waren 15000 Exemplare auf schlechtem Papiere schlecht gedruckt. Das Titelblatt trug seinen ganzen Namen; auf dem Umschlage stand folgende Kundmachung: „Der möglichst niedrige Preis ist für diese Publikation bestimmt worden, weil es die Absicht des Verfassers ist, in den irischen Armen das Bewußtsein ihres Zustandes zu erwecken durch eine kurze Darlegung sowohl der Uebel dieses Zustandes als der vernünftigen Mittel, ihnen abzuhelfen. Die Emanzipation der Katholiken und die Aufhebung der Unionsakte,

(welch letztere das erfolgreichste Werkzeug ist, mit dem England das gefallene Irland gegeißelt,) werden in der folgenden Adresse als Beleidigungen dargethan, denen nur Einmütigkeit, Entschlossenheit und eine friedlich und fest geleitete Assoziation steuern kann. Die letztere wird ernstlich empfohlen als Mittel, jene Einigkeit und Festigkeit zu verwirklichen, die schließlich siegen muß."

Um allen verständlich zu sein, befleißigt Shelley sich in der Adresse einer volkstümlichen Ausdrucksweise, die mitunter zur Plattheit führt, wie das Streben nach Deutlichkeit zu Weitschweifigkeiten und Wiederholungen verleitet.

Sein Standpunkt ist der internationale Godwin's. Er ist kein Irländer, aber er kann mit den Iren fühlen und hofft, daß sie ihrerseits der Adresse kein Vorurteil entgegenbringen werden, weil ein Engländer sie verfaßt hat. Ob ein Mensch ein Engländer, ein Spanier oder ein Franzose sei, was kann es beitragen, ihn besser oder schlechter zu machen?

„O Irländer, ich nehme teil an eurer Sache!" ruft er aus, „und nicht, weil ihr Irländer und römische Katholiken seid, fühle ich mit euch und für euch, sondern weil ihr Menschen und Dulder seid. Wäre Irland in diesem Augenblicke von Brahminen bevölkert, so hätte dieselbe Empfindung mir dieselbe Adresse eingegeben."

Er will nicht fragen, ob die katholische die beste Religion sei, oder nicht. Alle Religionen sind gut, die den Menschen gut machen. Wer beweisen will, daß seine Art der Gottesverehrung die beste ist, der muß selbst besser sein als die anderen Menschen. Ich bin weder Katholik, noch Protestant, sagt Shelley, bin also geeignet, zwischen beiden Religionen zu richten; ein Protestant ist mein Bruder, und ein Katholik ist mein Bruder; ich bin glücklich, wenn ich einem von ihnen einen Dienst zu erweisen vermag, und keine Freude käme derjenigen gleich, wenn mein Rat Menschen, gleichviel welches Bekenntnisses, besser machen könnte.

Es folgt nun ein in ziemlich düsteren Farben gehaltener Ueberblick der Thaten der katholischen Kirche. Er warnt die Iren vor dem Sektenwesen, vor dem Betruge der Priester: „Gebt acht, daß ihr nicht irregeführt werdet. Zweifelt an allem, was euch nicht zur Barmherzigkeit anhält, und denkt an das Wort: „Ketzer", als an ein Wort, das ein selbstsüchtiger Schurke zum Verderben und Elend der Welt

erfand, seinem eigenen beschränkten Ehrgeize zu genügen. Fragt nicht, ob ein Mensch ein Ketzer, ein Quäker, ob er ein Jude oder ein Heide, sondern ob er ein tugendhafter Mensch sei, ob er die Freiheit und Tugend liebe, ob er das Glück und den Frieden der Menschheit wolle. Ist einer noch so gläubig und liebt diese Dinge nicht, so ist er ein herzloser Heuchler, ein Schuft und ein Schurke. Haßt und verachtet ihn wie einen Tyrannen, wie einen Verbrecher! O Irland, Kleinod des Oceans, dessen Söhne edel und tapfer sind, dessen Töchter ehrbar, aufrichtig und schön! Du bist das Eiland, an dessen grünem Ufer ich die Standarte der Freiheit aufgepflanzt sehen möchte, ein Feuerbanner, eine Leuchte, an der die Welt die Fackel der Freiheit entzünden soll!"

Das Bild, das er nun von der protestantischen Religion entrollt, giebt dem der katholischen an Strenge nichts nach. Beiden Religionen thue Toleranz und Nachsicht not. Und doch sei es kein Verdienst, tolerant zu sein, sondern nur ein Verbrechen, es nicht zu sein.

Die schon in der „Notwendigkeit des Atheismus" ausgesprochene Idee von der Unfreiwilligkeit und Unkontrollierbarkeit des Glaubens ist in der „Adresse" zu einem festen Axiom erstarkt. „Menschen ihrer Religion wegen verfolgen, ist Wahnsinn", heißt es hier. „Wir können sie durch Gewalt sagen, aber nicht glauben machen, was wir wollen. Denn man kann nicht glauben, was man will, sondern nur, was man für wahr hält. Nicht durch Feuer und Rute wird eines Menschen Meinung geändert, sondern einzig und allein durch die Ueberzeugung. Diese aber bringt nur die Vernunft hervor, die Milde, das Wort."

Von den religiösen Uebelständen kommt Shelley auf die politischen und entwickelt den Plan und die Methode seines Angriffes. Er sagt: „Ich stimme mit den Quäkern überein, insofern sie die Gewalt verwerfen und ihre Sache einzig und allein der ihr innewohnenden Wahrheit anvertrauen. Seid ihr von der Wahrheit eurer Sache überzeugt, so vertraut völlig dieser Wahrheit; seid ihr nicht überzeugt, so gebt sie auf. In keinem Falle aber wendet Gewalt an. Der Weg zur Freiheit und Glückseligkeit ist: die Vorschriften der Tugend und Gerechtigkeit niemals überschreiten. Freiheit und Glückseligkeit sind auf Tugend und Gerechtigkeit gegründet; zerstört ihr diese, so

zerstört ihr jene. Wie schlecht die anderen immer handeln mögen, so ist dies doch keine Entschuldigung für euch, wenn ihr ihrem Beispiele folgt. Es sollte eher abschreckend auf euch wirken. Wenn ihr euch erniedrigt, dieselben Waffen zu gebrauchen wie eure Gegner, so setzt ihr euch mit ihnen auf eine und dieselbe Stufe. Seid sanft, ruhig, überlegt, geduldig. Bedenkt, daß ihr die Sache der Reform am besten fördert, indem ihr eure freie Zeit zum Nachdenken, zur Pflege eures Geistes verwendet. Seid frei und glücklich, vorerst aber seid weise und gut. Nicht der physische, sondern der moralische Widerstand ist der rechte Weg."

Welch ein Fortschritt seit dem „Zastrozzi", dessen Standpunkt Leid um Leid, Schuld um Schuld war, der die bösen Mittel zur gerechten That billigte!

Alle Vereinigungen zum Zwecke gewaltsamen Widerstandes, alle geheimen Assoziationen verwirft Shelley. Dürft ihr nicht sagen, was ihr denkt? Muß eure bewußte Unschuld das Tageslicht scheuen? Noch niemals hat die Gewalt gesiegt. Die französische Revolution nahm einen schlechten Ausgang, trotzdem sie die Sache der Wahrheit verfocht, weil sie Gewalt anwendete. Die Rebellion wird euch nur um so fester an den Richtblock der Bedrücker schnüren. Ueberlegt, was ihr warm empfunden. Drei Gewohnheiten thun euch am meisten Not: die Nüchternheit, die Regelmäßigkeit und das Denken.

Nicht die Glückseligkeit, die Glückwürdigkeit, wie Kant es ausdrückte, ist Shelley's letztes Ziel. Von dem nahen Ende des alten Königs und dem bevorstehenden Regierungsantritte des Prinz-Regenten, der Männer wie Fox zu Freunden habe, hofft er eine Wendung zum Besseren. Das sicherste Heil aber führt allein der Fortschritt der Tugend und Weisheit herbei. „Seid einig", ruft Shelley, „seid euch selbst treu, und ihr könnt nicht unterliegen!"

Vor allem ist eine gleichmäßigere Verteilung des Glückes und der Freiheit anzustreben. Der Unterschied von arm und reich ist nicht von der Natur beabsichtigt und darum weder Reichen, noch Armen zuträglich. Der Reichtum ist zwar notwendig zum Emporblühen der Kunst; aber ist die Kunst nicht ein untergeordnetes Ding im Vergleiche mit der Tugend und dem Glücke? Wer lieber hübsche Bilder und Statuen sähe als eine Million glücklicher Menschen, der wäre allen großherzigen Gefühlen abgestorben.

Auf keinen Fall aber kann der Umschwung heut oder morgen eintreten. Wir dürfen nicht hoffen, das Werk der Vernunft und der Tugend in unseren Tagen vollendet zu sehen, wir können nur den Grund dazu legen. Shelley wiederholt den Godwinschen Satz: die Regierung ist ein Uebel; aber er fügt den schwerwiegenden Nachsatz hinzu: allein die Gedankenlosigkeit und die Laster der Menschen machen sie zu einem notwendigen Uebel. Wenn alle Menschen gut und weise sind, wird die Regierung von selbst aufhören; so lange die Menschen in Thorheit und Laster verharren, so lange wird die Regierung (selbst so eine Regierung wie die Englands) notwendig sein, um die Verbrechen schlechter Menschen im Zaum zu halten. Ehe man die Gewaltmaßregeln der Regierung beschränkt, muß man ihre Notwendigkeit beschränken. Ehe die Regierung abgeschafft wird, müssen wir uns reformieren.

„Reformiert euch selbst!" ruft Shelley den Irländern zu, wie Mary Wollstonecraft den Frauen. „Wäret ihr morgen alle tugendhaft, so wäre die Regierung, die heut ein Bollwerk ist, morgen Tyrannei. — Unwissenheit und Laster gehen Hand in Hand; wer Gutes thun will, muß weise sein; wer nicht wahrhaft weise ist, ist nicht wahrhaft tugendhaft. Klugheit und Weisheit sind sehr verschiedene Dinge. Der kluge Mann sorgt für sein Wohl, der Weise für das Wohl der Anderen."

Hoffnungsfroh gleitet Shelley's Blick in die Zukunft, die ihm das Bild reinster, auf Tugend gegründeter Glückseligkeit enthüllt. Es ist die erste Fassung seines Milleniumstraumes, der hier noch auf dem Boden physischer Möglichkeit bleibt, oder zu bleiben vorgiebt; des Milleniumstraumes, wie auch Godwin und Mary ihn geträumt. Alle Uebelstände verschwinden; es giebt keinen Reichtum mehr, denn der Reichtum hat die Armut ausgeglichen. Steuern, Zinsen, Schulden, Gewalt und Gehorsam hören auf; treulose Liebende, Bettler, Diebe, Mörder werden unbekannte Dinge. Und diese Wandlung zum Guten hat der Mensch in seiner Hand, sie hängt ab von seinen Entschlüssen und seinen Thaten. Jeder fange bei sich selbst mit der Reform an. Allein bis diese Reform durchgeführt ist, soll die Gesellschaft sich den gegenwärtigen Einrichtungen fügen, denn jede Heftigkeit des Vorgehens würde das Herannahen des Glückes nur verzögern, statt es zu beschleunigen. Die einzige Neuerung, die Shelley

sogleich fordert, ist das Versammlungsrecht, die Rede- und Preßfreiheit. „Gebt euer Herzblut, ehe ihr auf diese Rechte verzichtet", rät er und widerspricht somit seiner eindringlichen Mahnung, unter keiner Bedingung gewaltsam vorzugehen.

Die englische Konstitution ist in seinen Augen der Freiheit nicht hinderlich. In ihrer Unbestimmtheit würde sie sich ihr widerstandslos anpassen.

Zum Schlusse kündigt er eine zweite Adresse an, deren Vorwort die gegenwärtige sei, und die sich mit einer Gesellschaftsordnung befassen werde, welche die Menschheit im Zaum halten und so die Regierung überflüssig machen solle. Zuletzt folgt noch ein Nachwort, das mit dem Ausspruche Lafayette's, „des unvergleichlichen Mannes", schließt: Es genügt, daß eine Nation die Freiheit kenne, damit sie sie liebe; es genügt, daß sie frei sein wolle, um es zu sein.

Die Gedanken, welche die Irische Adresse proklamierte, waren zum größten Teil die Godwin's; aus Shelley's innerstem Herzblute aber war die Begeisterung geflossen, die warme Menschenliebe, die Posa'sche Weltbürgertums-Schwärmerei, die sie durchwehte. Während Godwin sich scheu und zaghaft von jeder Verwirklichung seiner Theorien abwandte, trat Shelley mit Gut und Blut für sie ein.

Am 27. Februar waren 400 Exemplare seiner Schrift verteilt. „Beglückwünsche mich, meine Freundin, denn alles geht gut!" schrieb er an Miß Hitchener. „Ich hätte mir keinen rascheren Erfolg wünschen können."

Die Art der Vertreibung seiner Broschüre war eine sehr primitive. „Ich schicke täglich einen Mann aus, der Exemplare verteilt", heißt es in demselben Briefe. „Ich selbst stehe auf dem Balkon unseres Fensters und passe auf, bis ich einen Menschen erblicke, der darnach aussieht; dann werfe ich ihm ein Heft zu." Und Harriet ergänzt den Bericht: „Ich bin überzeugt, du würdest lachen, könntest du sehen, wie wir das Flugblatt verteilen. Wir werfen es zum Fenster hinaus und geben es den Menschen, die auf der Straße an uns vorübergehen. Ich für mein Teil könnte mich immer zu Tode lachen, wenn wir's gethan haben und Percy so ernsthaft aussieht. Gestern steckte er ein Heft in die Mantelkapuze einer Frau; sie merkte nichts, und wir gingen vorüber. Ich konnte kaum weiter, so gereizt waren meine Lachmuskeln."

Selbstverständlich war auch Harriet Feuer und Flamme für die irische Freiheit. Eliza, kühler und nüchterner in ihren Empfindungen, sorgte für die realen Anforderungen des Lebens. „Eliza verwahrt unseren gemeinsamen Geldvorrat in einer Falte ihres Kleides", schreibt Shelley; „aber wir hängen nicht von ihr ab, obzwar sie uns giebt, was wir brauchen".

Im März dieses Jahres wurde Shelley ein Anhänger des „Pythagoräischen Systems", d. h. der vegetarianischen Diät. Harriet folgte wie gewöhnlich seinem Beispiel und erklärte entzückt, der Vegetarianismus sei „das Beste auf der Welt".

Shelley war in gehobener Stimmung. Er fand, „daß er auch manchmal ein Gedicht schreiben könne, wenn er empfinde, wie jetzt", und es entstanden die Verse: „An Robert Emmet"[1]), den Helden, dem auf dem Schaffotte die letzte Ansprache an die Umstehenden verwehrt wurde, und der sich darauf jede Grabschrift verbat. An diesen Umstand knüpft Shelley's Gedicht an. Auch Southey hatte Emmet besungen; aber während er von dem „freien England" sprach, das Emmet geliebt hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, in reifem Mannesalter die Verblendung seiner Jugend zu erkennen, verweist Shelley in zwei Strophen, deren melodiöser Tonfall an Moore erinnert, auf den Tag, da Emmet's Feinde wie ein Nebel vor dem Glanze seines Namens vergehen würden. Unverlöscht, unverändert leuchtet der Strahl des Lichtes, wenn die Sturmwolke dahin, die ihn verhüllte, und wenn Erin aufgehört, bei dem Andenken seiner Feinde zu stöhnen, wird es durch Thränen lächeln bei dem Andenken Emmet's.

Es entstanden ferner die Gedichte: „An Irland" und „Die mexikanische Revolution" mit der schönen Eingangsstrophe:

„Brüder, wilden Sturmes Wehen
Trennt uns und die Meeresflut,
Doch im Geiste kann ich sehen
Dort am Strande, rein von Blut,
Hoch der Freiheit Banner ragen,
Fühl' den Puls der Tapfern jagen,
Der im Grab nicht ausgeschlagen,
Seh' sie rot getaucht in Blut,
Hör' des Kriegers letztes Lallen:
Frei sein oder sterbend fallen!"

[1]) Veröffentlicht durch Dowden, „Life of P. B. S".

Selbst seine Briefe nehmen einen poetischen Schwung an; er schreibt in Versen. „Muß ich mich nicht für einen bevorzugten Sterblichen halten im Besitze einer solchen Frau und einer solchen Freundin?" heißt es an Miß Hitchener. Nur ihre Nähe fehlt ihm zu vollkommenem Glücke und voller dichterischer Entfaltung. „Laß unsere gleichgestimmten Seelen unauflösbar miteinander verschmelzen", schreibt er ihr, „und uns mit dem lange gehäuften Ungestüm unserer Vorsätze auf die Tyrannen stürzen."

Um bei dem in Aussicht genommenen gemeinsamen Haushalte einer Verwechslung der beiden Elisen vorzubeugen, wird Miß Hitchener ersucht, ihren Namen zu ändern, und nach reiflicher Ueberlegung entschließt sich die republikanische Schullehrerin, künftighin Portia zu heißen. Harriet findet den neuen Namen zwar etwas zu ungewöhnlich, fügt aber sogleich hinzu, daß Elisabeth seiner in jeder Hinsicht würdig sei, und sie wird von nun an im Freundeskreise Portia genannt.

Weniger enthusiastisch als Shelley's Berichte an Miß Hitchener klingt ein Brief an Godwin vom 24. Februar. „Meine Ansichten über die Gesellschaft und meine Hoffnungen für sie treffen wenig Gleichgesinnte", schreibt er; „aber Tugend und Wahrheit sagen vielen zu."

Thatsächlich beruhte Shelley's Glaube an den Erfolg seiner Schrift auf einer Täuschung. Die religiöse Duldung, die unparteiische und selbstlose Freiheitsliebe, die er bei den Iren voraussetzte, waren in Wirklichkeit nicht vorhanden. Er war den Irischen Patrioten viel zu liberal; sie wollten nicht, wie Shelley ihnen zumutete, freie Menschen, sondern Irländer und Katholiken sein. Seine Warnung vor den Priestern erregte Unwillen; den aristokratischen Häuptern der Emanzipation waren seine sozialistischen Schwärmereien unsympathisch. Er vermochte das Mißtrauen nicht zu besiegen, das man ihm als einem Engländer entgegenbrachte, und die religiöse Gleichberechtigung, die er forderte, war weder nach dem Sinne der Katholiken, noch der Protestanten, denn diese wie jene wollten Duldung und Freiheit ausschließlich für sich. Praktische und thatkräftige Männer wie O'Connell aber sahen in Shelley einen verträumten Jüngling, mit dem man besser nichts gemein hatte. Ueberhaupt war ihm seine große Jugend hinderlich. Und als wären seine

neunzehn Jahre nicht wenig genug, sprengte sein Diener Daniel Healey in gut gemeinter Uebertreibung aus, er sei erst fünfzehn Jahre alt und stempelte ihn so gewissermaßen zum politischen Wunderknaben.

Am 28. Februar fand im Fishamble Street Theatre, in dem einst Händel seine Oratorien dirigiert hatte, eine große Versammlung der Anhänger der Emanzipation unter dem Vorsitze Lord Fingall's statt. O'Connell sprach meisterhaft, wie immer; es wurde beschlossen, den Protestanten, die die Versammlung an diesem Tage mit ihrer Gegenwart beehrt hatten, öffentlichen Dank auszusprechen. Da erhob sich Shelley[1]). Er sei ein Engländer, sagte er; doch könnte er bei dem Gedanken an die Vergehungen, deren seine Landsleute sich schuldig gemacht, nur über sie erröten, wüßte er nicht, daß unumschränkte Gewalt das Herz des Menschen von jeher irregeleitet (Beifall). Er wäre nach Irland gekommen in der ausschließlichen Absicht, sich für die Wohlfahrt des Landes zu bemühen, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Emanzipation der Katholiken notwendig sei, und daß die Union mit England einen schädlichen Einfluß auf Irland ausgeübt habe. Er sei durch die Felder des Landes und die Straßen der Stadt gewandert und habe das Gebäude, das ein Heiligtum der Freiheit sein sollte[2]), in einen Tempel des Mammon umgewandelt gesehen. (Donnernder Beifall.) Er sehe Bettelei und Hungersnot im Lande und könne die Hand aufs Herz legen und sagen: diese Dinge hätten ihren Grund in der Vereinigung mit England. (Hört! hört!) Er sei entschlossen, sein Aeußerstes zur Auflösung der Union zu thun. Die Emanzipation der Katholiken würde viel dazu beitragen, die Lage des Volkes zu verbessern, aber die Aufhebung der Union sei noch wichtiger, u. s. f.

Er erinnerte schließlich an das Beispiel der Nord-Amerikaner, mahnte die Gewalthaber an die französische Revolution und schloß mit der Hoffnung, daß nicht viele Jahre vorbeigehen würden, ehe er sich zum mindesten durch seinen Eifer für die Emanzipation und die Aufhebung der Union hervorgethan hätte.

[1]) Bericht der „Evening Post“ vom 29. Februar 1812.

[2]) Das Parlamentsgebäude, das in die Bank von Irland umgewandelt war.

Ohrenzeugen berichten, daß er ruhig und deutlich sprach, nach jedem Satze pausierend, jeden einzeln für sich, wie eine Sentenz, vorbringend. Doch scheint er sein Publikum nicht hingerissen zu haben. Die Zeitungen meldeten einen großen Erfolg; Shelley's eigene Berichte klangen anders und mochten nicht nur von der Bescheidenheit diktiert sein. „Ich mag Lord Fingall nicht", schreibt er an Miß Hitchener, „noch irgend einen von den katholischen Aristokraten. Ihrer Intoleranz kommt nichts gleich als die verhärtete Bosheit und Falschheit des Prinzen. Meine Rede wurde mißdeutet. Ich sprach über eine Stunde. In das Zischen, das meine — obzwar in respektvollen Ausdrücken gehaltenen — Bemerkungen über die Religion hervorriefen, mengte sich Applaus, als ich von meiner Mission sprach. Die Zeitungen haben nur das vermerkt, was keine Mißbilligung fand."

Am 2. März 1812 veröffentlichte Shelley seine in den ersten Tagen des Dubliner Aufenthaltes geschriebene zweite Flugschrift unter dem langen Titel: „Vorschlag zu einer Assoziation derjenigen Philantropen, welche, überzeugt von der Unzulänglichkeit des moralischen und politischen Zustandes in Irland zur Hervorbringung dennoch erreichbarer Güter, sich zur Wiedergeburt des Landes vereinigen wollen". (Proposals for an Association of those Philanthropists, who convinced of the Inadequacity of the moral and political State of Ireland to produce benefits which are nevertheless attainable, are willing to unite to accomplish its Regeneration.)

Der Zweck der Assoziation ist die Emanzipation der Katholiken und die Aufhebung der Union zwischen Großbritannien und Irland. Die Beseitigung dieser Uebelstände ist die Grundlage, auf der die Assoziation zur Vernichtung oder Linderung aller moralischen und politischen Mängel schreiten soll.

Auch diese Schrift schließt mit einem Ausblicke in eine selige Zukunft, da der Löwe mit dem Lamme, das Kind mit dem Basilisken spielen werde. „Das goldene Zeitalter bedeutet die Vernichtung des blinden Ungeheuers Bigotterie, dessen Thron seit 200 Jahren wankt. Die Vernunft weist auf die offenen Thore des Tempels der religiösen Freiheit; die Philantropie kniet am Altare des gemeinsamen Gottes."

Doch wiederholt Shelley, daß Freiheit und Gleichheit strengste Tugend als Voraussetzung forderten. Die französische Revolution sei fehlgeschlagen, weil die Franzosen für einen so glücklichen Zustand nicht reif gewesen wären.

Die Emanzipation der Katholiken hält er für nahe bevorstehend; sie wird der Auflösung der Union folgen. Niemand zweifelt an der Falschheit der jetzigen Politik und Moral. Da aber das einzelne Individuum nie so viel vermag als die Gesamtheit, so sollen sich alle Gleichgesinnten zu einer Gesellschaft vereinigen, um über die zu ergreifenden Maßregeln Beschlüsse zu fassen und sie auszuführen. Die Förderung des Wissens und der Tugend, die Erziehung des Volkes ist Zweck der Vereinigung. Ihr Einfluß ist nur für den Augenblick auf Irland beschränkt und dehnt sich allmählich auf die ganze Welt aus.

Die zu gründende Gesellschaft bekämpft die bestehende Regierung, welche die Urheberin der meisten jener Uebelstände ist, gegen die die Assoziation sich wendet. Sie wird die Aristokratie anfechten; sie wird den Klerus befehden. Aber sie wird offen zu Werke gehen, denn die Heimlichkeit schließt Falschheit in sich und kann der guten Sache nicht dienen. Nur das Laster verbirgt sich.

Vor der Anklage, daß eine solche Vereinigung der englischen Konstitution zuwiderlaufe, schützt Shelley sich durch die Beweisführung, daß weder Irland noch England eine Konstitution im wahren Sinne besäßen. Denn eine Konstitution ist nicht nur etwas, was zum Wohle einer Nation geschaffen, sondern etwas, was durch sie selbst zu ihrem eigenen Besten geschaffen ist. Die irische und die englische Nation haben somit keine Konstitution, da die Individuen, welche die Nationen ausmachen, zu keiner Zeit ein System für die allgemeine Wohlfahrt konstituiert haben. Schließlich richtet Shelley an alle Gesinnungsgenossen die Bitte, in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten, damit man die näheren Bedingungen der Assoziation bespreche und diese selbst so schleunig als möglich ins Werk setze.

Wie ein kalter Strahl fiel Godwins Antwort auf Shelley's glühende Begeisterung. Er hatte von jeher jede Assoziation, jede organisierte Gesellschaft verworfen und lehnte nun aufs Entschiedenste jede Teilnahme an den Irischen Vorgängen ab. „Ein Prinzip, das, wie ich glaube, Ihnen und allen unseren eifrigen und unge-

stümen Reformatoren fehlt, ist der Gedanke, daß fast jede Institution oder Gesellschaftsform gut ist an dem Platze und in der Zeit, denen sie angehört", schrieb er. „Wie viele schöne und bewundernswürdige Ergebnisse entstammten dem Papsttume und dem Mönchswesen, als beide in urwüchsiger Kraft und Gesundheit standen. Ihnen verdanken wir fast unsere ganze Logik und Litteratur. Was für vorzügliche Erzeugnisse reift uns selbst in diesen Tagen noch das Feudalsystem und das Rittertum. Unter diesem Gesichtspunkte ist vielleicht nichts des Beifalls würdiger als die englische Konstitution."

Es waren Worte, die in scharfem Kontraste zur „Politischen Gerechtigkeit" standen; der Mensch und der Schriftsteller in Godwin waren zwei verschiedene, häufig zwei sich widersprechende Wesen. Eine Assoziation, wie Shelley sie vorschlug, würde die Leidenschaften entzünden, meinte er, und ein ungestümes Volk zu heftigem, unzeitgemäßem Handeln treiben, während der allmähliche, leidenschaftslose Einfluß der ruhigen Vernunft den Umschwung zur gegebenen Zeit von selbst herbeiführe. Godwin warnte vor jedem weiteren Vorgehen und verstieg sich bis zu dem Ausrufe: „Shelley, Sie bereiten ein Blutbad!"

Godwin überschätzte die Gefährlichkeit von Shelley's politischem Einflusse, weil er diesen überhaupt zu hoch anschlug. In Wirklichkeit ging die Agitation fast unbemerkt vorbei. Shelley's größter Mißgriff war die Voraussetzung, daß ein Volk, welches er selbst als tief verkommen schildert, für die abstrakten Ideale, die er proklamierte, reif sein könnte. „Ich hatte bis jetzt keinen Begriff von der Tiefe des menschlichen Elends", schreibt er aus Irland. „Die Armen Dublins sind sicherlich von allen die niedrigsten und elendsten. In den engen Straßen sind Tausende zusammengedrängt, eine Masse belebten Schmutzes." Aber weit entfernt, ihn abzuschrecken, beseelt ihn dieser Anblick nur mit desto größerem Eifer. „Mit welchem Selbstvertrauen erfüllt mich mein Vorsatz, jene, die ihre Nebenmenschen in Schlimmeres als die Vernichtung hinabdrücken, Tugend zu lehren! Das sind die Leute, an welche ich mich im Geiste gewendet hatte!"

Nur ganz allmählich erlahmt sein Streben an der völligen Erfolglosigkeit. „Unmäßigkeit und schwere Arbeit haben sie zu Maschinen erniedrigt. Die Auster, die von der Flut getrieben und

ans Land gewaschen wird, scheint mir in der Stufenleiter der geistigen Wesen auf gleicher Höhe mit ihnen zu stehen."

„Heut ist St. Patrickstag, an dem sich die Iren immer sehr betrinken", schreibt Harriet an Portia. „Die armen Iren! Wie ich sie bedaure! Denke dir, so groß ist ihre Unwissenheit, daß sie, wenn irgendwo Gesellschaft ist, hingehen, um aus der Entfernung die Leute anzugaffen, die sie hungern lassen, um den eigenen Luxus zu ermöglichen. Sie drängen sich ganz vergnügt an die prächtigen Wagen, um die drinnen zu sehen, die sie ihrer Rechte beraubt haben, und die müßig, im Ueberflusse unrechtmäßig erlangter Reichtümer schwelgen, während so viele dieser unschuldigen Menschen kein Brot für ihre Weiber und Kinder haben. Welch ein Schauspiel!"

Am 10. März schreibt Shelley wieder an Portia; „Ich kann alle die charakteristischen Beispiele unbeschränkter und gestatteter Tyrannei, von denen ich gehört, nicht wieder erzählen, ja, kaum jene, die mir selbst begegnet sind. Mir ekelt vor dieser Stadt, und ich sehne mich, bei dir in Frieden zu sein. Die Reichen treten die Armen in die Verworfenheit nieder und beklagen sich dann, daß sie verworfen sind. Sie stürzen sie in Hungersnot und hängen sie, wenn sie einen Laib Brot stehlen. — Die Vorurteile, die sich meinen Prinzipien entgegenstellen, sind so groß, daß ich als Freidenker mehr gehaßt, denn als Verfechter der Freiheit geliebt werde."

Godwin antwortete er voll Demut und Nachgiebigkeit. Er willige in alle seine Ratschläge; er sei weder hochfahrend, verschlossen, noch anderer Ueberzeugung unzugänglich. „Ich hoffe, daß die Zukunft Ihren Schüler Ihrer Aufmerksamkeit würdiger zeigen wird, als Sie ihn bisher gefunden", schrieb er; „auf alle Fälle wird er gegen Sie nie anders als aufrichtig und treu sein".

Von den Irischen Patrioten kam Shelley keiner zu Hilfe. Godwins Empfehlung an Curran hatte zu keinem Verkehre geführt. Obzwar ein Freund Emmet's, waren Curran's Ansichten doch schon damals von den radikalen Emmet's so verschieden gewesen, daß er ihm die Tochter verweigert hatte, die Emmet leidenschaftlich liebte. Nunmehr lebte der einstige Redner und Anhänger der Freiheit als Archivar in einer behaglichen Stellung, die ihm in der Wahl seiner Freunde eine gewisse Vorsicht auferlegte. Auch zogen ihn Shelley's Schriften

nicht sonderlich an, und dieser fühlte sich seinerseits von Curran's platten Späßen abgestoßen. Hingegen befreundete sich Shelley mit Jack Lawleß, einem Anhänger der katholischen Emanzipation, der an einem „Compendium der Geschichte von Irland bis zu Georg I." arbeitete; ja, Shelley machte Medwin den Vorschlag, zu Gunsten dieses Werkes eine Subskription von 250 Pfd. zu veranstalten. Er selbst schrieb einige Kapitel des Compendiums, die aber, als es 1814 erschien, nicht darin aufgenommen waren und verschollen sind.

Am 1. April erschienen zwei Zeitungsartikel, die plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf Shelley lenkten. Der eine im „Weekly Messenger", „Percy Bysshe Shelley!" überschrieben, pries ihn als Missionär der Wahrheit und als Wohltäter Finerty's, und war wahrscheinlich von Lawleß. Der zweite, „Brief eines Engländers an den Herausgeber der Dubliner Zeitung", nannte ihn einen Renegaten, verglich ihn mit Herostrat und sagte: sein Ehrgeiz gehe dahin, das Idol des Pöbels zu sein.

Beide Aufsätze förderten in gleicher Weise Shelley's Popularität. Zahlreiche Besuche sprachen nun bei ihm vor, unter ihnen die Patriotin Catherina Nugent, eine alte Frau, die in der Woche in einem Pelzgeschäfte arbeitete und Sonntags mit Shelley philosophierte.

Aber er hatte das Leben in Irland satt. Er war von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen durchdrungen und fand, daß er gethan hatte, was er konnte.

Er packte alle noch vorhandenen Exemplare seiner Flugschriften in eine große Kiste, die er an Miß Hitchener adressierte, und legte auch die ganze Auflage eines in den letzten Tagen verfaßten und gedruckten Flugblattes dazu, die „Deklaration der Rechte", 31 Artikel, deren Vorbild die sogenannte „Erklärung der Menschenrechte" war, in welcher die französische Nationalversammlung einige Tage vor der Einnahme der Bastille die ursprüngliche Freiheit des Menschen und die gesetzliche Gleichberechtigung aller vernünftigen Wesen proklamiert hatte. Artikel 2 dieser in ihrer ersten Form von Lafayette verfaßten Menschenrechte lautete: Das Ziel aller politischen Gesellschaften ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind: Die Freiheit,

das Eigenthum, die Sicherheit und das Recht des Widerstandes gegen willkürliche Bedrückung. In der neuen Fassung der Menschenrechte, die 1795 erschien, waren Gedanken- und Redefreiheit besonders betont, den Rechten des Bürgers aber auch seine Pflichten gegenübergestellt. Shelley war ein Kind der französischen Revolution; ihre Sätze waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Seine „Deklaration der Rechte" ist eine Zusammenfassung aller wesentlichen Punkte der „Irischen Adresse" und des „Vorschlags zu einer Assoziation"; er wendet sich energisch gegen die Todesstrafe und schließt mit einer schwungvollen Apostrophe an den Menschen, dessen Rechte er soeben erklärt. „Denke deiner Rechte", ruft er ihm zu, „denke jener Güter, die Tugend und Wahrheit dir geben werden, und durch welche du zur Freiheit und Glückseligkeit gelangst. Einer, der deine Würde kennt, hat sie dir erklärt, denn zu jeder Stunde schwillt sein Herz von ehrbarem Stolze bei der Betrachtung dessen, was du werden kannst; Einer, der deiner Erniedrigung nicht vergißt, denn jeder Augenblick bringt ihm die bittere Ueberzeugung dessen, was du bist!

„Erwache! Erstehe! oder falle auf immer!"

Das Flugblatt sollte in Hurstpierpoint an den Mauern angeschlagen werden. Allein die Kiste, die es enthielt, wurde von der Behörde in Lynmouth geöffnet, und ihr feuergefährlicher Inhalt erregte Bedenken. Als sie endlich dennoch in Hurstpierpoint anlangte, fand selbst Portia es geraten, die politischen Bekenntnisse ihres Freundes lieber zu verbergen, als an den Straßenecken zu verkünden.

Nach siebenwöchentlichem Aufenthalte in Dublin verließ Shelley Irland, am 4. April 1812. Von all seinen großen Hoffnungen und Plänen hatte sich nichts erfüllt, in den öffentlichen Zuständen sich nichts verändert.

O'Connell war es vorbehalten, in zähem Festhalten an dem Errungenen und besonnenem schrittweisen Vordrängen durch weitere siebzehn Jahre des Kampfes (1829) die Emanzipation der Katholiken durchzuführen und damit einen Teil jenes Ideals zu verwirklichen, das Shelley mit der Zaubergewalt des wahren Wortes im Handumdrehen zu erreichen geglaubt hatte.

Achtes Kapitel.

Wanderzüge.

Nantgwillt. „Des Teufels Spaziergang." Thomas Love Peacock. Cwm. Elan. „Der Rückblick." Lynmouth. Portia's Besuch. „Die Reise." „Königin Mab." Sonett an Harriet. Gedicht „An Harriet". Daniel Isaac Eaton. Brief an Lord Ellenborough. Luftballons und Flaschen. Healey's Verhaftung. Abreise von Lynmouth. Godwins Besuch. Tremadoc. Alexander Madocks. Tanyrallt. Nach London. Die Godwins. Erste Begegnung mit Mary. Die Newtons. „Rückkehr zur Natur." Wiedersehen mit Hogg. Der braune Dämon. Rückkehr nach Tanyrallt. Studien. Hunt's Verurteilung. Attentat in Tanyrallt. Leason. Nach Dublin und Killarney. Rückkehr nach London.

Vierundzwanzig Stunden kämpfte das Schiff, das Shelley und die Seinen nach England zurückbrachte, gegen Wind und Wellen. Endlich landete es an einer unwirtlichen Küste, und die Schiffsgesellschaft mußte, von einem Bootsmanne mit der Laterne geleitet, eine Stunde lang im dichtesten Nebel durch Dünensand waten, bis sie um zwei Uhr morgens Holyhead (Anglesey) erreichte. Shelley und Harriet, die seit ihrer Abreise nichts genossen hatten, vergaßen, daß sie „Pythagoräer" waren, und fielen über die Fleischtöpfe der Wirtin her.

Eine Woche durchstreifte Shelley das nördliche Wales auf der Suche nach einem passenden Wohnorte. Endlich fiel seine Wahl auf einen in der Nähe von Cwm. Elan gelegenen Bauernhof, Nantgwillt. Die Landschaft war herrlich, das Haus geräumig, ein Komplex von Wiesen-, Acker- und Gartenland dazu gehörig, und Shelley, der, so oft er sich irgendwo niederließ, glaubte, es wäre „für immer", entwarf sogleich Pläne, die Felder selbst zu bewirtschaften oder in Pacht zu geben.

„Die Einsamkeit der Wälder, Flüße und Berge umschließt uns", schreibt er den 18. April an Miß Hitchener, „still, alt, allein, weit-

ab von jeder Stadt, sechs Meilen von Rhayader, die die nächste ist. Im Hause spukt ein Geist; die Dienstleute haben ihn oft gesehen. In unserer Nachbarschaft befinden sich einige Hexen, und mit Feen und Heinzelmännchen jeder Art sind wir auf's beste versehen." Am meisten aber entzückte ihn das klare Gebirgswasser. Er kaufte ein fußlanges Bot und sah, reglos am Ufer sitzend, seinem Treiben und Schaukeln auf den Wellen zu. Einmal setzte er eine Katze als Steuermann in das schwanke Fahrzeug, einmal soll er in Ermanglung andern Materials eine Banknote als Segel benutzt haben.

Die friedliche Landeinsamkeit lockte auch die Muse herbei. Es entstand eine Ballade „Des Teufels Spaziergang" (The Devil's Walk), eine unverhüllte Nachahmung des Gedichtes, das sich als „Des Teufels Spaziergang" unter Southey's und als „Gedanken des Teufels" unter Coleridge's Werken findet, und wahrscheinlich von Southey unter Coleridge's Mitarbeiterschaft verfaßt wurde. Eine Strophe bei Shelley klingt beinahe wörtlich an Southey und Coleridge an [1]. Ein Jahr nach Shelley (1813) schrieb auch Byron ein Fragment „Des Teufels Spazierfahrt". Alle drei Balladen behandeln dasselbe Thema. Der Teufel spaziert durch London und freut sich über die Missethaten der Advokaten, Aerzte, Wirte und Geistlichen. Southey's Gedicht läßt es bei den hergebrachten Hieben auf alle Stände bewenden und ist das harmloseste, Shelley's das humorloseste, Byron's bei weitem das witzigste. Der Teufel speist in einem Londoner Wirtshause, bei Southey Fische, die zu teuer sind, bei Byron Rebellen als Irish Stew und Würste aus einem selbstmörderischen Juden. Shelley begnügt sich mit allgemein gehaltenen politischen Anspielungen; Byron berührt die politischen Zustände des Augenblicks und nennt Namen.

[1] Vergl.:

Shelley:	Southey:
Once early in the morning Beelzebub arose, With care his sweet person adorning, He put on his sunday clothes.	From his brimstonebed a break of day A walking the Devil is gone. — — — — — — — — How then was the Devil dressed? Oh, he was in his Sunday's best.

Eigenartig ist nur der Schluß von Shelley's Gedicht. Während bei Southey der Teufel am Ende selbst vor einem roten General die Flucht ergreift (eine Anspielung auf den Prinz-Regenten), heißt es bei Shelley, nachdem der hirnverbrannte König und sein Hof dem Teufel Anlaß zu mancher vergnügten Bemerkung geboten: „Seine höllische Majestät hat trotzdem wenig Ursache zur Freude; denn die Söhne der Vernunft erkennen, daß — ehe noch das Schicksal Polen verschlungen — das Blut aus der feigen Seele des falschen Tyrannen weichen wird, wie aus seinem Herzen." Seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang steht bereits felsenfest.

In Nantgwillt lernte Shelley Thomas Love Peacock (1788—1866) kennen, einen jetzt ziemlich verschollenen, damals aber geschätzten Dichter, dessen „Philosophie der Melancholie" und „Palmyra" sich großer Beliebtheit erfreuten. Er war eine ehrliche, heitere Natur mit einem gesunden Blicke für die Wirklichkeit und einem treffenden Urteile und besaß eine umfassende Kenntnis der alten Klassiker. Shelley, der ihm bald herzlich zugethan war, nennt in der Ueberfülle von Bewunderung, die er stets für seine Freunde bereit hatte, ‚Palmyra' „das schönste Gedicht, das er je gelesen".

Einen Schatten in das trauliche Idyll von Nantgwillt brachten schändliche Gerüchte, die über Shelley's Beziehungen zu Miß Hitchener auftauchten und Portia's langersehnten Besuch unmöglich machten. Doch in ihren Briefen fuhr die „von den Wechselfällen des Lebens nicht zu beugende schöne Seele" fort, ihn zu entzücken. „Du bist meine Phantasie", schreibt er an Portia, „wie ein vom Blitz zerklüfteter Felsen, fest in rauschendem Sturm und brandender Welle! O, stehe fest auf immer! Und wenn unser Schiff in deiner Nähe ankert, wird seine Mannschaft dich mit Blumen kränzen!" Zu dem verdrießlichen Zwischenfalle mit Portia kamen bald noch andere. Sowohl Shelley als Harriet erkrankten; Geldsorgen stellten sich ein; Nantgwillt verlor seinen Zauber, und im Juni zogen die Wandervögel weiter. Shelley begab sich nach Cwm. Elan und machte den Grove's einen zweiwöchentlichen Besuch.

Hier entstand das Gedicht: „Der Rückblick"[1] (The Retrospect), ein erfreuliches Zeugnis seiner heiteren und ruhigen Gemüts-

[1]) Mitgeteilt durch Dowden. (Life of P. B. S.)

stimmung. Dieselbe Gegend, die er voriges Jahr in kalter Seelen-einsamkeit und mit verwilderter Einbildungskraft durchstreift, erscheint ihm nun verklärt im Abglanze einer stillen Liebe. Jede Zeile atmet Befriedigung über die günstige Wendung seines Geschickes.

Nach einer kleinen Wanderung durch Wales ließ Shelley sich mit den Seinen in Lynmouth nieder, das allen seinen Wünschen zu entsprechen schien. Er schreibt: „Das Klima ist so milde, daß Myrthensträucher von riesiger Größe sich an unserem Häuschen empor-ranken und die Rosen im Winter im Freien blühen. Dazu noch das Meer, das, gegen ein felsiges, zerklüftetes Ufer schlagend, ein immer wechselndes Bild darbietet. Alles, was Himmel und Erde, See und Thal zu geben vermögen, ist hier vereinigt."

Sogleich ging eine Einladung an Godwin ab für Fanny Im-lay-Godwin, Mary's Tochter, die von ihm wie ein eigenes Kind gehalten wurde. Ihn selbst wagten Harriet und Shelley nicht in ihr bescheidenes Heim zu bitten. Aber Godwin lehnte mit dem Bemerken ab, daß dem Besuche seiner Tochter seine persönliche Be-kanntschaft mit Shelley vorausgehen müsse. Er war im Leben ebenso förmlich, als in seinen Schriften ungebunden. Shelley nahm die Beschämung der kleinen Zurechtweisung in demütiger Ergebenheit hin. Auch trat gegenwärtig alles andere in den Hintergrund vor der endlichen Erfüllung eines langersehnten Wunsches: Portia hielt am 15. Juli ihren Einzug in Lynmouth. Sie ließ sich häuslich nieder und nahm den für alle Tage bequemeren Namen Bessy an.

Die Sommertage, welche nun folgten, gehören zu den glück-lichsten in Shelley's Leben. Er hatte um sich versammelt, was ihm das teuerste auf Erden war, er schwelgte in Extase. Er schrieb ein längeres ungedrucktes Gedicht „Die Reise" und den größten Teil der „Königin Mab". „Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft sind der große Gegenstand dieses Gedichtes" heißt es in einem Briefe an den Dubliner Verleger Hookham am 18. August 1812. Harriets Geburtstag, der 1. August, wurde durch ein Sonnett poetisch verherrlicht, und ein längeres Gedicht „An Harriet"[1]) preist in schwungvollen Worten den Liebesbund der Gatten, nennt ihn eine heilige Freundschaft, unsterblich und ewig.

[1]) Mitgeteilt durch Dowden.

Harriet ist sein zweites Ich; den längsten und glücklichsten Tag seines Lebens gäbe er hin für einen ihrer seelenerweckenden Küsse.

„O Teuerste,
Gewißheit ist's, daß diese Erd' der Himmel,
Und daß der Himmel nur die Blume ist
Aus jenem unbefleckten, hehren Samen,
Den eine Liebe wie die unsre zeitigt.“

Die sozialen Vorgänge verfolgte Shelley aus seinem stillen Winkel mit ungeschwächter Teilnahme. Im Frühling 1812 gab es wieder einen Prozeß, der alle Liberalen in Aufregung versetzte. Der Londoner Buchhändler Daniel Isaac Eaton war wegen der Veröffentlichung des dritten Teils von Paine's „Zeitalter der Vernunft“ in Anklagestand versetzt.

Der Prozeß endigte mit der Verurteilung des sechzigjährigen, allgemein geachteteten und gebildeten Mannes zu achtzehn Monaten in Newgate. Im Mai trat Eaton seine Strafe an. Alle Freigesinnten waren auf seiner Seite, aber für ihn einzustehen, wagte Niemand. Am 11. Juni schreibt Shelley an Godwin: „Ich will nicht behaupten, daß der Buchhändler etwas mit Sokrates oder Jesus gemein habe, aber der Geist, der ihn zum Pranger und zum Gefängnisse verurteilt, ist derselbe, der jenen ein vorzeitiges Ende bereitete. — Ich habe daran gedacht, mich in dieser Angelegenheit an das Publikum zu wenden und habe in der That schon den Entwurf eines Aufrufes fertig. Wollten Sie mir die Gunst erweisen, mir ihre Bemerkungen mitzuteilen, ehe ich ihn in die Welt schicke?“

Godwin blieb unbeugsam bei seinem Entschlusse, sich persönlich weder in soziale, noch politische Vorgänge zu mengen. Shelley's Aufsatz aber war als „Brief an Lord Ellenborough“, den Lord Ober-Richter, (A Letter to Lord Ellenborough, occasioned by the Sentence which he passed on Mr. D. J. Eaton) am 29. Juli gedruckt und wurde emsig in Umlauf gesetzt[1]). „Deorum offensa Diis curae“ stand als Motto auf dem Titelblatte.

[1]) 1819 erschien unter dem Titel: „Freie Rede und freie Presse“ ein Sonderdruck dieses Briefes, anläßlich der Verhaftung eines Mr. Bennett, Herausgebers des „New-York Truth-Seeker“. Er war dem Richter Bennett's gewidmet und fand in den Vereinigten Staaten großen Absatz. („The Shelley-Library“, an Essay in Bibliography by H. Buxton Forman.)

Shelley entschuldigt sich gewissermaßen, daß er, ein unerfahrener Jüngling, sich zum Anwalte einer so wichtigen Sache aufwerfe. Allein monatelang habe er vergeblich auf eine berufenere Feder gewartet; nun dürfe er nicht länger müßig zusehen. Im Uebrigen ist der Ton der Schrift nichts weniger als demütig.

„Politik und Moral", sagt Shelley, „sollten in einem Gerichtshofe gleichbedeutend sein. Es gibt Gesetze, Mylord, die Sie nach dem ungerechten Urteil, das Sie über Mr. Eaton gefällt, vor dem Tadel der herrschenden Gewalt schützen können, aber es gibt kein Gesetz, das Sie vor dem Widerwillen eines Volkes bewahrt, keines, das das gerechte Urteil der Nachwelt von Ihnen abwendet, wenn diese Nachwelt Sie einer Erinnerung würdigt.

Warum wird Mr. Eaton verhaftet? Weil er Deist ist? Und was sind Sie, Mylord? Ein Christ! Nun denn! Die Maske ist gefallen. Sie verfolgen ihn, weil sein Glaube von dem Ihren abweicht."

Wieder kommt Shelley darauf zurück, daß der Mensch nur für jene Handlungen verantwortlich gemacht werden könne, die von seinem Willen beeinflußt werden; der Glaube aber sei eine unwillkürliche Operation des Geistes. „Hat nicht Mr. Eaton dasselbe Recht, Ew. Lordschaft einen Ungläubigen zu nennen, das Sie haben, ihn einzusperren, weil er eine Lehre verbreitet, die von jener abweicht, zu der Sie sich bekennen?" fragt Shelley. „Mr. Eaton behauptet, die heilige Schrift sei von Anfang bis zu Ende Fabel und Fälschung, die Apostel Lügner und Betrüger. Der Staatsanwalt behauptet das Gegenteil. Was folgt daraus? Nichts, als daß der Staatsanwalt und Mr. Eaton verschiedene Ansichten haben. Mr. Eaton trifft nicht der geringste Tadel. Was soll man aber von der Gerechtigkeit eines Urteils denken, das sich gegen ein Individuum wendet, ohne auch nur einen Beweis zu suchen, daß ihm der leiseste Makel anhafte?"

Shelley kommt nun auf den zweiten gegen Eaton erhobenen Vorwurf: er verderbe die Moral. Die Moral oder Pflicht des Menschen und Bürgers, sagt er, beruht auf den Wechselbeziehungen, welche die Vereinigung menschlicher Wesen ergibt, und ändert sich mit den Zuständen dieser Vereinigung. Der Eifer, mit dem er selbst noch im Vorjahre für den Atheismus eingetreten, scheint ihm

nun schädlich, ja lächerlich. Ueber das Wesen Gottes weiß niemand etwas. Wie kann einer den andern verfolgen, weil er über das höchste Wesen abweichender Ansicht ist? Die eine gütige Gottheit verehren und dennoch ihre Widersacher verfolgen, machen sich einer Inkonsequenz schuldig; nur die, die einen Dämon anbeten, handeln in Uebereinstimmung mit ihren Prinzipien, wenn sie in seinem Namen verhaften und peinigen. Gott ist der Geist des Alls. Ihm moralische Eigenschaften unterlegen, hieße ihn zum Menschen erniedrigen.

In seinem Eifer geht Shelley so weit, den Fall Eaton mit der Kreuzigung Jesu Christi zu vergleichen.

Das Christentum, fährt er fort, ist nunmehr die herrschende Religion, für deren Erhaltung wir streiten, hassen und verfolgen. Es kam, es verbreitete sich wie andere Systeme. Ist nicht die Meinung berechtigt, es werde, wie diese, auch vergehen? Falschheit und Gewalt, nicht Vernunft und Ueberzeugung, haben ihm zur Herrschaft verholfen, und so wird es veraltet sein, wenn einst die Begeisterung siegt und die Zeit, diese unfehlbare Ueberwinderin falscher Ansichten, seine angeblichen Thatsachen in das Dunkel der Vergangenheit stürzt. Die Menschen werden dann über die Gnade, den Glauben, die Auferstehung und die Erbsünde eben so herzlich lachen wie jetzt über die Verwandlungen Jupiters.

Auch der Brief an Lord Ellenborough schließt mit einem Bilde zukünftigen Glückes, dessen Verwirklichung für Shelley nur eine Frage der Zeit ist. „Ich hoffe, der Tag kommt bald, und Sie sehen ihn noch, Mylord“, sagt er, „wo Mohamedaner, Juden, Christen, Deisten und Atheisten in einer Gemeinde miteinander leben werden, alle im gleichen Genuß der Vorteile ihrer Vereinigung, alle verbunden durch die Bande der Barmherzigkeit und Bruderliebe.“

Für die Verbreitung seiner Schriften hatte Shelley mit Portia nun eine neue Methode ersonnen. Er packte den Brief an Lord Ellenborough, die „Deklaration der Rechte“ und „Des Teufels Spaziergang“ in kleine Luftballons, die er steigen ließ, oder er schloß sie in gut verkorkte Flaschen, die er ins Meer warf. Die Elemente sollten seine Mithelfer sein in der Verbreitung heilsamer Lehren. Vielleicht schlug der Same, den er ausstreute, fern in einem empfänglichen Gemüte Wurzel. In zwei Sonetten „An einen mit Wissen-

schaft gefüllten Ballon“ (To a Balloon laden with Knowledge) und „Beim Stapellaufe einiger mit Wissenschaft gefüllter Flaschen“ (On launching some Bottles filled with Knowledge into the Bristol Channel[1]) besang er diese Sendboten der Aufklärung. Allein zwei solche mit „himmlischem Heiltrank“ gefüllte Flaschen wurden von der hohen Obrigkeit aufgefischt, und gleichzeitig wurde Daniel Healey ergriffen, als er in dem nahen Barnstaple die „Deklaration“ und „Des Teufels Spaziergang“ verteilte. Daniel log sich zwar wacker heraus, wurde aber dennoch zu 200 Pfd. Strafe oder sechsmonatlicher Haft verurteilt; und Shelley, außer Stande, die 200 Pfd. zu erlegen, konnte nichts thun, als durch eine wöchentliche Zahlung von 15 Sh. seine Verpflegung im Kerker verbessern.

So war die wohlthuende Ruhe, das stille Glück der ersten Wochen in Lynmouth wieder dahin; Shelley fühlte sich beaufsichtigt und schied Mitte September, nicht ohne Bedauern, von seinem rosenumrankten Häuschen. Die Abreise erfolgte wieder so plötzlich, daß er das Fahrgeld leihen mußte und über seinen künftigen Aufenthalt noch völlig im Unklaren war.

Unglücklicherweise hatte Godwin, in der Absicht, Shelley zu überraschen, Lynmouth zum Ziele seiner diesjährigen Ferienreise gemacht. Nach einer langwierigen und beschwerlichen Wanderung langte er drei Tage nach Shelley's Abreise an. Niemand wußte, wohin die Zugvögel geflogen, und Godwin mußte mißmutig wieder Kehrt machen.

Shelley und seine drei Damen entschieden sich nach einigem Schwanken für Tremadoc an der Südküste von Carnarvon Shire, einem Städtchen, das, ein Wunderwerk menschlicher Energie, auf einem dem Meere abgerungenen Flecken Landes erbaut war. Vor wenigen Jahren erst (1800) hatte ein Parlamentsmitglied, Alexander Madocks, durch eine wahrhaft Faustische Thätigkeit diesen Streifen fruchtbarer Ackerscholle der See entrissen und den nach ihm benannten Ort gegründet. Er trug sich mit dem Plane, noch 5000 Morgen Dünenlandes urbar zu machen, Straßen, Anlagen und — der schwierigste Punkt des ganzen Unternehmens — Dämme zu errichten.

[1]) Mitgeteilt durch Dowden (Life of P. B. S.).

Das Außerordentliche dieser Thätigkeit, die einen Sieg des Geistes über die Materie bedeutete und eine unabsehbare Zukunft vor sich hatte, zog Shelley mächtig an. In der Nähe von Tremadoc gab es eine unbewohnte Villa, „Tanyrallt", groß wie für einen italienischen Prinzen; er mietete sie unter der Bedingung, den Zins zu zahlen, wenn er großjährig sei.

Sein ganzes Sinnen und Trachten wendete sich sogleich dem aufzuführenden Damme zu. Er eröffnete eine Subskription und zeichnete selbst 100 Pfd. (nach Medwin sogar 500), wodurch die Wiederaufnahme der Arbeiten, die bereits Unsummen verschlungen hatten, ermöglicht wurde. Damit nicht zufrieden, beschloß er im Interesse der jungen Kolonie eine Reise nach London, die ihm gleichzeitig erwünschte Gelegenheit geben sollte, Godwins Besuch zu erwidern und Hogg wiederzusehen, der im Temple studierte.

Am 4. Oktober langten Shelley, Harriet, Eliza und Portia in der Hauptstadt an, stiegen in Lewis Hôtel, St. James Street, ab, und bald darauf betrat Shelley die geweihte Schwelle seines Lehrers Godwin. Er und seine Angehörigen erschienen ihm wie höhere Wesen; was er that, was nur in Beziehung zu ihm stand, war göttlich. Ja, Harriet ging in ihrer Begeisterung so weit, eine Aehnlichkeit mit Sokrates in Godwin zu entdecken, wogegen Miß Hitchener mit richtigerem Blicke erkannte, daß sein Selbstgefühl übertrieben und sein Benehmen gegen seine Umgebung hochmütig war.

Mrs. Godwin erschien Shelley und Harriet als eine sehr stattliche Dame; ihre Herrschsucht wurde Entschlossenheit und Seelengröße genannt.

Die neunzehnjährige Fanny Imlay war nicht schön, aber von einnehmender Lieblichkeit und Sanftmut; ein wenig indolent, bescheiden und unscheinbar. Sie besaß einen ruhigen, scharf beobachtenden Verstand, ein vorzügliches Gedächtnis und war selbständig in ihrem Denken und ihrem Urteile.

Die jüngeren Töchter des Hauses, die zur Kräftigung ihrer Gesundheit bei Godwin's Freund Mr. Baxter in Schottland geweilt, kehrten am 10. November zurück, und als Shelley Tags darauf bei den Godwins zu Tische gebeten war, sah ihn Mary, die bereits viel von ihm gehört hatte. Heißt es doch schon in einem früheren Briefe Godwins an Shelley: „Sie können sich denken, wie alle

Weiber meiner Familie (Mrs. Godwin und drei Töchter) sich für Ihre Briefe und Ihr Leben interessieren." Harriet, die an dem Sinnen und Trachten des Dichters teilnehmen durfte, erschien den jungen Mädchen als eine glückliche Frau. Mary errinnerte sich noch in späteren Jahren ihres lächelnden rosigen Antlitzes und des roten Atlaskleides, das sie damals trug. Doch wurde keiner der beiden fünfzehnjährigen Backfische von Shelley beachtet.

Hingegen war der jüngste Sprößling des Godwin'schen Hauses, der neunjährige William [1], bald sein erklärter Freund, der seine Bekanntschaft mit Mr. und Mrs. Newton vermittelte. Mr. Newton erregte als eifriger Vegetarianer Shelley's Interesse. Er hatte in einer Schrift: „Rückkehr zur Natur" bewiesen, daß die Sage vom Baume des Wissens eine Allegorie auf die Vorzüge der vegetarianischen Diät und die tötlichen Folgen der Fleischnahrung sei. Dieselbe Lehre sollte die Sage von Prometheus enthalten, der das Feuer vom Himmel brachte und die Menschen durch die Kochkunst lehrte, das schädliche Fleisch der Tiere verdaulich zu machen. Ein Hauptgewinn bei der Rückkehr des Menschen zur Natur und zur Nahrung von Feldfrüchten sollte das Verschwinden des schrecklichen Durstes sein, der die Fleischesser verzehrt und zum Genusse von undestilliertem Wasser treibt, das der Fleischnahrung an Schädlichkeit mindestens gleichkommt.

Bei der Erziehung seiner fünf Kinder, die Shelley die schönsten nennt, die er je gesehen, hielt Newton außer auf die vegetarianische Diät auch auf tägliches mehrstündiges Nacktgehen. Er behauptete, eine naturgemäße Lebensweise gebiete, den Körper der Kleinen dem Einflusse der Luft und des Sonnenlichtes auszusetzen.

Hogg schildert seinen ersten Besuch bei den Newtons.

Von einem Spaziergange zurückkehrend, führte Shelley ihn eines Tages in ein elegantes fremdes Haus.

„Was thun wir hier"? fragte Hogg.

„Hier essen wir zu Mittag", erwiderte Shelley.

„Er stellte mich vor sich, damit ich, als der Fremde, zuerst eintrete", fährt Hogg fort. „Die Thür wurde aufgerissen und ein

[1]) William Godwin (1803—1832), Verfasser des seiner Zeit berühmten Schauerromanes: „Die Waisen von Unwalden".

sonderbares Schauspiel bot sich dar. Fünf nackte Gestalten drängten sich uns in dem Korridor entgegen. Die erste war ein Knabe von zwölf Jahren, die letzte ein kleines Mädchen von fünf; die drei anderen, zwei von ihnen Mädchen, standen im Alter zwischen jenen. Als sie mich erblickten, stießen sie einen gellenden Schrei aus, machten Kehrt und rannten laut schreiend die Treppe hinauf, die der Jakobsleiter mit den Engeln glich, nur, daß die Kleinen keine Flügel hatten, sich rascher bewegten und mehr Lärm machten, als man gewöhnlich bei der Vision des Patriarchen voraussetzt. Die Kinder hatten von dem Fenster ihrer Stube aus den geliebten Shelley erblickt und waren hinunter gelaufen, ihn zu begrüßen. Mich, den Spaßverderber, hatten sie nicht bemerkt. — Nach dem Essen fragte Shelley, warum die Kinder nicht, wie gewöhnlich, zum Nachtische kämen. Die Dame des Hauses errötete leicht und sagte, Shelley würde sie später in der Kinderstube sehen. Sie wagten nicht, sich im Saale blicken zu lassen, sie schämten sich zu sehr, daß ein Fremder sie so, wie sie waren, gesehen. — Die Herrin des Hauses versicherte uns, daß sie oft stundenlang ohne jede Bekleidung verharre, und sagte: „Ich bin desto wohler nachher; ich fühle mich dann den Rest des Tages so unschuldig". — Außer bei meinem ersten Besuche erschienen die lieben Kleinen niemals nackend vor mir; vor Bysshe thaten sie es oft. Ich erwähne es zu seiner Ehre. Ich war von der Erde, irdisch, er vom Himmel, himmlisch. Ich war ein Kind der Welt, er war bereits zur Natur zurückgekehrt, oder vielmehr, er hatte sie nie verlassen. Er war ein reiner Geist, voll göttlicher Aehnlichkeit mit dem Erzengel Gabriel, dem friedeatmenden Verkündiger. Ob auch die schöne Dame, ausschließlich in ihre Unschuld gehüllt, ohne Einbuße an Ruf und Reinheit vor ihm hätte erscheinen können, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist nur, daß sie es nie gethan."

Mrs. Newton war außergewöhnlich musikalisch; sie galt für Dussek's begabteste Schülerin. Während sie spielte, nahm Shelley gerne die Kinder in eine Ecke und erzählte ihnen leise wunderbare Geschichten von Geistern und Heinzelmännchen.

Doch über den neuen Freunden vergaß er die alten nicht. „Ich saß in meiner stillen Wohnung", erzählt Hogg, „ein Buch und eine Tasse Thee vor mir. Es war an einem Novemberabend

gegen zehn Uhr. Ein heftiges Klopfen am Hausthore, als gäbe der Wachmann das Feuersignal, schreckte mich auf. Jemand stürmte die Treppe herauf; die Thüre ward aufgerissen, und Bysshe stürzte in's Zimmer. Er sah aus, wie er immer ausgesehen, wild, vergeistigt, überirdisch, wie ein Genius, der eben vom Himmel niedergestiegen, wie ein Dämon, der eben aus der Erde erstanden!"

Tags darauf besuchte Hogg Harriet und Eliza; auch sie fand er wenig verändert. Harriet, schön und heiter wie immer, las noch immer vor und sprach noch immer von Selbstmord. Das alte Verhältnis war äußerlich wieder hergestellt, aber die rückhaltlose Offenheit, der herzliche Ton von ehedem ließ sich nicht mehr finden, Shelley beobachtete in seinen Mitteilungen eine gewisse Zurückhaltung. In die beiden Erlebnisse, die ihn am meisten beschäftigten, Godwin und Irland, weihte er Hogg nicht ein. Er hätte seine Begeisterung nicht begriffen.

In dem Zusammenleben der drei Damen hatten sich mittlerweile gewisse Schwierigkeiten ergeben. Zwischen Eliza und Portia herrschte beständige Fehde. In Harriet erwachte allmählich das Weib, und sie begann zu fühlen, daß Miß Hitchener als ein trennendes Element zwischen ihr und ihrem Gatten stehe. Die geistige Oberherrschaft aber, welche die vergötterte Schulmeisterin geltend machte, war beiden Schwestern gleich unerträglich. Doch auch Shelley selbst kam, je länger er mit „der Schwester seiner Seele" vereint war, desto mehr von seiner Begeisterung zurück. Elisabeth entsprach nicht völlig dem Idealbilde, das seine Phantasie von ihr entworfen. Nun ward sein Auge plötzlich geöffnet, und er sah die wirkliche Elisabeth mit ihren menschlichen Schwächen und Mängeln statt der erträumten Vollkommmenen. Ihre „gereifte Schönheit" hieß jetzt dreißig Jahre; ihre „interessante Bläße" eine braune Haut, die „schlanke Hoheit ihrer Gestalt" magere Dürftigkeit. Der Nimbus, der sie verklärt hatte, war plötzlich zerstoben, armselige Sterblichkeit trat zu Tage. Elisabeth war ein Blaustrumpf, der sich noch dazu für eine Dichterin hielt. Sie hatte eine Ode auf die Emanzipation ihres Geschlechtes geschrieben:

„Alle, alle sind Menschen — Frauen und Alle!"

Medwin erzählt, daß Shelley noch nach Jahren darüber Thränen lachte. Er nannte sie nun nicht mehr Portia, nicht einmal Bessy,

sondern „den braunen Dämon“ und ersehnte wie die Uebrigen ihre Abreise. Hogg versprach endlich, ihn von ihr zu erlösen. Am 8. November, einem Sonntagsmorgen, als Shelley beschäftigt war und Harriet an Kopfschmerzen litt, wurde er aufgefordert, die beiden Elisen auf einem Spaziergange zu begleiten. „Den braunen Dämon an meinem rechten und den schwarzen Diamanten an meinem linken Arm, begab ich mich in den St. James Park und lustwandelte dort in den benachbarten Gärten lange, — o sehr lange! ‚Dies waren meine Juwelen‘, wie Cornelia stolz ausruft!“

Abends fuhr dann Miß Hitchener in ihre Heimat ab. Den Zurückbleibenden fiel ein Stein vom Herzen, als der Wagen, der sie entführte, von dannen rollte.

Shelley ging in seiner Abneigung gegen Portia nun ebenso weit wie früher in seiner Vergötterung. Aber er fühlte, daß er sie geschädigt hatte, als er sie der Sphäre ihrer Schulstube entriß und dem Gerede der Leute preisgab. „Der braune Dämon, wie wir unseren ehemaligen Quälgeist nennen, muß eine Unterstützung erhalten“, schreibt er den 5. Dezember an Hogg. „Ich zahle sie mit schwerem Herzen und unwilliger Hand, aber es muß sein. Sie ward durch unsere Uebereilung einer Stellung beraubt, in der sie ihr gutes Fortkommen fand, und nun sagt sie, ihr Ruf sei dahin, ihre Gesundheit zerstört, ihr Seelenfrieden durch meine Barbarei untergraben, und sie selbst vollkommen geopfert. Dies ist nicht alles buchstäblich wahr; aber arm und in Verlegenheit ist sie sicherlich, und da wir in gewissem Grade schuld daran sind, müssen wir dem Unheil zu steuern suchen. Sie ist ein gekünsteltes, oberflächliches, häßliches, hermaphroditisches Weib, und mein Erstaunen über meine Albernheit, meine Unbeständigkeit und Geschmacklosigkeit war nie so groß, als nachdem ich einige Wochen mit ihr als einer Hausgenossin gelebt. Was wäre die Hölle, käme so ein Weib in den Himmel!“

Shelley setzte Miß Hitchener eine Jahresrente von 100 Pfd. aus; ob sie sie angenommen, ist unbekannt. Sie kehrte zu ihrem früheren Berufe zurück; ihre Schülerinnen sprachen von ihr, als von einer gescheiten, gesinnungstüchtigen Frau mit einem bemerkenswerten pädagogischen Talente. Ihr blieb trotz der erlittenen Mißhandlung kein bitteres Gefühl von ihrer Begegnung mit Shelley zurück. Einer seiner Freunde besuchte sie nach ihrer Rückkehr nach Sussex im

Hause ihres Vaters. „Sie saß allein“, schreibt er, „ein Werk Shelley's vor sich. Ihre schönen schwarzen Augen glänzten, ihr wohlgeformtes, römisches Antlitz belebte sich, als ich von Shelley sprach.“ In Shelley's Todesjahre erschien ein Gedicht von ihr „Der Wald von Sussex“, in dem sie wehmütig auf den verlorenen Freund anspielt. Es war das Ereignis ihres Lebens, die Bahn des Dichters gekreuzt zu haben.

Einige Tage nach Miß Hitchener verließ auch Shelley London, wahrscheinlich aus Mangel an Baarschaft. Der Hauptzweck seines Aufenthaltes, die Förderung der Bauten von Tremadoc, war nicht erreicht worden. Die Abreise erfolgte wie gewöhnlich so plötzlich, daß er keine Zeit fand, sich bei Godwin zu verabschieden, der ihn gerade an diesem Tage zu Tische erwartete. Er holte seine Versäumnis in einem langen heiteren Briefe an Fanny nach, der von guter Kameradschaft zwischen beiden zeugt und ihre Bedenken über eine regelmäßige Korrespondenz zu entwaffnen sucht.

Nach Tanyrallt zurückgekehrt, widmete Shelley sich rückhaltlos dem neuaufstrebenden Orte. Er arbeitete mit Madocks Geschäftsführern und suchte nach Kräften und oft über seine Kräfte, die Not der schlecht oder gar nicht bezahlten Dammarbeiter während des strengen Winters 1812—1813 zu lindern. Er war in der That, wie er sich selbst in einem Gedichte aus jenen Tagen[1]) nennt: „Der Freund der freundlosen Armen“.

Doch stand ihm auch hier eine Enttäuschung bevor. Die großen Hoffnungen, die er an Tremadoc geknüpft, erfüllten sich nicht. „Wales ist der letzte Anhaltspunkt der gemeinsten Vorurteile des Adels“, schreibt er den 3. Dezember an Hookham. „Die Armen sind verkommen wie die Samojeden, die Reichen tyrannisch wie die Paschas.“ Selbst sein Vertrauen zu Madocks verminderte sich, und er lebte in völliger Abgeschlossenheit. In seiner Häuslichkeit aber fühlte er sich befriedigt. „Wenn ich zu Harriet nach Hause komme, bin ich der Glücklichste der Glücklichen“, heißt es in einem Briefe an Hogg vom 7. Februar 1813. Mit ihrer frischen Stimme sang sie irische Volkslieder, las unter Shelley's Leitung Horaz und entwarf

[1]) „Bei der Abreise von London nach Wales“, mitgeteilt von Dowden.

sogar eine lateinische Epistel an Hogg. So vergingen die langen Winterabende. Die Innigkeit ihres Zusammenlebens wurde durch die Aussicht auf die bevorstehende Geburt eines Kindes erhöht, und Shelley verschmerzte unter solchen Umständen das neuerliche Mißlingen eines Versöhnungsversuches mit seinem Vater; ja er zweifelte nun sogar, ob der Verkehr mit seiner Familie für seine und Harriets Ruhe zuträglich wäre.

In seinen Studien spielte jetzt auch die Geschichte, die Godwin ihm ans Herz gelegt, eine Rolle, trotzdem ihm „diese Urkunde von Verbrechen und Elend", zuwider war. Er las aus Pflichtgefühl Plutarch, Xenophon, Thucydides, Gibbon und Hume. Neben den Elisabethinischen Schriftstellern und den alten Klassikern beschäftigte ihn hauptsächlich die Philosophie. Er begann sich in Spinoza und Kant zu vertiefen, fühlte sich aber noch mehr von den französischen Materialisten gefesselt, vornehmlich von Helvetius und Holbach. In ihnen trat ihm die Notwendigkeitslehre in einer strengeren und bestimmteren Form entgegen als bei Godwin. Die Bedeutung, die Holbach den Naturwissenschaften beimaß, entsprach seiner eigenen Ueberzeugung, während die Lehre von der Glückseligkeit als Selbstzweck, als Ziel der Selbstsucht, ihn durch den Widerspruch fesselte, den sie in ihm hervorrief.

Daneben widmete Shelley sich eifrigen Bibelstudien. Briefe und Zeitungen aus London hielten ihn in den politischen und sozialen Vorfällen auf dem Laufenden. Unter diesen war es hauptsächlich ein Ereignis, das ihn in tiefste Mitleidenschaft zog. Im Dezember 1812 wurden John und Henry Leigh Hunt wegen eines Schmähartikels gegen den Prinz-Regenten in Anklagestand versetzt. Der schöne George, der seinen Ruhm darein setzte, der erste Gentleman Englands zu sein, war in dem Aufsatze ein „fünfzigjähriger Adonis" genannt; der entzückende, weise, angenehme, tugendhafte, aufrichtige und unsterbliche Prinz wurde ein Wortbrüchiger, ein Verächter aller häuslichen Bande, ein Genosse von Spielern gescholten, ein Mann, der fünfzig Jahre alt geworden, ohne sich irgend einen Anspruch auf die Dankbarkeit des Volkes oder die Achtung der Nachwelt erworben zu haben.

Leigh Hunt gab später selbst zu, der Artikel wäre in Ausdrücken abgefaßt gewesen, die nur eine Hochherzigkeit vergeben konnte,

welche die schwersten Anklagen gegen den Prinzen entwaffnet hätte.

Der Prinz aber war von dieser Hochherzigkeit weit entfernt. Die Brüder Hunt wurden zu zweijähriger Einzelhaft und einer Geldbuße von je 500 Pfd. verurteilt.

Shelley sah in diesem Richterspruche einen neuen Beweis der Ungerechtigkeit und Tyrannei. „Das Siegel der Verworfenheit und der Sklaverei ist dem Charakter Englands unauslöschlich aufgedrückt", schrieb er an Hookham. Er setzte ihm auseinander, daß die 1000 Pfd. für die Hunts um jeden Preis aufgetrieben werden müßten. Hunt sei ein braver, guter, aufgeklärter Mann; man solle eine Subskription für ihn eröffnen; das Publikum, für das er so viel gethan, werde nicht säumen, seine große Schuld gegen ihn abzutragen; oder die Menschen wären tot, kalt, mit steinernen Herzen, fühllos, vertiert durch Jahrhunderte unausgesetzter Sklaverei. Er selbst sei eben jetzt ziemlich arm, aber er besitze 20 Pfd., deren er für den Augenblick nicht bedürfe, er bitte Hookham, seinen Namen an die Spitze der Subskription zu stellen.

Allein Shelley's Plan wurde durch die Hunts selbst gekreuzt, die jede Hilfe durch eine Besteuerung des Publikums ablehnten. Shelley machte noch einen Versuch, er schrieb an Leigh Hunt, aber gleichfalls erfolglos.

„Dieser Haft", schrieb Hunt später, „verdanke ich die Bekanntschaft mit dem Freund der Freunde, Shelley. Er schrieb mir und machte mir ein fürstliches Anerbieten, aber ich lehnte es ab."

Mittlerweile war Healey's Strafzeit abgelaufen, und er kehrte am 26. Februar nach Tanyrallt zurück. Seine Erzählungen aus der Gefangenschaft mochten Shelley's Phantasie erregen. Die Vermutung, daß man ihn für gefährlich hielte und beobachtete, lag ihm stets nahe. Er legte diese Nacht geladene Pistolen an sein Bett, wie Harriet schreibt, in dem Vorgefühle, daß er ihrer benötigen werde. Und nun wollte es der Zufall, daß thatsächlich in der Nacht des 26. Februar ein Einbruch in Tanyrallt versucht wurde.

Am 11. März 1813 berichtet Harriet an Hookham: Shelley hätte im Billardzimmer einen Mann gefunden, der im Begriffe war, sich durch das Fenster zu entfernen; der Mann habe geschossen,

Shelley gleichfalls. Sie seien handgemein geworden, und nachdem Shelley den Fremden durch einen zweiten Schuß, wie er vermutete, an der Schulter verwundet, sei dieser mit dem Rufe: „Bei Gott, ich will mich rächen! Ich werde Ihre Frau ermorden und Ihre Schwester rauben!“ entflohen. Shelley und Daniel wären nun unten geblieben, um zu wachen; als er den Diener fortgeschickt, um auf die Uhr zu sehen, habe Shelley wieder ein Geräusch vor dem Fenster vernommen. Ein Mann hätte die Hand durch das Fenster gestreckt und auf ihn gefeuert. Die Kugel sei durch seine Flanelljacke gegangen, ohne ihn zu treffen. Shelley, dessen Pistole versagte, habe mit einem alten Schwerte nach ihm geschlagen. Da sei Daniel erschienen und der Mörder entflohen.

Harriet zweifelte nicht, daß es sich um einen Mordanfall gehandelt; selbst Eliza sprach noch in späteren Jahren mit Entsetzen davon. Ja sie vermuteten sogar den Urheber der That. Ein ultraloyaler Bürger von Tremadoc, Mr. Leeson, war erbittert gegen Shelley, der nicht mit ihm umgehen wollte, und hatte ihm schon früher zu schaden gesucht, indem er die irischen Schriften an die Regierung geschickt.

Peacock schreibt über den Vorfall: „Ich war im Sommer 1813 in Nord-Wales und hörte viel über die Sache reden. Leute, die am Morgen nach dem Attentat die Oertlichkeiten prüften, fanden, daß das Gras der Wiesen sehr zertreten und zerstampft schien. Aber es waren keine Fußspuren im feuchten Boden, außer zwischen dem Fenster und dem zertretenen Platze, und die Spur der Kugel an der Vertäfelung der Wand zeigte, daß die Pistole nicht von außen, sondern von innen abgefeuert worden war. Dies ließ darauf schließen, daß sämtliche Operationen von innen ausgegangen waren [1].“

[1]) Mrs. John Williams, die Gemahlin eines Agenten des Mr. Madocks, schrieb 1860: „Mein Mann erzählte mir oft von „Shelley's Gespenst“, das zur Zeit, als ich heiratete (1820), häufig ein Gesprächsgegenstand der Fremden war. Er sagte oft, er glaube, es hätte kein Raubmordversuch stattgefunden; derartige Dinge seien damals in Tanyrallt nicht vorgekommen; eine erhitzte Phantasie habe Alles geschaffen. — Mr. Williams wurde geholt und fand Shelley in einem traurigen Zustande der Erregung und Betrübnis. Er hatte sich eingebildet, das Gesicht eines Mannes im Fenster des Empfangszimmers zu sehen. Er nahm seine Pistole und schoß die Scheibe in Trümmer; dann

Nach diesem Berichte hätte also Shelley's durch Verbrechergeschichten erregte Phantasie, wie in Keswick, die Gefahr eines versuchten Einbruchs in nervöser Erregung übertrieben, und das zweite Attentat nach Daniels Entfernung hätte überhaupt nur in seiner Einbildung stattgefunden. Thatsache ist, daß der Vorfall vor den Staatsanwalt kam, die Untersuchungen jedoch zu keinem Resultate führten. Shelley selbst behielt zeitlebens den Eindruck eines schrecklichen Erlebnisses. Nach Jahren noch führte er einen krampfartigen Schmerz, an dem er zu leiden pflegte, auf eine Verletzung zurück, die ihm der Mörder in Tanyrallt zugefügt. Und Jane Clairmont erzählte ihrer Mutter, daß es lange nachher noch Tage gab, an denen er sich nicht allein auf die Straße wagte, weil er sich von Leeson verfolgt glaubte.

Die unmittelbare Folge des Attentates und der tiefen Gemütserschütterung, die Shelley erlitten, war der dringende Wunsch, Tanyrallt umgehend zu verlassen. Aber Leeson hatte ausgesprengt, Shelley erfinde den Vorfall, um sich aus dem Staube zu machen, ehe er seine Rechnungen bezahlt; und damit der Verleumder nicht Recht behalte, mußte er die 20 Pfd. zurückfordern, die er für Leigh Hunt an Hookham gesandt. Der Zettel, in dem er dies that, kennzeichnet den Grad seiner Erregung. Er lautet:

„Geehrter Herr,

ich bin soeben einer fürchterlichen Ermordung entronnen. O, schicken Sie die 20 Pfd., wenn Sie sie haben. Sie hören vielleicht nicht mehr von mir.

Ihr Freund

Percy Shelley".

Hookham, der das Geld bereits seiner Bestimmung zugeführt, schoß ihm die gewünschte Summe aus eigenen Mitteln vor und erntete dafür überschwängliche Dankbarkeit.

sprang er hinaus auf den Rasen, und dort sah er, an einen Baum gelehnt, das Gespenst, oder, wie er sagte, den Teufel, und um Mr. Williams zu zeigen, was er gesehen, nahm er Tinte und Feder und skizzierte die Gestalt auf den Ofenschirm, wo sie sich noch in diesem Augenblicke befindet, ein klarer Beweis, daß sein Geist irre war. Wenn ich hinzufüge, daß Mr. Shelley den Baumstamm in Brand steckte, um die Erscheinung zu verbrennen — (er wurde mit Mühe gerettet) — so sieht man, daß es nicht ganz richtig mit ihm stand."

Von dem Verlangen getrieben, in andere Umgebung zu kommen, begab Shelley sich nach Dublin und nach einem kurzen Aufenthalt bei seinem Freunde Lawleß trotz der ungünstigen Jahreszeit nach Killarney, wo er ein Häuschen auf einer Insel inmitten des von Frühlingsstürmen bewegten Sees bewohnte; aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Er erfuhr, daß Hogg ihn in Tanyrallt besucht hatte und ihm nach Dublin gefolgt war. Shelley begab sich sofort nach Dublin, aber bei seiner Ankunft war Hogg bereits nach London zurückgekehrt. So beschloß denn auch er London zum Endziel seiner ermüdenden Kreuz- und Querzüge zu machen. Im April setzte er mit Harriet über den Kanal, während Eliza in Killarney zurückblieb, wahrscheinlich der Rechnungen wegen, die sie im Augenblicke nicht zu begleichen vermochten.

In London angelangt, war Shelley's erste Sorge der Druck der nunmehr vollendeten „Königin Mab“.

Neuntes Kapitel.

„Königin Mab."

Entstehung. Widmung an Harriet. Veröffentlichung. Die episch-lyrische Erzählung. Wiedergeburt der Poesie. Streben nach Natürlichkeit. Wordsworth. Southey. Coleridge. Landor. Scott. Byron. „Königin Mab." Versmaß. Motto. Fremde Einflüsse. Volney's „Ruinen". Erster Eindruck. Die Fee. Ianthe. Ahasver. Atheismus. Millenium. Vegetarianismus. Der gute Mensch. Die Natur. Anmerkungen. Musikalische Komposition.

Ein Jahr und darüber hatte Shelley an „Königin Mab" gearbeitet, für den rasch lebenden jungen Genius eine lange Zeit, die sich in dem Werke durch eine auffallende Ungleichheit des Stiles, durch Wiederholungen [1]) und Vergeßlichkeiten verrät.

Aus Dublin hatte Shelley einige Verse aus „Königin Mab" an Miß Hitchener gesandt; im Oktober 1812 las er Godwin einen Teil der Dichtung vor. Am 7. Februar 1813 meldet er Hogg, daß sie in ihren Umrissen fertig sei, und fügt hinzu: „Da ich kein Iota der ungläubigen und kosmopolitischen Gesinnungen unterdrückt habe, wird, ganz abgesehen von den zahllosen Fehlern, die parteiischen Augen unsichtbar sind, genug übrig bleiben, um das Gedicht sehr unpopulär zu machen".

Am 19. Februar benachrichtigt er Hookham, daß „Königin Mab" fertig und abgeschrieben sei. Es sollte ursprünglich mit den im Laufe der letzten Jahre entstandenen kleineren Gedichten einen Band bilden, doch sah Shelley bald von der Veröffentlichung der Gedichte ab. Nur ein einziges ward gedruckt und der „Königin Mab" als Widmung an Harriet vorangestellt:

[1]) Vergl. z. B. VII, V. 61 und VIII, V. 49.

Bei der Schilderung der Verworfenheit der Großen vergißt Shelley, daß er die Fee redend eingeführt, und spricht in eigener Person.

„Weß' ist die Liebe, die, die Welt durchstrahlend,
Abwehrt die gift'gen Pfeile ihres Hohns?
Weß ist das warme Freundeslob,
Der Tugend süßer Lohn?

Und unter wessen Blick wuchs meine Seele
An Wahrheit und an tugendhaftem Wagen?
In wessen Aug' sah ich entzückt
Und liebt' die Menschheit mehr?

Harriet, in dein's! Du warst mein bessres Selbst,
Warst die Begeisterung zu meinem Lied;
Dein, ob ich gleich zum Kranz sie schlang,
Sind diese Erstlings-Blüten.

So schließ in's Herze denn das Pfand der Liebe,
Und wisse! Zeiten wechseln, Jahre rollen,
Doch weiht mein Herz dir jedes Blümchen,
Das neu darin erblüht."

Shelley's Biographen, die an einen so innigen Ton Harriet gegenüber nicht glauben wollen, ergehen sich in den verschiedensten Vermutungen über dieses Gedicht. Medwin meinte, es wäre an Harriet Grove gerichtet; Forman, es stamme aus der Zeit des Verkehrs mit Harriet Grove und sei dann für Harriet Westbrook stehen geblieben. Doch spricht um diese Zeit alles für die Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen den jungen Gatten; und zieht man noch Shelley's außerordentliche Fähigkeit der poetischen Exaltation jedes Gefühls in Betracht, so liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß die Widmung an Harriet gerichtet ist.

„Königin Mab" wurde von Shelley im Selbstverlage in nur 200 eleganten Exemplaren gedruckt; es sollte der vornehmen Welt in die Hände gespielt werden. „Sie werden es nicht lesen, aber vielleicht ihre Söhne und Töchter", schrieb er an Hookham. Auf das große Publikum zählte er nicht. Godwin's aristokratische Exklusivität hatte ihn angesteckt. Er selbst versandte die Exemplare an Freunde und berühmte Persönlichkeiten. Auch Byron erhielt eines; der die Gabe begleitende Brief ging verloren, in welchem Shelley, der Unbekannte, dem im Zenithe des Ruhmes stehenden Dichter des „Childe Harold" alle Beschuldigungen vorhielt, die man

gegen ihn erhob, und sich bereit erklärte, seine Bekanntschaft zu machen, wenn er jene Anklagen widerlegen könne[1]).

Bei dieser Verbreitung auf privatem Wege dauerte es geraume Zeit, bis „Königin Mab" in die Oeffentlichkeit drang. Aber ihr Eindruck war nichtsdestoweniger ein gewaltiger. Symonds nennt ihn einen Succès de Scandale, und er war es in gewisser Hinsicht; aber dann haben freilich auch „Die Räuber" und „Götz von Berlichingen" nur Succès de Scandale gehabt. „Königin Mab" bedeutet ein Ereignis auf dem Gebiete der episch-lyrischen Dichtung, auf dem die große Regeneration der englischen Poesie zu Anfang des Jahrhunderts sich vollzogen hat.

Die erste Anregung zu einer Wiederbelebung der in steifen Regeln und hohlen Phrasen fast erstorbenen Poesie kam von den Naturwissenschaften und der Philosophie. Priestley und Hume erschlossen dem Zeitalter einen neuen Horizont. Von Priestley stammt das Motto, das Coleridge seiner Zeitschrift „Der Wächter" vorsetzte, und daß das Streben des ganzen Zeitalters charakterisiert: „Wahrheit ist Macht, und Wahrheit soll uns frei machen".

Young, Cowper und Gray betonen im Gegensatze zu dem konventionellen Stile der Rokokodichtung das Natürliche, das innerlich Erlebte. Das National-Englische tritt dem lange herrschenden französischen Geschmacke entgegen. Chatterton, dessen Genie nicht Zeit hat, sich auszureifen, Percy's Balladensammlung, Macpherson's Ossian, die für uns auf immer mit der Vorstellung „Sturm und Drang" verknüpft sind, sie alle bringen einen Hauch frischen Lebens in die bisher vorwiegend beschreibende und reflektierende Dichtung. Burns ist bereits im Vollbesitze dessen, was jene ersehnt und erstrebt: der volkstümlichen Sangbarkeit, der Naturwahrheit, der ungekünstelten, frischen Herzlichkeit des Ausdruckes. Goldsmith, dessen „Verlassenes Dorf" die erste Perle der lyrischen Epik oder epischen Lyrik ist, entzückt durch ländliche Romantik und idyllische Kleinmalerei. Sein Erbe tritt die Seeschule an. Die Lakisten haben in ihrer Jugend alle für die französische Revolution geschwärmt und sind in gesetzten Jahren, obzwar immer liberal, gut bürgerlich für

[1]) Nach Medwin wurde dieser Brief erst 1816 in Sécheron geschrieben.

König und Vaterland gesinnt, Freunde der Freiheit, aber der bereits errungenen. Ihre Studienjahre beschließt in der Regel eine Reise nach Deutschland, und sie alle stehen unter dem Einflusse deutscher Dichtung und Philosophie. Sie neigen zum Kommunismus; selbst ihr Verleger Cottle kennt keinen gemeinschädlicheren Irrtum als, daß das Eigentum, welches wir zufällig besitzen, unser Eigentum sei. Die Armut hat in ihren Augen nichts Erniedrigendes, die Dürftigkeit der Erscheinung wie des Geistes nichts Abstoßendes. Sie sind vorwiegend Gemütsmenschen, tief religiös, voll Familiensinn, und ihr Schlagwort lautet: Natur und Natürlichkeit. Hatten die Klassizisten die Natur nur konventionell, als tote Dekoration behandelt, so leihen die Lakisten ihr Seele und Individualität. Nichts, was natürlich ist, kann zu gering oder zu häßlich sein, um poetisch behandelt zu werden. Auch dem häßlichsten und niedrigsten, dümmsten und schädlichsten aller geschaffenen Dinge wohnt ein Geist, ein Trieb zum Guten inne; Seele und Leben sind jeder Art des Daseins unauflöslich verwebt. So wendet sich die Poesie der Lakisten mit Vorliebe dem Geringen und Verachteten zu. Das Kind wird der Gegenstand eines förmlichen Kultus; die geistig Verkümmerten, die Tiere und Pflanzen werden Gleichberechtigte des natürlichen Menschen, der sie mit Bruderliebe an's Herz schließt.

Das Haupt der Seeschule ist William Wordsworth (1770—1850), der Patriarch von Grasmere. In dem lieblichen Dorf an den Seen spinnt sich sein Dasein ab, durch keinen Wunsch oder Konflikt aus dem Gleichgewichte gebracht, im Einklange mit der Natur, in tiefer Gottesfurcht und glücklichster Zufriedenheit. Unvermerkt geht sein schönes Selbstgenügen in eitle Selbstbespiegelung, seine schlichte Natürlichkeit in Plattheit und Trivialität über, seine Nachahmung der Sprache des alltäglichen Lebens wird häufig gereimte Prosa. Er ist in der Litteratur der biedere, gescheite, behagliche Spießbürger und erinnert in mehr als einer Hinsicht an unseren Gellert. Er findet im Gesange des Waldhänflings mehr Einsicht als in allen Büchern; der Esel wird ihm zum Gegenstande einer fatalen Huldigung; die Helden seiner episch-lyrischen Erzählungen, Martha Ray, Goody Blake, Simon Lee, der Idiotenknabe etc., gehören sämtlich zu den in gleicher Weise an Geist und Gut Verkürzten. Seine große Wonne ist es, „an einem Sommertage im

Freien zu meditieren und ein einfach Lied zu singen." In den seltensten Fällen aber fehlt dem einfachen Liede eine Moral. Am schärfsten treten seine Mängel in seinen größeren Dichtungen zu Tage. Das „Vorspiel", an dem er von 1793 bis 1805 arbeitete, ist die Geschichte seiner geistigen Entwicklung, „Der Ausflug" (1813) ein beschreibendes Gedicht von ermüdender Geschwätzigkeit. Die „Erzählungen aus Paraguay", die erst 1814 erschienen und seiner kleinen Tochter Edith gewidmet waren, boten ein anmutiges Idyll, das mit einer allgemeinen Bekehrung der Wilden durch den steirischen Jesuiten Dobrizhofer schloß und eine Apostrophe an Jenner, den Kuhpockenimpfer, enthielt, „das Lob eines Dichters und den Dank eines Vaters".

Mehr als Wordsworth leistete Southey für das lyrische Epos. Er führte die Romantik in die poetische Erzählung ein. „Joan of Arc", sein erstes Epos, dessen Vorrede in charakteristischer Weise beteuert, daß der Verfasser sich nie einer Lektüre von Voltaire's „Pucelle" schuldig gemacht, vertritt die Romantik des Mittelalters. Es ist eine Verherrlichung der Gottesfurcht, der Königstreue und braven Biederkeit des Landmanns. Die Jungfrau kämpft wie ein Held, schaudert vor Blut wie ein Kind und weint bei dem Namen eines Jugendfreundes wie ein verliebtes Mägdelein.

Noch auf der Westminsterschule hatte Southey, durch Picart's „Religiöse Gebräuche" angeregt, den Plan gefaßt, jede ausgeprägte Form der Mythologie, die die Menschheit jemals beherrscht, zum Gegenstande eines heroischen Gedichtes zu machen. Als er dann in Spanien die christliche Legende auf den Kirchenwänden abgebildet sah, dachte er, hier wäre eine Mythologie, die an Wildheit und Phantasie den andern nichts nachgebe, und beschloß sie gleichfalls in den Plan seiner großen Dichtung aufzunehmen. An's Werk gehend, machte er mit der muhamedanischen Religion den Anfang. So entstand „Thalaba, der Zerstörer" und „Der Fluch Kehama's". Beide Dichtungen verherrlichen die Romantik des Morgenlandes und die Romantik des Glaubens. Sie geben auf dem farbenprächtigen Hintergrunde orientalischer Landschaft und Legende ein Bild selbstloser Hingebung für die Freunde und heldenhafter Aufopferung für die Lehre des Propheten. Zuletzt trägt die edle menschliche Natur den Sieg über alle Hindernisse davon.

Der genialste der Lakisten war **Coleridge**. Durch und durch Phantasiemensch, träumerisch, visionär, sieht er das höchste Ziel der Poesie nicht in scharf umrissenen, lebensvollen und der Natur abgelauschten Gestalten, sondern in der Kunst, im Leser das erhabene Gefühl dessen hervorzubringen, was nicht vorstellbar ist. Die Rätsel des Himmels und der Erde, die keine Wissenschaft löst, durchdringt die Phantasie. Sie begabt Luftgebilde mit sinnlichem Leben und macht die reale Welt zur Schimere. Coleridge führt in die episch-lyrische Erzählung das Spukhafte und Gespenstige ein, das dem Zeitalter der Aufklärung verloren gegangen oder zur kalten Allegorie verblaßt war. Die Idee der wunderbaren Erzählung vom „**Alten Matrosen**" (1798) kam ihm im Traume. Die Schilderung des Meeressturmes, des Schiffes, das im Unwetter zerschellt, war reine Intuition. Er hatte nie eine Seereise gemacht und ermangelte so sehr jeder Kenntnis des Schiffswesens, daß er in der ersten Auflage das Stromwasser dem Schiffe folgen, statt von ihm ausgehen ließ.

Das Düster-Geheimnißvolle und Wunderbare im „Alten Matrosen" erschien zum Unheimlichen und Grauenhaften gesteigert in „**Christabel**" (1797 entstanden, aber erst später veröffentlicht). Hier waren malerische und musikalische Effekte zur Erhöhung der Spannung und der schauerlich-phantastischen Stimmung verwendet; die Dichtung übte einen magischen, peinlich fesselnden Reiz.

Das Jahr 1798 brachte neben dem „Alten Matrosen" noch eine zweite epochemachende Erzählung: „**Gebir**" von **Walter Savage Landor** (1775—1864.) Der junge Autor zählte unter die Reihe der englischen Dichter aus altem und reichem Geschlechte, die sich mit Leib und Seele der Revolution in die Arme geworfen. Er war eine exzentrische, imposante und vornehme Natur, hatte im Aussehen und im Charakter etwas Löwenartiges, die Gesinnungen eines alten Römers und die feinste Kenntnis des klassischen Altertums. In „Gebir", der eine doppelte Liebesgeschichte behandelte, trat eine markige Konzentration des Inhalts und eine Energie des Ausdrucks zu Tage, die in der episch-lyrischen Dichtung neu waren. Die Unverhülltheit in der Behandlung der Liebesszenen fiel selbst Byron auf. Aber sie waren von einer Leidenschaft durchweht, die sich unbekümmert, ob sie statthaft sei, oder nicht, in ihrer Echtheit berechtigt fühlte.

1805 betrat Walter Scott die Bahn. Das „Lied des letzten Minstrel" bereicherte die episch-lyrische Erzählung um das historische und patriotische Moment, das im Verein mit dem Behagen an den Geschichten aus der guten alten Zeit und der Freude an den poetischen Schilderungen der schönen Heimat begeistertes Interesse und Wohlgefallen erregte. Die Persönlichkeit des Dichters tritt bescheiden in den Hintergrund, aber seine warme Vaterlandsliebe, seine heitere Lust am Fabulieren gewinnt ihm die Herzen aller.

„Marmion" (1806) „wieder ein Gedicht aus alten Zeiten", schilderte im Rahmen der Erlebnisse eines fiktiven Charakters die englisch-schottischen Grenzfehden des 16. Jahrhunderts, und in dem lieblichen Naturbilde der „Jungfrau vom See" (1810) traten der ritterliche König Jakob und der Nationalheld Douglas in Person auf.

Das Jahr 1812 brachte ein litterarisches Ereignis: die beiden ersten Gesänge des „Childe Harold". Die Poesie, die bis dahin weltflüchtig in entlegenen Ländern und fernen Zeiten geschweift, war nun mit einem Male zum Mittelpunkt modernsten Lebens gemacht. Die Gegenwart, das Individuum, die Persönlichkeit, stand im Vordergrunde. Die Gegenden, die Byron schilderte, hatte er gesehen, die Abenteuer, die er erzählte, hatte er erlebt, die Menschen, die er einführte, gekannt. Der Held war er selbst. Die Betrachtung der Natur erweckt historische Erinnerungen, philosophische Betrachtungen in ihm; im Mittelpunkt aber steht sein Geist, seine Persönlichkeit, diese Persönlichkeit voll Genie, voll schäumender Jugend und ausgeprägtester Subjektivität, die, aus Widersprüchen zusammengesetzt, einen Sturm der Bewunderung wie der Entrüstung hervorrief, aber sowohl Freunde, als Feinde gleicherweise in ihrem Banne hielt. Byron ist ein Revolutionär mit den aristokratischen Formen des Weltmannes. Die schneidendste Ironie geht unvermittelt neben poetischstem Schwunge einher, liebenswürdiger Humor, ja übermütige Laune neben einem tiefen Weh, das unbestimmt und unbegründet und darum desto interessanter ist. Nicht Liebe, nicht Haß, nicht gekränkter Ehrgeiz liegen seinem Weltschmerz zu Grunde, wohl aber ein wenig von allem. Er hat, was er wünscht, und hat doch nichts, weil alles ihn so kalt und gleichgiltig läßt. Seiner jungen Feuerseele haftet die Müdigkeit und der Trübsinn des ewigen Juden an. Er ist aus

den unergründlichsten Widersprüchen zusammengesetzt, denn andrerseits gibt es auf der weiten Welt nichts, das er wirklichen Grams wert achtete. Aber diese Geringschätzung, die er zur Schau trägt, ist es eben, die der Welt imponiert. Nichts auf Erden verdient ernst genommen zu werden, sagt Byron, selbst nicht der Ernst des Lebens, selbst nicht der Schmerz, selbst nicht die Poesie. Aber die Spenserschen Stanzen, in denen er dies sagte, waren in Inhalt und Form von einer Vollendung und Sorgsamkeit der Durchführung, die in der modernen Litteratur ihresgleichen suchte. Seine Müdigkeit war Pose, eine Pose, mit der er die Welt eroberte.

Und nun, während England noch von dem gewaltigen Eindrucke des „Childe Harold“ ertönte, erschien (Ende Mai 1813) „Königin Mab, ein philosophisches Gedicht mit Anmerkungen“ (Queen Mab a philosophical Poem with Notes). Schon im Vorjahre hatte Shelley an Miß Hitchener geschrieben, er finde es Unrecht, etwas anonym zu veröffentlichen. Nun ging er soweit, selbst seine Adresse, oder vielmehr die Mr. Westbrook's, auf dem Titelblatte anzugeben: „Gedruckt bei P. B. Shelley, 23 Chapelstreet, Grosvenor-Square.“

Nicht weniger als drei stolze Motto's waren seiner Dichtung vorangestellt. Das Voltaire'sche: „Ecrasez l'Infame!“, Archimedes': „Δός που στῶ καὶ κόσμον κινήσω“, und zwischen beiden, als eine Art Inhaltsangabe des Gedichtes, die Anfangsverse des vierten Buches „De rerum natura“:

„Unwegsame Gefilde der Pieriden durchwandl' ich,
Die kein Fuß noch betrat; zu noch unberührten Quellen
Will ich mich wenden und schöpfen und neue Blumen mir pflücken [1]),
Womit Keinem vorher noch die Muse die Schläfe verhüllt hat.
Allererst spricht mein Gesang von erhabenen Dingen; ich suche
Loszuwinden den Geist von der Religionen verschlungenem Knoten.“

Shelley's Metrum ist der heroische Blankvers, den er nach Southey's Vorgang mit kürzeren, reimlosen Versen wechseln läßt. Hier und da unterbricht, wie bei Scott, ein dramatisches Hervortreten der redenden Personen den epischen Fluß der Dichtung.

Die schöne Eingangsstrophe „Welch' Wunder ist der Tod“ war der Anfangsstrophe von „Thalaba“ nachgebildet („Welch' Wunder ist

[1]) Den Vers:
‚Und der Verherrlichung Kranz für das Haupt mir holen von dorther‘,
überspringt er.

die Nacht"). In der refrainartigen Wiederholung mancher Zeilen (z. B. „Der Zauberwagen flog dahin"), sowie in der Schilderung des Palastes der Königin klingt gleichfalls der Einfluß von Southey's orientalischer Märchenpoesie nach. Selbst die Anlage und der Rahmen der Dichtung waren nicht ganz Shelley's Erfindung. Königin Mab, die ernste und majestätische Schwester der von Mercutio geschilderten Frau Mab, entführt die Seele eines schlafenden Mädchens, um ihr einen Blick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Welt zu gewähren. Schon Southey's Joan of Arc hatte an der Hand Theodor's, ihres Jugendgeliebten, eine derartige Himmelfahrt gemacht, die die entzückten Zeitgenossen Dante's würdig erklärten.

Noch größeren Einfluß auf Shelley aber übten „Die Ruinen", (1791) das vielgelesene Werk Volney's, eines Epigonen Voltaires und Rousseau's. Er war ein Vertreter des demokratisch gesinnten Adels, ein eifriger Verfechter der friedlichen Revolution und als Reisender, Sprachgelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnet. In den Ruinen von Palmyra, die, den Staub von Fürsten und Sklaven vermengend, die heilige Lehre der Gleichheit predigen, erscheint dem Wanderer der Genius der Freiheit. Seine Merkzeichen sind nicht Dolch und Brandfackel, wie der Pöbel glaubt, sondern die erhabenen Züge der Gerechtigkeit. Er spricht zu dem Wanderer. Mit Unrecht klage der Mensch das Schicksal an und halte Gott für die Ursache aller Uebel, die ihn treffen. Die wahre Ursache seiner Leiden wohne in ihm selbst, in seinem Herzen. Dem Wanderer, der die Wahrheit sucht, will der Genius sie verkünden, will ihn Weisheit lehren. Er hebt ihn in raschem Fluge in die höheren Regionen, in denen die Erde ein verschwindend kleiner Punkt im All scheint. Das Auge des Sterblichen wird hellsehend und überblickt die Geschichte der Menschheit; Unwissenheit und Habgier sind die Quellen aller Leiden. Aber der Mensch trägt, wie die Ursache des Uebels, so auch die Mittel zur Heilung in sich. Sein Fortschritt im Wissen verbürgt eine immer fortschreitende Besserung. In der Zukunft erkennt der Wanderer ein Volk, dessen Gesetzbuch, dessen Standarte die Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit ist, ein Vorbild aller Nationen. Eine lange Rede des Gesetzgebers führt die politischen Ideen Volney's aus und schließt das Buch, ohne daß der Verfasser auf die märchenhafte Einleitung weiteren Bezug nähme.

Daß Shelley den „Ruinen“ den Plan der Anlage seiner „Königin Mab“ entnahm, ist ebenso zweifellos als ohne Belang. Denn wenn jemals einer Dichtung das Beiwort „original“ zukam, so gebührt es der „Königin Mab“.

Shelley tritt in ihr das Erbe seiner Vorläufer an: den Hang zum Natürlichen, Märchenhaften und Phantastischen, der den Lakisten eigen ist, die Energie Landor's, die Subjektivität Byron's, und bringt aus Eigenem einen neuen spiritualistischen Zug hinzu. Seit Milton hatte kein englischer Dichter seine Gedanken über das Wohl und Wehe der Menschheit, ihren Schmerz und ihre Hoffnungen zum Gegenstande seiner Dichtung gemacht, wie Shelley es hier that. Byron hatte politische, philosophische und soziale Fragen vorübergehend gestreift, neben hundert anderen; Shelley stellte die brennenden, schmerzenden Interessen der Gegenwart in den Vordergrund; er legte den Finger in die Wunde und zeigte in Flammenschrift, wo das Heil der Zukunft liege. In der durchsichtigen Umhüllung einer dünnen Fabel waren diese Probleme der eigentliche Inhalt seines Gedichtes. Unerhört in der englischen Poesie war die Kühnheit seines Angriffes auf alle bestehenden Einrichtungen, die Rücksichtslosigkeit, die nichts Anerkanntes gelten ließ. In Byron hatte sich der Geist, der stets verneint, als Schalk geoffenbart, in Shelley trat er als der leibhaftige Böse mit Feuerbrand und Zuchtrute hervor.

Wie ein Wetterstrahl schlug „Königin Mab“ in das matte litterarische Leben des Tages, und der Sturm der Entrüstung, den sie erregte, war das erste Zeugnis für die Energie und Originalität der Dichtung.

Die Fee, die die Wunder der Märchenwelt verwahrt, die im menschlichen Gewissen die Vergangenheit schaut und die Zukunft erblickt in den Folgen jedweder That, versinnlicht die poetische Gestaltungskraft. Sie hüllt die Geschöpfe der Phantasie in wirkliches Sein; sie darf den Schleier schwacher Sterblichkeit lüften, auf daß der reine Geist erkenne, wie er sein hohes Ziel am raschesten erreiche.

Der große Begriff von der leitenden Stellung der Poesie und der priesterlichen Mission des Dichters war auch den Lakisten eigen, doch seine Anwendung auf das Leben blieb ihnen in ihrer weltflüchtigen Zurückgezogenheit fremd. Shelley erst sprach den Gedanken

aus, daß die Dichtung den Menschen in die Rätsel des Lebens einweihe, daß er sich an ihrer Hand zu himmlischer Klarheit emporschwinge.

Königin Mab ist von zartester Schönheit. Sie gleicht der flockigen Wolke, die das blasse Abendrot angehaucht. Ihrer Gestalt entströmt ein Glanz, der die Welt wie ein Heiligenschein umfließt; der Silberstrom ihrer Rede aber ist nur dem geweihten Ohre, dem reinen Herzen vernehmbar.

Ein solches ist „Janthe[1]), die unschuldsvolle, liebende Jungfrau. Sie wird des Glückes gewürdigt, einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft zu werfen, des Glückes, das nur jener harrt, die den Stolz und die Niedrigkeit der Erde besiegt haben.

„Geist, der also tief gedrungen,
Geist, der also hoch gestiegen,
Der so furchtlos, der so mild!"

Einer solchen Ansprache würdigt die Königin die unerfahrene Seele des jungen Mädchens. Die Dichter der Seeschule gefielen sich in der Behauptung, daß das Kind in seiner Unschuld unendlich weiser und vollkommener sei als der Mann in seiner eingebildeten Klugheit. Shelley's Heldinnen aber sind immer nur zur Hälfte wirkliche Wesen und zur Hälfte Personifikationen einer Idee. Janthe bedeutet die menschliche Seele im Allgemeinen. Als eine reine und liebende Seele, die frei ist von dem Hochmut und Ehrgeiz der Welt, wird sie zuerst der Erleuchtung teilhaftig.

Bei der Berührung der Königin fallen die Bande des irdischen Kerkers von Janthe, und als die Fee sie auf ihren Perlenwagen erhebt und die strahlenden Zügel ergreift, fühlt sie in unermeßlichem Entzücken ihre Träume sich verwirklichen. Die Renner mit den Regenbogenschwingen durchfliegen die Luft; Musik erklingt; die Räder des Wagens ziehen leuchtende Furchen über die Gipfel der Berge, unten liegt der Ozean wie ein schlummerndes Kind; die Erde schwindet zum kleinsten aller Himmelslichter. Erschüttert faßt Janthe's Seele die Größe des Weltalls.

„Geist der Natur! Hier, hier,
In dieser Wildnis ungezählter Welten,
Vor deren Unermeßlichkeit
Der höchste Flug der Phantasie zurückschreckt,

[1]) Einer Janthe „der Peri des Westens" war auch „Childe Harold" gewidmet.

Hier ist dein wahres Heiligtum!
Jedoch das kleinste Blatt,
Das leicht im Winde bebt,
Ist weniger nicht von dir durchdrungen,
Doch teilet der geringste Wurm,
Der sich in Gräbern von den Toten nährt,
Nicht weniger deinen ewigen Hauch.
Geist der Natur!
Du, unvergänglich gleich wie dieses Bild —
Hier ist dein wahres Heiligtum!"

Die Fee führt Janthe's Seele in ihren Palast. Er gleicht dem Prachtgewölbe des Abends; sein Estrich ist von funkelndem Licht und dehnt sich wie der Himmel, der über den Wassern schwebt. Doch soll Janthe nicht nur für sich allein in Seligkeit schwelgen; das Herrlichere ist ihr vorbehalten, auch andere zu beglücken. Und damit sie dies vermöge, soll sie die Vergangenheit, die Gegenwart und die Geheimnisse der Zukunft schauen.

Janthe und die Fee stehen auf den Zinnen des Palastes. Die Bewohner der Erde gleichen einem Ameisenhaufen; die Seligen aber schauen mit Geisteraugen jedwede ihrer Thaten. Die Königin zeigt der Seele Janthe's Palmyra, die Pyramiden, Rom und Athen, die Trümmer einstiger Größe, die von der Vergänglichkeit irdischer Pracht und der Nichtigkeit menschlicher Gewalt erzählen. Sie zeigt ihr den König in seinem Palaste, bei dem Mahle, das ihm nicht mundet, auf dem Lager, das der Schlaf flieht. Er wünscht den Tod und fürchtet ihn zugleich, er fleht um Frieden, um einen Tropfen Balsam auf seine verschmachtende Seele. Seine Höflinge, die Träger goldener Ketten, fesseln ihn an die Verworfenheit und nennen zum Spotte den Thoren, der ein Sklave niedrigster Gelüste ist, Herrscher. Aber die Stimme der Natur wird die Vernunft der Völker wecken; die Menschheit wird erkennen, daß Verbrechen gleichbedeutend ist mit Zwietracht und Elend, Tugend hingegen mit Glück und Frieden. Und dann, wenn der gereifte Mensch die Spielzeuge seiner Kindheit verachten wird, wird auch der Glanz des Königtums nicht mehr blenden und seine Macht unbemerkt vergehen."

Als zweites Bild zeigt die Fee Janthe's Seele eine Schlacht. Der Dichter fragt: Hat die Natur, die den Schooß der Erde mit Fruchtbarkeit segnete, die dem Vogel sein Nest im Haine, die dem

Fische das ungemessene Meer und dem niedrigsten Wurme, der im Staube kriecht, Geist, Gedanken und Liebe gab, — hat die Natur auf den Menschen leichtfertig in blinder Tücke Laster, Sklaverei und Verderben gehäuft?

Und er erwidert mit Godwin: Nein. Nicht die Natur, der Bürger, Priester und Staatsmann verdirbt die Menschenblüte in ihrer zarten Knospe. Aber schon hat die grauhaarige Selbstsucht den Todesstoß erhalten und wankt dem Grabe zu. Ein lichterer Morgen dämmert der Menschheit. Mächtige in der Tugend werden erstehen grade in der schlimmsten Zeit. Armut und Reichtum, der Durst nach Gold, die Furcht vor der Schande, Krankheit, Weh und Krieg werden nur im Gedächtnis der Zeit fortleben, wie eine reuige Sünderin zurückblickt auf ihre jungen Jahre und schaudert.

Das Zwiegespräch Janthe's und der Königin verliert sich in Betrachtungen über die Religion, und die Fee beruft Ahasver, um Janthe's Fragen zu beantworten. Seine Gestalt erscheint wilder und gewaltiger als im „Ewigen Juden“, aber ihre Grundstimmung ist dieselbe. Er ist der Anwalt der Menschen, der auch in Leid und Qual nicht von seiner Ueberzeugung läßt. Er hat das Elend, die Verbrechen vorausgesehen, die in Christi Namen kommen würden, und darum dem Erlöser zugerufen: Gehe hin! Im Anblick der erniedrigenden und befleckenden Macht der Tyrannei hat sein Geist gelernt, die Freiheit der Hölle der Knechtschaft des Himmels vorzuziehen. Und er ist entschlossen zu nimmermüdem Kampfe mit dem allgewaltigen Tyrannen dort oben. Die Fee unterbricht Janthe's religiöse Zweifel mit dem Ausspruche: „Es ist kein Gott. Die ganze Welt bestätigt diesen Glauben.“ Noch energischer als in der „Notwendigket des Atheismus“ bekundet Shelley hier seine Ueberzeugung, in der ihn nun Holbach und Lucrez, der Materialist des Altertums, dem er das Motto der „Königin Mab“ entnommen, bestärkt haben. Aber derselbe Satz, der mit der radikalen Leugnung einer Gottheit anhebt, schließt mit einem Zugeständnisse ihrer Existenz: „Der wandelbare Geist, der sich in der Welt kundgibt, ist auch der einzige Gott in der Natur“. Die Verherrlichung dieses „Geistes der Natur“ in den ersten Gesängen trägt ein deistisches Gepräge. Sie verrät Shelley's Bibelstudien:

„Du bist der Richter, unter dessen Wink
Des Menschen kurze, schwache Kraft erlahmt,
Dem Winde gleich, der da vorüberstreicht,
Dein ist das Tribunal, das menschliche
Gerechtigkeit unendlich überragt,
Wie Gott den Menschen.“

Im Widerspruche hierzu stellt er später wieder dem „Geiste der Natur, dem Geiste der Thätigkeit und des Lebens, der aus Notwendigkeit im Weltall wirkt“, den persönlichen Gott scharf gegenüber, den „Gott des unendlichen Irrtums“, wie die Religion ihn lehrt, „den furchtbaren Teufel, der die Erde mit Dämonen, den Höllenschlund mit Menschen und das Himmelreich mit Sklaven füllt.“ Dieser Gott ist es, den Ahasver bekennt. Ja, es gibt einen Gott, sagt der Alte; einen Gott, ebenso rachsüchtig wie allmächtig, der die Guten und Kühnen vernichtet, die es wagen, seinem Throne zu trotzen, so daß nur die Sklaven übrig bleiben; einen grausamen Gott, der alles, was er geschaffen, ewigem Untergange weiht; einen Gott, der auf das Flehen Mosis, — der ein Mörder, aber weniger grausam war als sein Herr — beschloß, den Sohn zu senden, damit er der Welt Sünde trage, zugleich aber bestimmte, daß nur wenige von den Zahllosen des Glaubens und der Erlösung teilhaftig werden sollten.

Ein persönlicher Gott wäre für Shelley ebensosehr der Urheber des Bösen wie des Guten und erwürbe sich in gleichem Maße unseren Haß für jenes, wie unsere Dankbarkeit für dieses. Aber die Existenz eines so hypothetischen Wesens selbst angenommen, wäre ein persönlicher Gott, so gut wie alles andere, einer unabänderlichen Notwendigkeit unterworfen.

Zu einer klaren religiösen Vorstellung ist Shelley in „Königin Mab“ noch nicht durchgedrungen. Die verschiedensten philosophischen Systeme stürmen auf seinen Geist ein, der zwischen ihnen einerseits und Milton und der Bibel andererseits hin- und hergeworfen wird. Der tief in ihm wurzelnde Hang zu einer idealistischen Weltanschauung zieht ihn von den Materialisten ab und zu Spinoza hin; seine feste Ueberzeugung von der Freiheit des Willens widerspricht der Notwendigkeitslehre Godwins, zu dessen Philosophie er sich im Uebrigen bekennt. Als Shelley's eigene Ueberzeugung tritt aus dem Chaos

widersprechender Gottesbegriffe die Negation eines höchsten Wesens hervor, die sich jedoch auf eine schaffende persönliche Gottheit beschränkt. Ein das Weltall durchdringender und regierender Geist bleibt unangetastet und wird in religiöser Hingebung von ihm verehrt.

„Geist der Natur,
Du Leben ungezählter Myriaden,
Du Seele jener mächtigen Sphären,
Die durch des Himmels stille Tiefen
Die unabänderlichen Pfade ziehen;
Du Seele jenes kleinsten Wesens,
Das in dem schwachen Sonnenstrahl des Frühlings
Behausung für sein Leben findet —
Der Mensch erfüllet unbewußt,
Gleich deinen duldenden Geschöpfen, deinen Willen."

Er apostrophiert die Seele des Weltalls, die ewige Quelle von Leben und Tod, von Glück und Leid, sie, die nicht Liebe noch Haß, nicht Rache noch Gunst kennt, und deren willenloses Werkzeug alles ist, was diese Welt enthält. Kein Atom, das nicht eine von dieser Weltseele vorbestimmte Aufgabe erfüllte; kein Lichtstäubchen, das nicht in ihrem Dienste stünde; kein Gedanke, kein Entschluß, keine That, die nicht von ihr regiert würden.

An einer anderen Stelle sagt Shelley: Das Wort Gott war ursprünglich eine Bezeichnung für die unbekannte Ursache bekannter Erscheinungen und wurde vermenschlicht durch gemeine Verwechslung des Bildes mit dem wirklichen Wesen.

Die Geschichte des religiösen Glaubens wird erzählt.

Als er noch in seiner Kindheit stand, vergötterte man alles Lebende. In seinem Knabenalter ward der Glaube kühner, doch blieb seine Hand noch rein von Menschenblut. Aber die Mannheit gab seinem tollen Hirn Kraft. Er faßte die Elemente, die Jahreszeiten, Erde und Himmel, Böses und Gutes zusammen und nannte es „Gott", den selbstgenügenden, allmächtigen, barmherzigen, rachevollen Gott, der als ein Urbild menschlicher Tyrannenherrschaft auf goldenem Throne hoch im Himmel sitzt, gleich einem irdischen Könige. Dann kam das Greisenalter des Glaubens. Ein Gott genügte der greisen Kinderei nicht mehr, und sie ersann ein Märchen als Vorwand für ihren Durst nach Raub, nach Mord und Verbrechen. Nun aber höhnt die Verachtung sein graues Haar; ungeehrt, unbe-

weint sinkt er in's Grab, und Miltons Gedicht allein sichert den Absurditäten des Christentums ein dauerndes Andenken.

Die Fee schwingt ihren Stab, und Ahasver verschwindet „ein phantastisches Gebilde menschlicher Gedanken."

Ianthe soll nun einen Blick in ihre glorreiche Zukunft werfen. Freude überkommt sie, „denn Hoffnung durchstrahlt die Nebel der Angst. Die Erde ist keine Hölle mehr; Segen erfüllt sie. Die Eisgefilde der Pole, die Sandwüsten der Tropen sind von Bächen, Aeckern, Weiden und Hütten bedeckt, das Kind spielt mit dem Löwen und teilt sein Frühmal mit dem Basilisken. Alles Lebende ist wiedergeboren; die Glut gegenseitiger Liebe erfüllt alle Geschöpfe; der Mensch aber, der mehr Leid empfinden und mehr Glück träumen kann als sie alle, empfindet die Veränderung zumeist. Makellos an Leib und Seele, ist er eine Zierde der Erde geworden, und er, der einst durch die wechselnden Jahre, ein flüchtiges Traumbild, dahinglitt, ist nun unsterblich.

Er erschlägt das Lamm nicht mehr, um sein Fleisch zu genießen, das dafür alle faulen Leidenschaften in seiner Seele entfachte. Er steht ein Gleicher unter Gleichen. Glück und Weisheit dämmern, obzwar spät, über der Erde; Friede erheitert das Gemüt, Gesundheit verjüngt den Leib. Die Erde wird Himmelswirklichkeit. Der süße Zwang, der die Seelen bindet durch die Fessel freundlicher Gefühle, bedarf keines Gesetzes mehr. In Liebe und Vertrauen gesellt, wandeln Mann und Weib frei und gleich den steilen Pfad der Tugend hinan. Der Palast des Tyrannen ist ein Trümmerhaufen; Kinder spielen in den verfallenen Kerkern. Der Eroberer Zeit entflieht; der Liebe Morgen dämmert auf; die langsam nahende Notwendigkeit des Todes hat ihre Schrecken verloren. Ja, der Mensch wird in gewissem Sinne ewig sein. Nicht, daß der Zeitraum zwischen seiner Geburt und seinem Grabe thatsächlich länger würde, aber sein Empfindungsvermögen vervollkommt sich, und die Menge der Ideen, die sein Geist zu empfangen vermag, wird unzählbar. Sobald er sich aber in einer Minute einer unendlichen Zahl von Ideen bewußt werden kann, so ist diese Minute die Ewigkeit.

Das Millenium als Wirklichkeit auf Erden war ein in jenen Tagen oft geträumter Traum. Den Schwärmereien der Seeschule für eine pantisokratische Republik in Amerika und den Erzäh-

lungen von der Insel Atlantis lag die gleiche Sehnsucht nach besseren sozialen Zuständen und dieselbe Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen zu Grunde. Southey's Jungfrau von Orleans gelangt in ihrer Vision des Himmels zu einer strohbedeckten Hütte, dem Palaste der Liebe. Dort weilt die Arbeit mit klarem Auge und frischer Wange, die Waldnymphe Gesundheit, die Hoffnung und das Mitleid, die majestätische Keuschheit, die lieblichste von allen, und die demütige Liebe; und sie alle stimmen einen Lobgesang an auf ihren Schöpfer und Erhalter, die Liebe.

Godwin und Mary hatten Winke für die Verwirklichung des goldenen Zeitalters gegeben, an das auch sie glaubten. Die Gewähr für ihre dereinstige Verwirklichung erblickt Shelley in der uneingeschränkten Willensfreiheit, mit der die Natur den Menschen ausgestattet.

Der Mensch ist von Natur aus gut.

„O laßt von Pfaffen irregeführte Sklaven
Nicht mehr verkünden, Elend sei und Laster
Des Menschen Erbteil, wenn an seiner Wiege
Gewalt und Falschheit lauert, rohen Griffes
Erstickend angeborne Güte."

Der Mensch selbst schafft das Schwert, das seinen Frieden mordet, liebkost die Schlange, die an seinem Herzen nagt, erhebt den Tyrannen, dessen Freude sein Leid ist, dessen Spielzeug seine Qual.

„Geist der Natur,
Der reine Ausfluß deines Wesens
Durchströmt jedwedes Menschenherz!"

Was von der Natur stammt, was sie lehrt, das kann nicht böse sein. Wir sind von ihr zur Güte, zur Liebe, zum Glücke geschaffen. Schon Southey hatte sein Joan of Arc vor dem geistlichen Gerichte, das behauptet, die Natur lehre uns die Sünde, sagen lassen:

„Nein Väter, nein! Nicht die Natur führt uns
Zur Sünde! Güte ist Natur und Liebe
Und Schönheit!
— — — — — — — — — — —
Natur uns Sünde lehren!
O Frevel gegen ihn, den Heiligen,

Der als sein Abbild uns erschuf zum Glück,
Zur Liebe uns erschuf, zu einem Glücke,
Zu einer Liebe ohne Ende schuf,
Teilhaber seiner Ewigkeit."

Neu aber war Shelley's Auffassung der Natur. Sie hatte nichts von der sentimentalen Schwärmerei, der Landschaftsmalerei und naturgeschichtlichen Beschreibung der Seedichter. Sie war eine freie Hingabe mit Leib und Seele ohne jede Nebenabsicht, ohne jede Ziererei. Die Natur ist ihm immer und überall Selbstzweck, und er besitzt in einem noch nicht dagewesenen Maße die Fähigkeit, sich in sie einzuleben. Er hat ein Ohr für „die große, leise sprechende Natur"; ihre Stimme ist ihm vernehmlich, aus ihrem Auge blickt ihm eine Seele entgegen. Das niedrigste und das höchste Geschöpf, der erhabenste Gedanke und der dunkle Trieb sind ihm gleiche und gleichberechtigte Glieder einer und derselben gewaltigen Kette natürlicher Wesen. Shelley hatte hier nur einen Vorläufer, an den er, mächtig fortschreitend, anknüpfte: Chatterton.

Die Aufgabe der Fee ist vollbracht. Sie ermahnt Ianthe, unentwegt den Pfad der Tugend hinanzuklimmen und dem Ziele der Glückseligkeit, auf das uns das Leben wie das Sterben, die Geburt wie „der seltsame Zustand vor der Geburt" hinweist, entgegen zu glühen, ungeschreckt durch Not und Tod. Sie schwingt ihren Stab; sprachlos vor Glück besteigt Ianthe's Seele mit ihr den Wagen, der sie wieder zur Erde herabführt.

Seele und Körper einen sich auf's Neue. Ianthe erwacht und sieht, die Augen öffnend, Henry, ihren Geliebten, der ihren Schlaf mit Blicken der Liebe bewacht, und schaut die lichten Sterne, die hell durch's Fenster scheinen.

In seinem Bekehrungseifer war es Shelley an den in das Gedicht eingestreuten religiösen und sozialen Betrachtungen nicht genug, und er fügte umfangreiche Anmerkungen hinzu. Am 16. Januar 1813 schreibt er an Hookham: Die Anmerkungen zur „Königin Mab" werden lang und philosophisch sein. Ich werde diese Gelegenheit, die ich für eine günstige halte, ergreifen, um meine Grundsätze zu verbreiten, was ich syllogistisch in einem Gedichte nicht mag. Ein sehr didaktisches Gedicht ist, glaube ich, ein sehr dummes."

Anmerkungen zu Gedichten waren etwas Gewöhnliches. Die geschichtlichen und außergeschichtlichen Anmerkungen zu Southey's „Jungfrau“ übertrafen an Umfang die Dichtung selbst. Auch Scott gab belehrende Anmerkungen zu seinen Erzählungen und Byron Anmerkungen voll beißender Satyre und sprudelnder Laune. Aber Shelley rückte mit dem schweren Geschütze philosophischer Auseinandersetzungen in's Feld, mit seinem ganzen Apparate naturwissenschaftlicher und dialektischer Beweisführung, um zu zeigen, daß das Millenium für den Erdball anbrechen müßte, sobald die schiefe Stellung der Erdachse gegen den Polarstern abnehme — ein Ereignis, das ihm auf Grund vieler Berechnungen sehr wahrscheinlich dünkte. Einen unmittelbaren Einfluß auf die Verwirklichung des goldenen Zeitalters wird die Pflanzennahrung, „die natürliche Diät“ des Menschen haben. Shelley druckt Newton's Schrift über den Vegetarianismus ab, und auf Holbachs Behauptung „Verbrechen ist Krankheit“ weiterbauend, sagt er: „Wenn die Ursachen der Krankheit entdeckt sein werden, wird die Wurzel, aus der so lange Sünde und Elend, die Welt überschattend, emporwuchs, für die Art blosgelegt sein. Bei einer natürlichen Diät wäre das Alter unsere einzige Krankheit“. Shelley's astronomische und wissenschaftliche Argumente sind aus La Place, Cabanis, Bailly und Robinet geschöpft, dessen „Système de la Nature“ er sogar übersetzt hat. In Plinius, Bacon, Locke, Hume, Newton und Condorcet fand er die Grundzüge eines wissenschaftlichen Atheismus, den er den Absurditäten einer orthodoxen Theologie gegenüberstellte. Die Anmerkungen sind zum Teile Citate aus den genannten Werken, aus Godwin und Spinoza, zum Teile Wiederholungen und Varianten seiner eigenen Arbeiten. Er druckt die „Notwendigkeit des Atheismus“ ab, die Uebersetzung von Schubart's Gedicht aus dem „Ewigen Juden“, und aus dem Briefe an Lord Ellenborough den Absatz über Christus mit der Bemerkung: „Seitdem ich dies geschrieben, habe ich Gründe gefunden, zu vermuten, daß Jesus ein ehrgeiziger Mann war, der Absichten auf den Thron von Judäa hatte.“ Die Anmerkungen sind im Allgemeinen in einem ungleich heftigeren Ton gehalten als das Gedicht selbst. Sie suchen das große Problem der Weltverbesserung auf einem durchaus negativen Wege zu lösen, indem sie Protest gegen alle bestehenden Einrichtungen, gleichviel ob

politische, soziale oder religiöse, erheben. Shelley eifert gegen den Glauben an ewige Strafen und Belohnungen. Die daran festhalten, sagen nichts anderes als, daß Gott den Menschen machte, so wie er ist, und ihn dann verdammte, weil er so ist. Ein Gedanke, der fast mit den Worten von Goethe's Harfner zusammenfällt: „Ihr führt den Menschen in's Leben hinein" etc.

Die Ehe nennt Shelley ein dem Glücke der Menschen feindliches System, dessen unmittelbare Folge die Prostitution, das größte aller Uebel, sei. Die Vereinigung von Mann und Weib soll so lange dauern als ihre Liebe. Jedes Gesetz, daß sie einen Augenblick länger zusammenzuleben zwingt, ist unerträgliche Tyrannei und unwürdig, geduldet zu werden. So wenig man die Bande der Freundschaft für unlösbar hält, ebenso, und noch weniger, dürfen es die der Liebe sein, denn ihre Fesseln sind schwerer zu tragen. In der Trennung liegt nichts Unmoralisches. Die Beständigkeit ist an sich noch keine Tugend.

Mit der „Königin Mab" hatte Shelley den großen Wurf des Genies gethan: er hatte ein originales Werk geschaffen, das den Nerv der Zeit berührte und dessen Wirkung nicht mehr auszulöschen war, auch nicht, als er selbst es wünschte und anstrebte. Keine andere seiner Dichtungen ist in so weite Kreise gedrungen und hat so zahlreiche Ausgaben erlebt.

J. Barneth setzte (1837) den Absatz des ersten Gesanges, der das Niederschweben der Königin schildert, („Hark! whence that rushing sound") in Musik.

Zehntes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt in London.

Haushalt in Halfmoonstreet. Lebensgewohnheiten. „Verteidigung der natürlichen Diät.“ Madame de Boinville. Cornelia Turner. Versöhnungsversuch mit Mr. Timothy. Janthe's Geburt. Bracknell. Italienische Studien. Entfremdung zwischen Harriet und Shelley. „An Janthe.“ — „An Harriet.“ — Besuch in Field-Place. Wanderzüge. „Widerlegung des Deismus.“ Zerwürfnis mit Harriet. Shelley's Besuche in Bracknell. Trauung in der St. Georgskirche. „Stanzen, April 1814.“ „Δακρύει διόισω.“ — „An Harriet, Mai 1814.“

In London angelangt, bezogen Shelley, Harriet und Hogg eine gemeinsame Wohnung in Halfmoonstreet und nahmen das alte Studentenleben, wenig verändert, wieder auf. Eliza folgte ihnen zwar „in unglaublich kurzer Zeit“ aus Irland nach, aber sie wohnte bei ihrem Vater und „kam und ging nur in stiller geheimnisvoller Weise“. Harriets Leidenschaft für laute Lektüre schien noch gewachsen; dagegen war ihr das Küchenwesen ein Buch mit sieben Siegeln. Einen geregelten Haushalt gab es auch in Halfmoonstreet nicht. Auf die Frage, was es zu Mittag gebe? antwortete sie gewöhnlich mit ihrem liebenswürdigen Lächeln: „was du wünschest!“ ohne im Uebrigen etwas für das Zustandekommen der Mahlzeit zu thun. Die Debatten über das Mittagbrot schlossen in der Regel damit, daß Shelley aus dem nächsten Bäckerladen eine Art Kuchen mit Rosinen holte. Er selbst empfand bei dieser Lebensweise keinen Mangel. „Ich ließ ein Wort über einen Pudding fallen“, erzählt Hogg. „Ein Pudding“, antwortete Bysshe entschieden, „ist ein Vorurteil.“ Regelmäßige Mahlzeiten schienen ihm überflüssig. War er hungrig, so lief er in den ersten besten Bäckerladen, kaufte einen Laib Brot, nahm ihn unter den Arm und verzehrte ihn, während

er seinen Weg raschen Schrittes fortsetzte. Wollte er sich ein opulentes Mahl gönnen, so kaufte er noch Rosinen, die er ohne weitere Verpackung in die Westentasche steckte und zu dem Brote aß[1]). Das Harz der Nadelhölzer galt ihm als ein Leckerbissen, und er aß es auf seinen Spaziergängen frisch vom Baume weg. Sein Lieblingsgetränk war Thee. Er scherzte oft, daß er sich in gewissem Sinne einen The-isten nennen dürfe. Um zur Verbreitung des Vegetarianismus beizutragen, an dessen Heilsamkeit er mehr und mehr glaubte, veröffentlichte er Ende des Jahres 1813 die „Verteidigung der natürlichen Diät“ (A Vindication of Natural Diet), eine der Anmerkungen zu „Königin Mab“, als selbständige Broschüre. Sie schloß mit den folgenden zwei Vorschriften:

1. Nie komme eine Substanz, die einst Leben hatte, in deinen Magen. Und:

2. Trink keine andere Flüssigkeit als Wasser, dem durch Destillation seine ursprüngliche Reinheit wiedergegeben ist.

Hogg war an ein behagliches Leben gewöhnt und kein Anhänger des Vegetarianismus. Ihm war Harriets Mangel an kulinarischen Kenntnissen empfindlicher. Die entsetzlichen Gerichte, die ihm bei den Shelleys vorgesetzt wurden, besonders eine süße Panadensuppe, deren Zubereitung Bysshe von einer Französin gelernt, blieben ihm zeitlebens in Erinnerung, und er behauptete, nur der Thee hätte das Kleeblatt in Halfmoonstreet vom Hungertode gerettet.

Ebenso wenig Aufmerksamkeit wie seiner Nahrung wendete Shelley seiner Kleidung zu. Den Hemdkragen trug er umgeschlagen, damit die Luft frei um den Hals spielen könne, zu einer Kopfbedeckung bequemte er sich nur, wo es unbedingt geboten war. In Feld und Garten flogen seine langen Locken im Winde. Mehrmals am Tage erfrischte er sich mit kalten Bädern und setzte sich dann der glühendsten Sonne aus. Ganze Nächte brachte er lesend zu; Hogg behauptet, er wäre überhaupt nie zu Bett gegangen. Seine Gesundheit verschlechterte sich bei dieser Lebensweise mehr und mehr. Er hustete, litt an einem Schmerz in der Seite, und noch mehr als seine wirklichen Leiden quälte ihn die Angst vor allerlei eingebildeten Krankheiten, bald vor der Schwindsucht, bald vor der Elephantiasis.

[1]) Auch Verezzi nährt sich von Brot und Rosinen.

In seinem kleinen Wohnzimmer standen die Bücher reihenweise auf dem Boden und lagen in wüstem Durcheinander auf den Stühlen, auf dem Tische und unter dem Tische. Shelley aber konnte man, wie einen Vogel im Käfige, von früh bis abend in seinem Erkerfenster sehen, mit einem Buche in der Hand, leuchtenden Auges und lebhaft gestikulierend.

Die zahlreichen Besuche, die „Königin Mab" herbeilockte, waren nicht eben erfreulich; enthusiastische Vegetarianer suchten ihn auf, religiöse Neuerer, ungewürdigte Poeten und melancholische Frauen.

An den Vergnügungen der Großstadt ging Shelley achtlos vorbei, während die achtzehnjährige Harriet Geschmack an ihnen fand und ihren Gatten veranlaßte, ihr einen Wagen zu halten, den sie natürlich nicht zu bezahlen vermochten. Durch ein Mißverständnis wäre Hogg der rückständigen Miete wegen einmal fast ins Schuldgefängnis gekommen.

Gegen das Theater hatte Shelley eine entschiedene Abneigung. Schon eine Anmerkung zur „Königin Mab" nennt die Schauspielkunst eine unnütze und lächerliche Kunst und tadelt die, die sich durch ihre Ausübung Ruhm und Reichtümer erwürben, während der Feldarbeiter, ohne den die Gesellschaft zu Grunde ginge, mit Verachtung und Armut kämpfe.

Hoggs Bemühungen, Shelley in seine Welt, in die sogenannte gute Gesellschaft, einzuführen, scheiterten an der entschiedenen Weigerung des Dichters. Doch war er ein Freund von Damengesellschaft und selbst ein Liebling des schönen Geschlechtes, wie Hogg berichtet. „Er wurde gehegt wie der Augapfel der Schönheit, mit Kosenamen belegt, wie „Ariel" und „Oberon", die Damen seiner Bekanntschaft sprachen von ihm als dem Elfenkönig, dem Könige des Märchenlandes. Die elegante Gesellschaft hielt man für sein eigentliches Element und sie zu schmücken, für seine natürliche Bestimmung. Daß er in sie komme und in ihr bleibe, war die Sorge manches liebenswürdigen und reizenden Wesens. Doch bedeutete dies keine leichte Aufgabe. Hatten sie ihn gefangen, in Gewahrsam gebracht und mit dem Zurufe: Seht euren König! vor die Damen geführt, ihn geliebkost und bewundert, ihm gehuldigt und geschmeichelt, so machte sich der König der Schönheit und Phantasie nur zu häufig aus dem Staube, entschlüpfte, verkroch sich und verschwand wie ein Zauberer."

Hogg verglich dieses seltsame Verschwinden, in welchem Shelley Meister war, dem der Ziegen, von denen die Sage geht, sie verbrächten eine Stunde jedes Tages in der Hölle. Shelley lachte und betrachtete seitdem die Ziegen mit großer Aufmerksamkeit, näherte sich wohl auch plötzlich einer oder der anderen und fragte mit seinem durchdringenden Blicke: „Was giebt es Neues im Hades?"

Der Zeit, des Ortes, Personen und eingegangener Verabredungen vergaß er nur zu häufig. Ein poetischer Traum kam über ihn, und was er feierlich versprochen hatte, war ihm entschwunden.

Doch gab es einen großenteils aus Damen zusammengesetzten Kreis, in dem er sich wohl fühlte. Von diesen Eingeweihten umgeben, vermochte er stundenlang zu erzählen und ihre Fragen zu beantworten. „Manchesmal verlängerten die nächtlichen Unterhaltungen sich bis zum ersten Hahnenschrei und schlossen mit einem Spaziergange und einem Frühstücke." „Niemals", sagt Hogg, „ging ein so mächtiger Zauber, ein so wunderbarer Reiz von einem anderen, wie immer begabten Individuum aus. Was in aller Welt sagte Bysshe seinen bezauberten und bezaubernden Zuhörerinnen? Ich habe oft — vielleicht mit prophaner Hand und darum vergebens — versucht, den Schleier zu lüften, der das Gesicht der geheimnisvollen Isis verhüllte. Ich habe die schönen Teilhaberinnen seines Gespräches wieder und wieder um ein Beispiel der nächtlichen Dialoge gebeten; aber ich erlangte nie mehr als unbestimmte Ausdrücke allgemeinen Entzückens.

Den Mittelpunkt dieses schöngeistigen Kreises bildete Mrs. Harriet de Boinville, die Schwester der Mrs. Newton, eine ebenso anziehende als interessante Erscheinung. Sie hatte bereits eine verheiratete Tochter, Cornelia Turner. Ihr schneeweißes Haar stand in merkwürdigem Gegensatze zu ihren frischen Gesichtszügen, die noch deutliche Spuren großer Schönheit verrieten. Shelley nannte sie Maimuna, nach der geheimnisvollen Spinnerin in „Thalaba", die den Helden aus dem Garn der Zauberschwestern erlöst, und von der der Dichter sagt:

„Ihr Antlitz war der Jungfrau Antlitz,
Und doch war grau ihr Haar."

Madame de Boinville war die Tochter des in England lebenden Plantagen- und Sklavenbesitzers Collins. Französische Emi-

granten entfachten in dem romantischen Gemüte des jungen Mädchens das republikanische Fieber jener Tage. Sie trug einen roten Gürtel und nannte sich mit Vorliebe eine Tochter der Revolution. Unter den Emigranten befand sich Mr. de Boinville, ein Freund Lafayettes und André Chénier's, der als Anhänger der liberal konstitutionellen Partei eine Rolle in der Revolution gespielt hatte und unter Philippe Egalité seiner Güter beraubt worden war. Sein Unglück machte ihn der jungen Enthusiastin teuer, und da Mr. Collins sich ihrer Verbindung widersetzte, entflohen sie und ließen sich in Gretna Green trauen. Der Vater ward versöhnt, und die Ehe gestaltete sich zu glücklichster Gemeinschaft. Mr. de Boinville lebte mit seiner Gattin teils in London, teils in Paris. Auf einer ihrer zahlreichen Reisen von Frankreich nach England wurde Maimuna im Haag gefangen genommen. Aber ihre Schönheit übte eine solche Macht auf den Gefangenwärter, daß er sie entfliehen ließ.

Auch auf Shelley machte Mrs. Boinville einen gewaltigen Eindruck. Sie hatte 1813 binnen kurzer Zeit ihren Vater und ihren Gatten verloren. Die Trauer verlieh ihrem edlen, milden Wesen erhöhten Zauber. Noch im Jahre 1819 schrieb er an Peacock: „Ich konnte nicht umhin, Mrs. Boinville für das bewundernswerteste menschliche Wesen zu halten, das ich je gesehen. Nichts Irdisches erschien mir jemals vollkommener als ihr Charakter und ihre Sitten. An Cornelia, (Mrs. Boinville's Tochter) obzwar so jung, als ich sie sah, konnte man bereits die Vorzüge ihrer Mutter wahrnehmen. Sicherlich weniger fesselnd, ist sie zweifellos ebenso liebenswürdig und aufrichtiger. Es war für ein Wesen von so außerordentlicher Zartheit und Feinheit des Geistes und der Empfindung wie Mrs. Boinville kaum möglich, ganz aufrichtig und beständig zu sein."

Hogg fand Maimuna überspannt und sentimental, und die um sie versammelte Gesellschaft war ihm ein Gräuel. Peacock lachte über die schöngeistigen Bestrebungen des Boinville'schen Kreises, wofür ihn Mrs. Newton ihrerseits einen kalten Gelehrten ohne Geschmack und Gefühl nannte.

Bald nach seiner Ankunft in London hatte Shelley auf Anregung des unermüdlichen Herzogs von Norfolk an Mr. Timothy geschrieben. Der Gedanke an seinen bevorstehenden einundzwanzig-

sten Geburtstag, an dem er großjährig wurde, mochte ihn zur Nachgiebigkeit stimmen; nun mußte ja alle seine Bedrängnis ein Ende nehmen. Shelley schrieb voll Demut; er sehe ein, daß er den Gefühlen und Ansichten seines Vaters nicht immer mit gebührender Schonung entgegengekommen sei; doch wenn es ihm gelänge, Mr. Timothy von der Wandlung zu überzeugen, die gerade in den unvorteilhaftesten Eigenheiten seines Charakters vor sich gegangen, bedürfte es, wie er sich schmeichle, wohl keiner weiteren Dazwischenkunft Seiner Gnaden, des Herzogs, um den Vater zu versöhnen.

Aber Mr. Timothy forderte als Preis seiner Versöhnung, daß Bysshe den maßgebenden Persönlichkeiten der Universität Oxford anzeige, er sei nunmehr ein aufrichtiger und pflichttreuer Sohn der Kirche, und hierzu war Shelley nicht zu bewegen. „Ich war bereit, meinem Vater jedes vernünftige Zugeständnis zu machen“, schreibt er dem Herzoge (28. Mai 1813) „aber ich bin kein so elender, niedriger Sklave, öffentlich eine Ansicht abzuschwören, die ich für wahr halte.“

In der zweiten Hälfte des Juni wurde Shelley ein Töchterchen Ianthe Elisabeth geboren. Den ersten Namen gab ihr der Vater nach seiner blauäugigen Jungfrau in „Königin Mab“, den zweiten die Mutter nach ihrer Schwester und Beschützerin. Hogg berichtet, daß ihr Erscheinen auf der Welt Shelley ziemlich kalt gelassen, und daß Harriet sich des Kindes geschämt habe, weil es einen kleinen Fehler am Auge hatte. Selbst von tadelloser Schönheit, wäre es ihr unerträglich gewesen, daß ein ihr so nahe stehendes Geschöpf nicht gleichfalls vollkommen schön sein sollte. Bald nach der Geburt mußte das Kind einer Operation am Auge unterzogen werden. Harriet bestand darauf, zugegen zu sein und legte eine Kaltblütigkeit an den Tag, die den Arzt in Staunen setzte und ebenso gut als Gefühllosigkeit wie als Standhaftigkeit gedeutet werden konnte. Die Ernährung und Pflege der Kleinen überließ sie einer Amme, ein Vorgehen, das mit Shelley's Grundansichten über natürliche Pflicht und Zweckmäßigkeit in schroffstem Widerspruche stand und ihm ein Aergernis gab, über das er nicht hinauskam [1]).

[1]) Vergl. in „Lodore“ die Schilderung von Lady Lodore's Koketterie und von ihrer Gleichgiltigkeit gegen das Kind, die ihren Gatten mehr und mehr von ihr abstoßen.

Noch verhaßter als die Amme aber war ihm nun Eliza, die von früh bis abend dem Kinde ihre schützende Fürsorge angedeihen ließ. „Ich habe oft gedacht“, schreibt Peacock, „wenn Harriet ihr Kind selbst gesäugt und diese Schwester nicht immer mit ihnen gelebt hätte, die Bande ihrer Liebe und Ehe wären nicht so jäh zerrissen worden.“

Doch erzählt Peacock im Gegensatze zu Hogg, Shelley hätte Ianthe gleich von ihrer Geburt an außerordentlich geliebt, sie stundenlang im Zimmer hin- und hergetragen und ihr ein Lied eigener Erfindung gesungen, dessen Text aus einem ebenfalls selbstgeschaffenen ins Unendliche wiederholten Worte: „Yáhmani“ bestand. „Es gefiel mir nicht“, fügt Peacock hinzu, „aber, was wichtiger war, es gefiel dem Kinde und lullte es in Schlaf, wenn es weinte“. Shelley, seit seiner frühesten Jugend ein so großer Kinderfreund, hatte sich ein Kind gewünscht. Von Keswick schrieb er einmal an Miß Hitchener: „Ich, der ich an die Allmacht der Erziehung glaube, habe keine Angst um das Wohlergehen eines Kindes.“

Oekonomische Rücksichten und der Wunsch, Madame de Boinville nahe zu sein, die in dem Dörfchen Bracknell bei Eton ihren Sommersitz aufgeschlagen, veranlaßten Shelley, gleichfalls in Bracknell ein Häuschen, High Elms, zu mieten, in dem sich auch Peacock und Hogg zu ihm gesellten.

Hier führte ihn Maimuna in die italienische Litteratur ein, die in ihrem Kreise mit Vorliebe gepflegt wurde. Shelley ergriff das neue Studium mit leidenschaftlichem Eifer. Er las das „Befreite Jerusalem“, und mit Entzücken den „Rasenden Roland“ gleich mehrmals hintereinander, während Hogg methodisch und langsam mit Hilfe der Gramatik und des Wörterbuches vorging. Mit der ernsten Cornelia vertiefte Shelley sich in Petrarca, ihren Lieblingsdichter, und fühlte sich in seinem Enthusiasmus tief verletzt durch Hoggs Spöttereien über „den dicken Domherrn von Padua, der von Liebe sang und zwischen einem guten Frühstück und einem noch besseren Mittagbrote seine Magd küßte.“ Hogg war nichts heilig. Er spottete auch über Shelley's Milleniumsträume und bestellte sich den ersten Stock eines bequemen, aus einem riesigen ausgehöhlten Smaragd hergestellten Hauses. Und Shelley sagte betrübt: „Du lachst über alles. Ich bin überzeugt, daß keine vollkommene Regeneration der

Menschheit möglich ist, so lange das Possentreiben nicht aus der Welt geschafft ist."

Harriet nahm jetzt an den gelehrten Unterhaltungen keinen Anteil; sie hatte ihre Studien aufgegeben und stand auf der Seite der Spötter. Sie lachte mit Peacock über Maimuna, und in den Spott mengte sich wohl auch ein wenig Eifersucht, trotzdem Shelley's Beziehungen zu Mrs. Boinville nicht mehr Anlaß dazu gaben als seine Verehrung für Miß Hitchener, in die sie so willig mit eingestimmt. Er hatte in Harriet nur in seltenen Augenblicken mehr geliebt als ihre kindliche Anmut und Reinheit; diese Liebe aber bewahrte er ihr nach wie vor. Die Gefährtin seiner Seele war im Vorjahre Portia gewesen, wie es nun Maimuna war. Daß sein Gefühl für Harriet unverändert geblieben, beweisen die im September 1813 geschriebenen Verse „An Ianthe".

„Um deinetwillen lieb ich dich, mein Kind!
Die blauen Augen und die Grübchenwangen,
Die Glieder, die, so schwach, beredt doch sind,
Sie müssen strengster Herzen Lieb' erlangen.
Doch lieb ich mehr dich, seh ich sanft sich neigen
Die Mutter, schlafend dich an's Herze schließen,
Seh Lieb' und Mitleid sich im Blicke zeigen,
Von dem, was du nur ahnest, überfließen.
Noch mehr, wenn ich dein Antlitz überfliege,
Und schwach von der, die dich gebar, in dir
Gespiegelt finde anmutsvolle Züge.
Dann, holde Blüte, bist du lieber mir;
Am liebsten, wenn zumeist dein zart Gesicht
Von deiner Mutter Lieblichkeit mir spricht."

Ein Hauch von Wehmut umflort ein zweites Gedicht, das Shelley Ende Juli zu Harriets Geburtstage schrieb:

„O Strahlensonne, die dort niedersteigt
Tief in des Westens blaue Nebelschicht
Und holder leuchtet, wie ihr Licht sich neigt,
Und rings die Luft in tausend Farben bricht,
Die hell auf Spinnweb', Strom und Wiesensaum
Den flüchtigen Zauber ihres Glanzes malt,
Bis still die Welt, vom letzten Schein bestrahlt,
Da lieget wie in einem schönen Traum;
Wer könnte nun nach Sternenkund' und Lehr'

Die Flecken zähln in deiner Sphären Pracht?
Ihm glich dein Liebster, Harriet, flöhe er,
Was seine Leidenschaft ihm lieb gemacht,
Wich sinnlos er von deinem Kuß zurück,
Zerreißend unser festgewebtes Glück."

Er zürnte mit sich selbst, daß er die Flecken in dem lieblichen Bilde sah und konnte doch nicht umhin, sie zu sehen. Seit Harriet Mutter geworden, hatte sie aufgehört, Shelley gegenüber das lenksame Kind zu sein, und in dem Augenblicke, als sie eine eigene Persönlichkeit hervorzukehren begann, wurde ihm der gewaltige Abstand fühlbar, der ihr Temperament, ihren Geist von dem seinen trennte.

Während Mr. Timothy unbeugsame Strenge gegen den ungehorsamen Sohn zur Schau trug, wandte er heimlich, im Laufe des Sommers, da Shelley wieder einmal in äußerster Geldverlegenheit war, die drohende Verhaftung von ihm ab. Vielleicht geschah es mehr der Ehre des eigenen Namens als des Sohnes willen. Eines Tages aber schrieb Mrs. Elisabeth Shelley an Bysshe und bat ihn, in Abwesenheit des Vaters nach Field-Place zu kommen. Das Mutterherz regte sich in der alternden Frau, sie sehnte sich nach ihrem Erstgebornen. Und wer weiß, ob sich Mr. Timothy nicht absichtlich entfernte, um ihr ein Wiedersehen mit dem verlorenen Sohne zu ermöglichen.

Er legte die Reise zu Fuß zurück. Einige Meilen vor Field-Place nahm ein Landmann ihn auf seinen Wagen und erzählte dem fremden Reisegefährten viel Betrübendes von Master Shelley, der nie zur Kirche ging. Damit sein Besuch verborgen bliebe, führte er daheim den Namen Capitain Jones, und wenn er ausging, legte er die Uniform an, die ihm ein Gast seiner Mutter, Capitain Kennedy, lieh.

Nachdem Shelley am 4. August großjährig geworden, ohne daß dieses Ereignis irgend einen Unterschied in seiner materiellen Lage herbeigeführt hätte, kam endlich in London eine nicht eben unfreundliche Begegnung mit Mr. Timothy zu Stande.

Im Herbst unternahm Shelley noch eine zweite Reise, diesmal mit seiner ganzen Familie: Harriet, Eliza, Ianthe, der Amme und Peacock. Das Ziel waren die Seen von Cumberland. Aber hier hatte sich, wie in seinem Hause, seit dem vorigen Jahre manches

verändert. Southey war Hofpoet geworden, „ein bezahlter Mietling der Tyrannei“. Der Sänger des „Wat Tylor“ dichtete nun „Carmina Aulica“, begrüßte den Kaiser von Rußland als Sieger, Befreier und Freund der Menschheit und nannte ihn Alexander den Großen, Guten, Glorreichen, Wohlthätigen und Gerechten. Glücklicherweise war Southey abwesend, und so vollzog der unvermeidliche Bruch zwischen Shelley und ihm sich stillschweigend.

Nach einem kurzen Abstecher nach Edinburg kehrte Shelley im November nach London zurück. Aber noch vor Jahresschluß finden wir ihn in Windsor. Dr. Lind war hier im Vorjahre gestorben, aber das Boinville'sche Haus in dem nahen Bracknell übte eine mächtige Anziehungskraft.

Eine philosophische Arbeit beschäftigte Shelley, die er zu Beginn des Jahres 1814 unter dem Titel: „Eine Widerlegung des Deismus“ (A Refutation of Deism) veröffentlichte. Sie war auf dem Titelblatte den συνήθοισιν zugeeignet, und in der Vorrede sagte Shelley, wie in „Königin Mab“, er wähle eine kostspielige, der allgemeinen Verbreitung hinderliche Ausgabe, um die Menge von seinem Werke fern zu halten. So verfällt er hier dem sonderbaren Irrtume, die Auserwählten mit den Reichen zu verwechseln.

Die „Widerlegung“ ist in dialogischer Form gehalten. Eusebes vertritt das orthodoxe Christentum, Theosophus einen aufgeklärten Deismus. Der Deist widerlegt das Christentum mit denselben Gründen, die Shelley bereits in der „Notwendigkeit des Atheismus“ und in den Anmerkungen zu „Königin Mab“ in's Treffen geführt. Aufgefordert, seine Gründe für einen Glauben an Gott anzugeben, nennt er folgende: das Werk lasse auf seinen Urheber schließen, jedes Ding auf seine Ursache, die Welt also auf ihren Schöpfer. Wenn Bewegung im Weltall sei, so sei auch ein Gott darin. Der unbelebten Materie könnte eine Erscheinung wie das Weltall nicht entspringen.

Eusebes leugnet eine Absicht im Weltall, leugnet, daß die Bewegung ein Attribut des Geistes und die Materie unbelebt sei. Unsere Sucht, eine Analogie zwischen menschlichen Erzeugnissen und dem Weltall herzustellen, führe uns auf Irrwege. Eine Anzahl von Erscheinungen würde eine Anzahl von Ursachen fordern, also zur Vielgötterei führen. Zum mindesten müßte man, da die Un-

ordnung die Ordnung im Weltalle aufwiegt, neben dem guten auch ein böses „Prinzip" annehmen. Der Geist sei eher das Ergebnis als die Ursache der Bewegung. Die Prinzipien der Vernunft gäben keine Sicherheit über die Existenz einer Gottheit. Es wären verräterische Freunde des Christentums gewesen, die die Notwendigkeit einer Offenbarung in Frage stellten, indem sie behaupteten, daß das erhabene Mysterium von der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele sich aus anderen Quellen ergebe als aus der Offenbarung. Auf dem Standpunkte eines Epikur, Newton, Locke und Hume sei die Existenz Gottes eine Schimere.

Der Christ Eusebes spricht, genau genommen, ebenso sehr für den Atheismus als für den orthodoxen Glauben. Er wendete sich nur gegen den Deismus. Der freisinnige Theosophus, vor die Wahl: Atheismus oder Christentum? gestellt, wird verwirrt und vermag sich nicht sogleich zu entscheiden. Doch versichert er, daß keine Betrachtung ihn je verleiten würde, die Existenz seines Schöpfers zu leugnen.

Das Problem der Schrift, die in der Klarheit des Ausdrucks und der ruhigen Aus- und Aufeinanderfolge der Gedanken einen merklichen Fortschritt gegen die früheren bedeutet, ist die Beweisführung, daß es kein Mittelding zwischen orthodoxem Glauben und Atheismus gebe.

Die geistige Arbeit war für Shelley eine Zuflucht vor der Unerquicklichkeit seines häuslichen Lebens. Jeder Tag brachte ihm neue Beweise, daß seine Wege und die Harriets mehr und mehr auseinandergingen. Die verliebte Verblendung der ersten Jahre war geschwunden; beiden Gatten gingen die Augen auf, und beide waren enttäuscht. In allem und jedem machte sich ein trauriger Mangel an Uebereinstimmung geltend. Der goldene Traum der Freiheit und Gleichheit, in dem Harriet früher mit Percy geschwelgt, schien ihr nun eine Fieberphantasie, aus der sie zur Besinnung erwacht war. Sie fand ein wenig Luxus und Zerstreuung ihrer bisherigen Lebensweise von Wurzeln und Früchten bei weitem vorzuziehen. Statt der früheren Vorliebe für die Lektüre hatte sie nun eine Leidenschaft für Spaziergänge und Ausfahrten, und das Ziel dieser Ausflüge war gewöhnlich ein Putzladen. Ihre Neigungen gerieten in Widerspruch zu der Dürftigkeit ihrer Lage. Shelley war genötigt, Geld

zu den ungünstigsten Bedingungen aufzunehmen. Harriet war jung und schön und unerfahren; die kleinen Nichtigkeiten des Lebens schienen ihr verlockend und sie quälte und reizte Shelley mit dem übertriebenen Werte, den sie ihnen beilegte. „Jeder, der mich kennt, weiß, daß meine Lebensgefährtin poetisches Gefühl und philosophisches Verständnis haben muß", schrieb er; „Harriet ist ein edles Tier, aber sie hat keines von beiden."

Eliza mengte sich als Harriets Ratgeberin und Beschützerin in alles und jedes, bestärkte sie in ihren Fehlern und vermehrte so den Unfrieden. Shelley's Haß gegen seine Schwägerin aber steigerte sich mit der ihm in allen Dingen eigenen Ueberschwänglichkeit.

Aus der ungemütlichen Atmosphäre seines eigenen Hauses floh er zu Maimuna, in deren Heim sich ihm zum erstenmal der Segen einer stillen, geordneten Häuslichkeit offenbarte. Seine Besuche wurden immer häufiger, immer länger. Anfang 1814 weilte er wochenlang allein bei seiner seelenvollen Freundin. Seine Stimmung war gedrückt und traurig. „Ich bin ein schwaches, schwankes Wesen und bedarf des Trostes und Beistandes, die ich nicht erwidern kann, weil meine Kräfte zu erschöpft sind", schreibt er am 16. März an Hogg. „Den letzten Monat habe ich bei Mrs. Boinville verbracht. Umgeben von Allem, was Freundschaft und Philosophie ersinnen, bin ich der beängstigenden Einsamkeit meines Ichs entflohen. Sie haben in meinem Herzen die erlöschende Lebensglut wieder angefacht. Ich habe mich in ein Paradies versetzt gefühlt, das von der Sterblichkeit nichts hat als ihre Vergänglichkeit. Mein Herz bebt angesichts der Notwendigkeit, die mich bald von der entzückenden Ruhe dieses glücklichen Heims trennen wird. Denn es ist mein Heim geworden. Die Bäume, die Brücke, die kleinen Gegenstände haben bereits einen Raum in meiner Zuneigung. — Mein Freund, du bist glücklicher als ich. Du fühlst sowohl die Freuden als die Leiden zarter Sensibilität. Ueber mich ist ein vorzeitiges Alter der Erschöpfung gekommen, das mich für alles abstumpft, bis auf die wenig beneidenswerte Fähigkeit eiteln Hoffens und bis auf eine entsetzliche Empfänglichkeit für die Gegenstände des Hasses und Ekels. — Eliza ist noch bei uns!! Nicht hier; aber sie wird wieder bei uns sein, wenn die unendliche Bosheit des Schicksals mich zur Abreise zwingt. Ich bin jetzt nur wenig geneigt, diesen Punkt zu bekämpfen.

Gewiß, ich hasse sie von ganzem Herzen und ganzer Seele. Es ist ein Anblick, der ein unaussprechliches Gefühl des Ekels und Entsetzens in mir erregt, wenn ich sie meine arme kleine Janthe liebkosen sehe, in der ich einst Trost für meine Liebe zu finden hoffe. Manchesmal fühle ich mich erschöpft von der Mühe, das Ueberströmen meines grenzenlosen Widerwillens gegen dieses elende Geschöpf zurückzudrängen. Aber sie ist nichts als ein niediger verächtlicher Wurm, der nicht sieht, wenn er sticht."

Eine Woche nach der Abfassung dieses Briefes ließ Shelley sich in der St. Georgs-Kirche in London in Gegenwart des Vaters Westbrook noch einmal mit Harriet trauen. Es war der Einfluß der Boinville's, der ihn eben jetzt zu dem lange beabsichtigten Schritte trieb. Auch Mr. de Boinville hatte seine Trauung in Gretna Green später in England legalisiert. Die Giltigkeit von Shelley's schottischer Heirat konnte gleichfalls von dem englischen Gesetze beanstandet werden. Dazu kamen Rücksichten auf Erbschaftsangelegenheiten und der Wunsch, seinem Sohne, falls ihm einer geboren würde, die Legitimität zu sichern[1]). Uebrigens änderte die Ceremonie nichts an der Entfremdung der Gatten. Im April war Shelley wieder in Bracknell, während Harriet in London ihrer Wege ging; zum Abschiede von Madame de Boinville und ihrer Tochter Cornelia Turner dichtete er die schwermutvollen „Stanzen":

„Hinweg, hinweg! Schwarz unter'm Monde liegt das Moor,
Die Wolke trank des Mondes letzten matten Schein;
Hinweg! Der Wind weht tiefes Dunkel rings empor,
Die Mitternacht schließt all des Himmels Sterne ein.
Verweile nicht! s'ist Zeit! Hinweg! ruft's fern und nah!
Versuch mit Thränen deines Freundes Langmut nicht.
Der Liebsten Blick selbst wagt zu flehen nicht: Bleib da!
In traurige Einsamkeit führt dich zurück die Pflicht.

Hinweg, hinweg! Dem stillen, düstren Heime zu;
Dort weinst du bitterlich an dem verlaß'nen Herd,
Und trüber Schatten Geisterspiel betrachtest du,
Verwebend Heiterkeit und Schwermut, heimgekehrt.

[1]) Da Charles Bysshe Shelley (am 3. November 1814) vorzeitig geboren wurde, war damals allerdings noch keinerlei begründete Hoffnung auf einen Sohn vorhanden.

Des Waldes Blätter wirbeln um dein Haupt,
Des Lenzes Blüten sprießen unter deinem Schuh,
Doch deine Seele welkt, von Todesfrost entlaubt,
Eh' Mitternacht den Morgen trifft und Frieden du.

Die Schattenwolke selbst, die Mitternacht, sie ruht,
Denn ringsum schweigt des Windes Wehn; der Mond erglüht,
Und Rast gegeben ward des Meers bewegter Flut,
Und Schlaf ward Allem, was sich regt und grämt und müht.
Du wirst im Grabe ruhn; — doch bis die Schatten fliehn,
Die Dich den Hain, das Häuschen ließen lieb gewinnen,
Wird zweier Stimmen Klang stets und ein Lächeln ziehn
Durch dein Erinnern, deine Reue und dein Sinnen."

Derselben Zeit tiefer Schwermut dürfte das Gedicht entstammen, dessen Ueberschrift ein Citat aus dem „Oedipus" ist: „*Δακρύει διοίσω πότμον ἄποτμον*" (Mit Thränen werde ich tragen das unerträgliche Geschick). Mary Shelley nennt es an Coleridge gerichtet, Dobell[1]) sieht mit größerer Wahrscheinlichkeit eine Apostrophe des Dichters an sich selbst darin.

„Von Geistern sind die Lüfte rings erfüllt,
Der Abendwind von Genien, hell und licht,
Und ihre Augen sind so sanft und mild
Wie Sternenschein, der durch die Lauben bricht.
Mit ihnen all Gemeinschaft hold zu pflegen,
Entfernetest du dich von der Menschheit Wegen."

Allein die Winde, die murmelnden Quellen, das mondhelle Meer verschmähten seine Liebe als ein wertloses Ding. Die Blicke, die er in leuchtenden Augen zu lesen suchte, galten nicht ihm.

„Warum, ach, bautest du dein Hoffen
Auf dieser falschen Erde Unbestand?
War dir dein eigner Geist nicht offen,
Warum hast du dich ihm nicht zugewandt?
— — — — — —

Ja wohl, das treulos falsche Lächeln wich,
Das dir geraubt des Herzens Frieden;
Des Mondes heller Glanz verblich,

[1]) Alastor and other Poems edited by Bertram Dobell. (The Shelley Society's Publications, second Series, Nr. 3.)

Die Träum' und Nachtgespenster sind geschieden.
Treu blieb die eigne Seele dir allein,
Jedoch zum Dämon umgewandelt durch die Pein.

O träume nicht, dem Dämon zu entfliehen,
Der schattengleich, gespenstisch, allezeit
An deiner Seite hängt. Dein tolles Mühen
Verdammte dich zu noch verschärftem Leid.
Sei, wie du bist. Dein vorbestimmtes Loos,
Wie dunkel auch, verschlimmerte der Wechsel blos."

Der schattengleiche Dämon, der als Coleridge's Opiumsucht gedeutet worden, ist das eigene Leid des Dichters.

Mitunter wich das Gefühl der Hoffnungslosigkeit einer Sehnsucht nach dem alten innigen Verhältnisse zu Harriet. Eine vorübergehende Abwesenheit Eliza's stimmt ihn versöhnlicher. In einem Gedichte aus dem Mai 1814 bittet er Harriet in rührenden Tönen zu ihm zurückzukehren, und wenn alles vergebens sei, wenn sie ihn nicht mehr lieben könne, ihn wenigstens zu bemitleiden. Aber Harriet, die schmiegsame und willenlose, bestand nun mit dem Eigensinne beschränkter Naturen auf ihrer Selbständigkeit. Sie wollte nicht nachgeben, möglicherweise auch aus Berechnung nicht. Die Bevorzugung Maimuna's mochte sie verletzt haben; vielleicht hielt sie es geraten, etwas länger die Spröde zu spielen. Aber wenn ihrem Benehmen eine Absicht zu Grunde lag, so verfehlte sie ihren Zweck, denn sie verpaßte den Augenblick des Innehaltens und der Rückkehr.

Elftes Kapitel.

Mary Wollstonecraft Godwin.

Godwin's Geldverlegenheit. Mary's Erziehung und Charakter. Freundschaft mit Shelley. Harriet's vermeintliche Untreue. „An Mary Wollstonecraft Godwin, Juni 1814". Trennung von Harriet. Verlöbnis mit Mary. Jane Clairmont. Flucht. Tagebuch. Reise nach Paris und in die Schweiz. Brief an Harriet. „Die Assassinen." Die Schlange. Rheinreise. „Haß." „Der Blödsinnige." Rückkehr nach London.

Ende Mai begab Harriet sich, von Eliza und ihrem Vater begleitet, nach Binfield und von da nach Bath. Shelley blieb in London. Sein Verkehr mit Godwin hatte in letzter Zeit gestockt; der Meister mißbilligte seine auffallende Aufmerksamkeit für Mrs. Boinville, und zwischen Harriet und Mrs. Godwin bestand eine Reibung. Doch nun, da Shelley allein blieb, war bald alles wieder beim Alten.

Godwin war von materiellen Sorgen gedrückt. 1808 hatten Freunde seinem Buchhandel durch eine öffentliche Subskription aufgeholfen, und es war mehrere Jahre leidlich gegangen. Nun lagen die Geschäfte wieder im Argen; er bedurfte einer Summe von 3000 Pfd., und Shelley, obgleich selbst in peinlichen Verhältnissen, that sein Möglichstes, dem verehrten Manne behilflich zu sein. Er war bald ein täglicher Gast in Skinnerstreet, wo nun vor Kurzem auch Mary Godwin nach einem dreivierteljährigen Besuche bei den Baxters in Dundee eingetroffen war. Die Veranlassung ihrer häufigen Abwesenheit vom Vaterhause war zum Teil eine schwächliche Konstitution, die den Aufenthalt in besserer Luft wünschenswert machte, hauptsächlich aber das wenig zärtliche Verhältnis, das zwischen ihr und Mrs. Godwin bestand. Am 5. Mai 1814 sahen Mary und Shelley sich zum erstenmale seit ihrer flüchtigen Begegnung im

November 1812 wieder. Sie hatten sich beide verändert, am meisten aber Mary, die, in ihrem schottischen Plaidkleide eine fremdartige Erscheinung, Shelley nun als ein fast siebzehnjähriges, blasses, blondes Mädchen mit ernsten braunen Augen entgegentrat.

Von der hohen Begabung und dem edlen Gemüte der Mutter war vieles auf sie übergegangen. „Meine eigene Tochter," schreibt Godwin von ihr, „ist an Begabung der anderen, die ihre Mutter früher hatte, bedeutend überlegen und in vieler Hinsicht ihr Gegenteil. Sie ist merkwürdig kühn, gewissermaßen herrisch. Ihr Wissensdurst ist groß und ihre Ausdauer in Allem, was sie unternimmt, fast unbezwingbar. Sie ist, glaube ich, sehr hübsch."

Bei ihrer Erziehung waren, wie Godwin selbst sagte, nicht ausschließlich die Ideen Mary Wollstonecraft's maßgebend gewesen. Das Bewußtsein, daß er nicht geeignet sei, Kinder zu erziehen, war ein Hauptbeweggrund zu seiner zweiten Heirat. Die jetzige Mrs. Godwin aber hatte wenig mit seiner ersten Gattin gemein. Auch fehlte es den Eltern bei der stehenden Sorge um die materielle Erhaltung ihrer zahlreichen Familie nach Godwins eigenem Ausspruche an Zeit, die neuen Theorien über Erziehung zu verwirklichen.

1812, als Mary, damals fünfzehnjährig, zu den Baxters reiste, schrieb Godwin seinem Freunde: „Ich bin darauf bedacht, daß sie erzogen werde wie ein Philosoph, ja wie ein Cyniker. Es wird die Stärke und den Wert ihres Charakters sehr erhöhen. Ich muß auch bemerken, daß sie Zerstreuungen nicht liebt und mit Ihren Bergen und Wäldern vollkommen zufrieden sein wird. Ich wünsche, daß sie zur Thätigkeit angehalten werde; sie hat zeitweilig große Ausdauer; zeitweilig aber muß sie angespornt werden."

In's Vaterhaus zurückgekehrt, empfand Mary ein Heimweh nach dem heiteren, geordneten Leben im Baxter'schen Hause und nach dem schönen Verkehre mit den gleichaltrigen Genossinnen, ihrer Herzensfreundin Isabel und deren Schwester Christy. Sie fühlte sich fremd und unbehaglich. Der Vater predigte, die Mutter lärmte. Mrs. Godwin, sonst eine tüchtige und praktische Natur, ermangelte des pädagogischen Talentes. Während sie den Gatten am Gängelband führte, entbehrte sie jeder Autorität über ihre Kinder. Selbst ihre eigene begabte und witzige, aber eigensinnige und verdorbene

Tochter Jane vermochte sie nicht im Zaume zu halten. Mary erregte durch ihr verträumtes Wesen und ihre Vorliebe für die Bücher Mrs. Godwin's Aerger. Sie schriftstellerte schon als Kind. „Meine Lieblingsunterhaltung in den Freistunden war, Geschichten zu schreiben," erzählt sie. „Doch kannte ich ein noch größeres Vergnügen als dieses: Luftschlösser bauen, wachend träumen und Gedanken spinnen, deren Gegenstände nicht wirkliche Ereignisse waren. Meine Träume waren phantasievoller und angenehmer als meine Schreibereien. In diesen war ich Nachahmerin, mehr nachschreibend, was andre geschrieben als den Eingebungen des eigenen Geistes folgend. Was ich schrieb, war mindestens für noch ein Auge bestimmt, das der Freundin und Genossin meiner Kindheit; meine Träume aber gehörten mir allein, von ihnen war ich Niemandem Rechenschaft schuldig. Sie waren meine Zuflucht, wenn man mich langweilte, mein bestes Vergnügen, wenn ich frei war."

Und im Baxter'schen Hause war sie frei. „Unter den Bäumen und Gründen, die zu unserem Hause gehörten," schreibt sie, „oder auf den düsteren Abhängen der bewaldeten Berge in der Nähe entstanden meine wahren Dichtungen, die luftigen Flüge meiner Phantasie. Ich machte mich nicht selbst zur Heldin meiner Erzählungen. Mein Leben schien mir eine zu alltägliche Sache. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß romantische Leiden oder sonderbare Erlebnisse jemals mein Loos sein würden. Aber ich war nicht auf mich selbst angewiesen und konnte die Wälder mit Geschöpfen bevölkern, die mir damals viel interessanter waren als meine eigenen Empfindungen."

Für Mrs. Godwin waren jene Träumereien gleichbedeutend mit Müßiggang. Um nicht gescholten zu werden, flüchtete Mary auf den alten Pankraz-Friedhof, an das Grab ihrer Mutter. Unter der schönen Trauerweide saß sie oft stundenlang mit einem Buche. Hier suchte Shelley sie auf und erzählte ihr von ihrer Mutter oder las mit ihr in Mary Wollstonecrafts Schriften. Noch war die Liebe und Verehrung für ihre Mutter das mächtigste Gefühl in Mary, und Shelley war der Erste, bei dem sie auf gleiche Begeisterung stieß. Aber sie hing auch mit kindlicher Zärtlichkeit an ihrem Vater, und daß Shelley sich in seinen Angelegenheiten bemühte, war ein neuer Grund, ihn ihr teuer zu machen. Dazu kam sein eigenes

Unglück und das Mitleid, das er ihr einflößte. Harriet war hart und grausam gegen ihn; er hatte jetzt die Ueberzeugung, daß sie ihn nie geliebt. In das Exemplar der „Königin Mab“, das er Mary gab, schrieb er unter das Widmungsgedicht an Harriet: „Graf Slobrendorf[1]) war im Begriffe, eine Frau zu heiraten, die, nur durch sein Vermögen angezogen, ihre Selbstsucht enthüllte, indem sie ihn im Gefängnis verließ.“ Es war eine verhüllte Anspielung auf seine eigenen Verhältnisse. Er konnte sich nicht mehr von der Idee befreien, daß Harriet in ihm stets nur die Aussicht auf Rang und Vermögen geliebt habe. Die Verse in der „Empörung des Islam“, die nun lauten:

„Doch niemals fand ich eine, die nicht falsch,
Hartherzig und wie eisige Steine kalt,“

hießen ursprünglich: (1815)

„Und eine war mir lieb, doch war sie falsch,
Das Herz der andern war ein Herz von Stein;“

Mit der ersten war Harriet Grove, mit der zweiten Harriet Westbrook gemeint.

Wie wenig Harriet thatsächlich den Vorwurf verdiente, für Shelley ein Herz von Stein zu haben, beweist ein Brief an Hookham, den sie (am 7. Juli) schrieb, als sie einmal vier Tage ohne Nachricht von ihrem Gatten war. „Wollen Sie mir,“ heißt es darin, „mit Postwendung schreiben und mir sagen, was aus ihm geworden, da ich immer glaube, es sei ihm etwas Schreckliches begegnet, wenn ich nichts von ihm höre. Wenn Sie mir sagen, daß er wohl ist, werde ich nicht nach London kommen, doch wenn ich nichts von Ihnen oder von ihm höre, werde ich sicher kommen, da ich diesen schrecklichen Zustand der Ungewißheit nicht ertrage.“

Haltlos und schwankend in ihren Gefühlen und Ansichten, wie Harriet war, wünschte sie nun sehnlich, die Versöhnung, die sie noch vor Kurzem abgelehnt. Aber es war zu spät. Shelley, der sie im

[1]) Slobrendorf steht wahrscheinlich für Schlabrendorf, den edlen deutschen Patrioten und Sonderling, der während der Revolution in Paris mit Mary Wollstonecraft bekannt und von ihr hochgeschätzt wurde. Er mochte im Godwin'schen Hause eine vielbesprochene Persönlichkeit sein. In den „Memoiren der Verfasserin der Rechte der Frau“ spricht Godwin von einem Grafen Slabrendorf, „wie ich glaube, ein Schwede von Geburt“.

Mai noch mit offenen Armen empfangen hätte, war im Juni davon überzeugt, daß ihre innere Zusammengehörigkeit erloschen sei, und im Juli davon durchdrungen, daß Harriet ihm treulos gewesen, und daß das Kind, welches sie seit April unter ihrem Herzen trug, nicht das seine wäre. Er verdächtigte einen Iren Ryan, mit dem er 1813 in London verkehrt, Harriet's Gunst gewonnen zu haben. Möglich, daß sie in ihrer Leichtfertigkeit den Schein einer Schuld auf sich geladen hatte, an welche damals auch Andere glaubten [1].

In Mary trat Shelley gleichsam die Verkörperung jenes Ideales der Weiblichkeit entgegen, das ihre Mutter in ihren Schriften enthüllt hatte, während sie in ihm eine neuartige Erscheinung anstaunte, die auf ihren romantisch angehauchten Geist den tiefsten Eindruck machte. „Ihn sehen, hieß ihn lieben", schrieb sie noch als seine Wittwe [2].

Es war der zündende Funke einer leidenschaftlichen Neigung, der in zwei für einander geschaffene Seelen schlug. In dem Gedichte „An Mary Wollstonecraft Godwin" (Juni 1814) schildert Shelley, wie er es lange nicht gewagt, die Augen, die trübe waren

[1] Godwin an Baxter (12. Mai 1817): „Es hat sich herausgestellt, daß die verstorbene Mrs. Shelley eine sehr leichtfertige Frau war. Ich weiß von einer nicht zu bezweifelnden, in keiner Verbindung mit Shelley stehenden Autorität, daß sie ihrem Gatten vor ihrer Trennung untreu war."

Und Shelley an Mary (11. Jan. 1817): „Ich höre soeben von Godwin, er habe Beweise, daß Harriet mir untreu war, vier Monate ehe ich England mit dir verließ."

Dagegen bezeugen Peacock, Thornton Hunt (Leigh Hunt's Sohn und Shelley's Biograph) und Trelawny auf's Lebhafteste Harriets Unschuld.

[2] In „Lodore" schildert sie Shelley als Horatio Saville: „Er war ein Wesen, für jede Tugend geschaffen und ausgezeichnet durch jede Vortrefflichkeit. Die Erkenntnis, daß etwas Recht sei, genügte ihm, durch Feuer und Wasser dafür zu gehen. Er war einer von jenen, welche nicht von dieser Welt scheinen und sie doch zumeist schmücken. Selbstbewußt, aufrecht und häufig dem Anscheine nach kalt, weil er seine Leidenschaft stets bemeistern konnte, durfte er doch überschwänglich gut genannt werden; nur daß keine Pedanterie, keine Schroffheit an ihm war. Entschlossen, immer strebend, immer wahrhaftig, hätte seine edle Seele einer eiserner Hülle bedurft, und er besaß eine der zartsten. Nicht, als wäre seine Gestalt nicht groß und wohlgeformt gewesen, mit ernsten Augen und einer hochgewölbten Stirn, die geeignet schien den fähigen Geist zu empfangen und zu beherbergen. Allein er war schmächtig und schattenhaft, seine Wangen hektisch gerötet, seine Stimme gebrochen und trübe."

von vergossenen Thränen, zu ihr zu erheben; denn er wußte nicht, wie sehr auch ihr Blick danach strebte, mit linderndem Mitleide auf ihm zu ruhen. Wie der Tau die halb toten Blumen, so habe ihre süße Stimme sein Herz erquickt.

Sie entschädige ihn für Jahre, durch welche er den Fluch des Lebens getragen; des Lebens, das der Kerker des gefesselten Grames sei, der nicht klagen dürfe. Das Gedicht erzählt, wie ihre Lippen zitternd den seinen begegnet seien. Kein Tadel dürfe ihrer heiligen Freundschaft nahen, keine Zurückhaltung ihr auferlegt werden. Er könne nicht leben, wenn Mary ihm ihr Herz entwende oder die Maske der Verachtung annähme, geschähe es auch nur, um ihre Liebe den andern zu verbergen.

Bedeutete „die Maske der Verachtung“ eine gewisse Gleichgiltigkeit, die Mary vor der Welt gegen Shelley zur Schau trug, damit „die heilige Freundschaft“ vorderhand ihr eigenes tiefstes Geheimnis bliebe? Gewiß ist, daß Mary's Eltern den Herzensbund der jungen Leute anfangs übersahen. Godwin war Shelley zugethan und hielt Mary für ein Kind. Mrs. Godwin liebte ihn zwar nicht, war aber weit davon entfernt, Jemanden abzustoßen, der vielleicht den Bankerott des Hauses aufhalten konnte.

Am 8. Juli verzeichnet Godwins Tagebuch ein „Gespräch“ mit Mary“ und einen „Brief an Shelley“, und von da ab aß Shelley nicht mehr in Skinnerstreet, obzwar seine Beziehungen zu Godwin freundlich blieben.

Die Schwierigkeiten, die seinem Verkehre mit Mary in den Weg gelegt wurden, trugen dazu bei, ihn über die wahre Natur seiner Gefühle aufzuklären. Er erkannte nun, daß es nicht Freundschaft, sondern der unwiderstehliche Drang einer elementaren Liebe war, der sie zu einander zog, einer Liebe, die anfangs von ihnen für aussichts- und hoffnungslos gehalten wurde.

Mary schrieb in ihr Exemplar der „Königin Mab“:

„Dieses Buch ist mir heilig, und da kein anderes Wesen jemals einen Blick hinein werfen soll, kann ich wohl niederschrieben, was ich eben will. Doch was werde ich schreiben? Daß ich den Verfasser über jeden Ausdruck liebe, daß ich von ihm, dem teuersten, einzigen Lieb, getrennt bin. Bei der Liebe, die wir einander ver-

sprochen, obzwar ich dein nicht sein kann, werde ich doch niemals einem anderen angehören! Aber ich bin dein, nur dein,

„Durch den Kuß der Liebe, den heimlichen Blick,
Durch das Lächeln, das Keiner der andern verstand,
Durch vereinigter Herzen flüsterndes Glück,
Durch den Druck deiner bebenden Hand"[1].

Ich habe mich dir verpfändet, und die Gabe ist heilig. Ich denke deiner Worte: du wirst nun unter Leute kommen, Mary, und für einen Augenblick scheide ich; aber in der Einsamkeit deiner Kammer werde ich bei dir sein! Ja, du bist immer bei mir, heilige Erscheinung —.

„Es fiel ein Segen durch dich mir zu,
Der sonst, ich fühl' es, mir nimmer beschieden;
Zu gleich einem himmlischen Traum bist du,
Als verdiente dich irdische Liebe hienieden[2]).

Aber Shelley war nicht der Mensch, ein Schicksal über sich ergehen zu lassen. Eine Woche später erwägt er bereits den Entschluß, die innerlich zerrissenen Bande mit Harriet auch äußerlich zu lösen. Es war nur die Anwendung einer länger proklamierten Theorie auf den konkreten Fall, wenn er nun die Forderung erhob, wo die Liebe aufgehört, solle auch die Ehe aufhören. Hatte doch schon Milton, der von Shelley so hoch Verehrte, in seiner „Lehre von der Ehescheidung" behauptet, daß Ehegatten das Recht hätten, sich zu trennen, sobald sie eingesehen, daß sie nicht für einander paßten.

Auf Shelley's Bitte kam Harriet am 14. Juli nach London. Er teilte ihr seine Pläne und Entschlüsse mit und forderte sie auf, in die Trennung zu willigen, „in das verhängnisvolle Heilmittel", das ihm zu ersparen, er noch im Mai so sehnsüchtig gefleht. Harriet's eigenem Bericht zufolge erschütterten die unerwarteten Enthüllungen sie dermaßen, daß sie in eine Krankheit verfiel, während welcher Shelley ihr zur Seite blieb und sie beschwor, zu leben und zu gesunden. Ihren ganzen Haß warf Harriet auf Mary. Shelley war nicht mehr der Mann, als den sie ihn einst gekannt, aber Mary hatte diese Wandlung herbeigeführt, sie hatte ihn ihr, der rechtmäßigen Gattin, abwendig gemacht, ihn durch böse Kunst für sich gewonnen. Noch schmeichelte Harriet sich mit der Hoffnung, er würde der neuen

[1]) Byron, „An Thyrza".
[2]) Byron, „Wenn manchmal im Gewühl der Menschen".

Freundin überdrüssig werden und zu ihr zurückkehren. Und als sie endlich dennoch in Shelley's ungestüme Forderung willigte, geschah es, weil sie in ihrer Schwäche und Haltlosigkeit keinen anderen Ausweg fand. Eine endgiltige Scheidung hatte sie dabei sicherlich nicht vor Augen. Für ihre materielle Lage sorgte Shelley so gut er es vermochte. Sie sollte bei seinem Bankier jederzeit in seinem Namen Geld beheben können, ein Uebereinkommen, von dem sie einen so ausgiebigen Gebrauch machte, daß ihm selbst fast nichts übrig blieb.

Leicht fiel ihm die Durchführung seines Entschlusses nicht. Er litt qualvoll in den Tagen der Entscheidung. Die Seelenkämpfe riefen physische Leiden hervor. „Entsetzliche krampfartige Schmerzen peinigten ihn, so daß keine noch so wilde That seine Umgebung von ihm überrascht hätte.“ Nach Mrs. Godwins Aussage vergiftete er sich Anfang Juli, und Mrs. Boinville wurde zu seiner Pflege berufen. „Nichts, was ich jemals in Geschichten gelesen, giebt ein packenderes Bild plötzlicher, heftiger Leidenschaft als der Zustand, mit welchem ich ihn ringen fand“, schreibt Peacock. „Zwischen seinen alten Gefühlen für Harriet, von der er damals noch nicht getrennt war, und seiner neuen Leidenschaft für Mary stehend, zeigte er in Rede, Blick und Geberde den Zustand eines Geistes, der wie ein kleines Königreich von einer Revolution erschüttert wird. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein Haar und seine Kleider in Unordnung. Er ergriff eine Flasche Opium und sagte: „Von dem trenne ich mich nie!“ Er fügte hinzu: „Ich wiederhole mir immer deine Verse aus dem Sophokles[1]):

„Nie geboren zu werden, ist
Weitaus das beste; doch wenn du lebst,
Ist das andre, schnell dahin
Wiederzukehren, von wannen du kamst.“

Noch bemühte sich Godwin, eine Aussöhnung der Gatten herbeizuführen, aber vergeblich. Sein Haus hatte er, wie es scheint, Shelley nunmehr verboten. Aber die Liebenden fanden trotzalledem Mittel und Wege, sich zu sehen. Mary hatte den Mut der freien Liebe von ihrer Mutter geerbt. Sie fühlte, daß sie nur sich selbst schädigte, wenn sie die Sitte durchbrach und war eher dazu bereit, als daß sie sich dem Manne ihrer Wahl versagte, den sie beglücken konnte.

[1]) Peacock hatte den „Oedipus“ übersetzt.

Unter der säuselnden Trauerweide auf Mary Wollstonecrafts Grabe legte sie ihre Hand in die seine zum Bunde für das Leben. Sie hatten beide die Ueberzeugung, daß Harriet kein Anrecht mehr auf Shelley habe, daß er frei sei und ihre Verbindung Niemanden schädige.

In tiefer Heimlichkeit wurden die Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Fanny Imlay, deren ängstliche Gewissenhaftigkeit vielleicht manches verhindert hätte, weilte seit dem 23. Mai bei Verwandten in Wales. Mary's zweite, mit ihr gleichalterige Halbschwester Jane Clairmont aber war eher dazu angelegt, sie in ihrem Vorhaben zu bestärken, als sie davon abzuhalten. Eine südländische Erscheinung von dunkler Hautfarbe, mit glänzenden Augen, keck und ungestüm, begabt und geistreich, ein Gemisch edler und gefährlicher Eigenschaften, war Jane eine romantische, zu Exzentrizitäten geneigte und für den Genuß empfängliche Natur. Sie stellte Ansprüche an das Leben, die das bescheidene Vaterhaus nicht befriedigen konnte. Eine kleine Reise, noch dazu in der abenteuerlichen Form einer Flucht, mußte ihr verlockend scheinen. Sie selbst behauptete zwar später, in völliger Unkenntnis dessen, was die beiden Flüchtlinge geplant, gehandelt zu haben, aber ihre Aussagen sind unzuverlässig. Sie erzählt, daß sie mit Mary am Morgen des 28. Juli (zwischen vier und fünf Uhr!) das Haus verließ, in der Idee, es gelte einen gewöhnlichen Spaziergang. Daß sie darauf Shelley getroffen, der sie mit in den Postwagen geschoben und gedrängt habe, ihnen nach Frankreich zu folgen, weil sie gut Französisch sprach. In Anbetracht der übeln Erfahrungen, die Shelley soeben mit einer Schwägerin gemacht, scheint dieses Drängen zum mindesten unwahrscheinlich.

Am Tage der Flucht begann Shelley ein Tagebuch, das er mit Mary abwechselnd, fast ununterbrochen bis an seinen Tod fortgeführt hat, und auch Jane verzeichnete sorgfältig alle Ereignisse der Reise.

„Den Abend vor diesem Morgen", schreibt Shelley am 28. Juli, „als alles entschieden war, bestellte ich einen Wagen für vier Uhr. Ich wachte, bis die Lichter und Sterne erblaßten. Endlich war es vier. Ich hielt es nicht für möglich, daß es gelingen würde; selbst in der Gewißheit schien noch Gefahr zu lauern."

Auf der Reise nach Dover war Mary krank. „Doch welches Glück, welche Schönheit genossen wir nicht während dieser Krankheit!“ berichtet Shelley's Tagebuch. „Meine Gefühle waren geteilt zwischen der Besorgnis um ihre Gesundheit und der Angst, unsere Verfolger würden uns einholen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich ein Uebel groß genug achten konnte, um zu seiner Vermeidung auch nur das geringste Maß ihrer Bequemlichkeit aufzuopfern.“

Um sechs Uhr abends segelten sie von Dover ab. „Der Abend war außerordentlich schön. Die Ufer wichen langsam zurück, wir fühlten uns sicher. Es war nur wenig Wind, die Segel fächelten sanft in der Brise. Der Mond ging auf; es ward Nacht, und mit der Nacht kam die Flut und eine frischere Brise, die bald so heftig wurde, daß sie das Boot arg schaukelte. Mary war sehr angegriffen von der See. Sie lag in meinen Armen während der Nacht. Ich verwandte das bischen Kraft, das meinem eigenen erschöpften Leibe übrig geblieben, um ihr Haupt ruhend an meiner Brust zu halten. Der Wind war heftig und gegen uns. Die Schiffer schlugen vor, wenn wir Calais nicht erreichen könnten, nach Boulogne zu steuern. Sie versprachen uns, vom Ufer aus nur zwei Stunden Fahrt. Allein Stunde auf Stunde verstrich, und wir waren noch weit entfernt, als der Mond am roten, stürmischen Horizonte hinabsank und die jäh leuchtenden Blitze im Scheine des anbrechenden Tages erblaßten. Wir rückten langsam gegen den Wind vor; plötzlich traf ein Stoß des Gewittersturms die Segel, die Wogen drangen in das Boot. Selbst die Schiffer fanden unsere Lage gefährlich. Der Wind hatte sich gedreht, und ein Sturm trieb unser Schiff in heftigen Stößen geradeswegs nach Calais. — Mary kannte unsere Gefahr nicht. Sie ruhte zwischen meinen Knien, die unfähig waren, sie zu tragen. Sie sprach nicht und sah nicht auf, aber ich fühlte, daß sie da war. Ich hatte in diesem Augenblicke Zeit, an den Tod zu denken, ja Betrachtungen über ihn anzustellen. Er war mir mehr ein Gegenstand des Unbehagens und der Enttäuschung als des Grauens. Wir sollten uns niemals trennen; doch war es möglich, daß wir im Tode unsere Verbindung nicht kannten und fühlten wie jetzt. Ich hoffe; aber meine Hoffnungen sind nicht frei von Angst vor dem, was über diesen unschätzbaren Geist kommen wird, wenn wir scheinbar sterben. — Der Morgen brach an; die

Blitze erloschen, die Gewalt des Sturmes legte sich. Wir langten in Calais an, während Mary noch schlief. Wir trieben an's Land. Plötzlich ging die Sonne lachend über Frankreich auf."

Kaum der einen Gefahr entronnen, waren die Flüchtlinge indessen schon von einer neuen bedroht. „Am Abend (des 29. Juli) kam Kapitän Davison und sagte uns, eine dicke Dame sei angekommen, welche behauptete, ich wäre mit ihrer Tochter durchgegangen. Es war Mrs. Godwin. Jane brachte die Nacht mit ihrer Mutter zu."

Doch weigerte auch sie sich entschieden, nach Hause zurückzukehren, und die energische Mrs. Godwin fuhr Tags darauf unverrichteter Dinge wieder ab. Shelley, Mary und Jane aber setzten ihre Reise möglichst rasch nach Paris fort, wo sie vom 2.—7. August blieben. Der Hitze wegen mußten sie den größten Teil des Tages im Zimmer zubringen. Mary las Shelley Byron vor und versprach, ihm alles zu zeigen, was sie selbst bisher geschrieben. Schon machte sich Geldmangel bei den Flüchtlingen fühlbar. Da Hookham's Sendungen ausblieben, mußte Shelley Uhr und Kette verkaufen; endlich gelang es ihm, in Paris 60 Pfd. aufzutreiben. Aber die Liebenden waren für alles unempfindlich bis auf ihr Glück. Am 4. August erinnert Mary Shelley an seinen Geburtstag. Am 7. meldet das Tagebuch: „Der Morgen vergeht in entzückendem Gespräch. Wir vergessen fast, daß wir in Paris Gefangene sind. Mary insbesondere, scheint gefeit gegen alles zukünftige Uebel. Ihr ist, als genügte unsere Liebe allein, um allen Widerwärtigkeiten Stand zu halten. Sie ruhte an meiner Brust, und es schien ihr selbst gleichgiltig, so viel Nahrung zu sich zu nehmen, um das Leben zu fristen."

Von Paris sahen die Reisenden wenig, und das Wenige machte ihnen geringen Eindruck. Ein flüchtiger Besuch im Louvre, bei dem ihnen nur ein die Sintflut darstellendes Gemälde, und dieses seines Gegenstandes wegen, auffällt; ein Gang durch den Tuileriengarten, der ihnen uninteressant und einförmig erscheint, dies ist fast alles, dessen das Tagebuch gedenkt.

Da Mary's Kräfte einer Fußwanderung nicht gewachsen waren, kaufte Shelley zur Fortsetzung der Reise einen Esel, der sich aber schon in Charenton als untauglich erwies und gegen ein Maultier ausgetauscht wurde. Mary und Jane ritten nun abwechselnd in ihren schwarzen Seidenkleidern die staubige Landstraße

zwischen den Feldern dahin, während Shelley das Tier am Zügel führte und in einem Korbe Brot und Früchte, ihr bescheidenes Mittagsmahl, trug, bis er sich den Fuß verstauchte und nun selbst genötigt war, zu reiten.

In Troyes schrieb Shelley an Harriet (13. August 1814). Es schien ihm nicht ausgeschlossen, ja sogar wünschenswert, freundschaftliche Beziehungen an die Stelle ihrer gelösten ehelichen treten zu sehen. „Ich schreibe, um dir zu zeigen, daß ich dich nicht vergesse," heißt es in dem Briefe. „Ich schreibe, um dich aufzufordern, in die Schweiz zu kommen, wo du endlich einen treuen und beständigen Freund finden wirst, dem dein Wohl immer teuer sein wird, der deine Gefühle nie absichtlich verletzen wird." Er berichtet ausführlich von seiner Reise, von Mary und verspricht, von Neufchâtel wieder zu schreiben, falls ihn dort nicht die frohe Botschaft von Harriets baldiger Ankunft erwarte.

Die Lebensweise der drei Wanderer war mittlerweile die denkbar dürftigste. Sie reisten mühselig und übernachteten in Spelunken. Jane erzählt, daß ihnen Nachts mitunter die Ratten mit den feuchten Pfoten über's Gesicht liefen. Aber die gute Laune ging ihnen trotzdem nicht aus.

Als sie die Grenze der Schweiz überschritten, bezauberte sie die Herrlichkeit der Landschaft. Da sie in Neufchâtel keine Antwort von Harriet vorfanden, rückten sie nach Luzern und über die Seen nach Brunnen vor, wo sie in Ermanglung andrer Unterkunft, in einem großen, häßlichen Schlosse zwei unmöblierte Zimmer für sechs Monate um eine Guinee monatlich mieteten. Am See lustwandelnd, lasen Mary und Shelley im Tacitus die Belagerung Jerusalems; und als es Tags darauf regnete, diktierte er ihr den Anfang eines Romanes „Die Assassinen", der mit der Belagerung Jerusalems anhebt und zugleich den gewaltigen Eindruck spiegelt, den die Hochgebirgslandschaft auf Shelley gemacht.

Seine Assassinen sind eine christliche, den Gnostikern verwandte Sekte [1]). Sie halten die Vernunft für die Lenkerin der Menschheit und

[1]) Der Name Assassinen scheint zufällig gewählt. Mrs. Shelley bemerkt in ihrer Vorrede zu dem Romane: „Die Assassinen waren im 11. Jahrhundert als eine in den Schluchten des Libanon lebende Horde von Mohamedanern bekannt, die der alte Mann vom Berge beherrschte. Unter seiner Führung wurden

verbinden mit der größten Ergebenheit gegen die Satzungen des Christentums den schärfsten Forschergeist. Sie ziehen von Jerusalem in das abgelegene Thal Bethzatanai, um, unbefleckt von dem Gifte einer ungesunden Civilisation, nach den Gesetzen der Natur zu leben, wie Shelley mit seinen jungen Gefährtinnen soeben aus dem ungesunden Nebel des Londoner Lebens in die reine Luft der Schweizer Berge geflohen war. Die Erhabenheit dieser Berge ist es, die ihm bei der Schilderung des Libanon vorschwebt. Die weißen Zinnen der eisigen Häupter ragen in den klaren, blauen Himmel, Minarets, zerfallene Dome, gebrochene Säulen in ihren grotesken Umrissen nachbildend. Tief unter ihnen gleiten in vielerlei schönen Gestalten die Silberwolken und nähren die ewigen Quellen.

Selbst im Zenithe erklimmt die Sonne nicht die unermeßliche Höhe dieser steilen Felsen mit ihren starren Schneepyramiden. Von keinem lebenden Wesen gestört, ist die Natur in dieser Einsamkeit zur Zauberin geworden und hat hier alles Wunderbare und Göttliche aus der Rüstkammer ihrer Allmacht angesammelt.

Und weiter schildert der Dichter das Thal, die krystallhellen Quellen, die dem Dufte wohlriechender Blumen an ihrem Ufer Frische beimengen; die Pinienbüsche, in denen jeder Wind Musik erweckt. An den wandernden Wolken hängen meteorische Gestalten, leuchtender als der Mondenschein, und gleiten in regellosem Tanze an den vielgewundenen Bächen dahin. Blaue Dämpfe schleichen unter Felsen und Ruinen wie Geister langsamen Schrittes einher.

„Der helle Mond ergoß sein Licht in einem ungebrochenen gelben Strahle durch eine nach Osten geöffnete Kluft, die einem von den unzählbaren Schätzen der Erde glänzenden Portale glich. Herbst und Frühling führten abwechselnd die Herrschaft und entfalteten abwechselnd ihre Wunder. Keiner hätte sich dem Glauben verschließen können, daß ein Geist von großem Verstande und großer Kraft diese wilde und schöne Einsamkeit zu einem tiefen und feierlichen Mysterium geheiligt habe.“

verschiedene Mordthaten unter den Kreuzfahrern verübt, und so wurde der Name des Volkes, das sie beging, in allen europäischen Sprachen angenommen, um das Verbrechen zu bezeichnen, das es berühmt gemacht.“ (Nach Hammer und Littré rührt der Name von Haschisch her.)

Der Roman spielt im 6. Jahrhundert. Albedir, ein Anhänger der Assassinensekte, findet einst im Walde einen Menschen, den eine entsetzliche Schlange umringelt, während ein hungriger Geier über ihm schwebt. Sein Blut rieselt zu Boden, aber sein Auge leuchtet in überirdischem Glanze; auf seiner Stirn strahlt die Heiterkeit einer unsterblichen Macht.

Albedir rettet den Fremdling, der nun geheimnisvoll zu sich selbst spricht: „Der große Tyrann ist betrogen im Erfolge selbst! Freude, Freude seinem gequälten Feinde! Triumpf dem Wurme, den er unter seinem Fuße zertritt! Ha, seine mörderische Hand könnte es ebenso gut wagen, das mächtige Weltall zu vernichten! Wonne und Entzücken sitzen vor dem verschlossenen Thore des Todes! Ich fürchte nicht, unter ihrem schwarzen gespenstigen Schatten zu verweilen. Hier wird deine Macht zu nichte. Du schufst, — mein ist es, zu verderben oder zu zerstören. Ich war dein Sklave, — ich bin dir gleich und bin dein Feind. Tausende zittern vor deinem Throne, die es auf mein Geheiß wagen werden, die goldene Krone von deinem unheiligen Haupte zu reißen!"

Der unbenannte Fremdling ist ein neuer Repräsentant jener unbeugsamen Kraft des Menschengeistes, die allen widerstrebenden Mächten Stand hält, die Shelley bereits zweimal im Ahasver verkörpert hatte, und die hier auf einer höheren Stufe der Entfaltung, der Energie und der Vervollkommnung erscheint. Dem „Fremdling" ist ein Prometheischer Zug eigen, und von den beiden Tieren, die ihn peinigen, ist der Geier, ein Symbol der Macht und Größe, das Abzeichen des Prometheus. Sein Feind, der Tyrann, das böse Prinzip, eine Art Jupiter, wird überwunden. Das Uebel ist nicht Notwendigkeit. Das Böse ist nicht Gott. Der Fremde ruft Albedir im Namen Gottes um Hilfe an: „denn die sanften, barmherzigen Geister süßer Menschenliebe haben keine Freude an Qual und Graus".

Albedir und sein Weib Khaled nehmen den Fremden in ihrer Hütte auf, und hier bricht die Erzählung mit einer ebenso lieblichen als eigenartigen Kinderszene ab. Khaleds und Albedirs Kinder, Abdallah und Maimuna, — ein Name, der eine freundliche Erinnerung an Mrs. Boinville bedeutet — spielen am Wasser mit ihrer Lieblingsschlange. „Sie hatten ein kleines Boot aus Baumrinde gefertigt, Segel aus einem Federngeflecht daran befestigt und es auf's

Wasser gesetzt. Sie saßen neben einem flachen weißen Steine, auf dem eine kleine Schlange zusammengerollt lag; und als ihr Werk beendet war, erhoben sie sich und riefen die Schlange in melodischen Tönen, so daß sie ihre Sprache verstand. Denn sie entrollte ihre schimmernden Ringe und kroch zu dem Boote. Und kaum war sie darin, als das Mädchen das Band löste, das den Kahn noch am Ufer hielt, so, daß er fortsegelte. Dann liefen sie um die kleine Bucht herum, in die Hände klatschend und wilde Laute ausstoßend, welche die Schlange zu beantworten schien durch fortwährendes Bewegen des Halses. Endlich kam ein Windstoß vom Ufer her, das Boot änderte seinen Lauf und war daran, die Bucht zu verlassen, was die Schlange bemerkte. Sie sprang in's Wasser und legte sich den kleinen Kindern zu Füßen. Das Mädchen sang ihr etwas vor, und sie schlüpfte in ihren Busen; und Maimuna kreuzte die schönen Hände über ihr, wie um sie zu liebkosen. Dann antwortete der Knabe mit einem Liede, und sie glitt unter ihren Händen hervor und kroch zu ihm. Während sie noch so beschäftigt waren, sah Maimuna auf, und, ihre Eltern am Ufer gewahrend, lief sie den steilen Weg zu ihnen empor, und Abdallah ließ die Schlange und folgte ihr freudig."

Die Schlange spielt in Shelley's Phantasie eine wesentliche Rolle. Er hat eine Vorliebe für sie, die aus seiner Kinderzeit, vielleicht noch von jener großen Schlange herrührt, die ihn in Field=Place in Atem hielt. Die christliche Tradition hatte das schöne Tier mit dem schillernden Leibe in Verruf gebracht. Shelley nimmt sich seiner wie aller Verstoßenen und Verfolgten an, er will es wieder zu Ehren bringen, und unter der Hand wird ihm das gefahrlose Spiel der Unschuld mit dem giftigen Reptil zum Symbole des goldenen Zeitalters, des natürlichen Zustandes, da alle Kreatur in Frieden miteinander leben wird.

„Die Assassinen", die in edler, schwungvoller Prosa geschrieben sind, wurden erst nach Shelley's Tode durch Mary veröffentlicht [1]).

Am dritten Tage der Arbeit wurde er bereits aus seinen poetischen Träumen gerissen. Der Aufenthalt in dem alten Schlosse er=

[1]) Essays, Letters from abroad, Translations and Fragments by P. B. Shelley, edited by Mrs. Shelley, London 1840.

wies sich als äußerst unbehaglich. Es regnete und fror, die Oefen rauchten. Auch machte Shelley die Entdeckung, daß seine Barschaft wieder auf 28 Pfd. gesunken war. Sowohl ihm als seinen Gefährtinnen erschien der Gedanke an die Heimkehr ungemein lockend. Der Entschluß war bald gefaßt. Am 27. August verließen sie die für sechs Monate gemietete Wohnung in Brunnen. Shelley wählte den Weg zu Wasser als den bequemeren und billigeren. Die Rheinufer entzückten die drei Wanderer; Mary nennt sie „das lieblichste Paradies auf Erden“, und auch die deutschen Lieder fanden ihren Beifall. Jedoch wogen die Schattenseiten der Reise, die sie in schlechter Gesellschaft zurücklegten, ihre Lichtpunkte auf. Von den Deutschen, die sich vor Leuten küßten, bekamen sie einen übeln Begriff. „Nichts kann ekelhafter sein als die unteren Klassen dieser rauchenden, trinkenden Deutschen“, heißt es im Tagebuche.

Von Köln bis Rotterdam fuhren sie wieder per Wagen. Hier benützte Shelley einen kurzen Aufenthalt, den der ungünstige Wind erforderte, um noch einmal die „Assassinen“ vorzunehmen, während Mary und Jane sich die Zeit ebenfalls schriftstellernd vertrieben. Mary verfaßte eine Novelle „Haß“, Jane eine Novelle „Der Blödsinnige“, die aber beide nicht auf die Nachwelt gekommen sind.

Am 13. September landeten sie in Gravesend und eilten geradeswegs nach London.

Zwölftes Kapitel.

London und Bishopsgate.

Godwin's Feindschaft. Charles Bysshe Shelley's Geburt. Medizinische Studien. Leben in London. Claire. Gespenstergeschichten. Geldsorgen. Drohende Verhaftung. Isabel Baxter. Kritik über „Die Memoiren des Prinzen Alexei Haimatoff“. Sir Bysshe's Tod. Sein Testament. Geburt und Tod eines Töchterchens. Claire's Entfernung. Bishopsgate. Charles Clairmont. Themsefahrt. „Sommerabend auf dem Kirchhofe.“ — „Alastor.“

Die Lage des jungen Paares war nach seiner Rückkehr nach London materiell und moralisch gleich ungünstig. Sorgen um das tägliche Brot und verschlossene Thüren waren alles, was sie vorfanden. Godwin, der überall als Oberhaupt und unfehlbarer Ratgeber anerkannt sein wollte, war durch Mary's Flucht in seiner Autorität aufs tiefste verletzt. Aber nicht nur seine Eitelkeit, auch sein Vaterherz hatte gelitten, und schließlich war ihm das Gerede der Leute keineswegs gleichgiltig, das behauptete, er hätte zwei seiner Töchter um 1500 Pfd. an Shelley verkauft. Godwin verbot allen drei Flüchtlingen sein Haus. Aber während er sich weigerte, anders als durch den Advokaten mit Shelley zu verkehren, stand er doch nicht an, seine Hilfe gegen den drohenden Bankerott in Anspruch zu nehmen. Es war eine seltsame Ironie des Schicksals, die den Philosophen, der das Geld in der Theorie stets mit äußerster Geringschätzung behandelte, zwang, es im Leben als eine Großmacht anzuerkennen, vielleicht gerade durch den Mangel, den er daran litt.

Eben bedurfte er wieder aufs Dringendste 200 Pfd., und Shelley bemühte sich, sie aufzutreiben.

Fanny Imlay, der gute Engel des Godwin'schen Hauses, verkehrte nur aus der Entfernung mit den Flüchtlingen. Zwar hatte

sie die Kränkung bald verziehen, daß Mary Jane und nicht sie zur Vertrauten ihrer Liebesangelegenheit gemacht, aber ihr Pflichtgefühl gegen den Pflegevater verbot ihr, dem Zuge ihres Herzens zu folgen, der sie zu Mary und Shelley trieb. Auch stand sie unter der strengen Aufsicht ihrer Tante Everina Wollstonecraft, der Schulvorsteherin in Dublin, die sie zu ihrer Nachfolgerin bestimmt hatte. Ihr Umgang mußte tadellos sein. So begnügte sie sich damit, Mary Fensterpromenaden zu machen, auf denen sie Mrs. Godwin mitunter aus Neugier begleitete.

Die Freunde und Freundinnen, die Shelley 1813 angeschwärmt hatten, wichen ihm jetzt fast alle scheu aus. Die Newtons waren oft verreist, und selbst wenn sie in London weilten, blieben sie ihm fern [1]).

Am schmerzlichsten mochte es Shelley berühren, daß auch Maimuna sich von ihm zurückzog. Sie schrieb ihm einen „kalten, ja sarkastischen Brief". Als er Cornelia fragte, was ihr Bruder Alfred von seiner Flucht denke, erwiderte sie: „Daß Sie eine deutsche Tragödie aufgeführt". — „Sehr streng, aber sehr wahr!" erwiderte Shelley. Mit der „deutschen Tragödie" mochte „Stella" gemeint sein.

Nur Peacock und Hogg stellten sich wie früher als Hausfreunde ein. Mary kam Hogg nicht so warm entgegen wie Harriet; sie hielt ihn für ein amüsantes, aber leichtsinniges Weltkind ohne philosophische Tiefe, und nur allmählich wandte sie ihm ihre Neigung zu.

Mit Harriet stand Shelley fast unausgesetzt in Verkehr. Sie schrieb ihm. Das Tagebuch meldet wiederholt höfliche, ja heitere Briefe. Er glaubte zwar nach wie vor an ihre Untreue, doch als sie am 30. November 1814 eines Knaben genas, zögerte er nicht, das Kind, das ihm auffallend ähnlich sah, als sein eigenes anzuerkennen. Die Geburt dieses Sohnes und Erben wurde ihm erst eine Woche später durch Hookham angezeigt. Mary verzeichnet auch diese Begebenheit in ihrem Tagebuche, nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit bei dem Vergleiche ihrer Stellung zu Shelley mit der Harriets. „Shelley schreibt eine Anzahl Briefe" heißt es, „um das Ereignis anzuzeigen, das mit Glockengeläute 2c. verkündet werden

[1]) Mrs. Newton ging 1814 nach Hampshire und starb dort bald darauf.

sollte, denn es ist der Sohn seiner Frau. Ein Brief von Harriet, der die Nachricht bestätigt, der Brief eines verlassenen Weibes!"

Mary, selbst auf dem Wege Mutter zu werden, mochte an den minder festlichen Empfang denken, der ihrem eigenen Kinde bevorstand.

Tags darauf begab sich Shelley zu Harriet, aber der Besuch war unerquicklich. Shelley erzählte, er wäre „mit beleidigender Selbstsucht" empfangen worden, während Harriet behauptete, er hätte das Kind mit berechnenden Blicken angesehen, „weil es das Geld billiger machen würde".

Der neugeborene Stammhalter erhielt nach dem Familienoberhaupte, dem alten Baronet, die Namen Charles Bysshe. Shelley hätte gewünscht, die Erziehung seiner Kinder selbst in die Hand zu nehmen, aber auf Harriets dringende Bitten ließ er sie in ihrer Obhut [1]).

Nach Medwin nahm Shelley zu jener Zeit seine medizinischen Studien wieder auf, teils in der Absicht, armen Kranken mit seinen chirurgischen Kenntnissen zu Hilfe zu kommen, teils auch um sich eine Lebensstellung zu gründen; doch erwähnen Mary's und Shelley's sehr ausführliche Tagebücher nichts davon, und die ganze Sache scheint somit zweifelhaft.

Sein Leben war womöglich noch einfacher und zurückgezogener als früher. Seine Spaziergänge mit Hogg führten ihn häufig an einen Teich in der Nähe von Primrose Hill, auf dem er in kindlicher Freude eine Flottille papierner Schiffe schwimmen ließ, die Mary ihm vor jedem Ausgange rüstete. „Es ist erstaunlich, mit welchem außerordentlichen Entzücken er dieser absonderlichen Beschäftigung oblag", sagt Hogg. „So lange sein Papiervorrat reichte, blieb er, wie auf den Fleck genagelt, von seiner wunderlichen Unterhaltung gefesselt. Und war jener verbraucht, so nahm er Couverts, Briefe und, da er nie ohne Buch ging, das erste und letzte

[1]) In den Prozeßakten von 1817 heißt es: „Und dieser Angeklagte sagt, daß er auf die dringenden Bitten seiner besagten verstorbenen Frau darein gewilligt, daß seine besagten Kinder nach ihrer Trennung von dem Angeklagten bei ihr, in ihrer Pflege und Obhut verblieben, obzwar dieser Angeklagte sagt, daß er aus Liebe für seine besagten Kinder sehr gewünscht, sie zu lebzeiten seiner besagten Frau in seiner eigenen Pflege zu haben."

Blatt. Doch das Studium war ihm so heilig, daß die Integrität des Buches stets unangetastet blieb, das Werk wurde immer respektiert.“ Mitunter bildeten die Gassenjungen sein entzücktes Publikum, und er hielt sich nur schwer zurück, in ihren lauten Jubel einzustimmen, wenn ein mit Pfennigstücken beschwertes Schiff glücklich wieder am Ufer anlangte und die versammelte Jugend sich um die Schiffsladung stritt.

Da ganz London von dem Ruhme Kean's erfüllt war, wollte auch Shelley ihn einmal sehen. Man gab den „Hamlet“. Aber schon nach dem zweiten Akte verließ er voll Widerwillen das Theater. Am 13. Oktober 1814 heißt es in Mary's Tagebuche: „Gestern in's Theater. Außerordentliche Verderbtheit und widerwärtige Natur der Bühne; Unfähigkeit des Schauspiels, eine Täuschung hervorzubringen oder zu erhalten. Verächtlicher Anblick von Menschen, welche Charaktere personifizieren, die ihnen nicht eigen sind und nicht eigen sein können.“

Mitunter besichtigte man Gemälde und Statuen; Shelley's glücklichste Stunden aber waren die, welche er mit Mary in gemeinsamen Studien und süßem Geplauder verbrachte. Er unterrichtete sie „mit glänzendem Erfolge“ im Griechischen und Lateinischen. Abends wurde gelesen, oder Shelley, der nie zeichnen gelernt, warf zarte Bäume und phantastische Landschaften auf's Papier.

„Entzückendes Gespräch“ ist eine häufig wiederkehrende Notiz in den Tagebüchern. Shelley sah zu Mary empor wie zu einem höheren Wesen. „Ich glaube, ich muß in Mary's Händen werden, was Harriet in den meinen war“, schreibt er, „aber wie anders, wie ergeben und zärtlich, mit welch grenzenloser Verehrung und Anbetung für den Geist, der mich leitet.“

Jane war fast immer die Dritte im Bunde. Sie wohnte bei den Shelleys, denn sie hatte sich geweigert, anders denn als gelegentlicher Gast in's Vaterhaus zurückzukehren, das ihr nun ein Gefängnis schien. Sie vertauschte um diese Zeit ihren bisherigen Rufnamen, der ihr hausbacken schien, mit dem romantischen Claire (oder Clare). An Shelley's und Mary's geistigen Bestrebungen nahm sie den regsten Anteil. Sie lernte ebenfalls Griechisch und Lateinisch und blieb nicht hinter ihrer Schwester zurück. Sie lauschte, wie diese, wenn Shelley abends vorlas, und begleitete ihn, so oft er nicht allein

ausgehen mochte und Mary verhindert war. Die gesteigerte Reizbarkeit ihrer Nerven, die oft in Gespensterſehen und tötliche Angst ausartete, war ein Zug, den ſie mit Shelley gemein hatte. Sie erzählten ſich Abends Geſpenſtergeſchichten, bis beide ein Gruſeln überkam. Claire gewahrte plötzlich in Shelley's Antlitz einen ſo ſonderbaren, geiſterhaften Ausdruck von Trauer, daß ſie entſetzt auf ihr Zimmer floh. Aber als ſie ſich zu Bette legen wollte, wurde ein Kiſſen durch eine unſichtbare Macht von ſeinem Platze auf einen Stuhl verſetzt; ſie rannte in wahnſinniger Angſt wieder hinab und verfiel in Krämpfe. Auch die ſonderbare Schlafſucht, die Shelley in den Nachmittagsſtunden zu befallen pflegte, teilte Claire. Sie ging willig auf ſeine phantaſtiſchſten Ideen ein, z. B. auf den Plan, ſeine Schweſtern zu entführen und ſie für ein höheres Loos als das zweier Erbinnen zu gewinnen. Er war Claire zugethan, obzwar ſie mit ihm nicht weniger ſtritt als mit Mary, denn ſie neigte zur Aufgeregtheit und Unverträglichkeit. Shelley trachtete, ihrem Geiſte mehr Feſtigkeit, ihrem launiſchen Charakter mehr Ruhe zu geben, und ſie ließ ſich die Erzieherrolle, die er ſich anmaßte, faſt immer gefallen. Zwiſchen den Schweſtern hingegen waren Reibungen und ärgerliche Auftritte nur zu häufig. Alle Augenblicke heißt es in dem Tagebuche: „Jane düſter; ſie iſt ſehr mürriſch gegen Shelley.“ — „Jane iſt nicht wohl und ſpricht den ganzen Tag kein Wort.“ — „Shelley ſetzt ſich mit Claire auseinander.“ Aber in der Regel zankten und verſöhnten ſie ſich, wie es eben unter ſiebzehnjährigen Mädchen zu ſein pflegt.

Shelley's materielle Lage wurde indeſſen immer peinlicher. Mit jedem Tage ſteigerte ſich die Schwierigkeit, Geld aufzutreiben. In ermüdender Einförmigkeit verzeichnet das Tagebuch im Oktober und November: „Shelley mit Peacock zum Advokaten, hat aber wie gewöhnlich keinen Erfolg“. — „Shelley iſt den ganzen Morgen aus, beim Advokaten, aber nichts wird erreicht.“ — „Nach dem Frühſtück geht es Shelley ſo ſchlecht wie mir mit meiner Arbeit, denn er iſt den ganzen Tag aus, bei jenem verhaßten Advokaten.“

Am 22. Oktober überbrachte ein Junge Shelley einen Brief, der ihn und die ſeinen in große Beſtürzung verſetzte. Er warnte ihn vor Hookham, der infolge einer — wahrſcheinlich von Harriet gemachten — Schuld, Shelley's Freiheit gefährde. Der Brief

wurde geheimnisvoll im Namen einer Dame übergeben, die auf dem Felde draußen wartete. Shelley und Claire gingen hinaus und sahen Fanny, die vor ihnen davonlief. Die Pflegeeltern hatten ihr verboten, Shelley und Mary zu besuchen, aber sie hatte dem Drange nicht widerstehen können, die Verfolgten vor dem drohenden Unheile zu warnen. Nun genügte sie ihrer peinlichen Gewissenhaftigkeit, indem sie es vermied, mit ihnen zu sprechen.

Shelley fand keinen anderen Ausweg als den, seine Wohnung in Margaret-Street zu verlassen. Er flüchtete zu Peacock, und wenn er sich tagsüber bei Advokaten und Geldmaklern, meist vergeblich, abgequält, fand er abends beglückende Erholung in kurzen heimlichen Zusammenkünften mit Mary an einem dritten Ort. Eine ganze Liebeskorrespondenz ist aus diesen traurigen Tagen vorhanden und taucht mit ihren Kosenamen, ihren rührenden Beteuerungen und Klagen und ihrer unzerstörbaren Hoffnung auf eine glückliche Zukunft den Jammer unbezahlter Rechnungen in einen goldenen Schimmer von Poesie. Mary erweist sich mutig und standhaft; sie versorgt ihn mit Büchern und wandert stundenlang, um ihn flüchtig zu sehen. „Ich war gestern so entsetzlich müde", heißt es in einem ihrer Briefe, (25. Oktober 1814) „daß ich mir nach Hause einen Wagen nehmen mußte. Verzeih diese Extravaganz, aber ich bin jetzt so schwach und war tagsüber so erregt, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Doch eine Morgenruhe wird mich wieder völlig herstellen; ich werde wohl sein, wenn ich dich heut Abend treffe."

Mangel stellte sich ein; Shelley's Pistolen und sein Teleskop mußten verkauft werden. Und doch vermag er es, im Hinblicke auf den Schatz, den er an Mary besitzt, auszurufen: „Wie über alles Maaß erhaben ist mein Glück! Ja, ich fühle mich mutig! Ich mache mir keine Sorgen über das, was kommen mag. Ich bin sehr glücklich!"

Sonntags ruhten die Häscher von ihrem Amte, und Shelley durfte es wagen, nach Hause zurückzukehren. Doch als der Abend kam, brachten die Liebenden es nicht über sich, voneinander zu scheiden und blieben drei Tage in einem Wirtshause in St. John's Street verborgen, bis die Wirtin Verdacht schöpfte und Shelley gezwungen war, wieder bei Peacock Zuflucht zu suchen.

Die Erinnerung an das genossene Glück und die Hoffnung auf zukünftiges halfen ihm über das Elend der Gegenwart hinweg. „In solchen Augenblicken“, schrieb er an Mary nach jenem Wiedersehen, „liegt die Ewigkeit; sie enthalten das wahre Elixir unsterblichen Lebens“. In den Briefen unterbricht oft in rührender Weise ein tändelnder Ton seligen Liebesglückes die ernsten Klagen, die Sorgen um die Notdurft des Lebens. Shelley ist Mary's „Elfenritter“, sie seine Pecksie, seine May [1]).

Und dabei war die Trennung von Shelley nicht der einzige Gram, der an Mary nagte. Ihre Jugendfreundin Isabel Baxter vermählte sich um diese Zeit mit einem Schullehrer in Newburgh, Mr. David Booth; und dieser, ein gesetzter Mann von puritanischen Ansichten, verbot seiner Gattin den Verkehr mit Mary. Am 3. November heißt es im Tagebuch: „Bekomme einen Brief von Mr. Booth. So sind hier alle meine Hoffnungen zu Ende. O Isabel, ich hätte nicht geglaubt, daß du so handeln würdest!“ Und an demselben Tage in einem Briefe an Shelley: „Ich bin in der That enttäuscht. Ich hielt Isabel für vollkommen vorurteilslos. Sie verehrt den Schatten meiner Mutter. Aber ein verheirateter Mann! Es ist unmöglich in mancher Leute Kopf zu bringen, daß Harriet egoistisch und gefühllos ist, und daß mein Vater glücklich sein könnte, wenn er wollte.“

Am 9. November war die Gefahr der Verhaftung endlich vorüber und Shelley den seinen wiedergegeben [2]). Sie übersiedelten

[1]) The Elfin Knight (Siehe Spenser, „Feenkönigin“ V, 5.) Zugleich ein Beweis, wie geläufig ihnen Spenser war.

[2]) In „Lodore“ schildert Mary sich selbst in der siebzehnjährigen Ethel, die Villiers heiratet. Sie geht auf in der Liebe zu ihm. Mary beschreibt ihre Armut, ihre Trennung, das Wiedersehen in der dürftigen Stube, ihr Zusammensein von Samstag Abend bis Sonntag Abend. „Jammerschade war es, daß ihre Lage, daß alle die geringen, trivialen Umstände sie aus ihrer himmelhohen Entrücktheit herabzogen zu den kleinen Sorgen dieses schmutzigen Planeten. Doch warum Schade? Ihre reine Natur vermochte die niedrige Substanz in die ambrosische Speise umzuwandeln, die der Erhaltung der Liebe dient.“ Eine kluge Freundin Fanny Derham steht den Liebenden zur Seite, „bescheiden bis zur Schattenhaftigkeit“, eine Philosophin, die Stütze des Vaters. — Die Lebendigkeit, mit der Mary hier nach 20 Jahren die Empfindungen und Situationen jener Zeit schildert, beweist am besten die Tiefe und Gewalt ihrer eigenen Gefühle.

in eine bequemere Wohnung in Nelson-Square, aber an eine litterarische Thätigkeit war für Shelley unter dem Drucke dieser sorgenvollen Zeit nicht zu denken. Unfähig, selbst zu schaffen, gab er sich desto eifriger dem Studium fremder Meisterwerke hin. Unter den von Mary sorgfältig verzeichneten Büchern, die er gelesen, ist auch „Emilia Galotti“ und Wieland's „Peregrinus Proteus“ und „Agathon“. Zu „Agathon“ bemerkt sie: „Es gefällt mir nicht. Wieland entwickelt einige höchst verabscheuungswürdige Ansichten. Er ist einer jener Menschen, die nach dem vierzigsten Jahre alle ihre Ansichten ändern und dann glauben, es ergehe jedem so, und sie wären die geeignetsten Führer der Jugend.“ — „Die Räuber“ und der „Faust“, die Shelley ebenfalls damals kennen lernte, nennt Peacock die Werke, die nebst den utopistisch-sozialistischen Novellen des Amerikaners Brogden Brown, eines erfolgreichen Nachahmer Godwins, die tiefsten Wurzeln in seinem Gemüte schlugen. Auch versuchte er sich im Dienste der Freundschaft als Kritiker, indem er im November einen Aufsatz über Hogg's Novelle „Memoiren des Prinzen Alexey Haimattof“ in die „Critical Review“ schrieb.

Die Novelle, die die Erlebnisse eines Fürstensohnes schildert, der seine hohe Abkunft nicht kennt, Reisen macht, in einen geheimen Orden tritt und schließlich in den Hafen der Ehe einläuft, war ein totgeborenes Werk. Shelley nennt es nichts desto weniger die Fiktion eines kühnen und originellen Geistes und einer Phantasie, welche die Natur verschönt. Nur der Schluß, die Heirat mit der Tochter des torystischen Baronet, der zu Liebe der Held seine whiggistischen Grundsätze aufgibt, erregte Shelley's Mißbilligung. Interessant sind seine Bemerkungen über die Kritik im Allgemeinen, deren Wert er gering anschlägt. Ist die Zustimmung der Menschheit das rechtmäßige Criterion der geistigen Kraft? fragt er. Daß die Erleuchteten die Geringschätzung der Ungebildeten erfahren, ist nichts Außergewöhnliches; der gemeine Stolz der Thorheit triumphiert über den Geist. Es ist nicht schwer, Fälle aufzustellen, wo den erhabensten Genien mit Verachtung gelohnt wurde. Nur die Mittelmäßigkeit entgeht stets dem Widerspruche.

Hoggs Ansichten über den Verkehr der Geschlechter sind Shelley nicht streng genug. „Der Autor scheint die tierische Begierde, die

der Liebe entbehrt, für etwas Zulässiges zu halten, das Tugend und Zartgefühl nicht beleidige. Er ist der Ansicht, daß eine vorübergehende Verbindung mit einem kultivierten Weibe zur Bildung des Herzens beitragen könne, ohne das Gefühl zu verletzen. Es ist unsere Pflicht, eine so schädliche und abscheuliche Ansicht zu bekämpfen. Kein Mann kann rein aus der giftigen Umarmung der Prostituierten erstehen oder unbefleckt von Sünde von der zerstörten Hoffnung eines vertrauenden Herzens hinweggehen. Welche immer die Ansprüche der Keuschheit sein mögen, welche immer die Vorteile einer einfachen, reinen Neigung, diese Bande, diese Wohlthaten legen beiden Geschlechtern gleiche Verpflichtung auf. Häusliche Verhältnisse beruhen in Bezug auf ihre Integrität auf vollkommener Gegenseitigkeit der Pflichten."

Der 6. Januar 1815 brachte ein für Shelley's Leben wichtiges Ereignis; sein Großvater Sir Bysshe starb hochbetagt, und die Baronie ging nun auf Mr. Timothy über. Shelley selbst war somit der unmittelbare Erbe eines großen Vermögens. Er erfuhr die Todesnachricht aus der Zeitung und trat sofort — da Mary ihn nicht begleiten konnte, mit Claire — die Reise nach Field-Place an. Aber Mr. Thimothy verweigerte ihm den Eintritt in das Vaterhaus. Während drinnen der letzte Wille des Verstorbenen verlesen wurde, saß er vor der Thüre und las in Mary's Taschenausgabe des Milton den „Comus". Hier und da kam einer der Beteiligten heraus und berichtete ihm von den letztwilligen Verfügungen. Das Testament zielte hauptsächlich dahin, das von Sir Bysshe angesammelte Vermögen von 200,000 Pfd. vor der Zersplitterung zu sichern. Nach Mr. Timothy's Tode sollte der Gesamtbesitz der Familie an Percy Bysshe übergehen unter der Bedingung, daß er sich zu Lebzeiten seines Vaters mit den Interessen der liegenden Güter begnüge und die Unveräußerlichkeit der beweglichen für immer wahre. Er sollte verpflichtet sein, das Gesamterbe auf seinen Sohn zu übertragen. Weigre er sich, einen dieser Punkte zu erfüllen, so sollten bei Sir Timothy's Tode nur die liegenden Güter (die man ihm nicht entziehen konnte) auf ihn übergehen.

Aber der Gedanke, in nicht absehbarer Zeit große Reichtümer zu besitzen und seinen Kindern zu hinterlassen, hatte nichts Verlockendes für Shelley. Die Verwaltung ausgedehnter Landgüter

konnte seiner Wanderlust, wie seiner Dichterphantasie nur beschwerlich fallen. So wiederholte er denn jetzt den schon früher gemachten Vorschlag, gegen eine Jahresrente, die ihm ein bequemes Auskommen sicherte, auf das Majorat zu verzichten, das auf seinen Bruder John übergehen sollte. Sir Timothy ging darauf ein, aber die Verhandlungen zogen sich über ein Jahr hinaus. Dieser Besuch in Field-Place war Shelley's letzter.

In gedrückter Stimmung kehrte er heim. Er war jetzt unausgesetzt leidend. Ein hervorragender Arzt, den er zu Rate zog, sagte, er sei schwindsüchtig und habe Abscesse in der Lunge. Die Ueberzeugung, daß er einem frühzeitigen Tode verfallen sei, verließ ihn nicht mehr.

Am 22. Februar wurde Shelley von Mary ein Töchterchen geboren. Mrs. Godwin schickte Leinenzeug für das Kind, für dessen erst in zwei Monaten erwartete Ankunft nichts vorbereitet war, und Fanny durfte von nun ab die Schwester besuchen. Aber es war eine kurze Freude. Zwei Wochen später schied die Kleine, die man einen Tag nach ihrer Geburt einer Uebersiedlung in eine andere Wohnung ausgesetzt hatte, wieder aus der Welt.

Zu Mary's Trauer gesellte sich der steigende Unmut über das Zusammenleben mit Claire. Es war Mary, die mit den geistigen Eigenschaften auch das leidenschaftliche Empfinden der Wollstonecrafts geerbt hatte, ein fortwährender Stachel, daß ihr in ihrer Gemeinschaft mit Shelley fast kein Vorrecht vor Claire blieb. Sie mochte nun die Wahrheit eines Wortes ihrer Mutter erkennen. „Es ist meine Ueberzeugung, und keine flüchtig gewonnene," hatte diese nach ihrer Verbindung mit Imlay geschrieben, „daß die Gegenwart einer dritten Person das häusliche Glück stört oder vernichtet."

Nach einigen vergeblichen Versuchen, Claire als Gesellschafterin unterzubringen, wurde sie unter dem Vorwande, daß sie frischer Luft bedürfe, bewogen, nach Lynmouth zu gehen, wo sie bei einer Mrs. Bricknell in ländlicher Abgeschiedenheit für einige Monate behagliche Unterkunft fand und sich, wie sie an Fanny schrieb, vollkommen glücklich fühlte. Mary, die noch am 11. Mai im Tagebuche seufzt: „Nichts bestimmt! Ich fürchte, es ist hoffnungslos!" atmet am 13.

erleichtert auf. „Die Sache ist erledigt. Ich fange ein neues Tagebuch an mit meiner Regeneration.“ [1])

Aber auch Mary und Shelley wünschten, den engen Straßen Londons zu entfliehen. Sie begaben sich nach Devon und durchstrichen von dort aus die Südküste auf der Suche nach einem passenden Aufenthalt, aber es ward August, bis sie einen solchen fanden. Ihre Wahl traf endlich Bishopsgate, ein Städtchen am östlichen Eingange des Parkes von Windsor. Sie mieteten ein möbliertes Häuschen, das sie allein bewohnten, und in dem sich die friedlichen, schönen Tage von Keswick in gesteigertem Glücke für Shelley zu wiederholen schienen.

Ein ebenbürtiger Geist umgab ihn nun mit Liebe und Anregung, während die anmutige Landschaft unendlich zu seinem Behagen beitrug. Hier mochte er abends mit Mary durch Wald und Auen wandeln, wie der Held des in Bishopsgate (1816) entstandenen Gedichtes „Sonnenuntergang“ (Sunset) mit seiner Geliebten; jener Jüngling, „der sich rückhaltslos dem vereinten Sein zweier Wesen hingab, und in dessen Brust der Genius und der Tod sich stritten“.

Claire's Bruder Charles Clairmont, ein zwanzigjähriger aufgeweckter Jüngling, besuchte Shelley und Mary, und auch Peacock, der in dem nahen Marlow wohnte, war ein häufiger Gast. Indessen duldete es Shelley nicht lange in seinem idyllischen Häuschen. Der Anblick der Themse, die Peacock in einer Dichtung verherrlicht hatte, erregte seine Leidenschaft für Wasserfahrten. Er mietete einen Kahn, in dessen Mitte Mary einen bequemen Sitz erhielt; Shelley, Peacock und Charles griffen zu den Rudern, und man fuhr bis Oxford. Hier machte die kleine Gesellschaft Halt. Shelley zeigte Mary und den Freunden seine ehemalige Wohnung, die Bodleiana und den viereckigen Hof, in dem er mit Hogg nach seiner Ausweisung verzweifelt auf- und abgegangen. Er trug sich mit der Absicht, die Bootfahrt bis an die Nordspitze Englands fortzusetzen, aber da für die Durchfahrt durch den Severnkanal 20 Pfd. gefordert wurden, unterblieb die Ausführung des großen Planes. Auch ein zweites Projekt, bis an die Quellen der Themse vorzu-

[1]) Dieses Tagebuch ist verloren, und auch das Claire's fehlt für das Jahr 1815.

dringen, wurde vereitelt. Bei Lechlade war das Wasser so seicht, daß die kühnen Wanderer umkehren mußten. Der Kirchhof des Städtchens machte auf Shelley den tiefen Eindruck, den er in dem „Sommerabend auf dem Kirchhofe“ (A Summer Evening Churchyard, Lechlade, Gloucestershire) festgehalten.

Die Reise währte 10—14 Tage und hatte auf Shelley's Gesundheit den günstigsten Einfluß. Peacock, ein abgesagter Feind des Vegetarianismus, schrieb den guten Erfolg weniger der gesunden Leibesübung in frischer Luft als dem Umstande zu, daß er gezwungen war, „sich einmal nicht ausschließlich von Thee und Butterbrot zu nähren“.

Shelley selbst meldete Hogg: „Die Bewegung und die Zerstreuung, die ein solches Unternehmen mit sich bringt, haben so günstig auf meine Gesundheit gewirkt, daß mich meine gewöhnliche Schwäche und Reizbarkeit fast ganz verlassen hat und ich ohne Schwierigkeit sechs Stunden des Tages dem Studium widmen kann. Ich habe kürzlich mehrere Skizzen entworfen, die ich, wenn mein gegenwärtiger Gemütszustand anhält, wahrscheinlich im Winter ausführen werde.“

Einer dieser Entwürfe war „Alastor“. In der glücklichen Einsamkeit von Bishopsgate, von dem Drucke alltäglicher Sorgen erlöst, wuchsen seinem Genius die Schwingen, und unter den herbstlichen Ulmen und Eichen des Windsorparkes fand er lyrische Töne, wie sie noch kein Dichter der Natur abgelauscht.

Dreizehntes Kapitel.

„Alastor und andere Gedichte" — Philosophische Fragmente.

„Alastor." Name. Vorrede. Inhalt. Persönliche Momente. Naturbeseelung. Blake. Milton. Allegorie. Die Stromfahrt. Uebersetzung von Dante's und Cavalcanti's Sonnetten. „An Wordsworth". Uebersetzung der siebenten Idylle des Moschos. „Der Weltgeist". — „Aberglaube." — „Verse über die Worte des Ekklesiasten." „Sommerabend auf dem Kirchhofe." — „Δακρύει διοίσω." — „Stanzen 1814." „Unbestand." — „Empfindungen eines Republikaners bei Bonaparte's Fall." — „Ueber die Todesstrafen." — „Metaphysische Spekulationen." — „Moralische Spekulationen." — „Ueber einen künftigen Zustand." „Ueber die Wiederbelebung der Litteratur." — „Ueber das Christenthum." Spinoza. Faustübersetzung.

Im März 1815 veröffentlichte Shelley die Gedichte, die er in den Jahren 1814 und 1815 geschrieben hatte. Sie bildeten nur ein dünnes Bändchen, das unter dem Titel „Alastor oder der Geist der Einsamkeit und andere Gedichte" (Alastor or the Spirit of Solitude and other Poems) erschien.

Den Namen der größeren Dichtung „Alastor" soll Peacock gefunden haben. *Ἀλάστωρ* ist ein bei den griechischen Tragikern häufig genannter *κακοδαίμων*, ein Irrgeist, der den Frevler in ungemessene Fernen treibt, und, indem er die Unthat rächt, zu neuer Sünde lockt. Durch den Namen Alastor bezeichnet Shelley folglich den Geist der Einsamkeit als einen irreführenden, bösen Geist. In der Vorrede sagt er: „Von jenen, welche versuchen, ohne die Sympathie ihrer Mitmenschen zu leben, sterben die Reinen und Zartfühlenden an der heftigen Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Menschen, von der sie erfaßt werden, sobald ihnen die Leere ihrer Seele zum Bewußtsein kommt. Die anderen, eigenmächtig, blind und verstockt, bilden jene kurzsichtige Menge, die mit ihrem eigenen Elende zugleich das dauernde

Elend und die Verlassenheit der Welt erschaffen. Diejenigen, welche ihre Mitwesen nicht lieben, leben ein unfruchtbares Leben und bereiten ihrem Alter ein elendes Grab."

Was die Vorrede in einer allgemeinen Theorie ausspricht, soll das Gedicht an einem Einzelfalle beweisen. Die Fassung des Inhaltes in die Form einer Pilgerfahrt nach dem geträumten Ideale dürfte durch die „Feenkönigin" beeinflußt sein. Shelley hatte eine gewisse künstlerische Affinität zu Spenser's Phantasie, die in unerschöpflichem Reichtum, gleichsam spielend, auf allegorischer Unterlage schafft. In einem erklärenden Briefe an Walter Raleigh sagt Spenser: „König Arthur, die Blume der Ritterschaft, hat im Traume die Feenkönigin gesehen, und von ihrer außerordentlichen Schönheit entzückt, beschloß er erwachend, sie zu suchen." Und ein wenig nüchtern fügt er hinzu: „Unter dieser Feenkönigin verstehe ich den Ruhm (Glory) im Allgemeinen und im besonderen die ruhmreiche und vorzügliche Person unserer Königin".

Shelley's Held ist ein Dichter, ein Jüngling von unverdorbenem Gemüte und abenteuerlichem Geiste, den eine mit allem Hohen vertraute, geläuterte und begeisterte Phantasie zu hingebender Betrachtung des Weltalls führt. Er brütet über Erinnerungen aus der Jugendzeit der Erde, er trinkt in vollen Zügen aus dem Quell des Wissens, doch sein Durst bleibt ungelöscht. In unbekannten Ländern forscht er der Wahrheit nach; in Tyrus, Athen, Memphis und Theben, Jerusalem und Babylon studiert er die Ruinen alter Zeit. Er wandert in Freude und Entzücken durch Arabien und Persien bis nach Indien, dem Schauplatze des Paradieses (eine wiederholte Reminiscenz an Volney). Eine arabische Maid bringt ihm Speise und Trank und bewacht seinen Schlaf in tiefer Liebe, die sie aus ehrfurchtsvoller Scheu nicht auszusprechen wagt, und die von ihm unbemerkt bleibt. Da sendet ihm der Geist der süßen Menschenliebe, den er beleidigt hat, indem er seine erlesenste Gabe, ein treues Herz, verschmähte, ein Traumgesicht. Der Dichter schaut im Schlafe eine verschleierte Jungfrau, die in feierlichen Tönen zu ihm spricht, und ihre Stimme gleicht der Stimme seiner eigenen Seele. Sie spricht von Weisheit und Tugend, von den erhabenen Hoffnungen göttlicher Freiheit, von den Gedanken, die ihm am teuersten sind, und — sie selbst eine Dichterin — von Poesie. Sie entlockt einer Zauberharfe wunder-

bare Klänge, er vernimmt die Schläge ihres Herzens. Endlich nähert sie sich, breitet die Arme nach ihm aus; ihre dunkeln Locken fliegen im Hauche der Nacht, sie senkt den strahlenden Blick auf ihn, ihre geöffneten Lippen beben. Ein Uebermaß von Liebe durchglüht ihn, er erhebt sich, und sie umschlingt ihn mit ihren Schattenarmen. Da legt sich ein Dunkel um sein schwindelndes Auge, Nacht verhüllt das Gesicht, und Schlaf umfängt auf's Neue sein Hirn. Am Morgen aber sieht er, erwachend, alles öde und leer. Die Erscheinung ist entflohen, seine Ruhe ist dahin. Er verläßt die Gegend. Am Meeresufer findet er ein kleines Schiff von leichtem Gefüge, mit klaffenden Rissen an den Seiten. Er besteigt es, hängt seinen Mantel als Segel an den kahlen Mast und läßt das Boot treiben, auf öder Wasserfläche den einsamen Tod suchend. Denn er weiß, daß dieser mächtige Schatten die schlammigen Höhlen der bevölkerten Tiefe liebt. Das Boot fährt in die Mündung eines Stromes, flußaufwärts, den Quellen entgegen; lang und mühselig und wechselvoll ist die Fahrt. Doch bevor er an den Ursprung gelangt, fühlt der Jüngling, in grüner Waldeseinsamkeit ans Land gestiegen, den Tod über sich schweben. Mit dem abnehmenden Monde sinkt das Blut in seinen Adern, das stets in geheimnisvollem Einklang mit Ebbe und Flut in der Natur pulsiert, und das Leben erlischt in ihm.

Die Vorrede enthält den moralisierenden Zusatz: „Der Dichter, der sich in selbstgenügender Abgeschlossenheit von den Menschen entfernte, wurde von den Furien mit einer unwiderstehlichen Leidenschaft gestraft, die ihn einem raschen Untergange entgegentrieb“.

Shelley bezeichnet „Alastor“ als die Allegorie eines der interessantesten Zustände der Seele und setzt selbst das Bild in Prosa um: „So lange es dem Dichterjünglinge möglich ist, seine Wünsche auf das Allgemeine, auf die unendlichen und ungemessenen Gegenstände des Weltalls zu richten, so lange ist er heiter, voll Ruhe und Selbstbeherrschung. Doch kommt die Zeit, da diese Gegenstände aufhören, ihm zu genügen; sein Geist erwacht und dürstet nach dem Verkehre mit einem ihm ähnlichen vernünftigen Geschöpfe. In seiner Phantasie erschafft er das Wesen, das er liebt; alles Wunderbare, Weise, Schöne, was der Dichter, der Philosoph oder der Verliebte nur zu ersinnen vermag, vereinigt er in dem Bilde. Doch nun sucht er vergebens nach einem Geschöpfe, das seiner Vorstellung entspräche,

und durch seine Enttäuschung vernichtet, sinkt er in ein vorzeitiges Grab".

Im Gegensatze zu „Königin Mab", in der Shelley die ganze Menschheit vor Augen hatte, besitzt, wie er selbst bemerkt, „Alastor" nur ein individuelles Interesse. Die ungeheure Bedeutung, die er der Persönlichkeit, dem Individuum beilegt, tritt hier zum erstenmale hervor. Jeder Einzelne spielt eine Rolle im Weltall. Wenn ein gewaltiger Geist scheidet, ist die Natur und die Welt nicht mehr, was sie vordem gewesen. Gleichwohl hat der Held des „Alastor", wie der der „Assassinen", keinen eigenen Namen, er ist nicht diese oder jene Individualität, sondern die individuelle Menschennatur schlechtweg, und in vielen Zügen — wie dies in einem solchem Falle nicht anders möglich ist — die Individualität des Dichters.

Hehre Phantasien, lichte Silberträume nährten die Kindheit dieses Jünglings. Jeder Blick und jeder Ton in Erde und Luft gab seinem Herzen erlesenste Anregung. Der Quell göttlicher Weisheit floh seine durstigen Lippen nicht. Shelley's eigene Wanderungen, sein inniger Verkehr mit den Tieren und Pflanzen des Waldes, sein Vegetarianertum schweben ihm vor, wenn er seinen Helden lange in einsamen Thälern verweilen läßt, bis Tauben und Eichhörnchen ihre unblutige Nahrung seiner ungefährlichen Hand entnehmen, angelockt durch seinen sanften Blick; bis die Antilope, die, wenn ein Blatt im Dickicht rauscht, erschrickt, den scheuen Schritt anhält, ein Wesen zu betrachten, das sie selbst an Anmut übertrifft.

Shelley's eigene anbetende Liebe für das All ist es, die seinen Dichterjüngling der Natur auf ihren geheimsten Pfaden wie ihr Schatten folgen läßt. Und da er die letzten Tage seines Helden schildert, seine abgezehrten Glieder, sein gesträubtes Haar, seine glühenden Augen, denkt er der eigenen physischen und seelischen Leiden. Der Wandrer, der ihn auf schroffem Bergeshange traf, konnte ihn für den Genius des Sturmes halten. Kinder verbargen vor ihm ängstlich ihr Antlitz im Gewande der Mutter. Die jungen Mädchen aber, von der Natur selbst geleitet, deuteten halb und halb das Leid, das ihn verzehrte. Sie nannten ihn Freund und Bruder und drückten seine blasse Hand und verfolgten von ihrer Väter Thüren mit feuchtem Blick den Pfad, den er beim Abschied nahm. Es sind jene Londoner Mädchen und Frauen, die Shelley (1813 und 1814) zur

Zeit seiner inneren Kämpfe tröstend und teilnehmend umgaben mit dem instinktiven Verständnis des Weibes für fremde Leiden.

Das Jagen nach einem Traumbilde, das sich auf Erden nicht findet, an dem der Jüngling zu Grunde geht, war Shelley eine nur zu vertraute Erfahrung. Hatte er doch Miß Hitchener und in geringerem Maße auch Harriet de Boinville gegenüber die schmerzliche Enttäuschung erlebt, indem er erträumte Phantasiegebilde in der lebendigen Wirklichkeit gesucht.

Und auch die tiefe Vereinsamung seines Helden — „er lebte, starb und sang in Einsamkeit“ sagt er von ihm — hatte Shelley im Vorjahre an sich selbst erfahren, als er mit Harriet zerfallen war und Mary ihm noch nicht zur Seite stand. Aber während der Dichterjüngling des „Alastor“ an seinem Idealisirungstriebe zu Grunde geht und von der Einsamkeit verzehrt wird, hatte Shelley's Dasein sich neben einer liebenden Gefährtin neugestaltet, und er fand Kraft und Mut, das Schicksal künstlerisch zu prägen, dem jener erliegt, und das fast ihn selbst ereilt hätte. In diesem Sinne, aber freilich nur in diesem, war Todhunter berechtigt, den „Alastor“ Shelley's „Werther“ zu nennen. Das vorzeitige und unbekannte Grab, das dem Dichterjüngling bereitet ist, hält Shelley auch sich selbst gewiß. „Alastor“ wurde in einer resignierten Stimmung geschrieben, die der Thätigkeit, dem Ruhme und jeder Ausbeute des Lebens entsagt hat.

Den Jüngling beschäftigen Betrachtungen über den Tod, die Unlösbarkeit des großen Rätsels peinigt ihn. Himmel und Meer, klagt er, geben ebenso leicht Kunde von ihren Wolken und Schlünden, als uns das Weltall sagt, wo die lebendigen Gedanken weilen werden, wenn, auf Blumen hingestreckt, die Glieder im Hauche des Windes vermodern. Seine Vorstellung vom Tode ist von gewaltiger Größe. Auf der Höhe einsamer, von Epheu umsponnener Felsen liegt eine Höhle, die noch kein Fuß betrat. Tief am Horizonte hängt die Sichel des Mondes; sein gelbes Licht sättigt die Nebel. Dies ist das Bereich des Todes. Und der Dichter redet ihn an, „den Sturm des Todes, das riesige Gerippe, das König dieser Erde ist, das vom roten Schlachtfelde, vom Krankenhause, vom heiligen Lager des Patrioten, vom schneeigen Bette der Unschuld, vom Schaffotte und vom Trone aus regiert“. Die Vernichtung ruft ihren Bruder Tod. Sie bietet ihm eine seltene, eine königliche Beute. Durch sie gesättigt,

möge er ruhen und die Menschen in ihr Grab gehen lassen wie Blumen oder kriechendes Gewürm, ohne an seinem dunklen Altar den Tribut gebrochener Herzen von ihnen zu fordern. Der Dichter möchte mit dem eignen Leben das der Menschheit erkaufen; er wird gewissermaßen ihr Erlöser.

Für Shelley ist der Tod seiner Schrecken entkleidet. Er kann dem freien Geiste nichts anhaben; er ist nur der Sturm, der die Nacht des Lebens zerteilt. Die Betrachtung des Todes führt Shelley wieder auf den ewigen Juden. Er, der einzige, der aus dem Kelch des Todes nicht getrunken, ist nun ein Gefäß des unsterblichen Zornes, ein Sklave, der den vernichtenden Fluch, den er trägt, nicht als stolze Ausnahme empfindet, auf ewig über die Erde wandernd, einsam wie der verkörperte Tod. Selig, die da sterben.

Epochemachend wird „Alastor“ für Shelley's Dichtung wie für die englische Litteratur als der erste Ausdruck jenes sich Einlebens in die organische und unorganische Welt, jenes Aufgehens in der Schöpfung als Wesen unter Millionen gleichgeschaffener und gleichberechtigter Wesen. Im Windsorpark weilend und wandernd, gab Shelley sich, wie nie zuvor, rückhaltlos dem beglückenden Verkehre mit der Natur hin. „Er kannte den Namen jeder Pflanze und war mit der Geschichte und den Gewohnheiten von allem, was die Erde hervorbringt, vertraut“, sagt Mary; „er konnte, ohne je zu fehlen, jede Erscheinung des Himmels erklären“. Die Natur, die schöpferische, selbstthätige, in jeder Fiber vibrierende Kraft, wird gleichsam selbst zu einem Elemente seiner Dichtung; er schildert sie nicht, sie lebt und webt, tönt und leuchtet, entsteht und vergeht in seinen Versen.

Einzelne Blitze einer solchen lebendigen Auffassung elementarer Vorgänge fanden sich schon bei Chatterton, wenn er, z. B., zwei Wehre schildert, die sich zum wilden Kampfe erheben. Welle auf Welle stürzt in tosendem Lärm und funkelt in der Sonne. Und ist die Macht der Wehre vor den brechenden Wogen geschwunden, verkriechen sie sich wie Feiglinge in ihr schlammiges Bett [1]).

Bei der Seeschule war die Sehnsucht nach der Natur vorwiegend. Als das Wünschenswerteste auf Erden verspricht Coleridge seinem Kinde, daß es aufwachsen solle am Meeresstrande

[1]) „Battle of Hastings.“

an den Seen, an den Klippen uralter Berge, daß es die ewige Sprache vernehmen solle, die Gott, der große Weltenlehrer, in der Natur spricht [1]).

Bei Shelley ist diese Sehnsucht erfüllt, ist das Erstrebte zu einem selbstverständlichen Erbgut der Menschheit geworden. Er ist heimisch in der Natur; er versteht sie und wird von ihr verstanden.

Es giebt in der englischen Litteratur nur einen Dichter, der sich in schwärmerischer Tiefe des Naturgefühls mit Shelley vergleichen ließe, und das ist der auch als Kupferstecher berühmte William Blake (1757—1828), ein wilder und kühner Genius, von einem schönen poetischen Wahnsinne angehaucht, der da glaubte, schon in früheren Tagen einmal gelebt und die Freundschaft erlesener Geister genossen zu haben. Sein Jugendwerk „Poetische Skizzen" bekundete in diaphaner Lyrik metrische Kunst und tiefes Naturgefühl. Der Abendstern ist ihm des Abends holder Engel mit dem Strahlenhaare, der, wenn die Sonne zur Ruhe geht, der Liebe lichte Fackel entzündet, sich die Strahlenkrone auf's Haupt setzt und lächelnd auf das nächtliche Lager der Menschen herabblickt.

Die Morgenfrühe erscheint Blake als eine heilige Jungfrau, in reinstes Weiß gekleidet; sie öffnet das Himmelsthor und tritt heraus, die Dämmerung weckend, die im Himmel schläft.

Blake vernimmt das Lied der wilden Blume auf dem Felde, die nachts im Schoß der Erde schlief, und die nun, da sie in's Morgenlicht tritt, selbst rosig wie der Morgen, Freude sucht und Verachtung findet.

Mit einer tiefen Frömmigkeit und außerordentlichen Zartheit paarte sich in Blake ein revolutionärer Geist, der ihm Sätze eingab wie diesen: „Die Gefängnisse sind aus den Steinen des Gesetzes erbaut und die Bordelle aus den Ziegeln der Religion". Mit den Jahren aber gewann eine vergeistigte Naturschwärmerei völlig in ihm die Oberhand. Sein Geist nahm mehr und mehr einen mystischen Schwung. Sein Hauptwerk „Das Buch von Thel" (1789) schildert die Klage der jüngsten Tochter der Seraphim über die Vergänglichkeit alles Irdischen, über das spurlose, nutzlose Dahinschwinden alles Lebenden. Aber während sie klagt, trifft ihr Blick den Wurm, der

[1]) „Frost um Mitternacht."

hilflos, nackt, weinend wie ein Kind, in den Blättern der Lilie ruht, und er belehrt sie, daß kein Ding um seiner selbst willen, sondern nur für andere und in anderen lebt; daß Gott alle Wesen in gleicher Liebe umfängt und jedem eine unvergängliche und unentreißbare Krone gegeben. So verkündet Blake das Evangelium der Natur- und Menschenliebe; aber in religiöse Mystik verloren, gelangt er grübelnd zu der Erkenntnis: der Mensch solle nicht fragen, wo ihm nicht Antwort wird, und er tritt in Gegensatz zu Shelley, dem kein Schritt zu kühn, keine Bewegung zu gefährlich scheint, wenn es gilt, sich dem verschleierten Bilde zu nahen. Die Natur ist seine Sibylle, seine Egeria, und sie entschleiert sich ihm, ihrem glühenden Anbeter und Freund.

Jeder Wurm, jedes Blatt hat bei Shelley eine Individualität, er kennt sie alle persönlich. Und doch ist es nicht, als ob er ihnen diese Persönlichkeit liebe; er besitzt gleichsam nur die Organe, ihre Eigenart zu sehen und zu hören.

Scott hatte im „Letzten Minstrel" einen Versuch gemacht, die unbeseelte Natur in den Kreis der menschlichen Interessen zu ziehen. Fluß und Berg, oder vielmehr die Geister, die in ihnen hausen, pflegen Zwiesprach über das Schicksal der unglücklich liebenden Margaretha. Bei Shelley handelt es sich nicht um Geister und Spukgestalten; jedes Tier, jeder Stein, jedes Lüftchen hat, wie der Mensch, Seele und Leben, und sie alle bilden einen Freistaat, in dem der Mensch keineswegs übergewaltig hervorragt.

Erde, Luft und Meer sind ihm — wie dem heiligen Franz von Assisi, den er doch kaum gelesen, — geliebte Brüder, die ihn wieder lieben. Sie alle haben eine gemeinsame große Mutter, die Mutter dieser unerforschlichen Welt. Der Dichter blickt in den Abgrund ihrer tiefen Heimlichkeiten; ein Hauch von ihr gibt seinem Liede Einklang mit der Bewegung des Windes und der See, dem Rauschen der Lüfte und der Stimme der lebendigen Wesen, den in einander klingenden Hymnen des Tages und der Nacht und dem tiefen Herzen des Menschen. So stehen ihm die Aeußerungen belebter und unbelebter Wesen auf gleicher Stufe; er achtet sein Lied nicht höher als das, welches Meer und Sturm singen. Sie lassen gewaltige, süße, rätselvolle Weisen ertönen wie der Mensch, ja vielleicht größere und gewaltigere als er. Fast dünkt es den Dichter Vermessenheit, sich als

Gleichberechtigten in die große Gemeinschaft aller Wesen zu reihen; er bittet Erde, Luft und Meer, ihm sein Erkühnen zu vergeben und ihm die altbewährte Gunst zu gönnen.

In „Alastor“ waltet die Natur in einer Macht und Schönheit, die auch Shelley kaum jemals übertroffen hat. Er gibt keine Naturbeschreibung wie die Seedichter, keine Naturreflexion wie Gray, der in thränenseliger Begeisterung Poesie und Religion in jedem Sturzbache und jeder Klippe herausgefühlt. Wenn Shelley hier an ein Vorbild anknüpft, so ist es das unvergängliche Milton's, dessen unermüdlicher Schüler er zeitlebens blieb. Seit Milton hatte kein Dichter solche Landschaftsbilder gebracht, die gleichzeitig der Natur abgelauscht und von der Phantasie diktiert waren, von einer Phantasie, die an Größe, Kühnheit und Kraft der Ueberzeugung der Natur ebenbürtig war.

Shelley schildert den Schneeberg nicht; nein, die Lavine entsteht, wächst, stürzt vor unseren Augen. Die Natur ist handelnd eingeführt in ihrem fortwährenden Entstehen und Vergehen. Mit dem naiven Staunen des Kindes, dem hinwiederum auch das Wunderbarste natürlich scheint, sieht der Dichter dem ewigen Werden und Sterben zu.

Im „Letzten Minstrel“ findet Scott es nötig, sich wegen der Kühnheit des Bildes zu entschuldigen, das die Natur um den toten Sänger trauernd einführt. Er hält eine Erläuterung für geboten. Nicht, daß die unbelebten Dinge trauern könnten, aber Strom und Wald und Thal stimmen scheinbar in die Klage derer, die, sonst längst vergessen, in des Dichters Sange leben. Für Shelley läge hier überhaupt kein Bild vor, sondern eine einfache, selbstverständliche Wahrheit. Fluß und Feld sind Geschöpfe wie wir; sie können trauern und heiter sein wie wir.

Im Walde, z. B., umwinden die Schlingpflanzen wie in Regenbogen und Feuer gekleidete Schlangen die grauen Stämme der Bäume und befestigen mit ihren Ranken den Bund vermählter Zweige, wie der sanfte, unschuldsvolle Blick aus den Augen spielender Kinder die Herzen der Liebenden noch enger umschlingt.

Im dunkeln Thal, wo ein Wald von Bisamrosen und Jasmin einen Duft ausströmt, der die Seele löst und holde Heimlichkeit hervorlockt, halten die Stille und die Dämmerung, Zwillingsschwestern,

ihre Mittagsrast, unter dem Schatten der Sträucher schwebend wie halb sichtbare Nebelgestalten.

Ein Flüßchen plätschert durch grüne Waldesschlucht mutwillig zu Thal. Es gleitet mit dumpfer Harmonie durch's Moos, es tanzt über die glatten Steine, lachend wie die Kindheit, und durchzieht dann die Ebene mit ruhigem Wanderschritte, jedes Gras, jede Knospe spiegelnd, die sich über seinen Frieden neigen. Der Dichter redet es an: „O Fluß, dessen Quellen so unerreichbar tief", sagt er, „wohin fließen deine stillen Wasser? Du gleichest meinem Leben. Deine dunkle Ruhe, deine lauten, tiefen Schlünde, dein unerforschter Quell, dein unsichtbarer Lauf, (der Fluß strömt eine Weile unterirdisch fort) sie alle haben ihr Abbild in mir."

Mit diesen Worten legt Shelley selbst den Finger auf den leitenden Gedanken der Dichtung, die das Leben einer Stromfahrt in schwankem Boote vergleicht. Eine alte landläufige Allegorie. Aber die unpoetischste aller Dichtarten wird unter seinen Händen zu höchster Poesie. Die Kälte, die ihr anhaftet, setzt sich in Glut um, ihre Abstraktheit in tief empfundene, wesenhafte Wirklichkeit; sie wird zum Symbole und scheint aus dem Stoffe, aus denen die Völker ihre Mythen bilden.

Aesthetiker wie Robert Vischer und Johannes Volkelt weisen nach, daß der symbolischen Thätigkeit ein pantheistischer Hang des menschlichen Geistes zu Grunde liege. Shelley, seinem innersten Wesen nach Pantheist, wenn auch sein eigenes religiöses Bekenntnis noch vielfach schwankte, war zur Symbolik mithin schon durch diesen ausgeprägten Hang vorbestimmt. Er supponiert allem, was ihn umgiebt, eine Persönlichkeit; alles ist um seiner selbst willen da. Er trägt keinen abstrakten Gedankengehalt in ein Objekt, so, daß er sich wieder ausscheiden ließe, sondern Sinn und Bild werden völlig als eins geschaut, so völlig in eins verschlungen, daß sie wie Seele und Körper einen Organismus mit einander bilden.

Aeußerlich mochte die Bootfahrt im „Alastor" durch die Bootfahrt in „Thalaba" angeregt sein, für die Shelley von jeher eine Vorliebe hatte. Seine Rheinfahrt in dem leichten Schiffe, das sich kunstvoll zwischen Wirbel und Felsen hindurchwand, und sein Ausflug auf der Themse boten manche persönliche Erinnerung, die der Anschaulichkeit des Geschilderten zu Gute kam.

Das Schifflein des Dichterjünglings gleitet aus dem Meere in die Strommündung, und stromaufwärts geht es dem verborgenen Quell entgegen. Eine Anspielung auf das Leben des Forschers und Denkers, der aus dem Meere des allgemeinen Daseins zu dessen Ursprung vorzudringen sucht. Doch der Jüngling stirbt, bevor er an den Quell gelangt. Das erstrebte Ziel ist unerreichbar.

Der Tag ist hell und sonnig, Himmel und See schlürfen seinen belebenden Glanz, als der Jüngling, dem mächtigen Zuge seiner Seele folgend, das Boot besteigt. Er hängt seinen Mantel als Segel an den kahlen Mast, und der Nachen gleitet über die glatte Meeresfläche wie eine Wolke. Dann jagt ihn der Sturm durch die weißgefurchte wilde See. Aber das Boot fliegt, als wäre die Gestalt, die es trägt, ein Gott der Elemente. Ruhig und freudig sitzt der Dichter in dem schwanken Fahrzeuge. Die Genien des Sturmes sind seine Diener, eigens bestellt, ihn zum Lichte jener geliebten Augen zu führen, die er sucht. Um Mitternacht geht der Mond auf; die zerklüfteten Berge des Kaukasus ragen in das Meer, das Boot gleitet in eine Grotte und treibt langsam durch die Windungen der Höhle. Ein jäh eindringender Wassersturz packt es und zieht es in seine Wirbel. Wird es sinken? fragt angstvoll der Dichter. Doch die Gefahr geht vorüber; ein sanfter Westwind schwellt die Segel, und die Barke gleitet zwischen Moosbänken unter grünen Waldeslauben dahin. Der Dichter steht auf gutem Fuße mit Wind und Wetter, sie haben ihm nichts an. Der Tod kommt ihm nicht von außen; er stirbt, weil das Leben in ihm versiegt.

Die Blankverse des „Alastor“ sind von einer selten erreichten Majestät und einem musikalischen Zauber, die Shelley's beginnende Meisterschaft in der Handhabung des Versmaßes ankündigen.

Mit „Alastor“ erschienen elf andere Gedichte.

1. Eine ziemlich freie Uebersetzung von Dante's Sonett an Guido Cavalcanti, das ebenfalls von einer Bootfahrt handelt. Der Dichter möchte mit Guido und Beppo ein magisches Schiff besteigen, das sie überall hintragen sollte, wohin ihr Geist nur schweift; kein Wechsel, kein böser Zufall dürfte die Reise stören, die die Gesellschaft teurer Damen und anregende Gespräche verkürzen sollten.

Das Gegenstück zu diesem Gedichte, Cavalcanti's Sonett an Dante, übersetzte Shelley gleichfalls, ohne es jedoch zu ver-

öffentlichen. Cavalcanti spricht darin von der Wandlung, die sich in dem Dichter vollzogen. Einst hätte er die Menge der blinden, irrenden Menschen verachtet; damals habe Cavalcanti Dante's hohe Lieder geliebt, so lange er sich selbst und ihm treu war. Nun fordert er ihn auf, seine Mahnung zu beherzigen und von dem falschen Geiste abzulassen. Bei der Uebertragung dieser Verse hatte Shelley offenbar Southey und Wordsworth im Auge, obzwar er Southey ein Exemplar der Gedichte als Zeichen seiner Hochschätzung als Mensch wie als Dichter schickte.

2. „An Wordsworth“ ist überdies ein Gedicht der Sammlung gerichtet. Der Dichter, der an den Kriegsereignissen zu Anfang des Jahrhunderts so lebhaften Anteil genommen, der die Freiheitskämpfe der Tyroler und Schill's Tod besungen, neigte nun mehr und mehr zu jener reaktionären Gesinnung, die ihn allmälig zu einem Gegner der Katholikenemanzipation und einem Verherrlicher der Episcopalen Kirche machte. Wordsworth habe Thränen vergossen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, sagt Shelley; ihn selbst schmerze weit mehr als dieses allgemeine Leid jenes andre, daß er Wordsworth, der einst ein Stern in winterlicher Mitternacht geglänzt, nicht mehr als denselben erblicke, der er früher gewesen.

3. Die siebente Idylle des Moschos „Wechselwünsche (ἐυχαί ἀμοιφᾶιαι) deren Inhalt ein Abwägen der Vorteile des Land- und Seelebens ist, übertrug Shelley in Sonettenform. Der Dichter liebt das Meer, wenn ein sanfter Wind die blaue Fläche kräuselt, und zieht das Land vor, sobald der Sturm die grauen Fluten bäumt.

4. „Der Weltgeist“ (The Daemon of the World), ein Fragment, ist nichts anderes als der erste und ein Teil des zweiten Gesanges der „Königin Mab“, vollkommen überarbeitet, mit sorgfältiger Ausscheidung aller polemischen und didaktischen Stellen. Wie aus einem von H. B. Forman aufgefundenen korrigierten Exemplare der „Königin Mab“ hervorgeht, bearbeitete Shelley in gleicher Weise auch den achten und neunten Gesang, während er aus den dazwischen liegenden nur wenige Zeilen herübernahm. Sie sollten den zweiten Teil des „Weltgeist“ bilden, wurden aber nicht mehr von ihm veröffentlicht. Von dem ursprünglichen Text unterscheidet er sich dadurch, daß aus der Fee ein Weltgeist geworden. Zwei Jahre nach der Abfassung

der „Königin Mab“ zeigte Shelley auf diese Weise selbst, was er in seiner Dichtung würdig halte, als wahre Poesie fortzuleben.

5. „Aberglaube“ (Superstition), ist ebenfalls ein Bruchstück aus „Königin Mab“, die Apostrophe an den religiösen Glauben, seine Geschichte im Kinder-, Knaben- und Mannesalter, ohne eigentlichen Abschluß.

6. Das Rätsel des Todes beschäftigt Shelley in den 1812 oder 1813 entstandenen schönen Versen „Ueber die Worte des Ekklesiasten“: ‚Es ist nicht Arbeit, noch Glaube, noch Gedanke, noch Weisheit in dem Grabe, dahin du gehst‘. Die Erde ist die Mutter alles dessen, was wir fühlen und sehen, sagt der Dichter; schaudervoll ist der Gedanke des Todes dem Geiste, den kein stählerner Nerv aufrecht hält. Er gerät auf eine eigentümliche Vorstellung: alles, meint er, werde im Grabe sein, doch Auge und Ohr werde es nicht mehr empfinden. Und er fragt:

„Wer erzählt von dem stummen Tode die Mähr?
Wer hebet den Schleier der Zukunft ab?
Wer malet der Schatten bleiches Heer,
Das die Gruft bevölkert unter dem Grab?
Wer bringt die Hoffnung auf künftiges Sein
Mit der Furcht und Liebe des Jetzt überein?“

7. Eine milde Grabesstimmung kommt in dem „Sommerabend auf dem Kirchhofe“ (A Summer Evening Churchyard, Lechlade, Gloucestershire) zum Ausdrucke. Die ersten Strophen muten fast wie eine Elegie unseres Matthison an. Sie erinnern an Gray und noch mehr an dessen Nachahmer Chatterton. Allein plötzlich tritt Shelley's eigenstes Selbst hervor. Dunkel umgiebt ihn, ein schriller Ton, halb Empfindung, halb Gedanke, dringt auf ihn ein, aus den wurmigen Betten all der lebendigen Wesen ringsumher kommt eine schreckliche Stille, die sich mit der ruhigen Nacht und dem stummen Himmel verbindet. Shelley empfindet die Verwesung der Toten, die ihm lebendige Wesen in wurmigen Betten sind.

„So feierlich und sanft ist wohl der Tod gelind
Und aller Schrecken bar gleich dieser heiteren Nacht;
Hier könnt' ich hoffen wie ein unerfahrnes Kind,
Das auf den Gräbern spielt, daß uns des Todes Macht
Ein süß Geheimnis birgt, daß seinen Schlaf, den atemlosen,
Der Träume lieblichste bewachen und umkosen.“

8. und 9. Die düsteren Gedichte „Δακρύει διοίσω“ und „Stanzen 1814“ („Hinweg, hinweg, schwarz unter'm Monde“) sind bereits genannt. Aus derselben Zeit dürfte auch das schwermütige

10. „Unbestand“ (Mutability) stammen.

„Des Menschen Gestern ist dem Morgen nicht verwandt,
Und nichts besteht auf Erden als der Unbestand.“

11. „Empfindungen eines Republikaners bei Bonaparte's Fall“ (Feelings of a Republican on the Fall of Bonaparte) ist das einzige politische Gedicht der Sammlung. Alle englischen Dichter beschäftigten sich mit Napoleon, den meisten rang er trotz ihrer geringen Sympathie für Frankreich Bewunderung ab. Die Seeschule feierte ihn; Coleridge prophezeihte ihm (1811), daß sein Sohn in der Verbannung sterben werde, und wurde dafür von ihm geächtet. Byron widmete ihm 1814 eine Ode, in der er beklagt, daß Napoleon nicht zu sterben wußte, als seine Größe zur Neige ging. Er nennt ihn den neuen Sesostris, den Helden, der um Königreiche spielte, dessen Einsatz Throne, dessen Tisch die Erde, dessen Würfel menschliche Gebeine waren. Shelley ist in seinem Tyrannenhasse blind für Napoleon's Größe. Er schilt ihn, sonderbar genug, „einen Sklaven, gänzlich ohne Ehrgeiz“. Ehrgeiz bedeutet ihm nur das Streben nach den idealen Gütern geistiger Vervollkommnung, folglich eine edle und rühmenswerte Eigenschaft. Er würde frohlocken über Napoleon's Fall, wäre nicht die Erkenntnis, daß die Tugend einen schlimmeren Feind habe als den Tyrannen: nämlich die alte Gewohnheit, das legalisierte Verbrechen, den blutdürstigen Glauben.

Das Bändchen „Alastor und andere Gedichte“ fand keinen Absatz und ging ziemlich unbemerkt vorüber.

Gleichzeitig mit dieser Dichtung hatte Shelley mehrere philosophische Abhandlungen geschrieben, die jedoch alle unvollendet blieben und erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden.

Ein Aufsatz „Ueber die Todesstrafe“ [1]) (On the Punishment of Death) befürwortete auf's lebhafteste ihre Abschaffung, Godwin'sche Argumente zu Grunde legend.

In den „Metaphysischen Spekulationen“ [1]) (Speculations

[1]) Essays and Letters from abroad, Translations and Fragments by P. B. Shelley, edited by Mrs. Shelley 1840.

on Metaphysics) bekennt Shelley sich zu der Ansicht, daß Gedanken und sinnliche Wahrnehmungen nur dem Grade, nicht aber der Art nach verschieden seien.

Er bespricht die Natur der Träume und bringt ein Beispiel aus seinem Leben: wie er in Oxford mit einem Freunde im Herbste spazieren gehend, zu einer Windmühle kam, die auf einer mit Steinmauern umgebenen Wiese stand. Graue Wolken überzogen den Abendhimmel, in der Ferne lag eine niedrige Hügelkette; eine zahme, uninteressante Zusammenstellung von Gegenständen. „Der Eindruck, den sie auf mich hervorbrachten," fährt er fort, „war ein unerwarteter. Ich erinnerte mich plötzlich, eben dieselbe Szene vor langer Zeit im Traume gesehen zu haben." An dieser Stelle bricht das Fragment ab, und es folgt die Anmerkung: „Hier war ich genötigt aufzuhören, von durchbohrendem Grauen überwältigt." Und Mary fügt in ihrer Ausgabe der nachgelassenen Werke hinzu: „Ich erinnere mich wohl, wie er, nachdem er dies geschrieben, bleich und verstört zu mir kam, um im Gespräche Zuflucht zu suchen vor der schrecklichen Erregung, die ihn überwältigt hatte."

So hatte Shelley schon in „St. Irvyne" Wolfstein, nachdem er ein Gedicht geschrieben, das Blatt, „von plötzlichem Schauder gepackt", zerreißen lassen; ein Zug, dem sicherlich bereits Selbsterfahrung zu Grunde lag.

Nach Mary's Mitteilungen beabsichtigte Shelley, noch eine populäre Abhandlung über die Moral zu schreiben. Er wollte zeigen, daß die Tugend in der Natur des Menschen begründet, die Erfüllung ihrer Gesetze nichts andres sei als ein Handeln nach den Prinzipien, aus welchen das Glück entspringt. Aus diesem groß angelegten Plane sind die „Moralischen Spekulationen" [1]) (Speculations on Morals) hervorgegangen.

Ihr Standpunkt ist ein durchaus eudämonistischer. „Gut" heißt, was Freude erzeugt, „schlecht," was Leid erzeugt; eine moralische Handlung ist die, welche der größten Anzahl empfindender Wesen die höchste Freude bereitet. Gerechtigkeit und Wohlwollen bringen die Tugend hervor, und beide entstammen den elementaren Gesetzen des menschlichen Geistes.

[1]) Essays and Letters from abroad, Translations and Fragments by P. B. Shelley, edited by Mrs. Shelley 1840.

Das kleine Fragment „Ueber einen künftigen Zustand“ [1]) (On a future State) nennt es eine thörichte Anmaßung, zu glauben, wir könnten in einer uns jetzt völlig unbegreiflichen Weise fortfahren, zu sein. So wenig wir vor unserer Geburt existierten, so wenig können wir nach dem Tode fortleben. Mit den sinnlichen Organen werden auch die geistigen Operationen vernichtet, die auf ihnen beruhen. „Wenn du entdeckt hast, wo die frischen Farben der verwelkten Blumen wohnen oder der Klang der zerbrochenen Leier, dann suche Leben bei den Toten!“ Der Wunsch, ewig zu sein, was wir sind, und der Widerwille gegen einen heftigen unbekannten Wechsel, bildet die geheime Ueberredungskunst, der der Glaube an einen künftigen Zustand sein Dasein verdankt.

Aus seinen wissenschaftlichen Betrachtungen zog Shelley stets das Ergebnis, daß wir im Tode auf nichts mehr zu hoffen hätten; aber diese Erkenntnis widersprach seiner Phantasie, der ein leidenschaftlicher Unsterblichkeitsglaube unausrottbar eingewurzelt war. Je nachdem er dichtete oder philosophierte, erlangte bald die eine, bald die andere Ueberzeugung in ihm das Uebergewicht.

Von einem Aufsatze „Die Wiederbelebung der Litteratur“ (On the Revival of Literature) sind nur wenige Seiten vorhanden, welche den Verfall der Dichtkunst in den ersten Zeiten des Christentums behandeln und wahrscheinlich als Einleitung zu einer Abhandlung über die Renaissance dienen sollten [2]).

Der wichtigste unter diesen kleinen Aufsätzen ist der „Essay über das Christentum“ [3]) (Essay on Christianity) Shelley ist von den Angriffen auf Christus und das Christentum, welche die Anmerkungen zur „Königin Mab“ enthielten, zurückgekommen. Christus steht ihm nunmehr neben Sokrates und Plato als einer der erhabensten, weisesten, liebevollsten Lehrer der Menschheit und als Verkünder demokratischer Grundsätze. Seine Lehren bezweckten die Abschaffung der künstlich gemachten Unterschiede zwischen den Menschen, insofern die Nächstenliebe, insofern Wissenschaft und Wahrheit zur Abschaffnig jener Unterschiede beitragen können. Wie alle bedeutenden

[1]) Essays, Letters etc. 1840. Ein Bruchstück erschien im „Atheneum“ vom 29. September 1832 unter dem Titel: „Betrachtungen über den Tod“.

[2]) Atheneum, Shelley-Papers 1832.

[3]) Shelley-Memorials by Lady Shelley, 1859.

Lehrer der Philosophie hat Christus gegen den verderblichen Aberglauben der Wiedervergeltung gepredigt. Er sagte nichts Anderes, als was die vorzüglichsten Dichter und Philosophen gesagt, nämlich, daß die Tugend ihr eigener Lohn sei. Aber die Ausdrücke, die er benützte, waren verstärkt durch die Energie des Genius und den überströmenden Enthusiasmus des Dichters. Gott wurde von Jesus betrachtet, wie dieses mysteriöse Prinzip von jedem Dichter und jedem Philosophen betrachtet werden muß. Er bezeichnete mit dem verehrungswürdigen Worte Gott jenen herrschenden Geist, der alle Kräfte der moralischen und materiellen Welt in sich vereinigt und jegliches zu der reinsten und vollendesten Form herangebildet hat, die seiner Natur erreichbar ist. Gott ist die Quelle alles Guten, der ewige Feind alles Leidens und Uebels, die unwandelbare Ursache heilsamer Vorgänge in der materiellen Welt. Gott ist mit freiem Willen begabt. (Wie weit dies buchstäblich, wie weit als Metapher zu verstehen, lasse Christus unerörtert.) Gott vereinigt in sich alles, was menschliche Vollkommenheit ausmacht, und der Mensch erfüllt Zweck und Trieb seiner Natur, indem er ihm ähnlich wird.

Auch für seine Hoffnung auf einen künftigen Zustand findet Shelley in Christus einen freundlichen Anwalt. Wir sterben, sagt Christus, wir erwachen von der Pein der Krankheit, und die Glückseligkeit des Paradieses umgiebt uns, Leid und Uebel sind auf ewig verschwunden. Wir sehen Gott und sehen, daß er gut ist. Welch ein entzückendes Bild, selbst wenn es nicht wahr wäre! ruft Shelley aus.

Was ihm an dem jetzigen Christentum tadelnswert und vergänglich erscheint, fällt seinem großen Stifter nicht zur Last. Die herrschende Religion hat die erhabensten Ausbrüche eines begeisterten Genius in todesartige Apathie verwandelt. Doch nur ein kalter Geist kann annehmen, daß Lehren, wie Jesus Christus sie verkündete, bestimmt seien, das Schicksal und die Vernichtung dieser volkstümlichen Religion zu teilen.

In der milden Duldung und poetischen Klärung, die Shelley jetzt in Dingen bekundet, welche er sonst mit Gehässigkeit behandelte, äußert sich der Einfluß Spinoza's, den er mit Fleiß und Liebe studierte.

Von dem in Widerspruch zu seiner Natur stehenden Atheismus wird er durch Spinoza unvermerkt zu seinem wahren Bekenntnis, dem

Pantheismus, hinübergeleitet. Es besteht eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen Shelley und Spinoza. Viele von Spinoza's Hauptlehren hatte Shelley verkündet, lange, ehe er sie bei seinem Meister las.

Der freie Mensch ist derjenige, welcher nur nach den Gesetzen der Vernunft handelt, niemals arglistig, stets aufrichtig, dankbar, voll Liebeseifer, dem Nächsten wohlzuthun. Die Vervollkommnung der Vernunft ist des Menschen höchstes Glück, denn Glückseligkeit ist Zufriedenheit des Geistes, und diese entspringt der intuitiven Erkenntnis Gottes. Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst. Nach der Leitung der Vernunft leben, heißt frei sein und glückselig leben. Alle diese Lehren Spinoza's waren auch von frühauf Shelleys Ueberzeugung, und umgekehrt hätte mancher seiner Sätze in den Irischen Schriften und den philosophischen Abhandlungen von Spinoza verfaßt sein können, besonders die auf den Glauben bezüglichen. Denn Shelley glaubte mit der Hingebung eines religiösen Herzens an ein etwas, das er nicht mit Namen zu nennen wußte. Das Beste in Allem war ihm Gott.

Zu seiner Uebung im Deutschen übersetzte er um jene Zeit den „Faust“, eine Arbeit, an die er später wiederholt von Neuem ging, ohne sich jemals darin genug thun zu können. Von diesem ersten Versuche liegen zwei Fragmente vor; (Szene mit dem Erdgeist und vor dem Thore) sie sind in ungelenker Prosa abgefaßt und geben nicht immer den Sinn des Originals wieder.

Vierzehntes Kapitel.

Zweite Reise in die Schweiz. Lord Byron. „Hymne an die Intellektuale Schönheit."

William Shelley's Geburt. Erbschaftsangelegenheiten. Reisepläne. John William's Besuch. Die unbekannte Dame. Claire's und Byron's Reise in die Schweiz. Mary's Schilderung von Genf. Shelley und Byron. Byron's Helden und Heldinnen. Diodati. Mont Allègre. Shelley's Einfluß auf Byron. Polidori. Umseglung des Genfersees. Shelley's Reiseberichte. Rousseau. „Hymne an die Intellektuale Schönheit." Ausflug nach Chamouni. Brief an Peacock. „Der Mont Blanc." M. G. Lewis. Gespenstergeschichten. „Frankenstein." Fanny's Schwermut. Rückkehr.

Am 24. Januar 1816 wurde in Bishopsgate Mary's und Shelley's ältester Sohn, ihr Liebling William, geboren. Obzwar das Kind nach Godwin benannt ward, weigerte sich der strenge Philosoph doch nach wie vor, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Es mußte Shelley sonderbar berühren, daß der Mann, dessen Ansichten über die Ehe so entscheidend auf die Gestaltung seiner eigenen Prinzipien gewirkt hatten, ihn nun, da aus der Theorie Praxis geworden, wie einen leichtsinnigen Verführer behandelte. Aber er fügte sich in alles, was von Godwin kam, und ertrug den gereizten und anmaßenden Ton seiner Briefe in unwandelbarer Langmut und Ergebenheit. Trotzdem Shelley's That „das große Unglück seines Lebens war", stand Godwin nämlich in regem Briefwechsel mit ihm. Die Erbschaftsangelegenheit besaß für den stets in Schulden steckenden Philosophen wesentliches Interesse. Godwin war der Ansicht, ein Mann, der für den Fortschritt der Erkenntnis arbeite wie er, müsse von denen erhalten werden, die mit seinen Ansichten übereinstimmten; und Shelley ließ sich immer wieder bereit finden, auch unter den schwierigsten Verhältnissen Geld für ihn aufzutreiben.

Als die langwierigen Verhandlungen über die Erbschaftsangelegenheit nun endlich zum Abschluß kamen, war das Resultat für Shelley ungünstig. Die gerichtliche Behörde erklärte den zwischen ihm und Sir Timothy vereinbarten Verkauf seines Erstgeburtsrechtes für unstatthaft. Es wurde ihm eine Jahresrente von 1000 Pfd. zugesprochen, wovon 200 direkt an Harriet gesandt wurden, sodaß für diese, da sie auch die 200 Pfd. von ihrem Vater weiter bezog, nun hinlänglich gesorgt war. Außerdem bezahlte Sir Timothy die Schulden seines Sohnes, eine erhebliche Summe, mit der Shelley für Godwin gutgesagt, inbegriffen. Godwin nahm das Geld als einen selbstverständlichen Tribut, lehnte aber weiter jeden persönlichen Verkehr ab.

In Mary und Shelley ward das Gefühl der Vereinsamung und des Ausgestoßenseins immer lebendiger und unerträglicher. Am 21. Februar schreibt Shelley an Godwin: „Ich werde vielleicht, während meine Kinder klein sind, dem Vorurteile nachgeben, das in meinem Vaterlande herrscht, indem ich mich und Mary vor der Verachtung schütze, die wir so ungerecht erdulden. Ich denke darum gegenwärtig nur daran, mich in Cumberland oder Schottland niederzulassen. Sind die Nachteile einer einsamen und traurigen Lage für meine Kinder zu groß, so bleibt ein Exil der einzige Ausweg, sie vor der Ungerechtigkeit zu schützen, die wir verachten könnten."

Der Gedanke, in der Fremde wohlfeiler leben zu können, gab den Reiseplänen neue Nahrung, und zeitweilig gesellte sich zu den übrigen Beweggründen noch eine phantastische Angst, daß sein Vater und sein Oheim ihm nach der Freiheit trachteten.

Peacock berichtet, daß ihm Shelley häufig von dem Besuche eines Mr. John Williams aus Tremadoc erzählte, der ihn vor Sir Timothy warnte. Peacock hielt den ganzen Besuch für eine Halluzination, über die er lächelte. Er sagt: „ich glaube diese Halluzinationen hätten sich nicht so oft wiederholt, wäre man ihnen immer mit gleichem Skeptizismus begegnet". Ein Besuch von Mr. Williams, mit dem Shelley seit Tremadoc in brieflichem Verkehre geblieben und dessen Schuldner er auch war, wäre an sich nichts Unmögliches oder auch nur Unwahrscheinliches. Aber am 27. Februar schreibt Shelley an Godwin: „Ich wurde diese Nacht von einem hitzigen Fieber überfallen, und mein Zustand erfordert Ruhe, um

ernstere Folgen zu verhüten". Nach dieser Mitteilung erscheint Peacock's Ansicht nicht mehr als rundweg unmöglich. Die Wahrheit liegt vermutlich in der Mitte. Der Besuch des Mr. Williams wird stattgefunden haben, seine Warnung vor Sir Timothy und Shelley's Angst aber werden Ausgeburten seines hitzigen Fiebers gewesen sein. Vielleicht spielte seine krankhaft erregte Phantasie auch bei einem anderen Besuche eine Rolle, von dem Medwin erzählt. Am Vorabende vor Shelley's Abreise, berichtete er, sei eine junge schöne, vornehme verheiratete Dame, deren Namen er kenne, bei dem Dichter erschienen. Sie habe ihm ihre Verehrung für den Verfasser der „Königin Mab" ausgedrückt, sich ihm als eine begeisterte Anhängerin seiner Ideen zu erkennen gegeben und ihm gestanden, daß er der Gegenstand ihrer Träume sei. Alles Ankämpfen gegen ihre Leidenschaft wäre vergeblich; sie komme nun, um Shelley sich selbst und ihr Vermögen zu Füßen zu legen. Sie wolle ihren Angehörigen und Freunden entsagen und ihm durch die Welt folgen. Shelley, fährt Medwin fort, habe ihr darauf in schonender Weise auseinandergesetzt, daß sein Herz bereits gebunden sei, und daß er ihres Geldes nicht bedürfe.

Der unbestimmte Drang in die Ferne erhielt ein Ziel durch Claire Clairmont, die Shelley bestürmte, sie nach Genf zu geleiten. Sie war von ihrer Sommereinsamkeit in Lynmouth im Winter wieder zu Mary und Shelly zurückgekehrt, weilte aber öfters als Gast ihrer Eltern in London. Sie hatte jetzt den Plan gefaßt, sich dem Theater zu widmen, eine Laufbahn, auf die ihre schöne Erscheinung, ihr wohlklingendes Organ, ihre Unternehmungslust und zum guten Teil auch ihre Neugier, Lord Byron kennen zu lernen, sie hinwiesen. Byron stand damals an der Spitze des Drurylane-Theaters, und Claire stellte sich ihm vor. Es war die Zeit seiner unbestrittenen Herrschaft über die Londoner Gesellschaft. Seine Gattin hatte sich kurz vorher aus unbekannten Gründen von ihm getrennt. Byron betrauerte ihren Verlust. „Der Mißgriff und das ganze Unglück kam ohne unser Verschulden", schrieb er an Moore, „denn — selbst in der Drangsal dieser bitteren Tage muß ich es zugeben — ich glaube nicht, daß es jemals ein besseres, gütigeres, liebenswürdigeres und angenehmeres Wesen gab als Lady Byron. Ich hatte ihr keinen Vorwurf zu machen, so lange sie bei mir war, und ich werde es nie zu thun

haben. Aller Tadel trifft mich, und kann ich es nicht sühnen, so muß ich es ertragen.“ Um seinen Gram zu betäuben, stürzte er sich in den tollsten Strudel des geselligen Lebens; zu seinem Dichterruhm und dem Aufsehen, das seine geheimnisvollen häuslichen Verhältnisse erregt, gesellten sich nun die übertreibenden Gerüchte der Ausschweifungen, denen er sich hingab; kaum jemals war eine Privatperson in solchem Maße der Gegenstand des allgemeinen Interesses gewesen. Byron zählte 28 Jahre; er sah sich von Mädchen und Frauen aus allen Ständen umschwärmt, die Weiberherzen flogen ihm zu, er brauchte unter den Schönsten und Höchstgestellten nur zu wählen. Und unter den zahlreichen, die seine Wahl traf, gefiel ihm auch die dunkeläugige Claire mit den feingeformten Händen und Füßen und der südländischen Glut der Empfindung. Sie aber, neunzehnjährig und durch die Schule der „Politischen Gerechtigkeit“ und der „Königin Mab“ gegangen, überließ sich blindlings einer Liebe, die von dem glänzenden Zauber der Romantik umflossen war und ihrer Excentricität wie ihrer Eitelkeit zusagte. Es schmeichelte ihrem Ehrgeize, von dem größten Dichter der Zeit geliebt zu werden und ihm, der mißverstanden, voll Stolz und Verachtung und dennoch unglücklich durch die Welt schritt, etwas sein zu können. Wenn sie sein zerstörtes Gemüt erheiterte, da die eigene Frau ihn kalt und schnöde verlassen hatte, war es weniger zu rechtfertigen als Mary's Zusammenleben mit Shelley?

Und doch fürchtete sie die Mißbilligung der Ihren. Niemand ahnte, was nun den Inhalt ihres Lebens ausmachte. Sie hielt selbst ihre Bekanntschaft mit Byron geheim, seine Briefe nach Genf erbat sie sich postlagernd unter fremdem Namen. Sie wollte noch vor Byron, der sich zu einer großen Reise anschickte, in der Schweiz sein und dort mit ihm zusammentreffen. Mit der Inscenesetzung ihrer heimlichen Pläne hatte sie bei Shelley leichtes Spiel.

Am 25. April 1816 verließ Byron London und reiste von Ostende durch Flandern über den Rhein, wo er die fälschlich an seine Schwester gedeuteten vier Strophen („Childe Harold“, III, 5) vielleicht an Claire schrieb, „die liebende Seele, mit der seine eigene verschmelzen möchte, bei der in süßen Stunden seine Gedanken weilten“. Aber auch das „Fare thee well“ an seine Gattin entstand auf dieser

Reise zu dem verabredeten Stelldichein mit Claire und die rührende Schilderung seiner Jugendliebe „The Sketch“.

In den ersten Maitagen reiste Claire in Begleitung von Shelley, Mary und dem kleinen William gleichfalls in die Schweiz. Godwin, der von Shelley's Abwesenheit eine Verschlechterung seiner eigenen finanziellen Lage fürchtete, suchte ihn festzuhalten, aber er erlangte nur das Versprechen, daß auch in der Ferne für ihn gesorgt werden solle. Von Dover aus schrieb Shelley ihm den 3. Mai einen langen und versöhnlichen Brief. „Dauernd festgehalten in einer Lage, in der mir das, was ich für ein Vorurteil halte, verwehrt, mit meinen Nebenmenschen auf gleichem Fuße zu leben, entschloß ich mich zu einem entscheidenden Schritte“, sagt er in diesem Briefe. „Ich führe Mary darum nach Genf, wo ich eine dauernde Niederlassung erwägen will. Ich werde Mary nur verlassen, um nach London zurückzukehren und mich ausschließlich den Geschäften zu widmen. Ich verlasse England, vielleicht auf immer. Ich kehre wieder, aber nicht um einen Freund zu sehen, nicht um einen Akt der Freundschaft zu vollbringen, nicht um irgend etwas anzuknüpfen, was das Gefühl, das sich unter solchen Umständen in jedem regt, der sein Vaterland verläßt, zum Bedauern, ja fast zur Reue erweicht. Ich achte Sie, ich denke gut von Ihnen, vielleicht besser als von irgend Jemandem in England. Sie waren der Philosoph, der meinen Verstand zuerst geweckt hat, und der ihn noch immer in hohem Grade lenkt. Es ist ein Unglück für mich, daß ich mit meiner Ueberzeugung von dem, was Recht sei, grade auf den am wenigsten vollkommenen Teil Ihres Charakters traf. Aber ich war zu entrüstet, ich war ungerecht gegen Sie[1]; vergeben Sie mir. Verbrennen Sie die Briefe, die das Andenken an meine Heftigkeit erhalten können, und glauben Sie, daß ich — wie sehr uns auch, was Sie irrtümlich Ruhm und Ehre nennen, trennt — stets für Sie als der zärtlichste Freund empfinden werde“.

Shelley nahm fast denselben Weg wie vor zwei Jahren. Ueber Paris, Troyes und den Jura, wo die Reisenden mit Regen, Schnee

[1]) „Sprechen Sie mir nicht von Verzeihung“, hatte er ihm am 13. März geschrieben, „denn das Blut kocht mir in den Adern, und die Galle steigt mir gegen alles, was menschliche Gestalt trägt, wenn ich bedenke, was ich, der Wohltäter

und eisiger Kälte zu kämpfen hatten, langten sie am 14. oder 15. Mai an der Schweizer Grenze an.

Der Gedanke, hier in einem kleinen schmutzigen Dorfe zu übernachten, war den Reisenden so unerträglich, daß Shelley seine Principien vergaß und sich die Weiterreise durch eine Bestechung der Beamten erzwang. Mit vier Pferden und zehn Männern, welche den Wagen nachschoben, wurde die Fahrt durch die majestätische, einsame Winterlandschaft in der Dunkelheit fortgesetzt. Tags darauf atmeten sie in Sécheron bei Genf in Dejean's Hôtel d'Angleterre am nördlichen Seeufer erleichtert auf. Welcher Gegensatz zwischen der Gegend, die sie soeben durchwandert hatten und dem Bilde, das sich ihnen hier bot! „Warmer Sonnenschein, summende Insecten!" schreibt Mary [1]); „von den Fenstern unseres Hôtels sehen wir den lieblichen See, blau wie der Himmel, den er spiegelt und funkelnd von goldenen Strahlen. Das gegenüberliegende Ufer fällt sanft ab und ist mit Wein bedeckt, der jedoch in so früher Jahreszeit zur Schönheit des Bildes nicht beiträgt. Herrensitze liegen an diesen Ufern zerstreut; hinter ihnen ragen schwarze Bergrücken empor, und inmitten seiner verschneiten Alpen tront der majestätische Mont Blanc, der höchste, der König von allen. — Wir haben ein Boot gemietet, und jeden Abend um 6 Uhr segeln wir auf den See hinaus, was immer entzückend ist, ob wir nun über die spiegelglatte Fläche gleiten, oder von einem starken Winde hingetrieben werden. Die Dämmerung ist hier nur von kurzer Dauer, aber wir genießen gegenwärtig den Vorteil des zunehmenden Mondes und kehren selten vor 10 Uhr zurück. Wenn wir uns dem Ufer nähern, begrüßt uns der entzückende Duft der Blumen und des frisch gemähten Klees, das Zirpen der Grashüpfer und der Gesang der Nachtvögel. — Wir mengen uns hier nicht in die Gesellschaft, aber trotzdem vergeht uns die Zeit schnell und herrlich. — Ich bin so glücklich wie ein eben flügge gewordenes Vögelchen, und es gilt mir fast gleich, welchem Zweige ich zufliege, wenn ich nur meine neugefundenen Schwingen erproben kann".

Am 25. Mai herrschte Bewegung und Verwirrung im Hôtel

und eifrige Liebhaber der Menschheit, für Feindseligkeit und Verachtung von Ihnen und allerwelt erduldet habe".

[1]) History of a Six Weeks Tour.

d'Angleterre. Lord Byron hielt in seiner prächtigen Reisekutsche mit drei Bedienten und dem jungen Arzte Polidori seinen Einzug. So trafen hier auf fremdem Boden die beiden größten Dichter des modernen England zusammen. Jeder von ihnen sah sich zum erstenmal einem ebenbürtigen Genius gegenüber; jeder von ihnen hatte die Einsamkeit des Genies erfahren.

Ihre Schicksale stimmten in manchem Zuge überein. Beide waren im Widerspruche zu ihrer adeligen Geburt Söhne der Revolution; beide suchten nun in selbstgewählter Verbannung Zuflucht vor den Verfolgungen der erzürnten Gesellschaft ihrer Heimat, die beide durch ihre ungeregelten häuslichen Verhältnisse aufgebracht hatten. Byron, obzwar nur um vier Jahre älter als Shelley, hatte bereits alle Höhen und Tiefen des Lebens erschöpft und stand im Zenit des Ruhmes. Alt in dieser Welt des Wehs an Thaten, nicht an Jahren, nennt er sich im „Childe Harold".

Seine Natur war zügelloser, wilder, komplizierter als die Shelley's, rätselhaft aus strahlendem Licht und tiefem Schatten gemengt und eben darum so wunderbar faszinierend. Er war aus Widersprüchen zusammengesetzt und gefiel sich in diesen Widersprüchen, in dieser Verworrenheit und Undurchdringlichkeit seines Wesens, die nur die Wenigsten durchschauten. Er besang die Freiheit, bekämpfte soziale Vorurteile und that sich doch unsäglich viel auf seinen Stammbaum und seine aristokratische Erscheinung zu Gute; er bekämpfte die englische Politik, sprach mit äußerster Geringschätzung von ihren Machthabern und fühlte sich über eine Anrede des Prinz-Regenten geschmeichelt. Seine Freigeisterei widersprach seinem Wahlspruche: Crede Byron; er war bei allem Philantropismus ein Egoist. Die Poesie stellte er mit der Fecht- und Reitkunst auf eine Stufe und geriet dennoch über die abfällige Kritik, welche sein Erstlingswerk erfuhr in solche Aufregung, daß er die Arbeit eines Jahres an seine Erwiderung setzte, in der er die Geißel des Spottes schonungs- und unterschiedslos über alle großen und kleinen Dichter seiner Zeit schwang. Und die Befriedigung, die er daraus schöpfte, war so groß, daß er die Satire für sein eigentliches Gebiet hielt, während er „Childe Harold" nicht würdig fand, den Verleger damit zu belästigen. Byron hatte die tiefste Verachtung für die Gesellschaft und gefiel sich als der Mittel-

punkt ihres wildesten Treibens. In Newstead lebte er unter einem wüsten Schwarm tief unter ihm stehender Gesellen, in London inmitten des nichtssagendsten Highlife als Kavalier, als Dandy, immer die Mode vor Augen. Er fühlte sich unglücklich und ohne Freund, aber das stolze Gefühl der Vereinsamung inmitten der pygmäenhaften Umgebung schmeichelte ihm. Das Bewußtsein unbedingter Ueberlegenheit verleitete ihn zu allerlei Exzentrizitäten. Er spielte bald den Dämon, das Urbild der Absonderlichkeit, bald den Unglücklichen, Zerrissenen, und haschte bei all seiner Verachtung der Menge schließlich doch nach ihrem Beifall, der ihm Lebensluft war.

In den Helden seiner Dichtung gab er mit Vorliebe ein gesteigertes Bild jener düstern, weltabgewandten Stimmung, die er selbst mehr anstrebte, als daß sie ein wesentliches Moment seines Charakters gebildet hätte. Er selbst war der Childe, der trotzig kühne Giaur voll Thatendurst und voll Gleichgiltigkeit gegen den Lorbeer, den errungenen, wie den verlorenen; Lara, der Grande, mit dem düsteren, unheimlichen Wesen, fremd in dieser Welt und voll Verachtung für jegliches Geschick; Conrad, der Korsarenhäuptling, der Mann der Einsamkeit und des Geheimnisses, der da weiß, daß er ein Schurke, aber daß keiner besser ist als er, und dessen Name auf die Nachwelt kommt „verknüpft mit einer Tugend und tausend Lastern“.

Alle diese Helden bluten aus Wunden, die nicht töten, aber auch nicht heilen; alle schleppen die Last eines unendlichen Wehs, das nie mit Namen genannt wird. Sie besitzen eine raubtierartige Schönheit, die mit zitternder Bewunderung erfüllt und werden trotzdem, oder vielleicht eben darum, wie der rücksichtslose Byron selbst, mit Hingebung und Aufopferung von Frauen geliebt. Für den Giaur erleidet eine muhamedanische Sklavin den schrecklichsten Tod; Zuleika, die Braut von Abydos, stürzt sich in's Meer, als ihr Geliebter im Kampfe gegen ihren Vater fällt, Gülnare tötet den Pascha, weil er die Freilassung des Korsaren verweigert, und die sanfte Medora stirbt aus Gram, weil Conrad sie verlassen. Kaled, das schöne Kind aus dem Süden, ficht, als Page verkleidet, an Lara's Seite, treu im Leben und im Tode. Francesca, die Tochter des venezianischen Befehlshabers von Acrocorinth, stirbt, als es ihr nicht gelingt, den Renegaten Alp zur Rückkehr unter die Gläubigen zu bewegen.

Eine magische Kraft fesselt die zarten Schönen blindlings an die rauhen Gewaltmenschen. Diese Kraft fühlte auch Byron in sich. Keine Frau, die ihm halbwegs begehrenswert erschien, hatte sich ihm je versagt, und unter den zahllosen Widersprüchen seiner Natur war es nicht der geringste, daß er die Weiber verachtete und doch nicht ohne sie leben konnte. „Wer kann die reife Rose sehen ohne den Wunsch, sie zu tragen!“ schreibt er, „wer kann die Glätte, den Glanz schöner Wangen schauen, ohne zu fühlen, daß das Herz nicht altert!“ Und an einer anderen Stelle: „Die Gegenwart der Frau hat etwas Besänftigendes und strömt, selbst wenn man nicht in sie verliebt ist, einen geheimen Einfluß aus, von dem ich keine Rechenschaft geben kann, da ich keine große Meinung von dem Geschlecht habe“.

Seitdem Byron sich zum erstenmal mit acht Jahren leidenschaftlich verliebt, hatte, wenn auch nicht die Liebe, so doch das Weib stets einen breiten Raum in seinem Leben eingenommen. Er hatte auch eine tiefe Herzensneigung und mit ihr den Gram unerwiderter Liebe kennen gelernt. Im großen und ganzen aber dachte er über Liebesverhältnisse wie seine aristokratischen Kumpane. Als einmal einer seiner Pächter ein Mädchen verführt hat, schreibt er an Mrs. Byron (1810): „Das Mädchen ist seinesgleichen. Wäre sie geringeren Standes, so würde eine Summe Geldes und die Versorgung des Kindes eine Entschädigung sein, wenn auch nur eine geringe. Wie die Sache liegt, sollte er sie heiraten“. Mitunter lebte er zügellos, mitunter faßte er den Entschluß, sich zu bessern, oder der Ekel packte ihn; ohne Geliebte aber war er selten, und von einem geistigen Verkehre der Geschlechter, wie Shelley ihn verkündete, ahnte er nichts.

Als Byron nach Sécheron kam, war Claire seine Favorite; aber seine Neigung hatte ihren Höhepunkt bereits überschritten. Eine Woche wohnten sie in demselben Gasthof, dann übersiedelte Byron, — angeblich um den Verfolgungen seiner reisenden Landsleute zu entgehen, möglicherweise aber auch, weil Claire's unmittelbare Nähe ihm lästig zu werden begann, — in die zwischen Weinbergen verborgene Villa Diodati, in welcher einst der gelehrte Theologe Jean Diodati (1576—1649) Miltons Besuch empfangen. Shelley bezog mit den seinen ein wenige Minuten entferntes Landhaus Campagne Chapuis oder Campagne Mont Alègre, das nur der Garten vom See trennte.

Byron und Shelley waren zu verschiedene Naturen, um sich einander in wirklicher Freundschaft anzuschließen. Die Anziehungskraft, die sie auf einander ausübten, ging nicht vom Herzen, sondern vom Verstande aus. Ihre Geister waren auf einander angewiesen. Aber Shelley's lautere Persönlichkeit machte nichts destoweniger auf Byron tiefen Eindruck. Er, dessen Sarkasmus selten Jemanden verschonte, scherzte nie auf Shelley's Unkosten. Unvermerkt hob sich während ihres Zusammenlebens der moralische Ton in Byron's Dichtung, unvermerkt nahm sein weniger subtiler Geist etwas von Shelley's philosophischer Tiefe und seinem sittlichen Ernst an. Der herrliche Gesang des „Childe", den Byron in Diodati schrieb, wäre ohne Shelley's Einfluß so nicht zu Stande gekommen.

Plötzlich findet nun auch Byron Freunde, wo die Berge ragen und eine Heimat, wo das Meer rollt; Wüste und Wald und Höhle und der Schaum der Wogen sind seine Genossen und ihre Sprache ist ihm verständlicher als mancher in gutem Englisch geschriebene Band. Ja, er fragt wie Shelley: sind die Berge und die Wellen und der Himmel nicht ein Teil von mir und meiner Seele, wie ich ein Teil von ihnen? Er liebt sie in reiner Leidenschaft; er bittet die Nacht, die Wunderbare, die nicht zum Schlummer gesandt ward, ihn teilhaben zu lassen an ihrer wilden, weiten Herrlichkeit, als ein Teil des Sturmes, als ein Teil von ihr! Nichts in der Natur erscheint ihm verächtlich, es wäre denn das Ding, das zu einem widerstrebenden Gliede in der großen Kette der Dinge würde. Er, dem noch bei seiner Abreise von England einzig und allein der Gedanke, daß alles Leben im Grabe ende, ein Lächeln abgerungen, fragt nun: werde ich dann nicht, wenn der Geist frei ist von dem, was er haßt, wenn Element dem Elemente und Staub dem Staube zurückgegeben, werde ich dann nicht alles sehen, was ich jetzt fühle, weniger blendend, doch ebenso warm? Er glaubt nun, daß es Worte gebe, die wesenhafte Bedeutung hätten, wenn er sie auch noch nicht vernommen; Hoffnungen, die nicht täuschten, Tugenden, die barmherzig seien; er glaubt, daß der Kummer mitunter echt, daß zwei Menschen oder einer sein mögen, was sie scheinen, daß die Güte kein bloßer Name und das Glück kein Traum sei. Er besingt, wie Shelley im „Alastor", die große Mutter Erde. Und während sein Lied den Genfersee in Sturm und Ruhe feiert, verstummt Shelley.

Es ist, als liehe er dem Freunde seine Stimme. Als Byron seinem Einfluß wieder entrückt war, sagte er über den dritten Gesang des „Childe Harold“: „Ich war halb toll, als ich ihn schrieb; zwischen Metaphysik und Bergen, unauslöschbarer Liebe und unaussprechlichen Gedanken und dem Alp meiner eigenen Missethaten“. Aber die unauslöschliche Liebe, von der er hier spricht, galt nicht Claire; das Verhältnis zu ihr, das ihm nichts als eine flüchtige Tändelei war, gab vielmehr nur die Folie zu der einzigen echten und starken Liebe seines Lebens der für Miß Chaworth; und so schrieb er, während er mit einer andern liebelte, den „Traum“, jene schmerzliche Erinnerung an die Geliebte seiner Jugend, geläutert und verklärt in der tiefsten Wehmut reinster Lyrik.

Die Anregung, die für Byron von Shelley ausging, erstreckte sich bis auf dessen Söhnchen William, der, um sechs Wochen jünger als Ada, ihm das Bild „der einzigen Tochter seines Hauses und seines Herzens“ so lebendig vor die Seele rief, daß er ihr den ergreifenden Schluß des dritten Gesanges „Childe Harold“ widmete.

Shelley's große Fähigkeit zu bewundern hatte in Byron den günstigsten Gegenstand gefunden, und er zollte ihm bereitwillig den Tribut unbedingter Huldigung, den jener ebenso bereitwillig entgegennahm. Der Mensch Byron begeisterte ihn allerdings weniger als der Dichter. Am 14. Juli schreibt er an Peacock: „Lord Byron ist eine außerordentlich interessante Persönlichkeit; und ist es nicht schade, daß er als solche ein Sklave der niedrigsten Leidenschaften und gemeinsten Vorurteile und toll ist wie der Wind?“

In keinem Punkte trafen sich die Neigungen beider Dichter so völlig als in der leidenschaftlichen Vorliebe für das Wasser. „Ich erfand nie etwas andres als Boote und Schiffe und Dinge, die auf den Ocean Bezug hatten,“ erzählt Byron von seiner Kindheit. In Genf empfing er die Anregung zu mancher seiner schönsten Stanzen, wenn er abends mit Shelley, Mary und Claire in leichtem Boote über den dunkeln See glitt. Ueber den Rand des Nachens gebeugt, pflegte er sich sinnend den Empfindungen und Bildern hinzugeben, die er dann in volltönenden Versen ausströmte. Einmal erhob sich plötzlich ein Sturm, der Kahn kämpfte gegen Wind und Wogen. „Ich will euch ein Albanesisches Lied singen!“ rief Byron; „seid gefühlvoll und paßt auf!“ Und er erhob ein wildes Geheul, das

seltsam in das Tosen des Sturmes klang, und das er den enttäuschten Fahrtgenossen lachend für eine Nachahmung des Gesanges der wilden Albanesen ausgab.

Häufig weilte Shelley auch stundenlang allein auf dem See, ausgestreckt im Boot, den Himmel betrachtend, in den er ja, wie Maurice, sein Schiffer meinte, doch niemals kommen sollte.

An Regentagen versammelte man sich in Diodati, und Shelley und Byron vertieften sich in philosophische Gespräche, die sich bis zum Morgengrauen ausdehnten, so daß die ganze Gesellschaft dann bei Byron übernachtete.

Am Abend des 18. Juni deklamierte er seinen Gästen Coleridge's 1798 gedichtete aber noch immer ungedruckte Ballade „Christabel", die er bewunderte und eben seinem Verleger Murray übergeben hatte. Als er zu der Strophe kam, welche die wahre Gestalt der schrecklichen Zauberin Geraldine beschreibt:

„Und, unverhüllt, den Busen schau,
Die Hüfte, ungestalt und grau,
Ein Bild, dem man nicht Worte leiht; —
Und sie soll bei Christabel schlafen heut!"

schrie Shelley plötzlich laut auf, griff mit der Hand nach dem Kopfe und stürzte hinaus. Er hatte eine furchtbare Vision gehabt, — ein weibliches Wesen mit Augen auf der Brust — und er erholte sich erst wieder, nachdem ihm Polidori Wasser in's Gesicht gespritzt und Aether zu riechen gegeben.

Uebrigens aber war Polidori das einzige störende Element der Gesellschaft. Geckenhaft und anmaßend, hielt er sich für einen tragischen Dichter und forderte dadurch Byrons Spott heraus. Als er einst fragte, was Byron denn vermöchte, was er ihm nicht gleichthun könnte, erwiderte Byron: „Dreierlei. Ich kann über jenen Fluß schwimmen; ich kann dieses Licht mit einem Pistolenschusse auf eine Entfernung von zwanzig Schritt auslöschen, und ich habe ein Gedicht geschrieben, von dem an einem Tage 14000 Exemplare verkauft wurden" [1]).

Auf Shelley war Polidori eifersüchtig; er konnte ihn nicht leiden und forderte ihn zu aller Gelächter einmal sogar zum Duell.

[1]) „Der Korsar."

Als Mary eines Tages im Regen nach Diodati kam, sagte Byron zu Polidori: „Nun sollten Sie, der Sie immer galant sein wollen, diese kleine Höhe hinabspringen und ihr Ihren Arm anbieten“. Polidori sprang hinunter, glitt aus und verstauchte sich den Fuß. Byron, der seine kleinen Bosheiten im Grunde stets bereute, suchte das Uebel, das er verschuldet, durch einen Aufwand persönlicher Hilfeleistungen zu lindern. Aber weder er, noch Shelley vermochten eine heimliche Freude über den Unfall zu unterdrücken, als er Polidori verhinderte, sich an einer Umseglung des Genfersees zu beteiligen, die man eben verabredet hatte. Die beiden Dichter brachen am 23. Juni zu derselben Fahrt auf, die einst Rousseau in sieben Tagen zurückgelegt und, durchglüht von der Schönheit der Landschaft, zum Schauplatze der „Nouvelle Héloïse“ gemacht hatte. Auch Byron und Shelley blieben eine Woche aus.

„Die Reise war in jeder Hinsicht entzückend,“ schrieb Shelley den 12. Juli an Peacock, „doch besonders darum, weil ich hier zuerst die himmlische Schönheit von Rousseau's Phantasie erkannte, wie sie uns in „Julie“ entgegentritt. Es ist unsagbar, welchen Reiz die Landschaft selbst dieser Schilderung leiht, der sie ihrerseits ihren rührenden Zauber verdankt. Aber ich will dir eine Skizze der Reise geben. — —

Wir verließen Mont Alègre am 23. Juni um halb drei. Der See war ruhig, und nach dreistündigem Rudern langten wir in Hermance an, einem schönen, kleinen Dorfe, mit einem zerfallenen, wie die Dorfleute sagen, von Julius Cäsar erbauten Turm. — Wir stiegen durch eine Art Fenster in den Turm. Seine Wände sind ungeheuer stark und die Steine, aus denen er gebaut ist, so hart, daß sie noch die Spuren des Meißels zeigen. Der Bootsmann sagte, dieser Turm wäre einst dreimal so hoch gewesen. — —

Hermance verlassend, langten wir bei Sonnenuntergang in dem Dorfe Nerni an. Nachdem wir nach unserer Wohnung gesehen, die düster und schmutzig war, gingen wir am Ufer des Sees spazieren. Es war ein schöner Anblick, die weite Fläche dieses purpurnen, nebelhaften Wassers, das sich gegen die schrägen Ufer der Bucht zu an kleinen Felseninseln brach. Zahlreiche Fische spielten im See, und ganze Scharen waren an den Felsen versammelt, um die Fliegen zu jagen, die dort ihr Wesen trieben.

Zum Dorfe zurückgekehrt, setzten wir uns auf eine Mauer, um den Kindern zuzusehen, die sich mit einer Art Kegelspiel unterhielten. Die Kinder waren hier in sonderbarer Weise entstellt und krank. Die meisten waren verwachsen und hatten einen verdickten Hals; aber ein kleiner Junge zeigte in Miene und Bewegung so außerordentliche Anmut, wie ich dergleichen in einem Kinde bisher nicht gesehen. Sein Gesicht war schön durch den Ausdruck. In seinen Augen und um seine Lippen spielte ein Gemisch von Stolz und Sanftmut und bekundete ein feines Empfinden, das seine Erziehung wahrscheinlich in Elend verkehren und zum Verbrechen führen wird. — Mein Gefährte gab ihm ein Geldstück, das er, ohne ein Wort zu sprechen, mit einem süßen Lächeln voll ungezwungener Dankbarkeit nahm, worauf er sich, ohne verlegen zu werden, wieder seinem Spiele zuwandte.

Als wir in unseren Gasthof zurückkehrten, fanden wir, daß die Magd unsere Zimmer geordnet und ihnen ihr früheres trostloses Aussehen zum größten Teil genommen hatte. Sie erinnerten meinen Gefährten an Griechenland. Fünf Jahre wäre es her, sagte er, daß er in solchem Bette geschlafen. Allmählich schwand der Einfluß, den diese Erinnerungen auf unser Gespräch genommen, und ich ging mit angenehmen Gefühlen zur Ruhe, an unsere morgige Reise denkend und an das Vergnügen, die kleinen Abenteuer bei unserer Rückkehr zu erzählen.

Den nächsten Morgen (24. Juni) passierten wir Yvoire, ein Dorf mit einem alten Schlosse und zerstreut liegenden Häusern, zwischen denen Bäume stehen. Es liegt unweit Nerni auf dem Vorgebirge, das eine tiefe Bucht von einigen Meilen bildet. Bei diesem Vorgebirge nahm der See das Gepräge wilder Herrlichkeit an. Die Savoyischen Berge, deren Gipfel von Schnee glänzten, fielen steil und zerklüftet zum See ab. Oben waren die Felsen dunkel von Pinienwäldern, die immer dichter und größer werden, bis Eis und Schnee mit kahlen Felsgipfeln wechselt, die in die blaue Luft ragen, während unten Wallnuß-, Kastanien- und Eichenbäume und Wiesenplätze von einem milderen Klima zeugen.

Als wir das gegenüberliegende Vorgebirge passiert hatten, erblickten wir den Fluß Drance, der durch eine Kluft aus den Bergen

herabkommt und am See eine Ebene bildet, die er in mehreren Armen durchschneidet. Tausende von „besolets“, den Seeschwalben ähnliche schöne Wasservögel mit purpurrotem Rücken, hausen an den seichten Flußmündungen. Als wir uns Evian näherten, fielen die Berge jäher gegen den See ab; ihren schimmernden Gipfeln waren Wald- und Felsmassen vorgelagert.

Gegen sieben Uhr langten wir in dieser Stadt an. Der Tag war reicher an rauhen atmosphärischen Veränderungen gewesen, als ich es je beobachtet zu haben glaube. Der Morgen kalt und naß, dann Ostwind und leicht geballte, hohe Wolken; dann Gewitter und Winde nach allen Himmelsrichtungen, dann ein warmer Südwind und Sommerwolken, über den Gipfeln hängend, und dazwischen klarer, blauer Himmel. Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft in Evian zuckten ein paar Blitze grade über uns aus einer dunkeln Wolke, und andere folgten, als die Wolke bereits verschwunden war.

Das Aussehen der Bewohner in Evian ist so elend, armselig und krank, daß ich mich nicht entsinne, dergleichen gesehen zu haben. Der Gegensatz zwischen den Unterthanen des Königs von Sardinien und den unabhängigen Schweizer Republiken bietet in der That auf einem Raume von einigen Meilen einen mächtigen Beweis der zerstörenden Wirkung der bösen Thaten des Despotismus. Sie haben hier ein Mineralwasser; eaux savonneuses nennen sie es. Abends hatten wir einige Schwierigkeit wegen unserer Pässe, aber kaum erfuhr der Bürgermeister den Rang und den Namen meines Gefährten, als er sich entschuldigte. Der Gasthof war gut. —

Wir verließen Evian am andern Morgen (25. Juni) bei so heftigem Winde, daß wir nur ein Segel aufziehen konnten. Die Wogen gingen sehr hoch, und unser Boot war so beladen, daß es in Gefahr schien. Wir langten jedoch wohlbehalten in Meillerie an, nachdem wir im Fluge an mächtigen Wäldern vorbeigekommen, an herrlich grünen Wiesen und an Bergen, die mit ihren vereisten Gipfeln unmittelbar aus den Felsen emporstiegen, deren Fuß vom Rauschen der Wellen wiederhallte.

Wir hörten, daß die Kaiserin Maria Louise zum Andenken an Rousseau einmal in Meillerie übernachtete, als der jetzige Gasthof noch nicht erbaut war und keine andere Bequemlichkeit als die eines schlechten Dorfes zu Gebote stand. Wie schön ist es, zu finden, daß

das gewöhnliche Empfinden der Menschennatur auch denen eigen sein kann, die von den Pflichten und Freuden der Natur am weitesten entfernt sind, wenn ihm der Genius an den Pforten der Macht Einlaß erbittet. Es stand der Kaiserin wohl an, dieses Empfinden zu bethätigen; das liebevolle Lob, das sich in dem Mitleide einer großen und erleuchteten Nation äußert, wird dadurch gerechtfertigt. Ein Bourbone hätte nicht gewagt, sich auch nur an Rousseau zu erinnern. Sie verdankt dieses Gefühl jener Demokratie, die die Dynastie ihres Gatten vernichtete und welche diese dennoch in gewissem Sinne unter den Nationen der Erde repräsentiert. — Wir speisten hier und bekamen Honig, den besten, den ich je gegessen, eine wahre Essenz von Gebirgsblumen und ihrem Dufte. Wahrscheinlich rührt der Name des Dorfes von diesem Produkte her. Meillerie ist der wohlbekannte Schauplatz von St. Preux's visionärem Exil. Aber Meillerie ist in der That verzauberter Grund und Boden, auch wenn Rousseau kein Zauberer wäre. Haine von Pinien, Kastanien und Nußbäumen beschatten es, herrliche, unabsehbare Wälder, deren gleichen England nicht hat. Und inmitten dieser Wälder liegen Wiesen von unbeschreiblichem Grün, mit tausend seltenen Blumen geschmückt und von Thymian duftend.

Der See schien etwas ruhiger, als wir Meillerie verließen, immer nahe am Ufer segelnd, dessen Herrlichkeit mit der Umschiffung jedes neuen Vorgebirges wuchs. Doch beglückwünschten wir uns zu früh. Der Wind ward heftiger und heftiger, bis er entsetzlich blies und, aus den äußersten Winkeln des Sees kommend, Wellen von erschreckender Höhe auftürmte. Die ganze Oberfläche war mit einem Chaos von Schaum bedeckt. Einer unserer Schiffer, ein furchtbar dummer Gesell, bestand darauf, die Segel ausgespannt zu lassen in einem Augenblicke, da das Boot auf dem Punkte war, vom Sturm unter Wasser getrieben zu werden. Als er seinen Irrtum erkannte, gab er alles auf, und das Schiff war einen Augenblick führerlos. Dazu kam noch eine arge Beschädigung des Steuerruders, so daß es nur schwer zu handhaben war. Eine Woge drang ein und eine andere. Mein Gefährte, ein vorzüglicher Schwimmer, zog seinen Rock aus, ich that dasselbe, und wir saßen mit verschränkten Armen, jeden Augenblick gewärtig, fortgeschwemmt zu werden. Aber das Segel wurde wieder befestigt, das Boot gehorchte dem Steuer auf's

Reue und, obzwar noch immer in äußerster Gefahr durch die gewaltigen Wogen, erreichten wir wenige Minuten später einen schützenden Hafen im Dorfe St. Gingoux.

Ich hatte angesichts des nahen Todes eine gemischte Empfindung, in die, obzwar untergeordnet, auch das Entsetzen hineinspielte. Meine Gefühle wären weniger quälend gewesen, hätte mich die Gefahr allein getroffen; aber ich wußte, daß mein Gefährte versuchen würde, mich zu retten, und der Gedanke demütigte mich, daß er vielleicht sein Leben wagen könnte, um das meine zu erhalten. Als wir in St. Gingoux anlangten, drückten die Bewohner, die an so leichte Boote wie das unsere nicht gewöhnt und zu ängstlich sind, um sich bei solchem Wetter auf den See zu wagen, vom Ufer aus unseren Schiffern durch Geberden ihr Staunen und ihre Glückwünsche aus. Wir waren, wie diese, froh den Fuß ans Land zu setzen.

Der Unfall hatte uns an derselben Stelle getroffen, wo der Sturm Julie und St. Preux überfiel, in dem Augenblicke, als St. Preux daran war, in den Wellen dauernde Vereinigung mit der Geliebten zu suchen. Byron äußerte später gegen Medwin: „Es wäre sehr klassisch gewesen, hier umzukommen, aber weniger angenehm".

An Murray schrieb er den 27. Juni von Ouchy aus: „Vor zwei Tagen sind wir in einem Sturme bei Meillerie fast zu Grunde gegangen; wir wurden ans Ufer getrieben. Ich lief keine Gefahr, da ich in der Nähe des Felsens war und ein guter Schwimmer bin; aber unsere Mannschaft war durchnäßt und sehr beunruhigt. Der Wind ging so stark, daß er Kraft hatte, einen Baum umzuwerfen, wie wir uns beim Landen überzeugten."

In einem anderen Briefe an Murray erzählt er den Hergang folgendermaßen: „Die Geschichte von Shelley's Erregung (über „Christabel") ist wahr. Ich kann nicht sagen, was ihn packte, denn es fehlt ihm nicht an Mut. Er befand sich einmal mit mir in einem plötzlichen Sturme in einem kleinen Kahne gerade unter den Felsen zwischen Meillerie und St. Gingoux. Wir waren unser fünf im Boote; ein Diener, zwei Schiffer und wir selbst. Das Segel war schlecht aufgehißt, und das Boot faßte Wasser. Er kann nicht schwimmen. Ich legte meinen Rock ab, hieß ihn den seinen ausziehen und ein Ruder ergreifen, indem ich ihm sagte, ich wäre ein geübter Schwimmer und dächte uns beide zu retten, falls er sich

nur nicht wehre, wenn ich ihn anfaßte, sonst würden wir gegen die Felsen geschleudert, die, hoch und scharfkantig, nur von der Brandung überdeckt waren. Wir befanden uns ungefähr hundert Yards vom Ufer; das Schiff war in Gefahr. Er erwiderte mir mit der größten Ruhe, daß er nicht daran denke, sich retten zu lassen, daß ich genug zu thun haben würde, mir selbst zu helfen und daß er mich bitte, mich in nichts stören zu lassen. Glücklicherweise kam das Schiff wieder in die rechte Lage, und wir landeten in St. Gingoux, wo die Einwohner den Schiffern um den Hals fielen aus Freude über ihre Rettung."

St. Gingoux fand Shelley noch schöner als Meillerie. „Die Berge sind höher und fallen steiler zum See ab", fährt der Reisebericht fort. „Oben, auf den höchsten Spitzen, liegt in den Schluchten und Betten unsichtbarer Gießbäche tiefer Schnee. Einer der höchsten Gipfel heißt Roche St. Julien. Unter seinen Zinnen dehnt sich dichter Wald. Die Kastanie verleiht der Landschaft ein eigentümliches und sehr schönes Gepräge und schafft in meiner Erinnerung ein Bild, das sich von allen Gebirgslandschaften unterscheidet, die ich je gesehen.

Da wir zeitig hier ankamen, nahmen wir einen Wagen, um die Mündung des Rhône zu besuchen. Wir fuhren zwischen den Bergen, die den See einrahmen, zwischen mächtigen Kastanienbäumen, immer an Strömen entlang, die der Schnee aus den Höhen nährt, und die in den Felsen Stalaktiten bilden, über welche sie fallen. Wir sahen einen ungeheuren Kastanienbaum, den der heutige Sturm gebrochen. Die Stelle, wo der Rhône in den See fließt, war durch eine Reihe riesiger Pflöcke bezeichnet; der Fluß ist ebenso reißend wie dort, wo er den See verläßt, aber dunkel und schlammig. — —

Vor Sonnenuntergang kehrten wir nach St. Gingoux zurück, und ich verbrachte den Abend mit der Lektüre von „Julie".

Da mein Gefährte spät aufsteht, hatte ich am folgenden Morgen (26. Juni) Zeit, vor dem Frühstücke den Wasserfall des Flusses, der bei St. Gingoux in den See stürzt, zu besuchen. Der Fluß ist in der That durch die Abschüssigkeit des Gesteins, über das er strömt, nur eine Folge von Wasserfällen, die mit ununterbrochenem Getöse über die Felsen hinbrüllen, Blätter und Blüten an ihren wilden

Ufern mit ihrer Spreu schmückend. Ich sammelte auf den Wiesen einen Strauß von Blumen, die ich in England niemals gesehen und die mir ihrer Seltenheit wegen um so schöner vorkamen.

Nach meiner Rückkehr segelten wir nach Clarens, um erst die drei Rhônemündungen und das Schloß Chillon zu sehen. Der Tag war schön, das Wasser still. Wir fuhren aus den blauen Fluten des Sees in den Rhônestrom, der noch weit nach seinem Eintritt in den See reißend ist. Die aufgeregten Wasser mengen sich dem See, aber mengen sich ihm unwillig, (Siehe „Nouvelle Héloïse", Lettre 17, Part. 4). Ich lese den ganzen Tag „Julie", die mir nun, von der Landschaft umgeben, die sie so wunderbar belebt, als ein Ausfluß von Genie und übermenschlicher Empfindung erscheint. Meillerie, das Schloß Chillon, Clarens, die Berge von La Valais und Savoyen werden für die Phantasie Denkmale von Dingen, denen sie einst vertraut, von Wesen, denen sie einst teuer waren. Sie wurden in Wahrheit durch einen Geist geschaffen, aber durch einen Geist von so gewaltigem Glanze, daß er den Schatten der Lüge auf die Wahrnehmungen wirft, die wir sonst Wirklichkeit nennen. Wir gingen in das Schloß Chillon und sahen seine Türme und Verließe. Diese Gefängnisse liegen unter dem See. Das Hauptverließ wird von sieben Säulen getragen, deren verzweigte Kapitäle das Dach stützen. An den Mauern ist der See 800 Fuß tief. An diesen Säulen sind Eisenringe befestigt, auf denen eine Menge Namen eingegraben waren, teils die von Besuchern, teils zweifellos die von Gefangenen, von denen sonst kein Gedächtnis bleibt. Auf solche Art halfen sie sich über eine Einsamkeit hinweg, die sie nun lange aufgehört haben, zu empfinden. Ein Datum reichte bis 1670. Zu Beginn der Reformation und noch viel später beherbergte dieser Kerker jene, die das System des Götzendienstes, von dessen Folgen sich die Menschheit selbst jetzt nur allmählich befreit, zu leugnen oder zu erschüttern versuchten.

Neben diesem langen und hohen Gefängnisse befand sich eine Zelle, und jenseits von ihr eine größere, viel geräumigere und dunkle, die zwei verzierte Bogen stützten. Durch einen dieser Bogen ging ein schwarzer, verfaulter Balken, an dem Gefangene im Geheimen erhängt wurden. Niemals sah ich ein schrecklicheres Denkmal jener kalten, unmenschlichen Tyrannei, die Menschen über Menschen

ausgeübt. Hier, wie in vielen andern entsetzlichen Fällen, ist die feierliche und unwiderlegbare Prophezeihung, die in dem Worte des großen Tacitus: „pernicies humani generis“ liegt, zur That geworden. Der Gensdarm, der uns durch das Schloß führte, erzählte uns, es habe mittelst geheimer Quellen eine Oeffnung in den See gehabt, durch welche der ganze Kerker mit Wasser gefüllt werden konnte, bevor sich die Gefangenen zu retten vermochten [1]).

Wir drangen gegen eine starke Flut nach Clarens vor. Ich fühlte niemals mehr als bei der Landung in Clarens, daß der Geist der alten Zeit seine einstige Lieblingsbehausung verlassen habe. Tausendmal, dachte ich, sind Julie und St. Preux auf diesem Terrassenwege gegangen, die Berge betrachtend, die ich nun sehe, ja den Boden tretend, den ich nun trete. Von den Fenstern unserer Wohnung zeigte uns der Wirt das „Bosquet de Julie“; die Bewohner des Dorfes glauben wenigstens, daß die Personen des Romanes wirklich gelebt hätten. Abends wanderten wir hin. Es ist in der That Julie's Wald. Das Heu trocknete unter den Bäumen; die Bäume selbst waren alt, aber kräftig, und mit jüngeren vermengt, die zu ihren Nachfolgern bestimmt und in künftigen Jahren, wenn wir dahin sind, künftigen Verehrern der Natur Schatten bieten werden, ihnen, denen das Andenken der Zartheit und des Friedens teuer ist, deren Wohnsitz die Natur hierher verlegt. Wir schritten vor, zwischen den Weingärten, die mit ihren schmalen Terrassen diesen ergreifenden Ort überragen. Warum zwangen mich die kalten Vorschriften der Welt in diesem Augenblicke, die Thränen wehmütiger Erregung zu unterdrücken, da es doch so süß, so unermeßlich süß gewesen wäre, ihnen freien Lauf zu lassen, bis die Dunkelheit der Nacht die Gegenstände verschlang, die jene Thränen erzeugten.

Am folgenden Tage (27. Juni) besichtigten wir das Schloß Clarens, ein viereckiges, starkes Haus mit sehr wenig Fenstern, umgeben von einer zweifachen Terrasse, von der man das Thal oder vielmehr die Ebene von Clarens überblickt. — Wir pflückten Rosen auf der Terrasse, in dem Gefühle, daß sie vielleicht Nachkommen der von Julie's Hand gepflegten waren. Wir sandten ihre toten und welken Blätter an die Fernen.

[1]) Byron, „Sonett an Chillon“.

Wir gingen nochmals zu dem Bosquet de Julie und fanden, daß die wirkliche Stelle ganz vergessen und dort, wo einst die kleine Kapelle stand, jetzt ein Steinhaufen ist. Während wir die Urheber dieser brutalen Thorheit verwünschten, erfuhren wir von unserem Führer, daß das Land dem Kloster St. Bernard gehöre und diese Schmach auf seinen Befehl verübt worden sei. Ich wußte es, daß ein verjährtes Religionssystem noch weit schlimmeren Einfluß auf das natürliche Empfinden hat, wenn der Geiz die Herzen der Menschen verhärtet. Ich weiß es wohl, den Einzelnen hält mitunter die Scham ab, das ehrwürdige Gefühl zu verletzen, das dem Andenken des Genius gewidmet ist, ihm, der die Natur einst lieblicher machte als sie vordem gewesen; aber, verbündet, halten die Menschen es für das wahre Sakrament ihrer Vereinigung, alles Zartgefühl, alles Wohlwollen, alle Reue, alles, was wahr, lieblich oder erhaben ist, abzuschwören."

Obwohl Byron die Bemerkung, er hätte Aehnlichkeit mit Rousseau, mit den Worten ablehnte, er wisse nichts davon; er habe nicht den Ehrgeiz, einem so berühmten Narren zu gleichen, schwelgte er nun doch, wie Shelley, in Rousseau-Erinnerungen. Er besang das süße Clarens, den Geburtsort tiefer Liebe. Er nennt seine Luft „den jungen Hauch leidenschaftlicher Gedanken"; seine Bäume wurzeln in Liebe, die Felsen sprechen von Liebe. Himmlische Füße haben seine Pfade getreten, die Füße unsterblicher Liebe, die hier einen Thron besteigt, dessen Stufen die Berge sind, und dessen Gottheit ewiges Licht und Leben ist. Wer nicht geliebt hat, würde es hier lernen; wer das süße Geheimnis kennt, der lernt es hier um so mehr. Denn dies ist der Liebe Zufluchtsort.

Von Clarens segelten Byron und Shelley nach Vevey. „Vevey ist eine Stadt, die in ihrer Einfachheit schöner ist als irgend eine, die ich je gesehen", schreibt Shelley. „Der Marktplatz, ein weitläufiges, von Bäumen besetztes Viereck, hat den Blick auf die Berge von Savoyen und La Valais, den See und das Rhônethal. In Vevey entwarf Rousseau den Plan der „Julie".

Von Vevey kamen wir nach Ouchy, einem Dorfe bei Lausanne. Die Ufer des Pays de Vaud, von Dörfern und Weingärten besät, bieten ein Bild voll Ruhe und eigenartiger Schönheit, die für die Einsamkeit Ersatz bieten, welche ich zu bewundern gewohnt bin. — —

Der Regen hielt die Wanderer zwei Tage in Ouchy zurück (28—30 Juni), die Byron zu einem Reiseberichte nach England benutzte, in dem er seines Gefährten nicht erwähnte. Die Ehre der Bekanntschaft lag offenbar auf Shelley's Seite. Sie besuchten während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes Lausanne und sahen Gibbon's Haus. „Man zeigte uns das verfallene Sommerhaus, in dem er seine Geschichte vollendete," fährt Shelley fort, „und die alte Akazie auf der Terrasse, von welcher er den Mont Blanc betrachtete, als er den letzten Satz geschrieben hatte. Es liegt etwas Großes, ja etwas Rührendes in dem Bedauern, das er bei der Beendigung seiner Aufgabe ausspricht. Er begann sie in den Ruinen des Kapitols. Das plötzliche Vermissen seiner lieben, gewohnten Arbeit muß ihn mit einem Gefühl der Trauer und Vereinsamung erfüllt haben, wie der Tod eines lieben Freundes.

Mein Gefährte sammelte einige Akazienblätter, um sie zum Andenken an ihn aufzubewahren. Ich unterließ es aus Angst, den größeren und heiligeren Namen Rousseau's zu beleidigen; die Betrachtung seiner unsterblichen Werke hatte in meinem Herzen keinen Raum für irdische Dinge gelassen. Gibbon war ein kalter, leidenschaftsloser Geist. Ich fühlte mich nie geneigter, über die Vorurteile zu spotten, die einem solchen Wesen anhaften, als nun, da „Julie" und Clarens, Lausanne und das „Römische Reich" mich zu einem Vergleiche Rousseau's und Gibbon's herausforderten".

Shelley entfernte sich in einem wesentlichen Punkte von Rousseau; er verwarf die Ansicht, daß das Heil der Menschheit in der Rückkehr zu der primitiven Einfachheit ihres Naturzustandes liege. Dennoch nannte er Rousseau schon in seinem „Essay über das Christentum" „denjenigen unter den modernen Philosophen, der in seinen Gefühlen und Ansichten die größte Aehnlichkeit mit dem geheimnisvollen Fremden aus Judäa habe". Rousseau fesselte ihn durch den Zauber seiner mächtigen Persönlichkeit, die ihr eigenes Ich der Welt gegenübergestellt hatte, und der etwas Schwärmerisches, Prophetisches, Priesterliches und Phantastisches anhaftete, das in Shelley verwandte Saiten berührte.

Byron schilt Rousseau zwar im 3. Gesange des „Childe Harold" einen selbstquälerischen Sophisten, gesteht ihm aber die Kunst zu, „den Wahnsinn in Schönheit und irrende Thaten und Gedanken in

Worte von himmlischer Farbenpracht zu hüllen. Seine Liebe war Essenz der Leidenschaft; Sein und Verliebtsein war ihm Eins. Aber seine Liebe galt keiner lebenden Frau und keiner toten, sondern der idealen Schönheit, die in ihm Leben gewonnen". Dieser letzte Satz ist ein deutlicher Nachhall der Gespräche mit Shelley.

Am 2. Juli langten sie wieder in Mont Alègre an. Nicht oft war eine Reise so ergiebig an poetischer Ausbeute wie diese achttägige Bootfahrt. Byron brachte von ihr die schönsten Stanzen des dritten Gesanges „Childe Harold" heim. Aus seiner Beschäftigung mit Gibbon floß die Erzählung „Parisina", und die Eindrücke von Chillon wurden im „Gefangenen von Chillon" verewigt. In Shelley aber kam auf dieser Reise eine Idee zur Reife und Gestaltung, die er längst dunkel geahnt und unbestimmt empfunden hatte, die Idee der „intellektualen Schönheit", der er in der „Hymne an die intellektuale Schönheit" (Hymn to Intellectual Beauty) klassische Prägung verlieh.

Der Titel war vielleicht im Anschlusse an Spenser's Hymnen „An die himmlische Schönheit" und „An die himmlische Liebe" gewählt, religiös gefärbte Oden, die als Gegenstücke und zur Sühne zweier Jugendgedichte „An die Schönheit" und „An die Liebe" geschrieben wurden.

Shelley's intellektuale Schönheit ist dasselbe Ideal, das der Dichterjüngling in „Alastor" unter dem Bilde eines schönen namenlosen Weibes erstrebt und nicht erreicht. Was im Vorjahre in Shelley eine unbestimmte Ahnung war, das tritt nun, gezeitigt durch die Anregung einer gewaltigen Natur und eines ebenbürtigen Geistes, klar und wesenhaft „als intellektuale Schönheit" vor ihn hin. Sie ist die Weltseele; ihr Begriff umfaßt alles, was die Religion als Gottheit, was die Philophie als Geist und die Kunst als Schönheit verehrt. Sie offenbart sich in der Majestät der unorganischen und in der Herrlichkeit der organischen Natur, sie schafft und erhält alles Vorhandene. Sie ist jene hehre, unerreichbare Macht, deren erhabener Schatten uns umschwebt, der wie flimmerndes Mondlicht auf jedes Herz und jedes Antlitz fällt. Der Geist der Schönheit heiligt den menschlichen Gedanken, die menschliche Gestalt, heiligt alles, was sein Strahl trifft, und läßt die Welt, ein Thränenthal, leer und öde zurück, wenn er entschwindet. Warum scheidet er? fragt der Dichter.

Keine Stimme aus einer herrlicheren Welt hat jemals Antwort auf diese Frage gegeben; die Worte: Dämon, Geist, Himmel zeugen nur von dem eitlen Bestreben des Menschen, sie zu lösen, indem sie den Geheimnissen des Geistes durch die Religion beizukommen suchen. Aber keines dieser Worte vermag den Zweifel und den Wechsel zu bannen, der allem, was wir sehen und hören, unzertrennlich anhaftet. Nur das Licht des Geistes, nur die Schönheit allein verleiht dem ruhelosen Traume des Lebens Anmut und Wahrheit. Ja, nähme die intellektuale Schönheit, die Hehre, Unbekannte, mit ihrem glorreichen Gefolge dauernden Wohnsitz im menschlichen Herzen, dann würde es allmählich unsterblich.

Die intellektuale Schönheit wird Shelley's Muse, und die Hymne erzählt seine Dichterweihe. Er denkt seiner ersten Jugend, der Zeit, da seiner Kinderseele die erste Ahnung des Ideals aufdämmerte. Er wollte damals — in Eton — Geister sehen, Tote beschwören und mit ihnen Zwiesprache pflegen, aber sein Mühen war vergeblich. Da, als er einst im Lenze, während die Winde in sehnsüchtigem Liebeswerben um alle lebendigen Wesen strichen, dem Loose des Lebens nachsann, streifte ihn plötzlich der Schatten der intellektualen Schönheit; er schwur, ihr und den Ihren seine Kraft zu weihen. Und stolz fragt er: Hielt ich nicht den Schwur? Er ruft die Phantome tausend vergangener Stunden aus ihren Gräbern zu Zeugen auf, sie, die mit ihm die Nächte in Eifer und Liebe durchwacht; sie, die wissen, daß niemals eine Freude sein Antlitz erhellte, die nicht mit der Hoffnung verknüpft war, daß die erhabene Lieblichkeit die Welt aus ihrer Sklaverei erlösen und ihr verleihen werde, was kein Wort zu sagen vermag. Und wie der Tag gegen Abend feierlicher wird und heiterer, wie der herbstliche Himmel klarer ist als das sommerliche Firmament, so, fleht er, möge die Macht der Schönheit, die sich wie die Wahrheit der Natur auf seine Jugend senkte, ihm fürder ihren Frieden verleihen, ihm, den ihre Zauber lehrten, sie zu fürchten und die Menschheit zu lieben.

Veröffentlicht wurde die „Hymne an die intellektuale Schönheit“ erst im „Examiner“ vom 19. Januar 1817, unter dem Pseudonym „der Elfenritter“.

Die Umseglung des Genfersees hatte Shelley's Wanderlust erregt, und es duldete ihn nach seiner Rückkehr nicht lange

in Mont Alègre. Schon am 20. Juli unternahm er wieder einen Ausflug, diesmal von Mary und Claire begleitet. Sein Ziel war Chamouni. Die erste Tagfahrt führte bei glühender Hitze die vom Regen geschwollene Arve entlang, über Cluses, an den Wasserfällen von Maglans vorbei, nach St. Martin (Sallanches). Am anderen Morgen ging es auf Maultieren mit zwei Führern weiter, immer das Thal der Arve entlang, das sich allmählich zur Schlucht verengt, bis an den Mont Blanc, der aber in Wolken gehüllt war. „Ich wußte, ich ahnte vorher nicht, was Berge sind", schreibt Shelley an Peacock. „Die ungeheure Größe dieser hohen Gipfel erregte, als sie plötzlich sichtbar wurden, in uns ein Gefühl extatischen Staunens, das dem Wahnsinne verwandt ist. Und dies alles war ein Bild, wirkte vereint auf unseren Blick und unsere Phantasie. Trotz ihrer weiten Ausdehnung schienen die Schneepyramiden, die in den klaren, blauen Aether emporragten, sich über unseren Weg zu beugen. Die von gigantischen Pinien bekleidete Kluft, schwarz in ihrer Tiefe, — so tief, daß man das Tosen der unbezähmbaren Arve oben nicht hörte — alles war so völlig unser Eigen, als hätten wir selbst im Gemüte Anderer die Eindrücke geschaffen, die nun unseren Geist erfüllten. Mir war die Natur der Dichter, dessen Harmonien uns, wie die des göttlichsten Poeten, in atemloser Spannung hielten. Wir wanderten das Thal entlang. Plötzlich vernahmen wir einen Laut über uns, wie ein dumpfes Rollen des Donners, und doch war etwas Irdisches in dem Klang. Unser Führer zeigte rasch auf einen Punkt des gegenüberliegenden Berges, von wo der Laut kam. Es war eine Lawine. Wir sahen den Staub, der ihren Weg zwischen den Felsen zeichnete, und hörten in Zwischenräumen das Rollen, das ihr Sturz verursachte. Sie fiel in das Bett eines Gießbaches und verdrängte ihn; plötzlich sahen wir, wie seine braungefärbten Wogen sich über die Schlucht ausbreiteten, die sein Bett gewesen war".

Am 23. Juli besuchte Shelley die Quellen des Aveiron. „Der Fluß rollt ungestüm aus einem Eisbogen hervor und breitet sich in vielen Strömen über eine weite Ebene aus, die durch seine Ueberschwemmungen verheert und kahl erscheint. Als wir auf einem Felsen in der Nähe des Aveiron saßen, sahen wir, wie sich hoch oben von den Gletschern von Montanvert Eismassen lösten, die mit lautem, dumpfem Getöse in's Thal stürzten. Sie zerstäubten durch die Wucht

des Falles, und der Staub sprühte wie ein Wasserfall über die Felsen, deren Schluchten er als sein Eigentum erfüllte.“ Abends sah Shelley den Gletscher von Brisson. „Der Rand eines solchen Gletschers bietet das lebendigste Bild der Verheerung, das man sich vorstellen kann“, schreibt er. „Niemand wagt, sich ihm zu nähern, denn die enormen, beständig fallenden Eiszinnen erneuern sich beständig. Die Pinien des Waldes, der ihn an einer Seite begrenzt, sind umgestürzt und liegen in weitem Umkreise an seinem Fuße zerstreut. Der Anblick der kahlen Stämme, die dicht an den Eisspalten in dem von Wurzeln durchzogenen Boden stehen, hat etwas unsäglich Schauriges. Die Wiesen hören auf, durch Sand und Gestein verdrängt. Während dieses letzten Jahres ist der Gletscher 300 Fuß in's Thal gerückt.“

Buffon's „erhabene aber traurige Theorie“ fällt ihm ein, daß dieser Ball, den wir bewohnen, in einer künftigen Periode durch das Ueberhandnehmen des Eises an den Polen und auf den höchsten Bergen selbst zu einer Eismasse werden solle. Ist die schreckliche Pracht, die er hier schaut, ein erster Versuch der schließlichen Usurpation des Eises? „Hierzu kommt die Degradation des Menschengeschlechtes, das in dieser Gegend halb mißgestaltet und idiotisch, der Mehrzahl nach alles entbehrt, was Interesse oder Bewunderung erregen kann. Das ist die traurigere und weniger erhabene Seite des Gegenstandes, und doch sollte weder der Dichter noch der Philosoph unterlassen, sie zu betrachten“.

Am 25. Juli wagten Shelley, Mary und Claire die Besteigung des Gletschers von Montanvert. Shelley's Maultier fiel; wenig fehlte, und er wäre in den Abgrund gestürzt. Der Anblick des Eismeeres füllte ihn mit schwindelndem Staunen. „Es sieht aus, als hätte der Frost plötzlich die Wellen und Wirbel eines mächtigen Stromes in feste Form gebannt“, schreibt er. „Wir gingen eine Strecke auf seiner Oberfläche. In diesen Regionen herrscht fortwährend Wechsel und Bewegung. Die große Eismasse ist in beständigem Fortschreiten begriffen, ohne Unterlaß bei Tag und Nacht. Sie bricht und birst beständig; Wellen sinken, während andere steigen, sie ist keinen Augenblick dieselbe. Das Echo der Felsen oder der Eis- und Schneemassen, die von ihren überhängenden Firsten oder ihren steilen Spitzen fallen, wird kaum einen Augenblick unterbrochen. Man könnte glauben, der Mont Blanc sei, wie der Gott der Stoiker, ein großes Tier, und das gefrorene Blut kreise beständig durch seine steinernen Adern“.

In Montanvert gab es ein Fremdenbuch. Eine frömmelnde, platte Inschrift auf der letztbeschriebenen Seite forderte Shelley's Trotz heraus, und er schrieb in seiner häufig fehlerhaften griechischen Orthographie darunter:

Ἐιμί φιλάνθροπος, δημοκρατικος τ'ἄθεος τε.

Ein Schalk setzte das Wort *μωρός* hinzu. Einige Wochen später kam Byron nach Montanvert und strich das Ganze aus, indem er zu seinem Begleiter, Lord Broughton, bemerkte: er glaube, Shelley damit einen Dienst zu erweisen.

Am 27. Juli war Shelley wieder in Mont Alègre. Er hatte auch von diesem Ausfluge eine poetische Frucht mitgebracht, die des Bodens würdig war, dem sie entsprossen. Auf dem Pont Pellisier, einer hölzernen Brücke über die Arve und ihre Schlucht, war ihm der erste Gedanke zu dem Gedichte „Mont Blanc" (Mont Blanc, Lines written in the Vale of Chamouni) gekommen, und in Chamouni, unter dem unmittelbaren Eindrucke der mächtigen Bilder, die ihn erregten, warf er die erste Skizze auf's Papier. Mary nennt „Mont Blanc" ein unbezwingbares Ueberströmen der Seele, einen Versuch, die Wildheit und Feierlichkeit nachzuahmen, aus der jene Gefühle geflossen".

Der erste Absatz des Gedichtes lautet:

„Der Dinge ewiges All rollt seine Wellen
Hin durch den Geist und wälzt die raschen Wogen,
— Bald helle und des Dunkels Spiegel bald,
Bald Glanz verleihend, — wo geheimen Quellen
Entströmet der Gedanken Fluß, der schnellen,
Mit einem Klange, der nur halb ihr Eigen;
Wie ihn das Bächlein oft im wilden Wald
Auch annimmt in der Berge ödem Schweigen,
Wo ringsum Wasserfälle ewig sprühen,
Wo Laub und Wind in Streit, und Ströme ziehen
In ewigem Tosen über Felsenbogen."

Der Dichter, von der Unnahbarkeit dieser übergewaltigen Natur durchdrungen, versucht keine Schilderung ihrer Größe, ihrer Schönheit. Das Bild allein, das sie in seinem Geiste weckt, soll als Maßstab ihrer Majestät dienen. Dieses Bild ist der menschliche Geist. Unvermittelt steht es am Eingange des Gedichtes. Bei dem Anblicke des tosenden Wildbaches taucht vor dem Auge das Dichters

der Menschengeist auf, durch den die äußeren Eindrücke fluten wie die Arve durch diese Felsenschlucht. Sie bestimmen seine Farbe, der Wiederhall seiner Umgebung täuscht über sein eigenes Rauschen und Tosen, sein Ursprung ist verborgen — wie bei dem Fluße.

Aber erst nachdem der Dichter das Bild in allen seinen Einzelheiten ausgemalt, wendet er sich im zweiten Absatze zu dem Naturschauspiele, dem der Vergleich gilt:

So du, o Arve, tiefe, dunkle Schlucht, vielfarbiges, vielstimmiges Thal, wo die Macht herabkommt in Gestalt der Arve aus den Abgründen des Eises, die ihren geheimen Thron umgeben, die Berge durchbrechend, wie die Flamme des Blitzes den Gewittersturm. Die Gigantenbrut der Pinien, die Kinder einer früheren Zeit, klammern sich rings an die Schlucht, und die ungefesselten Winde kommen und gehen voll Verehrung, um ihre alte, feierliche Weise zu hören. Lehrt der Dämon des Erdbebens seine Brut hier die Zerstörung? fragt der Dichter; sind Eis und Fels ihr Spielzeug?

Er wendet den Blick in die Höhe, und nun ist ihm, als hätte eine unbekannte, allgewaltige Macht die Schleier des Lebens und des Todes zurückgezogen. Träumt er, und zieht die mächtigere Welt des Schlafes ihre Kreise um ihn? Sein Geist ist matt wie eine heimatlose Wolke, die der Wind dahintreibt.

In dem gewaltigen Schauspiel, das ihn umgibt, entrollt sich seinem Blicke die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, und in dem Augenblicke, da er sich öffentlich einen Atheisten nennt, schafft er sich seine Gottheit in der Natur. Die Wildnis spricht zu ihm mit geheimnisvoller Zunge; sie erweckt furchtbare Zweifel, aber sie lehrt ihn auch einen milden, feierlichen, heiteren Glauben. „Du hast eine Stimme, großer Berg", sagt er, „die alle Gesetzbücher des Betruges und des Leides zu widerrufen vermag, eine Stimme, die nicht alle verstehen, doch die die Weisen, Großen und Guten deuten, hörbar machen und tief empfinden."

Der Mont Blanc, der König der Berge, wird ihm zum Bilde der Unvergänglichkeit. Er schaut im Geiste die letzte Zerstörung, den Weltuntergang. Felsen stürzen, Tiere und Vögel verderben, die Menschen fliehen angsterfüllt; ihre Werke und ihre Wohnstätten vergehen wie Rauch im Gewittersturm. Das Thal ist ein mächtiger Strom geworden, der auf ewig seine lauten Wasser dem Meere zu-

rollt. Der Mont Blanc aber strahlt hoch oben; dort wohnt die Macht. In der stillen Dunkelheit mondheller Nächte, im einsam grellen Licht des Tages fällt der Schnee auf ihn nieder; die Winde kämpfen leise miteinander und häufen den Schnee mit ihrem starken, raschen, leisen Hauche. Dort ist die Heimat lautloser unschädlicher Blitze, dort wohnt die geheime Kraft der Dinge, welche die Gedanken regiert und dem unbegrenzten Himmelsdome Gesetz ist. Aber was würde der Mont Blanc, was würden Erde und Sterne und See sein, wären dem menschlichen Geiste die Stille und die Einsamkeit leere Dinge!

Nichts kann gewaltiger wirken als diese Schlußwendung. Nachdem der Dichter die Natur in ihrer höchsten Macht und Majestät vorgeführt, stellt er kühn den menschlichen Geist hoch über sie, ja macht ihn gewissermaßen zum Mitschöpfer ihrer ergreifendsten Wirkungen. Das All wäre Nichts, liehe ihm der Geist nicht Gedanken und Empfindung.

Nach seiner Rückkehr nahm Shelley das stille gemächliche Dasein in Mont Alègre wieder auf. Byron lebte als großer Herr, verkehrte mit Madame de Staël, aber der Kreis, der sich in Diodati versammelte, war dennoch ein kleiner. Ihm hatte sich nun Matthew Gregory Lewis, „der Mönch", zugesellt, der, obzwar als Dichter nur im Entsetzlichen und Schaurigen zu Hause, als Mensch eine harmlos liebenswürdige und lautere Natur war. Sein Vater hatte ihm ansehnliche Plantagen in Indien hinterlassen, die er 1815 besuchte, um selbst nach dem Rechten zu sehen. Er sicherte in humaner Weise die Wohlfahrt der zahlreichen Neger auf seinen Besitzungen und erntete für sein väterliches Bemühen Zuneigung und Anhänglichkeit [1]. Er trug es auch Byron nicht nach, daß er ihn in den „Englischen Barden und Schottischen Recensenten" als Apollos Totengräber verspottet, der aus dem Parnaß einen Kirchhof machen wolle, und dessen Muse ein Gespenst sei. Aber ebenso wenig hinderte ihn der Spott, allabendlich Geister und Gespenster zum Thema der Unterhaltung zu machen. Er selbst glaubte so wenig wie Byron an die Geister, die er beschwor. Beide behaupteten, man könne nicht

[1] Lewis wurde ein Opfer seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe. Auf der Rückkehr von einer zweiten, zu gleichem Zwecke unternommenen Reise nach Westindien erlag er dem Wechsel des Klimas.

an Gespenster glauben, ohne an einen Gott zu glauben. Shelley hingegen meinte, es wären nicht alle frei, die ihrer Ketten spotteten, und sie würden in einsamer Mitternacht schon respektvoller von Geistern denken als bei hellem Tageslichte.

Die Gespenstergeschichten, die Lewis zum Besten gab, schrieb Shelley auf. Dann machte Byron den Vorschlag, jeder von ihnen solle eine Gespenstergeschichte ersinnen, und begann in dem Notizbuche, das ihm als ein Andenken seiner Gattin teuer war, den „Vampyr". Doch kam nur die Einleitung zu einer geheimnisvoll angelegten Erzählung zu Stande. Die Umrisse des Ganzen erzählte er Polidori, der sie bearbeitete und drei Jahre später als Byron's Arbeit veröffentlichte[1]).

Polidori selbst lieferte eine Erzählung von einer Dame, die zur Strafe für ihre Neugierde einen Totenkopf erhielt.

Auch Shelley begann eine Erzählung, die ein Abenteuer seiner Jugend zum Gegenstande hatte, ließ sie aber bald liegen. Hingegen wünschte er, daß Mary etwas schreibe. Jeden Morgen wiederholte er die Frage, ob sie an eine Erzählung gedacht habe? Und jedesmal lautete die Antwort: Nein; obgleich Byron sie mit der Aussicht lockte, seine und ihre Erzählung gemeinsam zu veröffentlichen.

Eines Abends aber hörte sie, wie Byron und Shelley über das Prinzip des Lebens sprachen; ob man es jemals entdecken, ob der Mensch je die Macht erwerben werde, Leben zu wecken, ob etwa der Galvanismus auf die Spur dieses Prinzipes weise? Und so fort. Diese Nacht konnte Mary nicht schlafen. Der Mond schimmerte durch die Jalousieen ihres Fensters. Es ging ihr nicht aus dem Kopfe, daß es vielleicht doch eine Möglichkeit geben könnte, einen Menschen zu schaffen. Und als Shelley seine stehende Frage am anderen Morgen wiederholte, wurde sie mit einem „Ja" beantwortet. Mary hatte den Stoff zu ihrem Romane „Frankenstein" gefunden.

[1]) Mr. George Newcomen veröffentlicht in der „Academy" vom Februar 1895 einen Brief Byrons an den Herausgeber von „Galignani's Messenger" (Paris) worin er erklärt, daß er nicht der Verfasser des „Vampyr" sei, der in Frankreich großen Beifall gefunden, und daß er nie davon gehört. Der letzte Satz ist jedenfalls eine Byron'sche Uebertreibung. Das in Diodati entstandene Fragment findet sich unter seinen Werken.

Seit dem Juli trug sich Shelley, der, wie bei jeder Neuerung, so auch bei seiner Abreise aus England gedacht hatte, es sei „auf immer", bereits mit dem Gedanken an die Heimkehr.

„Mein Plan, mich auf einem Fleck Erde niederzulassen und ihn mein Heim zu nennen, die Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Vorzüglichkeit der Gefühle, welche aus dieser Anhänglichkeit entspringen, haben endlich den Entschluß in mir gereift, einen solchen Besitz zu erwerben", schrieb er am 17. Juli an Peacock. „Meine gegenwärtige Absicht ist, nach England zurückzukehren und das vorzüglichste aller Länder zu meinem dauernden Aufenthalte zu machen." Er beauftragt den Freund, ihm ein Haus zu suchen. „Du mußt meine obdachlosen Penaten schützen, ihnen einen neuen Tempel weihen und in meiner Abwesenheit das Amt des Priesters versehen." Auch diesmal versichert er, es handle sich um die Wahl eines dauernden Aufenthaltes. Aus Chamouni bringt er Samen von seltenen Alpenpflanzen mit, die er im Garten seines künftigen englischen Heimes einbürgern will.

Schlechte Nachrichten über Godwins Verhältnisse trugen zur Beschleunigung der Rückkehr bei. Fanny schrieb lange, wenig erfreuliche Briefe. Die nervöse Reizbarkeit der Wollstonecrafts äußerte sich bei ihr in Schwermut. Zu Beginn des Jahres 1816 war sie gänzlich in Trübsinn verfallen. Ein Besuch George Bloods rüttelte sie im Frühlinge aus ihrer Erschlaffung auf. George war ein Bruder jener Fanny, nach der sie selbst benannt war; er erzählte ihr viel von ihrer Mutter, die seine Schwester bis an deren Tod betreut hatte. „Ich habe mir vorgenommen, einer solchen Mutter nie Schande zu machen", schreibt Fanny am 29. Mai an Mary und Shelley. Mrs. Godwin hat ihr gesagt, sie sei für Mary und Shelley die Zielscheibe des Gelächters, aber sie will es nicht glauben. Sie versichert ihnen, daß sie ihnen nur um so inniger zugethan sei, da die Welt sich von ihnen abwende. Aber am 29. Juli spricht sie wieder von dem „schrecklichen Gemütszustande", unter dem sie gewöhnlich leide, und den sie sich vergeblich abzuschütteln bemühe. Sie nimmt aus der Ferne an allen Erlebnissen der Reisenden teil. Sie liest Byron, er heißt in den Briefen „der Dichter" schlechtweg; sie bewundert sein Bild und bittet, alle Fragen über ihn zu beantworten; denn wo sie den Dichter liebe, möchte sie den Mann achten. Aus seinen Schriften habe sie nicht

ersehen können, daß er ein so abscheulicher Mensch sei, wie der Londoner Klatsch behaupte. Doch die Klagen, die sie in ihrer Selbstlosigkeit unterdrücken möchte, dringen immer wieder durch. „Ich bin nicht wohl; mein Geist hält meinen Körper in einem fortwährenden Fieber — aber achtet nicht auf mich.“

Die Verhältnisse im Vaterhause werden schlechter und schlechter, Godwin ist krank, von Sorgen gedrückt. Und Fanny bittet Mary, was sie ihr über den Vater sagt, ernstlich zu beachten.

So kauften Mary, Claire und Shelley denn in Genf noch eine schöne Uhr für Fanny und traten am 29. August die Rückreise an. Von Byron schieden sie in Freundschaft. Shelley nahm das Manuskript des dritten Gesanges „Childe Harold“ mit nach England, übergab es Murray und überwachte den Druck und die Korrektur, trotzdem Byrons Verhältnis zu Claire, das nicht ohne Folgen geblieben war, für Shelley und Mary nun kaum mehr ein Geheimnis sein konnte.

Die Rückfahrt ging über Dijon, Auxerre und Fontainebleau nach Versailles. Shelley besichtigte Schloß und Garten; der Luxus des Palastes schien ihm „weichlich und königlich“; die unbewohnten glänzenden Räume waren ihm ein treffendes Bild der leeren Pracht der Monarchie.

In Rouen besuchte er die Kathedrale, „ein Werk der herrlichsten Gothik“, deren Inneres ihn jedoch enttäuschte, und am 5. September war er in Havre, von wo er bei ungünstigem Winde die Ueberfahrt antrat.

Fünfzehntes Kapitel.

Harriet's Tod.

In Bath. „Mandeville." Fanny's Selbstmord. „Junge Dichter." Leigh Hunt. Shelley in Hampstead. Harriet's Tod. Shelley's und Mary's Trauung. Versöhnung mit Godwin. Prozeß um die Kinder. Alba's Geburt. Lord Eldon. Reynolds. Keats. Hazlitt. Lamb. Horace Smith. Shelley's Testament. Soziale Unruhen. „Vorschlag zu einer Reform der Wahlen im Königreiche."

In Portsmouth trennte Shelley sich von Mary und Claire. Er ging nach London, während die Frauen mit dem Kinde vorläufig in Bath blieben. Claire wünschte, ihre Verbindung mit Byron und deren Folgen vor ihren Eltern geheim zu halten, und weder Shelley, noch Mary hatten Lust, sie zu verraten. Moralische Entrüstung über ihr Vergehen scheinen sie nicht empfunden zu haben. Selbst Byron's wurde — unter der in ihrem Kreise üblich gewordenen Abkürzung seines Namens „Albè" (L. B., die Initialen seines Namens in englischer Aussprache) — häufig und nicht eben unfreundlich gedacht. Sowohl Shelley als Mary fanden es selbstverständlich, daß Claire nun bei ihnen blieb. Sie gab sich in Bath für eine Mrs. Clairmont aus.

Kaum nach England zurückgekehrt, wurde Shelley wieder von Godwin in Anspruch genommen. Er arbeitete an einem Romane „Mandeville", von dem er große Hoffnungen hegte, den er aber nur in sorgenfreier Stimmung würdig zu Ende führen konnte. Zu dieser sorgenfreien Stimmung sollte Shelley verhelfen. Obgleich der Dichter that, was in seinen Kräften stand, that er doch nie genug. „Ich bin außerordentlich betrübt, Sie neuerdings enttäuschen zu müssen," heißt es in einem Briefe vom 2. Oktober 1816. „Ich kann Ihnen keine 300 Pfd. schicken, weil ich keine 300 Pfd. habe. Ich schließe

einige Pfund ein, die Ueberbleibsel von dem, was meine letzten Verhandlungen mit meinem Vater ergaben."

Nach einem Besuche bei Peacock in Marlow, wo Shelley sich auch nach einem Häuschen für seine kleine Familie umsah, kehrte er nach Bath zurück. Hier erhielt er am 9. Oktober einen beunruhigenden Brief von Fanny. Die peinlichen Verhältnisse im Vaterhause, ihre Abhängigkeit, die es ihr unmöglich machte, ihnen zu entfliehen, die plötzliche Weigerung ihrer Tante Everina, sie zu sich nach Irland zu nehmen, alles dieses hatte ihre Schwermut zum Lebensüberdrusse gesteigert. Sie, die so gern für andere gesorgt, die so gern für andere gelebt, sich für andere geopfert hätte, besaß kein Heim, in dem sie glücklich und beglückend walten, kein Herz, dem sie das ihre widmen konnte. Sie fühlte sich überflüssig; ihre freudlose Existenz war ihr zur Last, und sie gedachte ihrer Mutter, die ja auch einmal in tiefstem Leid den Tod gesucht hatte. Unter einem Vorwande verließ Fanny das Vaterhaus. Sie fuhr durch Bath, ohne Mary aufzusuchen, der sie doch noch am 3. Oktober einen liebevollen Brief geschrieben und deren Kind sie stets zu umarmen gewünscht. Shelley eilte nach dem Empfange ihres Briefes unverzüglich nach Bristol, wo er sie traf. Zu seiner Beruhigung nahm er nichts Außergewöhnliches an ihr wahr und schied am Morgen des 10. Oktober wieder von ihr. Auch sie verließ Bristol und begab sich nach Swansea, wo sie Abends eintraf. Sie nahm ein Zimmer und zog sich mit dem Bemerken, sie sei sehr ermüdet und wollte selbst das Licht auslöschen, zurück. Am andern Morgen kam sie nicht zum Vorschein. Man erbrach die Thüre ihrer Stube und fand sie tot auf ihrem Bette. Das lange braune Haar fiel über ihr Antlitz; auf dem Tische lag ein Opiumfläschchen und folgender Zettel: „Ich war lange überzeugt, das Beste, was ich zu thun vermöchte, wäre, der Existenz eines Wesens ein Ende zu machen, dessen Geburt ein Unglück und dessen Leben nur eine Kette von Leiden war für jene, welche ihre Gesundheit geschädigt haben, um sein Wohl zu fördern. Vielleicht wird die Nachricht meines Todes euch schmerzen, doch werdet ihr bald so glücklich sein, zu vergessen, daß ein Wesen existierte, das da hieß . . ." Der Name war abgerissen und schien verbrannt.

War es ihre angeborene Rücksicht und Bescheidenheit, die sie gestern noch vor Shelley standhaft und verschlossen bleiben ließ, oder

hatte sie ein plötzlicher Anfall von Verzweiflung übermannt, in dem sie zu sterben beschloß?

Claire und Mrs. Godwin sprengten später das durch nichts begründete Gerücht aus, Fanny hätte ihrem Leben aus unglücklicher Liebe zu Shelley ein Ende gemacht. Ihre Briefe an Mary, in denen sie seiner stets im Tone unbefangener Freundschaft und schwesterlicher Teilnahme erwähnt, rechtfertigen in nichts diese Annahme[1]).

Godwin behauptete, er habe die Katastrophe kommen sehen. Er war tief erschüttert. Die väterliche Neigung, die er Fanny von frühauf bewiesen, ist einer der liebenswürdigsten Züge seiner wenig ansprechenden Persönlichkeit. Aber wie einst bei dem Tode seiner Gattin bewahrte er auch jetzt hinreichende Fassung, um vor allem das Bekanntwerden des schrecklichen Ereignisses zu verhüten. Er, der in der „Politischen Gerechtigkeit“ so kühl über den Selbstmord gesprochen und gesagt hatte, daß er an sich noch kein Verbrechen sei, wollte nun um jeden Preis, daß die That seiner Pflegetochter verheimlicht werde. Er sprengte die widersprechendsten Gerüchte aus. Man sollte vorgeben, Fanny wäre nach Irland gereist; er selbst schrieb an Baxter, die Aermste sei in Wales einer Lungenentzündung erlegen. Selbst in seinem Hause durfte die Wahrheit nicht laut werden. Er schrieb an Mary, sie möchte nicht nach Swansea gehen, um Aufsehen zu vermeiden; er bat sie, die Lage ihrer Eltern zu bedenken, denen von allen ihren Kindern nur mehr der jüngste (William) geblieben sei. Aber er reiste durch Bath, ohne Mary zu sehen.

Auf Shelley machte Fanny's Tod einen furchtbaren Eindruck; er kränkelte, und seine einzige Erholung und Zerstreuung waren die Studien: Montaigne, Plutarch, Cervantes und Milton. Mary

[1]) In Mrs. Gisborne's Tagebuch (bruchstückweise mitgeteilt von Dowden) heißt es: (9. Juli 1820). „Er (Godwin) ließ sich dann weitläufig über Mrs. Godwin's Zärtlichkeit für ihre Tochter (Claire) aus und über die bittere Enttäuschung all ihrer Hoffnungen, da sie in ihr allein den Trost und das Glück ihres Alters gesehen. Er schilderte Mrs. Godwin als ein Wesen von reizbarster Empfindung, das eben darum am tiefsten unter diesem Unglück leide, dessen alleinige Urheberin, wie sie behauptet, Mary sei. Sie hält Mary für ihren größten Feind. Mr. Godwin sagte mir, daß die drei Mädchen alle in gleicher Weise in Shelley verliebt waren, und daß die Aelteste ihrem Leben ein Ende machte, weil er ihr die jüngere Schwester vorgezogen.“

arbeitete an „Frankenstein“; Claire sann entschwundenen Freuden und gegenwärtigem Elend nach; eine schwermütige und gedrückte Stimmung lastete auf allen.

Da brachte der „Examiner“ vom 1. Dezember einen Aufsatz von Leigh Hunt: „Junge Dichter“. Er handelte von drei vielversprechenden Talenten: von John Hamilton Reynolds, John Keats und dem Dichter des „Alastor“. „Wenn das Uebrige dem entspricht, was wir gesehen,“ schrieb Hunt von diesem, „so zögern wir nicht, ihn für einen scharfen und originellen Denker zu erklären.“

An demselben Tage erhielt Shelley einen Brief von Leigh Hunt. Er hatte seine Gefängnisstrafe abgebüßt, ohne daß seine heitere Gemütsruhe durch sie gelitten hätte. Mit einer großartigen Ergebung in's Unvermeidliche hatte er sein Geschick ertragen, hatte seinen Kerker geschmückt, so daß er, mit einer Rosentapete, mit Büsten, Blumen, Büchern und einem Flügel ausgestattet, „vielleicht das hübscheste Arbeitszimmer diesseits des Wassers war“. „Wenn ein Fremder bei mir eintrat“, schreibt er, „sah ich mit Behagen, wie er sich verwundert umblickte“. Im Hofe des Gefangenenhauses hatte Hunt sich einen kleinen Garten angelegt. „Es gelang mir, von einem Apfelbaume nach zwei Jahren einen Pudding zu haben; was meine Blumen betrifft, so waren sie, wie jeder zugab, vollkommen. — Hier schrieb und las ich in gutem Wetter. Im Herbst war mein Spalier mit roten Feuerbohnen behangen, die die Blumenpracht erhöhten. Ich pflegte in meinem Armstuhl die Augen zu schließen und mich hundert Meilen weit weg zu denken.“ Hunts treffliche junge Gattin Marianne war ihm mit den Kindern in die Haft gefolgt. Hier besuchten ihn Byron, Lamb und Moore; er schrieb fleißig fort für den „Examiner“, und hatte er früher nur für einen geschickten Journalisten gegolten, so glänzte er nun als Dichter und Märtyrer der Freiheit. Seine „Geschichte von Rimini“, eine Erzählung in gereimten Jamben, die die Francesca-Paolo-Episode gemildert und verwässert wiedergiebt, fand unbestrittenen Beifall. Hunt wurde als das Haupt der Londoner oder sogenannten Cockney-Schule gefeiert. Daß sein Dichterruhm, den schon die nächste Generation ihm streitig machte, nicht ganz unverdient war, beweist vielleicht am besten ein kleines Gedicht wie das folgende:

Abu Ben Adhem.

Abu Ben Adhem — Heil sei ihm beschieden —
Erwacht aus einem Traum voll tiefem Frieden,
Und in der Kammer, die in Schmuck erglänzt,
Sieht einen Cherub er, von Licht umkränzt,
Der in ein Buch von Gold zu schreiben schien.
Nun macht die Angst Abu Ben Adhem kühn,
Und zu der Lichterscheinung sagt er dreist:
Was schreibest du? Da hebt sein Haupt der Geist
Und spricht mit einem Blick, den nichts kann trüben:
Die Namen derer, die den Herrn lieben! —

O sprich, ist meiner unter ihnen? — Nein!
Versetzt der Engel. — Wohl, so schreib mich ein,
Ben Adhem leise drauf zur Antwort gibt,
Als einen, welcher seine Brüder liebt.

Der Engel schrieb und schwand. Die nächste Nacht
Kehrt' er zurück und wies in Strahlenpracht
All jene, denen Gottes Liebe eigen,
Und sieh, Ben Adhem führte ihren Reigen.

Hunt's Hauptthätigkeit fiel auf das Gebiet der Prosa. Im Kerker schrieb er zahlreiche an Börne erinnernde Aufsätze, die, launig und witzig, oft geringfügigsten Gegenständen gewidmet sind: „Das Händeschütteln", „Das Aufstehen an einem kalten Morgen", „Das Theetrinken", Genrebildchen in eleganter, schmucker Prosa, die mitunter auch Litteratur und Politik behandeln und sich gelegentlich bis zu „Träumen an den Grenzen des Landes der Poesie" versteigen.

Seit seiner Befreiung, die Keats in einem Sonett gefeiert hatte, lebte Leigh Hunt in Hampstead bei Marlow. Er forderte nun Shelley auf, ihn zu besuchen. Sie waren zwei durchaus verschiedene Naturen. Hunt's Gabe, jedes kleinste Glück, jeden Sonnenstrahl, den ihm das Schicksal gönnte, mit dem Genusse eines Feinschmeckers zu schlürfen, war Shelley fremd. Dieser hinwiederum erschien Hunt häufig wie ein aus seiner Sphäre geschleuderter Geist. „Ich pflegte ihm zu sagen, er käme aus dem Planeten Merkur", erzählt Hunt. Dennoch verlebte Shelley einige frohe Tage in Hampstead. Aber sie waren nur eine kurze Unterbrechung in der Reihe schrecklicher Ereignisse, die sich diesen Winter folgen sollten.

Am 15. Dezember 1816 erhielt Shelley, gänzlich unvorbereitet, von Hookham die Nachricht, man habe die Leiche seiner Gattin in der Serpentine gefunden. Er wußte nicht, daß Harriet bereits seit dem 9. November vermißt wurde. Bis in den Spätherbst hatte er mit ihr in Verbindung gestanden, dann, als sie die Wohnung wechselte, plötzlich jede Spur von ihr verloren und seitdem vergeblich nach ihrer Adresse geforscht. Harriet hatte das Haus ihres Vaters verlassen, oder vielmehr sie war von ihrem Vater, angeblich auf Eliza's Veranlassung, ausgestoßen worden. Ihr leichtsinniger Lebenswandel hatte den gestrengen Schutzengel erzürnt. Harriet übergab die Kinder einem Schulmeister Kendell in Warwick und zog allein ihrer Wege. Aber sie war nicht dazu geschaffen, sich selbständig durch's Leben zu schlagen. Ihr schwankender Charakter und ihr haltloser Geist waren der Lehre von der unumschränkten Freiheit des Individuums und der Geringfügigkeit aller Sitte, die sie in früher Jugend empfangen, nicht gewachsen. Auf sich selbst gestellt, sank sie tiefer und tiefer. Eine zeitlang wohnte sie als Mrs. Smith in einem Hause an der Serpentine; aber ihr Liebhaber verließ sie, und da, völlig rat- und hilflos, trieb die Verzweiflung sie zu dem letzten Schritt, den sie, noch halb ein Kind, in guten, glücklichen Tagen so oft in Scherz und Ernst erwogen. Sie war, wie Fanny Imlay, 22 Jahre alt, als sie in den Wellen der Serpentine ihrem Leben ein Ende machte.

Shelley eilte noch an dem Tage, da er Hookham's Brief erhielt, nach London. Doch scheint er die Verantwortung, die ihn selbst bei dem erschütternden Vorfall traf, nicht sogleich in ihrer ganzen Schwere empfunden zu haben. Ihm schwebte neben Harriets eigener Schuld hauptsächlich die der Westbrooks gegen die unglückliche Verlassene vor. Am 16. Dezember schreibt er an Mary: „Ich habe, meine Geliebte, einen Tag ziemlich qualvoller Empfindungen verlebt, wie sie der Anblick des Lasters, der Tollheit und einer jeden Ausdruck übersteigenden Hartherzigkeit hervorbringen muß. Leigh Hunt war den ganzen Tag bei mir, und seine zarte, liebevolle Aufmerksamkeit für mich, seine gütigen Reden über dich haben mich in den Schrecken dieses Ereignisses das Gleichgewicht nicht verlieren lassen.

Die Kinder habe ich nicht bekommen. Ich habe Longdill [1])

[1]) Den Advokaten.

gesehen, der mit äußerster Vorsicht und Entschlossenheit zu handeln empfiehlt. Ich sagte ihm, ich stünde dir gegenüber unter einem Eheversprechen, und er meinte, daß in diesem Fall jeder Vorwand, mir die Kinder zu nehmen, entfiele. Hunt sagte sehr zartfühlend, dies würde eine wohlthuende Nachricht für dich sein. Ja, meine einzige Hoffnung, mein Liebling, dies wird eine der unzähligen Wohlthaten sein, die du mir erweisest, und die an Wert doch noch immer hinter der größten aller Gaben zurückbleiben, dir selbst! Durch dich allein bin ich im Stande, ohne zu verzweifeln, an die Schrecken der unaussprechlichen Schlechtigkeit zu denken, die zu dieser dunkeln, entsetzlichen That geführt. Alles scheint jedoch zu beweisen, daß wenig bei dem Vorfall zu bedauern ist, die Erschütterung ausgenommen, die das abscheuliche Ende eines Wesens, das einst so nahe mit mir verbunden war, hervorbringen muß. Hookham, Longdill, alle lassen mir volle Gerechtigkeit widerfahren und bezeugen die Redlichkeit und Liberalität meines Benehmens gegen sie. Was das Urteil über die abscheulichen Westbrooks betrifft, so herrscht nur eine Stimme. Falls sie es wagen, die Sache vor Gericht zu bringen, würde sich ein so fürchterliches und entsetzliches Schauspiel entrollen, daß sie mit Schande und Verachtung bedeckt daraus hervorgingen. Suche du, meine Liebste, Beste, das Glück da, wo es wohnen soll, in deinem eigenen, reinen vollkommenen Inneren, in dem Gedanken, wie teuer und wie gut du mir bist, wie weise und wohlthätig in ausgedehntem Sinne du vielleicht noch zu werden bestimmt bist. Denke an meine armen Kinder Ianthe und Charles. Was für eine zärtliche, liebe Mutter werden sie in dir finden und mein Liebling William nicht minder."

Und Mary antwortet ihm: „Wie glücklich werde ich sein, deine beiden teuern Kleinode zu besitzen! Ich verstehe nicht eben, was das Gericht in dieser Sache zu thun hat und warte mit Ungeduld auf morgen, wo ich hören werde, ob sie bei dir sind. Und dann? Was wirst du mit ihnen thun? Mein Herz sagt: bring sie her! Aber ich füge mich deiner Klugheit. —

Die arme, liebe Fanny! Hätte sie diesen Augenblick erlebt, so wäre sie gerettet worden, denn mein Haus würde dann das rechte Asyl für sie gewesen sein. O mein Geliebter, dir danke ich jede Freude, jede Vollkommenheit, die ich genießen, oder deren ich mich rühmen kann. Liebe mich stets. Ich weiß kaum, was ich sage, ich

bin so erregt. — Nun wird mein William einen süßen Bruder und eine Schwester haben, er wird seinen Rang als Aeltester verlieren, und bei Tische wird ihm als dem Dritten vorgelegt werden. wie Claire ihm beständig vorsagt. Was das Ereignis betrifft, auf das du anspielst (die Trauung) so laß dir von deinen Freunden und der Klugheit raten, wann es stattzufinden hat; aber es muß in London sein."

Bei aller Teilnahme für Harriets tragisches Geschick mußte ihr Tod doch ein Gefühl der Befreiung in Mary hervorrufen. Der Gedanke, ihrer Verbindung mit Shelley nun durch das Gesetz Anerkennung vor Gott und den Menschen zu verschaffen, erfüllte sie trotz ihrer Freiheit des Denkens mit tiefer Genugthuung. Ihre Stellung war in Wirklichkeit zu verschieden von ihrer idealen Vorstellung der freien Liebe, sie war zu häufig der Verkennung und Demütigung durch Gutgesinnte ausgesetzt, als daß ihre reine und edle Natur nicht wünschen mußte, aus dieser schiefen Lage herauszukommen. Schließlich wußte sie, daß das gute Einvernehmen mit ihrem Vater, das ihr so sehr am Herzen lag, nur um diesen Preis zu erkaufen war.

Shelley erwog mit den Freunden, ob es schicklicher sei, das Trauerjahr abzuwarten, oder „die Zeremonie" sogleich zu vollziehen. Da alle sich für eine sofortige Trauung entschieden, fuhr Mary am 27. Dezember mit ihm nach London.

Und noch an demselben Tage öffneten sich ihm die Pforten von Skinnerstreet, die ihm zwei einhalb Jahre verschlossen gewesen. Aber die alten Räume berührten ihn peinlich. Hier hatte er mit Fanny verkehrt, hier hatte Harriet häufig geweilt.

Tags darauf besuchte Godwin Mary und wohnte am 30. Dezember nebst seiner Gattin der Trauung in St. Mildred-Church bei. Mit sichtlicher Genugthuung und einer geschickten Uebergehung der vorangegangenen Ereignisse zeigt er seinem auf dem Lande lebenden Bruder Mary's Vermählung „mit dem Sohne eines Baronet" an. Der Prophet der sozialen Befreiung war im Leben nicht so ganz gleichgiltig gegen Standesunterschiede.

Der Akt der Trauung hatte alles Geschehene ausgelöscht. Godwin war versöhnt. In einem Briefe an Claire, die in Bath zurückgeblieben, nennt Shelley die Folgen der Heirat zauberhaft. „Keine Freundlichkeit scheint ihm nun zu groß als Entschädigung für das

Vergangene. Ich gestehe, daß ich mich durch dies nicht ganz täuschen lasse, obgleich meine Eitelkeit für gewisse schmeichelhafte Aufmerksamkeiten nicht unempfindlich ist. Mrs. Godwin erblicke ich so, wie sie wirklich ist: geziert, voll Vorurteil und herzlosem Stolz. Gegen sie fühle ich, ich gestehe es, keine andere Regung als Antipathie. Ihre süße Tochter (Claire selbst) ist mir sehr teuer. — Ich will dir nicht sagen, wie furchtbar traurig mir Skinnerstreet und was damit zusammenhängt erscheint. Der schrecklichste Gedanke ist, daß Menschen hier glücklich sein können! Aber ich bin entschlossen, diese Gefühle zu überkommen. Wenn ich sie nicht vernichte, vernichten sie mich."

Mit seiner Trauung war die eine der beiden Pflichten erfüllt, die Shelley aus Harriet's Tode erwachsen waren; größere Schwierigkeit bot die zweite, die gegen seine Kinder. Mr. Westbrook und Eliza bestritten Shelley's Rechte auf Ianthe und Charles. Die irrtümliche Meinung, daß Sir Timothy Shelley (1815) durch einen Kontrakt die Kinder seines Sohnes mit einem stattlichen Vermögen bedacht hätte, deren Verwaltung nun ihren Vormündern zu Gute kommen sollte, mochte das ihre beitragen, die Westbrooks in ihrer Hartnäckigkeit zu bestärken.

Am 8. Januar 1817 überreichte John Westbrook dem Kanzler, Lord Eldon, die im Namen der dreijährigen Ianthe und des zweijährigen Charles abgefaßte Klage. Die Kinder sagten gegen ihren Vater aus, daß er seine Gattin verlassen habe, um in ungesetzlicher Verbindung mit Mary Wollstonecraft Godwin zu leben, und daß er eine Dichtung mit Anmerkungen, „Königin Mab", und andere Werke veröffentlicht, in denen er die Wahrheit der christlichen Offenbarung gotteslästerlicherweise verspottet und die Existenz eines Schöpfers des Weltalls geleugnet.

Die kindlichen Bittsteller flehten, sie und ihr Vermögen (eine Verschreibung des Mr. Westbrook) nicht in die Obhut ihres Vaters, sondern in die des Gerichtshofes zu stellen, welcher eine geeignete Persönlichkeit zu ihrem Vormunde ernennen möge.

Shelley kam nach London, um auf dem Schauplatze des Kampfes zu sein. Seine Stimmung verdüsterte sich mehr und mehr. Nun erst brach allmählich die ganze Furchtbarkeit von Harriet's Schicksal über sein Gemüt herein und warf ihre schwarzen Schatten auf seinen Geist. „Geraume Zeit hindurch war er von dem Ereig-

nisse vernichtet," sagt Leigh Hunt. Der Kampf um die Kinder mit seinen wechselnden Eindrücken erschütterte ihn; zugleich bedrohte die Anklage der Westbrooks seine persönliche Freiheit. Als Revolutionär und Atheist denunziert, lief er Gefahr, wie Eaton verfolgt und verhaftet zu werden.

Während Shelley's Aufenthalt in London wurde in Bath Claire's und Byron's Tochter geboren, ein Kind von außergewöhnlicher Schönheit, das dieser aufdämmernden Anmut zufolge den Namen Alba erhielt, der zugleich an den für Byron geläufigen Namen Albè erinnerte. Shelley kündigte ihm seine Vaterschaft in einem Tone an, wie man ein für alle Teile unbedingt erfreuliches Ereignis meldet, wartete aber vergeblich auf einen Widerhall dieser Empfindungen bei Byron.

Am 18. Januar reichte Shelley seine Erwiderung auf die Anklage der Westbrooks ein. Er bestreitet, seine Frau verlassen zu haben; sie seien übereingekommen, sich zu trennen. Zartgefühl verbiete ihm, mehr zu sagen, als daß die unheilbarste Meinungsverschiedenheit sie getrennt habe. Auf ihre Bitten und mit Rücksicht auf das zarte Alter der Kinder habe er ihr diese gegen seinen Wunsch überlassen, jedoch stets in der Absicht, selbst für ihren Lebensunterhalt und ihre Erziehung zu sorgen, sobald sie das erforderliche Alter erreicht hätten, oder falls seine Gattin stürbe. Er hätte sich in keiner Weise von ihnen losgesagt. Die Beschuldigung eines gesetzwidrigen Zusammenlebens mit Mary erwidert er durch die Beteuerung, es wäre für ihn ein Gegenstand des tiefsten Kummers gewesen, daß ihm das Gesetz verwehrt habe, der Welt durch jene Förmlichkeiten, die sie fordere, zu beweisen, daß seine Verbindung mit Mary keiner leichtsinnigen und frivolen Liebe entspringe.

Als Vater der Kinder sei er auch ihr natürlicher Vormund, und sie zu erhalten und zu erziehen sein Recht wie seine Pflicht. Die Kläger stünden noch in einem zu zarten Alter, um selbst eine Entscheidung zu treffen, und er bitte, sie ihm zu übergeben.

Die Westbrooks wählten den hervorragendsten Anwalt seiner Zeit, Sir Samuel Romilly, zu ihrem Vertreter, gegen den Shelley's Verteidiger, Wetherell, Bell und Basil Montague, sämtlich mittelmäßige Leute, nicht aufkamen.

Am 24. Januar fand vor dem Kanzler, Lord Eldon, eine Gerichtsverhandlung statt. Eldon, in seiner Jugend Mr. John Scott, hatte es von dem Sohne eines Kohlenarbeiters in Newcastle zum Lord Kanzler gebracht; er war, wie Shelley, kurze Zeit ein Schüler von Oxford gewesen, war, wie dieser, mit einem Mädchen entflohen und hatte sich in Schottland mit ihr trauen lassen. Dennoch hätte Shelley's Angelegenheit vor keinen vorsichtigeren und überlegteren Richter kommen können. Er war dafür bekannt, Versprechungen zu geben, die er nicht hielt. Diesmal erklärte er, sich sein Urteil noch vorzubehalten. Aber Shelley empfand, daß das Ergebnis des Tages für ihn ungünstig war und begann, eine klare Darlegung aller Thatsachen zu schreiben, die er jedoch nicht zu Ende führte. Er gab darin zu, daß seine Ansichten über Religion und Ehe von den landläufigen abwichen, erklärte aber, daß er in der Praxis den Empfindungen der Gesellschaft Rechnung getragen. Seine Verteidiger bemühten sich, die Ideen der „Königin Mab“ als müßige Ausgeburten einer Knabenphantasie hinzustellen, denen kein Gewicht beizulegen, und über die der Verfasser nun längst hinaus sei.

Ende Januar folgte Mary ihrem Gatten nach London. Der Verkehr mit den Freunden half ihnen die schwere Zeit des Langens und Bangens auf die Entscheidung des Prozesses überstehen. Bei Leigh Hunt trafen sich eines Abends die drei günstig rezensierten Poeten, Reynolds, Keats und Shelley.

John Hamilton Reynolds (geb. 1774), Verfasser der Prosaerzählungen „Miserrimus“, „Der Garten von Florenz“, „Phantasie“, war Shelley nicht sonderlich sympathisch. Zu Keats fühlte er sich hingezogen, aber seine Neigung wurde von dem scheuen Jüngling nicht erwidert.

John Keats (geb. 1775) war der Sohn kleiner Leute und behielt zeitlebens etwas Gedrücktes in seinem Wesen; er witterte in jedem Manne von höherer Geburt einen Feind. Frühzeitig auf sich selbst angewiesen, hatte er erst bei einem Wundarzte, dann als Apothekerlehrling sein Brot zu verdienen gesucht, sich aber zu keinem dieser Berufe endgiltig entschließen können. Im Vorjahre führte ihn die Bekanntschaft mit Leigh Hunt in die litterarische Welt ein, die ihm zusagte, und nun eben (1817) veröffentlichte Ollier seinen ersten Band „Gedichte“. Die besten und charakteristischesten Züge

seiner Poesie treten in ihnen bereits deutlich zu Tage; das meisterhafte Erfassen des Sinnenlebens in seiner verborgensten Zartheit, seinen leisesten Schwingungen, die plastischen, aus der nächsten Wirklichkeit geholten Bilder. Keats, durch und durch Sensualist, begriff Shelley's Enthusiasmus für abstrakte Ideen nicht und empfand bei seinen Gedichten eine gewisse Leere, einen Mangel an stofflichem Inhalt.

Bei Godwin lernte Shelley Charles Lamb, (1775—1834) den feinfühligen, originellen, humor- und geistvollen Essayisten kennen, trat aber zu ihm so wenig in ein herzlicheres Verhältnis als zu William Hazlitt, dem anerkannten Kritiker der Londoner litterarischen Welt, der mit großer Belesenheit und scharfem Denken richtige Kunstempfindung und eine bilderreiche, treffende und brillante Ausdrucksweise verband. Mit ihm stritt Shelley einst bis drei Uhr morgens über Monarchie und Republik. Hazlitt fand, daß Shelley aussehe, „wie eine Pflanze, der man die Lebensluft geraubt", und sah darin einen Beweis „von ungesundem Streben nach unnatürlicher Erregung, von krankhafter Hinneigung nach verbotenen Zielen und von unweisem Forschen nach den verborgenen Geheimnissen des menschlichen Geistes."

Einen Freund gewann Shelley dagegen an Horace Smith, (1779—1849) gleichfalls eine der Berühmtheiten, die bei Hunt aus- und eingingen. Smith hatte mit seinem älteren Bruder James 1812 ein satyrisch humoristisches Werkchen mit durchschlagendem Erfolge veröffentlicht. Der Direktor des Drury Lane Theaters setzte einen Preis für die beste poetische Ansprache zur Eröffnung des neuen Theatergebäudes aus, und James und Horace Smith traten nun mit den „Zurückgewiesenen Ansprachen" hervor, in denen sie den Styl und die Eigentümlichkeit aller Größen des Tages, von denen die Ansprachen angeblich herrühren sollten, verspotteten. Die Parodie war in vielen Stücken, z. B. in der Ansprache von Wordsworth, eine höchst gelungene; die Brüder Smith wurden mit einem Schlage populär. Während James seinem litterarischen Ruhme später wenig mehr hinzufügte, schrieb Horace wacker fort und verfaßte Novellen in Scotts Manier und Gedichte. Zu gleicher Zeit war er ein geschickter Kaufmann und verstand es, irdische Güter zu erwerben; sowohl den Dichter als den Kaufmann aber überwog bei weitem der Mensch. Leigh Hunt sagte in einem Sonette von ihm: Die Natur, außer Stande,

ihre frische Anmut in die Stadt zu verpflanzen, und doch stets von dem Wunsche erfüllt, zu segnen, habe ihr statt Blumen, Bäumen und Gärten Horace Smith gegeben. Die Mannigfaltigkeit seiner Vorzüge setzte Shelley in Staunen. „Ist es nicht sonderbar", schreibt er, „daß der Einzige, den ich wahrhaft freigebig fand, und der auch Geld hatte, um damit großmütig zu sein, ein Geldmakler ist? Und er schreibt auch noch Gedichte und Schäferspiele und versteht es trotzdem, Geld zu erwerben, und erwirbt es und ist noch immer großmütig!"

Noch inniger als mit den litterarischen Größen aber war Shelley bald mit Hunt's Söhnchen Thornton befreundet. Er hatte eine eigene Gabe und eine besondere Vorliebe, Kinder zu unterhalten. Aber wenn er auch mitunter heiter war, so ruhte seine Fröhlichkeit doch stets auf einem Hintergrunde tiefer Schwermut. Als einst seine Papierboote wieder munter auf dem Wasser trieben, sagte er lächelnd: „Wie gern möchte ich in eines dieser Boote steigen und Schiffbruch leiden; es wäre ein Tod, wünschenswerter als jeder andre!"

Am 18. Februar 1817 machte Shelley sein Testament. Mary wurde darin zur Universalerbin, Byron und Peacock zu Testamentsvollstreckern ernannt, und von den beiden letzteren jeder mit der Summe von 2000 Pfd. bedacht. Jedes der drei Kinder sollte 6000 Pfd. erhalten, Claire ebensoviel und auch Alba, ohne mit Namen genannt zu sein, die gleiche Summe.

Trotz seiner persönlichen Drangsale blieb in Shelley's Herzen noch Raum für die Leiden des Volkes. Er hatte während seines Aufenthaltes in London einen tiefen Blick in das allgemeine Elend gethan, das, eine Folge der furchtbaren Mißernte des Jahres 1816, durch den Mangel an Arbeit noch erhöht wurde. An der Arbeitslosigkeit der Bevölkerung sollte die Einführung der neuen Maschinen Schuld sein. Den Agitatoren war sie ein willkommener Anlaß, das Landvolk gegen die Herren zu hetzen. Die Regierung verschanzte sich hinter einem eisernen Polizeisystem und verschlimmerte so die öffentliche Lage. In Manchester rotteten sich die Arbeiter zusammen und rüsteten sich zu einem Marsche nach London. Loyale Patrioten wie Southey, ermahnten das Volk, einig zu sein und England, das Europa von der Tyrannei Napoleons befreit, nicht jetzt durch innere Zwistigkeiten zu verderben.

Der „Examiner“ nahm entschieden Stellung gegen den Regenten und die Minister, und Shelley, der die Welthändel durch den „Examiner“ erfuhr, schlug sich zu seiner Partei. Es lag auf der Hand, daß etwas für die Verbesserung der Lage des Volkes geschehen müsse. Eine Reform der Parlamentswahlen beschäftigte alle Gemüter. Das Volk hatte gegenwärtig im Parlamente so gut wie keine Vertretung. Es wurden Stimmen laut, die behaupteten, eine Besteuerung ohne Wahlrecht sei eine Art Sklaverei. Die Radikalsten forderten allgemeines Stimmrecht. Man hielt Versammlungen, die Shelley besuchte, oder deren Hergang er in den Zeitungen verfolgte. Als der Prinz-Regent am 28. Januar 1817 nach der Parlamentseröffnung in seinen Palast zurückfuhr, schlug der Pöbel die Fenster seiner Kutsche ein. Die allgemeine Erregung bemächtigte sich auch Shelley's, und er faßte seine Ansichten in einem kleinen Aufsatze zusammen unter dem Titel „Vorschlag zu einer Reform der Wahlen im Königreiche“ (A proposal for putting Reform to the Vote throughout the Kingdom). Er sagt darin: Daß das Volk im Parlamente nicht vertreten ist, ist eine unbestreitbare Thatsache. Es fragt sich also nur, ob es der Wunsch des Volkes ist, an der Regierung teilzunehmen. Auf diese Frage ist die Antwort des ganzen Volkes einzuholen, und Shelley schlägt hierzu die Einberufung einer Versammlung auf den 17. März im Wirtshause „Zur Krone“ vor. Man solle ein Plebiscit veranstalten. Alle abwesenden Freunde der Freiheit teilen schriftlich ihre Ansicht mit, die sodann verlesen wird. Großbritannien und Irland werden in dreihundert Distrikte geteilt und dreihundert Männer ernannt, die in jedem dieser Distrikte jedes einzelne Individuum fragen, ob es eine Adresse um Reform des Wahlrechts unterschreiben wolle. Die Majorität entscheidet sodann.

Die Versammlung hat sich jeder, auch der leisesten revolutionären Bestrebung zu enthalten. Die Kosten des Unternehmens deckt eine zu eröffnende Subskription, für welche Shelley den zehnten Teil seines jährlichen Einkommens, 100 Pfd., zeichnen will. Sein persönliches Dafürhalten entscheidet zu Gunsten eines alle Jahre tagenden Parlamentes, doch leugnet er nicht, daß das allgemeine Stimmrecht, gegenwärtig noch gänzlich unvorbereitet, eine Gefahr in sich schließe. Es verliehe denen Gewalt, die durch jahrhundertelange Sklaverei verwildert, verdummt und verroht sind. Darum soll für

den Augenblick nur derjenige das Recht haben, Abgeordnete ins Parlament zu wählen, der eine bestimmte kleine Steuer zahlt.

Da Shelley's Name als Verfasser der „Königin Mab“ und des Briefes an Lord Ellenborough durch den Prozeß in Mißkredit gekommen war, sollte der „Vorschlag zu einer Reform“ anonym erscheinen. Die Brüder Ollier, zwei junge Verleger, mit denen Shelley durch Hunt bekannt geworden, veröffentlichten Mitte März 1817 den Aufsatz, als dessen Verfasser auf dem Titelblatte „Der Eremit von Marlow“ genannt war.

Shelley versandte die Schrift, die in einem klaren und gemäßigten Tone gehalten war, an alle Liberalen des Landes; aber nirgends nahm man von ihr Notiz. Bei der Neuwahl des Parlamentes 1817 kam es zu lebhaften Debatten über den Antrag, man solle einen Ausschuß zur Untersuchung des Zustandes der Nation ernennen. Doch Castlereagh und Canning unterdrückten ihn, und Sir Francis Burdett erhielt für seinen Vorschlag einer Parlamentsreform nur achtundfünfzig Stimmen.

Was Shelley gefordert, wurde ein halbes Jahrhundert später im Wesentlichen durch Gladstone's Reform des Stimmrechtes erfüllt.

Sechzehntes Kapitel.

Great=Marlow.

Albion=House. „An Constantia, als sie sang." — Alba Auburn. Ausgang des Prozesses. „An den Lord Kanzler." — „An William." — „Laon und Cythna." — „Rosalinde und Helene." — „Prinz Athanase." Uebersetzung des „Theologisch=Politischen Traktates." — „Hiob." — „Ueber den Teufel und die Teufel." — „Frankenstein." — „Geschichte einer sechswöchentlichen Reise durch Frankreich, die Schweiz, Deutschland und Holland." Leben in Marlow. Kahnfahrten. Tod der Prinzeß Charlotte. „Adresse an das Volk anläßlich des Todes der Prinzeß Charlotte." — „Die Elyseischen Felder." — „Die Empörung des Islam." Kritik über „Mandeville". Reisepläne. Verkauf von Albion=House. Kritik über „Rhododaphne". — „Der Nil." Taufe der Kinder. Clara Allegra. Abreise.

Anfangs März 1817 fand Shelley endlich das lange gesuchte Wohnhaus. Es war Albion=House, eine Villa in Great=Marlow, die er für einundzwanzig Jahre mietete und sogleich bezog. Mary, die, wie sie behauptete, nur zwei Wünsche hatte: Claire's Entfernung und einen Garten, sah nun wenigstens einen von beiden erfüllt. Denn Albion=House, ein von außen unscheinbarer, im Innern aber geräumiger und schöner Bau, lag inmitten eines Gartens zwischen Wiesen, die zu bewaldeten Hügeln führten. Die Themse war in der Nähe, die Freunde Hunt und Peacock wohnten nicht allzuweit, und von London trennten Great=Marlow nur 31 Meilen; ein wesentlicher Vorteil für Shelley, da der Prozeß noch immer nicht entschieden war.

Im Erdgeschoß gab es einen Saal, der zur Bibliothek umgeschaffen wurde. Hier stand zwischen lebensgroßen Statuen des Apoll und der Venus Shelley's Schreibtisch.

Mary's zweiter Wunsch war für den Augenblick unerfüllbar. Man konnte Claire und ihrem Kinde nicht füglich ein Obdach verweigern. Shelley selbst empfand ihre Gegenwart nicht störend; sie

war musikalisch, sie sang und begleitete sich auf dem Klaviere. Ihre Stimme, die ihr Musiklehrer eine Perlenschnur von Tönen nannte, übte auf Shelley einen unbeschreiblichen Zauber. Nach einer Heldin in Brockden Brown's Novelle „Ormond", für die er schwärmte, pflegte er Claire jetzt Constantia zu nennen, und ihre Lieder waren es, die ihm das Gedicht „An Constantia, als sie sang" eingaben. Sich so verlieren, so sinken und sterben, sagt er, wäre vielleicht wahrhaft der Tod! Noch in der Erinnerung strömen seine Thränen; das zerrissene Herz blutet, es kann nicht vergessen. Der Zauber des Gesanges schließt ihm den Himmel auf; Flügel wachsen seinen Schultern, ihn emporzutragen über den Mond; er schmilzt dahin in der Extase; er hat kein Leben als das ihre, während ihr Gesang wie der weltumgebende Aether dahinströmt und alles mit Melodie erfüllt. In einer fragmentarischen Strophe schwimmt sein Geist wie ein verzauberter Kahn auf den Wellen ihres süßen Sanges weit, weit fort, in die Regionen des Entzückens.

Alba, für die man den Zunamen Auburn ersonnen hatte, galt in Marlow für das Kind einer Freundin in London, das man seiner zarten Gesundheit wegen auf's Land gegeben. Claire hatte nicht den Mut der Wahrheit; doch mochte auch Rücksicht für Godwin bei diesem Vertuschen des Sachverhaltes mit im Spiele sein.

Der Spannung auf den Ausgang des Prozesses machte endlich der 27. März mit einem schweren Schlage ein Ende. Lord Eldon gab sein Urteil, und die Entscheidung fiel gegen Shelley. Sie war, den orthodoxen Standpunkt des Kanzlers zugegeben, von einer tadellosen Mäßigung des Ausdruckes. Es läge kein Beweis vor, daß Shelley den Grundsätzen, die er mit neunzehn Jahren bekannt, nunmehr mit fünfundzwanzig entsagt. „Dies ist ein Fall", sagte der Kanzler, „in dem, wie mich dünkt, die Prinzipien des Vaters nicht mißverstanden werden können; ein Fall, in welchem sein Benehmen, das ich nicht anders als höchst unmoralisch finden kann, erwiesen und als eine Folge dieser Prinzipien dargethan ist. Nichtsdestoweniger erklärt er dieses Benehmen nicht nur für moralisch, sondern für empfehlenswert, der Beachtung und Zustimmung im praktischen Leben würdig. Der Fall ist darum meines Dafürhaltens ein solcher, in dem ein Vater es als seine Pflicht aufstellt, den Kindern, deren Ansichten und Gewohnheiten er bilden soll, in wichtigsten Lebenslagen

jenes Benehmen als moralisch und tugendhaft anzuraten, das mich das Gesetz als unmoralisch und lasterhaft anzusehen zwingt. Ich glaube darum nicht, daß es zu rechtfertigen wäre, wenn ich diese Kinder behufs ihrer Erziehung ausschließlich der sogenannten Sorgfalt Mr. Shelley's anvertrauen würde. Irre ich in dem Urteil, das ich in diesem betrübenden Falle gebildet, so habe ich den Trost, daß meine Entscheidung keine endgiltige ist. Wie weit der Gerichtshof in diesem Falle gegen die väterliche Autorität einschreiten wird, läßt sich vor dem Berichte der Beisitzenden nicht definitiv feststellen."

Thatsächlich gab aber Eldons Urteil den Ausschlag, und Shelley wußte, daß er eine Niederlage erlitten. Einer der zwölf Beisitzenden, ein Mr. Alexander, wurde beauftragt, einen geeigneten Erziehungsplan für die Kinder zu entwerfen und die Personen zu bezeichnen, in deren Obhut sie während ihrer Minderjährigkeit bleiben sollten.

Shelley war in's Herz getroffen. „Kein Wort vermag die Qualen zu schildern, die er litt, als ihm seine Kinder entrissen wurden", schreibt Mary, und Hunt erzählt, er habe es lange nicht über sich gebracht, ihren Namen auszusprechen. Die Freunde waren voll Anteil. Sie sahen in dem Prozesse weniger den persönlichen Fall als einen wesentlichen Punkt der großen Prinzipienfrage und beklagten in dem Fehlschlagen von Shelleys Hoffnungen zugleich eine Niederlage ihrer freiheitlichen Bestrebungen. Eldon war einer der bestgehaßtesten Männer seiner Zeit. Sidney Smith[1]) nennt ihn das herzloseste, bigotteste und böseste aller menschlichen Geschöpfe, das ein langes Leben in der Ausübung von allerhand Frevel hingebracht und sich durch sie bereichert habe. Für Shelley kam jetzt nur die Frage in Betracht, ob Mr. Alexander die Westbrooks als die geeignetsten Erzieher der Kinder bezeichnen würde. Aber Großvater und Tante trugen kein Verlangen nach der beschwerlichen Aufgabe und schlugen selbst jenen Dr. Kendell in Warwick vor, in dessen Pflege Harriet die Kinder gegeben. Shelley reichte im Juni ein Gegengesuch ein, das seinen Vertreter Longdill und dessen Gattin zur Erziehung der Kinder empfahl. Er erklärte sich bereit, für alle Auslagen aufzukommen, welche die von Mr. Westbrook ausgesetzte Jahresrente der Kinder (80 Pfd.) überschreiten würden. Aber auch Mr. Alexander's Entscheidung fiel

[1]) Bei Trelawny, Records &c.

gegen ihn aus. Er fand, daß Longdill Shelley zu nahe stünde und darum nicht geeignet sei, die Bestimmungen des Gerichtshofes auszuführen. Shelley rekurierte noch einmal und befürwortete die Uebergabe der Kinder an einen Militärarzt in Brent-End-Lodge, (Hanwell) Dr. Hume und dessen Gattin, Leute von anerkannt orthodoxer Gesinnung. Dieser Antrag wurde genehmigt. Die Kinder sollten in strengster Rechtgläubigkeit nach der hergebrachten Sitte erzogen werden; Shelley sollte sie zwölf mal im Jahre sehen dürfen, doch nur in Gegenwart Dr. Hume's und seiner Gattin, während die Westbrooks zwar auch nicht öfter, aber allein mit ihnen verkehren durften. Sir Timothy Shelley dagegen hatte unbehinderten Zutritt zu seinen Enkeln. Für den Unterhalt der Kleinen bezahlte Shelley jährlich 120 Pfd. Der Abschluß der Angelegenheit zog sich jedoch noch über ein Jahr hinaus.

Charles Bysshe Shelley starb zwölfjährig 1826. Janthe wuchs heran und heiratete einen Mr. W. Esdaile. [Sie und ihre Kinder genossen zeitlebens Eliza Westbrooks Wohlwollen. Nach Mr. Westbrooks Tode verheiratete sich die bereits Alternde, die nun Herrin eines ansehnlichen Vermögens war, mit einem Londoner Bankbeamten, Mr. Beauchamp, und starb hochbetagt.]

Shelley machte seinem Vaterschmerze in den zornglühenden Versen „An den Lord Kanzler" [1]) Luft. Wie Keulenschläge sollen seine Worte ihn treffen und zu Boden schmettern. Er nennt ihn die Geißel seines Landes, das giftigste Haupt jenes vielköpfigen Giftwurms, der den Busen der mütterlichen Heimat zerreißt. Der Fluch eines Vaters möge auf seiner Seele lasten und die zerstörte Hoffnung einer Tochter auf seinem Grabe; wie Bleigewichte mögen sie sein graues Haupt hinabziehen zu seinem Verhängnis. Er flucht ihm bei der Vaterliebe, die er verhöhnt, bei den sanften Gefühlen, die er nie empfunden, bei dem Grame, der seinem harten Herzen fremd sei; flucht ihm bei dem Lächeln jener Kinderlippen, bei dem Lallen ihrer ersten Rede, die der Dichter zu sanfter Lehre heranzubilden dachte, bei allem, was Glückliche in dem Wachstume ihrer Kinder erblicken. Er flucht ihm bei den Tagen, die sie in der Obhut des Mietlings verbringen, bei der Falschheit und Heuchelei, die ihnen auf die Lippen gezwungen wird, flucht ihm bei seinen

[1]) Erschienen in Mary's Gesammtausgabe von Shelley's Werken 1839.

eigenen Lastern und Sünden, flucht ihm bei dem Hasse, der eines Vaters Liebe erstickt, bei der Verachtung des Heiligsten, die eines Vaters Sorgfalt zu nichte gemacht, bei den schamlosen Händen, die die heiligsten Bande der Natur gelöst, bei der Verzweiflung, die einen Vater stöhnen läßt:

„Meine Kinder sind nicht länger mein!
Das Blut in ihren Adern ist von mir,
Doch ihr beflecktes Herz, Tyrann, ist dein!"

Eine Aeußerung des Lord Kanzlers brachte Shelley auf den Gedanken, man könnte ihm auch seinen jüngsten blauäugigen Liebling William entreißen. Erwies sich diese Furcht als begründet, so war er entschlossen, Heimat, Freunde und Güter zu verlassen und mit ihm zu fliehen. In den schönen Versen „An William" versetzt er sich mit Mary und ihrem Söhnchen auf das Schiff, das sie von hinnen trägt. Das Kind fürchtet den Sturm, die See, das Schaukeln des Bootes. Er tröstet es. Der Sturm mit all seinen dunkeln schaurigen Gräbern ist weniger grausam als die wilden Sklaven, die sie zwingen, über die Wellen zu ziehen.

„Sie raubten dir Bruder und Schwesterlein [1]),
Und ihr Herz entfremden sie dir,
Ihres Lächelns Reiz, ihrer Thränen Schein,
Der heiligen, raubten sie mir.
Ein toter Glaube, ein Schmachgesetz,
Warf um ihr jugendlich Haupt sein Netz,
Und fluchen werden sie dir und mir,
Weil freie Menschen und furchtlos wir.
— — — — — — — — — — — — —

Doch nicht ewig herrscht des Tyrannen Wort
Und der Priester schmählich Gebot,
Sie stehn an des wütenden Stromes Bord
Und besudeln sein Wasser mit Tod.
Aus tausend Thälern ihm Zufluß quillt,
Rings um sie schäumt es und tobt und schwillt,
Und Schwert und Szepter entfluten weit,
Zerknickt auf den Fluten der Ewigkeit.
— — — — — — — — — — — — —

[1]) Deutsch von Strodtmann.

Doch waren die Gedichte, die sich unmittelbar auf den Verlust seiner Kinder bezogen, nicht die einzigen, die Shelley's Feder in Marlow entströmten. Seine poetische Kraft schien mit der Gewalt der Eindrücke, die auf ihn einstürmten, mit der Größe seiner Leiden, zu wachsen. Im April begann er „Laon und Cythna", wie es heißt, infolge einer Wette mit Keats, wer von ihnen binnen sechs Monaten ein Epos schreiben würde. Keats dichtete den „Endymion", der aber erst im September des folgenden Jahres fertig wurde, während „Laon und Cythna" im September 1817 beendet war. Mary, der „Heimat seines Herzens, dem Kinde des Lichtes und der Liebe", widmete Shelley dieses Ergebnis seiner Sommerarbeit, die ihn so manche Stunde von ihr fern gehalten, und die sie und das Glück, das er ihr dankt, ihm eingegeben.

Auch das Idyll „Rosalinde und Helene" entstand in seiner ersten Fassung im Laufe dieses Sommers, und im Dezember schrieb Shelley das Fragment der Terzinendichtung „Prinz Athanase" [1]). Der Held ist ein verklärtes Abbild des Dichters selbst. Wie Shelley zu jener Zeit „sein Leben gleich einem Strome ohne Zufluß versiegen fühlte", so ist der Jüngling Athanasius von Mühe und Arbeit abgezehrt, und ein unlösbarer, brennender Kummer jagt ihn von Land zu Land. Kein geheimes Verbrechen, nicht eitle Ruhmsucht, nicht Angst vor dem Tode ist die Ursache seiner Qual. Er ist ein willkommener Gast im Hause der Philosophie. Niemand kann ein reineres Herz haben als er, der das Gute um des Guten willen liebt. Ein Kind des Glückes und der Macht, das verwaiste Oberhaupt eines alten Geschlechtes, widmet Prinz Athanase seine Reichtümer und seine Fürsorge denen, die da weinen und sich mühen. Aber in Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit gehüllt, haust er dennoch abseits von den Menschen in einer einsamen Hütte. Ob sich die Leute auch davor entsetzen, spricht er kühn, was er zu denken wagt. Seine Freunde lieben ihn, und die haßerfüllten Reden seiner Feinde prallen wie ziellose Pfeile an ihm ab. Von dem Grame, der ihn verzehrt, vermag er selbst sich keine Rechenschaft zu geben, und kein anderer begreift ihn. Manche sagen, er wäre toll, andere meinen, daß Erinnerungen aus einem früheren Leben ihm dieses Sein zur Hölle gemacht, noch andere er-

[1]) Erschienen in den „Posthumous Poems by P. B. Shelley, 1824.

blicken in dem geheimen Kummer Gottes Zorn über eine Seele, die kein höheres Gesetz anerkennen will als die Liebe. Und nur jene, die ihn lieben, ahnen, wie sehr die müßigen, kalten Reden über ihn ihn schmerzen und verbittern.

Jugenderinnerungen aus Eton spielen hier in die Dichtung hinüber. Des Prinzen Freund und Lehrer, der alte, weise Zonoras, ist Dr. Lind.

Als Athanasens Mutter den Tod ihres Gatten betrauert, eines hellenischen Häuptlings, der dem Speere der Moslems erlegen, bietet sie Zonoras, der allein der Verfolgung des Aberglaubens entronnen ist, eine Zuflucht auf ihrem Schlosse. Von Kind auf lauscht Athanase dem Worte des Weisen, der die Seele des Knaben mit herzerfreuenden Liedern und alten Lehren bildet, bis unvermerkt der Schüler des Lehrers Meister wird. Die auserlesene Freundschaft aber, die beide verbindet, bleibt stets unverändert. Von dem Gange der Handlung ist aus dem Fragmente wenig ersichtlich. Sie sollte, nach Mary's Aussage, im Wesentlichen der des „Alastor" gleichen. „Im ersten Entwurfe nannte Shelley die Dichtung „Pandemos und Urania". Athanase zieht durch die Welt, ein Wesen suchend, das er lieben könne. In dem Schiffe, in welchem er fortsegelt, trifft er eine weibliche Gestalt, die ihm sein Ideal der Liebe und Schönheit zu verkörpern scheint. Aber sie erweist sich als Pandemos, oder die irdische unwürdige Venus, die ihn verläßt, nachdem sie seine teuersten Hoffnungen enttäuscht hat. Nach langen Wanderungen trifft er die Frau, die eine Ergänzung seiner Seele ist, und sie küßt ihn auf dem Totenbette."

Die Gestalt der himmlischen und irdischen Aphrodite entnahm Shelley dem „Gastmahle" des Plato. Je mehr er den Haß der Menschen und die Bitternis des Lebens erfuhr, und je mehr er durch sie litt, desto tiefer durchdrang ihn die Ueberzeugung, daß Liebe und ein Vorkämpfer der Liebe der Welt vor allem Not thue.

Wenn nun dieser Held der Liebe sich in dem brünstigen Streben nach dem höchsten Ziele vergriff, wenn er sich einer falschen, irdischen und vergänglichen Liebe hingab, statt der ewigen, göttlichen und im höchsten Sinne menschlichen, war dies nicht das tragischeste Moment im Leben eines Individuum? War es nicht der kläglichste aller Irrtümer, den höchsten Flug nach dem Ideale anzustreben und in den

Erdenstaub hinabgezogen zu werden? Und Shelley selbst glaubte jetzt, daß er diesem Irrtum verfallen war, als er seine Liebe zu Harriet Westbrook für tief und echt hielt. Ein kleines Fragment, das die wahre Aphrodite schildert, giebt ihr große braune Augen. Es sind Mary's oft genannte „Haselnußaugen".

Eine Hymne an die Liebe bildet die Perle unter den einzelnen Bruchstücken des „Prinz Athanase". Die Liebe ist die Traube, von deren Safte trunken zu sein, alles ist, was wir wünschen können, die glückliche Seelen pflücken, ehe die herbstlichen Blätter von der Rebe fallen, um aus ihrem Becher Tausende zu tränken, die nach dem ambrosischen Nasse dürsten. „Du bist der Glanz, der auf dem Ozean liegt," apostrophiert der Dichter die Liebe; „du füllest den Himmel, wenn er blau ist, der Schatten deiner Schwingen durchdringt die Erde, wenn sie schön ist, du schwebst wie sanfte Frühlingsluft um die Menschen. Wo suchte der eine Hülle, den du nicht kleidest?"

In wenigen Perioden seines Lebens arbeitete Shelley so rastlos, wie in den Tagen seines Kummers in Great-Marlow. Er übersetzte Spinoza's „Theologisch-Politischen Traktat", und die Geistesverwandtschaft zwischen Autor und Uebersetzer wird wohl am besten durch jenen charakteristischen Irrtum Middleton's bezeugt, der in seinem Werke „Shelley und seine Zeit" dies Bruchstück der Uebersetzung des Traktates als eine Originalarbeit des Dichters „wahrscheinlich aus der Periode des ‚Zastrozzi' und ‚St. Irvyne'" veröffentlichte.

Neben Spinoza studierte Shelley Plato und die Bibel, so daß ihn nun gleichzeitig die drei Philosopheme beschäftigten, auf die sich die Philosophie seiner reifen Jahre gründet. Der Bibel gegenüber nahm er jetzt einen neuen Standpunkt ein; er sah und bekämpfte in ihr nun keine Offenbarung mehr, sondern sie erschien ihm als ein Produkt der Volkspoesie, und er wurde seitdem nicht müde, in ihr als einem unversiegbaren Quell der Schönheit und Begeisterung zu schöpfen. Aus dem Buche Hiob, das er vor allem bewunderte, entnahm er die Anregung zu einem Aufsatze „Ueber den Teufel und die Teufel" (On the Devil and Devils). Ja, er trug sich mit der Idee einer Dichtung „Hiob", die er nie ausführte, aber auch nie aufgab.

Der Essay über den Teufel[1]) ist, wie die metaphysischen Essays des Jahres 1815, im Tone einer wissenschaftlichen Erörterung gehalten; doch setzt der Dichter gegen den Schluß einige humoristische Lichter auf. Seine beiden Hauptquellen für den Teufel sind Hiob und Milton. „Nichts kann die Größe und Gewalt des Charakters des Teufels übertreffen, wie das verlorene Paradies ihn schildert,“ sagt er. „Er ist ein Teufel, der sich von der volkstümlichen Personifikation wesentlich unterscheidet. Die Annahme, daß er als Abstraktion des Bösen gedacht war, ist ein Irrtum. Milton's Teufel ist als moralisches Wesen seinem Gotte so überlegen, wie Jemand, der ungeachtet aller Qual und Widerwärtigkeit in dem Vorsatze, den er für gut erkannt, beharrt, dem überlegen ist, der in der kalten Sicherheit seines Triumphes seinem Feinde die schrecklichste Rache zufügt; eine Rache, die nicht der Absicht entspringt, ihn zur Reue zu bewegen, sondern die ihn zur Verzweiflung treiben will, damit er neue Qualen verdiene. — Der Teufel verdankt Milton Alles“.

Weiterhin sagt Shelley: „Weder Tiberius, noch Bonaparte oder Lord Castlereagh haben jemals einen Preis auf Enthüllung oder Anzettlung von Verschwörungen gesetzt, der der Belohnung gleichkäme, die Gott auf die Thätigkeit des Teufels setzte, daß er die unglücklichen Menschen versuche, verrate und anklage. Diese beiden Persönlichkeiten scheinen eine Art Kompagniegeschäft eingegangen zu sein, indem der Schwächere darein willigte, das ganze Odium ihrer gemeinsamen Handlungen auf sich zu nehmen, so daß der Stärkere von sich als einer sehr ehrenwerten Persönlichkeit sprechen könne. Dafür bedang sich der Teufel, teilzuhaben an dem besonderen Vergnügen, die Menschen in alle Ewigkeit zu verbrennen“. Gottes Grausamkeit im Zufügen ewiger Qualen vergleicht Shelley der der Naturforscher, welche Hunde secieren, und ergreift diese Gelegenheit, gegen die Vivisektion zu eifern. Ein Hund, meint er, hätte ein ebenso gutes Recht und eine bessere Entschuldigung, einen Naturforscher zu secieren.

[1]) Da dieser Aufsatz lediglich in einem von Mary's Hand korrigierten Druckbogen erhalten ist und das Datum seiner Entstehung nirgends genannt wird, läßt sich nur aus seiner Bezugnahme auf das Buch Hiob mutmaßen, daß er dieser Periode oder der ersten Zeit in Italien angehört. Er wurde zuerst durch H. B. Forman, 1880, veröffentlicht. (The Prose Works of P. B. Shelley, II.)

Der Teufel, fährt er fort, ist leichter zu rechtfertigen als Gott. Da er von ihm geschaffen ward, kann er keine Anlage und keine Neigung haben, deren Keim ihm nicht ursprünglich von seinem Schöpfer eingepflanzt ward. Sich zu beklagen, daß der Teufel schlecht handle, wäre ebenso ungerecht, als über eine Uhr zu schelten, daß sie schlecht gehe; die Fehler fallen dort Gott ebenso zur Last wie hier dem Uhrmacher. Aehnlich hatte Shelley schon in der „Königin Mab" gesagt: Gott mache in diesem Falle die Linien und der Mensch ihre Incongruenz.

Als gefallener Engel besitzt der Teufel sogar Shelley's Sympathie. „Elend und Ungerechtigkeit fördern die poetische Wirkung, denn es ist der Vorzug der Poesie, daß sie das Mitgefühl des Menschen erweckt, und dies geschieht bei Personen, die ein düsterer, verwerflicher Aberglaube beherrscht, leichter durch schreckliche als durch schöne Bilder. Schönheit, Tugend und Harmonie poetisch zu gestalten, erfordert bei dem Dichter oft einen höheren Grad von Geschicklichkeit als die poetische Darstellung der Ungerechtigkeit, Verzerrung und Zwietracht. Es giebt weniger Raphael's als Michel Angelo's; bessere Verse sind über die Hölle als über das Paradies geschrieben worden. Wie wenige lesen Dante's „Purgatorium" und „Paradies" im Vergleiche zu denen, die das „Inferno" genau kennen. Und doch ist das „Purgatorium" mit Ausnahme zweier berühmter Stellen, ein schöneres Gedicht als das „Inferno".

Zum Schlusse erzählt er in humorvollem Tone „die jüdische Mythe" von der Schlange als Verführerin der ersten Menschen und sagt: „bei dieser Gelegenheit bestimmte Gott als ihre Strafe, daß sie sich, wie jetzt, auf dem Bauche an der Erde kriechend fortbewegen sollte. Man läßt uns vermuten, daß sie vor ihrer schlechten Aufführung auf dem Schwanze einherhüpfte, eine Art der Fortbewegung, die ich, wenn ich eine Schlange wäre, für die schwerere Strafe hielte". Vielleicht entstammte diese Vermutung Miltons schöner Schilderung von der aufrecht gehenden Schlange.

Von Shelley's Thätigkeit angespornt, war auch Mary nicht müßig. Zu Beginn des Sommers lag ihr Roman „Frankenstein" beendet vor. Die zwanzigjährige Verfasserin hatte damit den Beweis eines bedeutenden Erzählertalents geliefert; manche geistreiche und poetische Einzelheiten des Romans gingen weit über das gewöhnliche

Mittelmaß hinaus. Scott lobte in „Blackwood-Magazine“ die Klarheit der Gedanken, die Kraft des Ausdruckes und die Wahrheit, Frische und Schönheit der Naturschilderungen, in denen der Eindruck der Schweizer Alpen nachklang.

Bei der Wahl des sonderbaren Problemes, das menschliche Gefühle und Leidenschaften mit unmöglichen Situationen verquickte, war wohl, wie bei „St. Irvyne“ Godwin's, „St. Leon“ maßgebend. Hatte er seinen Helden in den Besitz des Steines der Weisen und des Lebenselixirs gesetzt, so durfte Mary es wagen, den jungen Naturforscher Frankenstein einen Menschen bilden und beseelen zu lassen. Selbstverständlich ist Frankenstein eidlich verpflichtet, das Geheimnis, wie er seinen Homunkulus zu Stande gebracht, niemals mitzuteilen, und selbstverständlich vermag nichts, ihn zu einer Uebertretung des Gebotes zu bewegen. Doch sein Geschöpf, das von übernatürlicher Größe und Häßlichkeit ist, jagt ihm selbst Entsetzen ein; er läßt es entkommen, und das mit den höchsten Fähigkeiten begabte Ungeheuer lernt nun selbständig sprechen, denken, lesen, ja, es bildet sich an Volney's „Ruinen“ und begeistert sich an Plutarch, Milton und „Werther“. In freundlicher Absicht will es sich den Menschen nähern, aber sie fliehen entsetzt vor ihm, und es tötet nun aus Rache Frankensteins jüngsten Bruder. Das Ungeheuer überhäuft seinen Schöpfer mit Vorwürfen und verflucht den Tag, an dem er ihm das Leben gab. „Gott in seiner Gnade formte den Menschen nach seinem Bilde, machte ihn schön und einschmeichelnd. Selbst der Teufel hatte seine Genossen, ich aber bin allein und verhaßt! Ueberall sehe ich Segen, nur ich bin davon ausgeschlossen. Ich war wohlwollend und gut; das Elend machte mich schlecht. Mache mich glücklich, und ich werde wieder tugendhaft sein!“

Da Frankenstein sich weigert, dem Monstrum eine Genossin zu schaffen, erwürgt es seinen Freund und seine junge Gattin und fordert schließlich ihn selbst zum Rachekampfe auf Leben und Tod heraus, ihn mit sich fortziehend in die Regionen des Nordpols. Frankenstein unterliegt der Anstregung dieser Wanderung. An seiner Leiche weint das Ungeheuer; es empfindet Reue und Leid, denn sein Herz war für Liebe und Sympathie geschaffen. Es verbrennt sich auf einem selbst errichteten Scheiterhaufen, damit keine Spur seines Daseins auf Erden zurückbleibe.

So plaidirt Frankenstein, „der moderne Prometheus“, wie „Alastor“ für die Menschenliebe. Auch Mary bezweckte mit ihrem Romane nichts anderes als die Beweisführung, daß kein sterbliches Wesen ohne Liebe zu leben und zu gedeihen vermöge.

Im September schrieb Shelley eine Vorrede zu „Frankenstein“, in der er ihn eines der originellsten und vollendetsten Erzeugnisse des Tages nennt. „Das Interesse steigert und häuft sich gegen das Ende mit der wachsenden Geschwindigkeit eines bergabrollenden Felsens“, sagt er. „Wir bleiben atemlos vor Spannung und Teilnahme, wie Ereignis auf Ereignis und ein Ausbruch der Leidenschaft auf den anderen folgt“. Die Moral des Buches ist ihm: „Behandelt einen Menschen schlecht, und er wird schlecht. Vergeltet Hingebung mit Geringschätzung, greift ein Wesen aus was immer für einem Grunde, heraus und stempelt es zum Unwürdigen, und ihr treibt es zur Böswilligkeit und Selbstsucht. So kommt es, daß nur zu häufig jene, die am geeignetsten wären, eine Zierde der Welt zu sein, durch einen Zufall mit Verachtung gebrandmarkt, in Folge von Vernachlässigung und Herzenseinsamkeit zu einer Geißel und einem Fluche der Erde werden“.

Kaum war „Frankenstein“, den Shelley für die Arbeit eines jungen Freundes, der ihn interessiere, ausgab, bei einem Verleger untergebracht, als Mary bereits an einem anderen Werke arbeitete. Aus ihren Schweizer Tagebüchern und ihren und Shelley's Reisebriefen stellte sie die „Geschichte einer sechswöchentlichen Reise durch Frankreich, die Schweiz, Deutschland und Holland“ zusammen. (History of a Six Weeks Tour through France, Swizzerland, Germany and Holland.) Der Reisebeschreibung wurde „Der Mont Blanc“ eingefügt, und Hookham veröffentlichte das Werkchen im Dezember.

Shelley's Lebensweise war in Marlow, wie überall, eine Abwechselung von geistiger Arbeit mit Spaziergängen und Bootfahrten. Der Vormittag war den Studien gewidmet; Nachmittags begab er sich gewöhnlich mit einem Buche auf die Wanderung. Häufig konnte man ihn barhaupt in glühender Hitze durch Wiese und Wald streifen, oder den Fluß hinabrudern sehen bis zu seinem Lieblingsplatze, wo er das Boot treiben ließ, auf dem Rücken liegend und in das grelle Blau des Himmels blickend, das seinem Auge nicht wehe-

that. Er besaß seinen eigenen Kahn, die „Vaga", welchem Namen ein Spaßvogel einst die Silbe „bund" hinzufügte. Die Kahnfahrten mit Shelley blieben Mary tief im Gedächtnis eingeprägt. In „Lodore" schildert sie Ethels Wasserfahrten mit ihrem Geliebten Villiers: „Es war ein balsamischer Sommerabend. Der Aether schien über der Erde zu brüten, sie gleichzeitig wärmend und nährend. Die ganze Natur ruhte aber nicht wie ein unbelebtes Wesen, sondern mit demselben Genusse der Ruhe, der die Herzen der beiden Wesen beglückte, die sich voll Dankbarkeit und Liebe der Gewalt dieser mildesten Stunde des Tages hingaben. Das gleichmäßige Plätschern des Ruders oder das Fallen der Tropfen, wenn es aus dem Wasser gehoben wurde, die klare Spiegelung der Bäume und Wiesen im Flusse, die Farbe des Stromes, die dem Himmel entlehnt war, der Flügelschlag der Wasservögel, die auf dem Wege zu ihrem Binsenneste die Wellen streiften, jeder Klang, jede Erscheinung war schön, harmonisch und beruhigend. Ethels Seele war voll Frieden."

Zum Erstaunen seiner vorsichtigen Nachbarn ging Shelley gern des nachts im Bishamwalde spazieren und machte sich wohl auch gelegentlich das Vergnügen, den Spießbürgern von Marlow zu erzählen, er hätte im Walde den Teufel beschworen.

„Er war die interessanteste Erscheinung, die ich je gesehen", schreibt ein Freund Mary's aus Marlow. „Sein Auge, das so glänzend aber milder wie das Rehauge war, seine schlanke, meiner Ansicht nach fast tadellose Gestalt, sein langer, brauner Rock mit Kragen und Aermelaufschlägen von gekraustem Lammsfell, seine ganze Erscheinung ist mir frisch im Gedächtnis, wie etwas von gestern. Manchmal trug er einen Kranz von Waldreben, mit wilden Blumen untermengt, auf dem Kopfe. Dann schien er ganz in sich versunken und stürmte den Weg entlang ohne einen Blick für die, die er traf oder überholte".

Shelley entfaltete in Marlow die umfassendste Mildthätigkeit. In diesen schlechten Zeiten stockte die Spitzenindustrie, der Haupterwerbszweig der Gegend, während die Mißernte und die hohen Steuern die Not der armen Bevölkerung auf eine entsetzliche Höhe trieben. In Albion-House wurde an jedem Sonnabend Geld und Kleidung an Kinder und Witwen verteilt; doch ging Shelley selbst von Hütte zu Hütte und schrack so wenig vor der Berührung des Elends und der Krankheit zurück, daß er sich einmal mit einem bösen Augenübel an-

steckte. Von seiner Wohlthätigkeit waren auch die Tiere nicht ausgeschlossen. Er kaufte ganze Körbe voll Bachkrebse, um die armen Opfer, die den Tafelfreuden reicher Prasser verfallen waren, ihrem Elemente und dem Leben wiederzugeben.

Und doch waren Shelley's Geldmittel beschränkt. Seine Familie hatte seit dem 2. September einen Zuwachs in einem Töchterchen Clara erhalten. Godwin, im April und Oktober 1817 Shelley's Gast in Marlow, nahm wie gewöhnlich, seine Hilfe in Anspruch, immer stolz, gefaßt, gekränkt und unbefriedigt. Peacock hatte sich vermählt und war ebenfalls in Geldverlegenheit; Shelley setzte ihm eine Jahresrente von 100 Pfd. aus. Die Hunts befanden sich, mehr oder weniger, immer in einer schwierigen Lage; Shelley hielt es für selbstverständlich, daß er ihnen zu Hilfe kam. Die Freunde hausten mitunter in rücksichtsloser Weise in Albion-House; nichtsdestoweniger lud Shelley auch noch Keats ein, der aber aus Angst, neben Shelley die Selbständigkeit seines poetischen Schaffens im „Endymion" einzubüßen, ablehnte.

Im Herbst verschlimmerte sich Shelley's Gesundheitszustand, der während der Sommerhitze erträglicher gewesen, wieder derart, daß er, von Claire begleitet, nach London ging, um einen Arzt zu consultieren. Die Verordnung lautete: Ruhe und Luftveränderung. Nach kurzem Schwanken zwischen einem Aufenthalte an der Südküste Englands und einer Reise nach Italien entschieden Mary und Shelley sich für Italien. Sie wünschten Alba der Obhut ihres Vaters zu übergeben. Sie war nun dreiviertel Jahre alt und außergewöhnlich anmutig. Ihre auffallende kleine Person gab Anlaß zu viel bösem Geschwätz und Aergernis. Claire fand in einem Gemisch von Leichtsinn und Bitterkeit den Humor, über ihre Lage zu scherzen und spielte bald die Rolle einer Mrs. Clairmont, bald die einer Schwester der Mrs. Clairmont; doch ihre nahen Beziehungen zu dem Kinde ließen sich nicht verbergen. War sie aber Alba's Mutter, wer war ihr Vater? Man merkte, daß etwas verheimlicht wurde, mutmaßte und ging irre, indem man Shelley eines unlauteren Verhältnisses zu der Halbschwester seiner Gattin verdächtigte. All den ärgerlichen Gerüchten konnte ein Ende gemacht werden, wenn Byron, der seit dem Herbst 1816 sein Hoflager in Venedig aufgeschlagen hatte, Alba zu sich nahm.

Um das Reisegeld nach Italien zu schaffen, mußte jedoch Albion-House vermietet werden, das sich als ein feuchter, kalter, ungesunder Aufenthalt erwiesen hatte, und das war keine so leichte Aufgabe.

Ehe sie noch gelang, zog Shelley ein Ereignis in Mitleidenschaft, das ganz England als einen Schicksalsschlag empfand. Am 6. November 1817 starb die Prinzessin Charlotte, die einzige, durch Schönheit, Sanftmut und Güte ausgezeichnete Tochter des Prinz-Regenten, zwanzigjährig im Wochenbette. Der einzige Sprosse des Königshauses, eine anmutige Blüte an einem verdorrten Stamme, war sie der Liebling des Volkes; ihr Tod wurde als ein Unglück für die Nation betrachtet. Southey besang als Hofpoet ihr Hinscheiden in einer Ode und flocht eine grobe Schmeichelei auf die häuslichen Tugenden des Regenten ein; aber auch Byron klagte (im IV. Ges. des „Childe") um „die schöngelockte Tochter des Eilandes, mit der man die Liebe von Millionen ins Grab gesenkt". Shelley hatte sie bereits früher zur ungenannten Heldin der „Elyseischen Felder"[1]), (The Elysian Fields) gemacht, eines „Fragmentes in Lucanischer Manier". Der Aufsatz ist der fragmentarische Brief eines Politikers aus dem Jenseits an eine noch lebende hochgestellte Persönlichkeit. Der Politiker ist Charles Fox († 1808), den Shelley schon in der Irischen Adresse rühmend erwähnt, und bei dessen Tode Byron gesagt hatte: er sei ein Herkules gewesen, der den morschen Bau für eine Weile wieder aufgerichtet habe; eine trauernde Welt beweine ihn, und sein Schicksal sei ewiger Ruhm. Gerichtet aber dürfte der Brief, den Shelley Fox aus dem Jenseits schreiben läßt, an Prinzeß Charlotte sein. „Die größte und vornehmste Kunst", heißt es darin, „ist die, daß ihr die euch anvertraute Macht zu Gunsten derer anwendet, welche sie euch anvertrauen. Nicht als Königin, sondern als menschliches Wesen muß man diese Wissenschaft erlernen. Dieselbe Lehre, die zu häuslichem Glücke und persönlicher Auszeichnung führt, sichert auch einem Volke wahre Wohlfahrt und Ruhm."

Zu dem Tode der Prinzessin gesellte sich ein zweites tragisches Ereignis. Einen Tag nach ihrem Hinscheiden wurden drei Männer hingerichtet, die sich im Juni an der sogenannten Derbyshire Insurrektion, einem Arbeiteraufstande, beteiligt hatten. Man munkelte,

[1]) Erschienen in W. M. Rossetti's "Poetical Works of P. B. Shelley", 1878.

daß ein Spion der Regierung den Aufruhr angezettelt. Einige Dragoner genügten, die Ruhe wieder herzustellen. Dieser Vorfall erschien Shelley als ein Unglück von weit größerer Tragweite für das Volk wie der an sich auch noch so beklagenswerte Tod einer Prinzessin, und während eines Aufenthaltes in London schrieb er unter dem unmittelbaren Eindrucke der auf ihn einstürmenden Ereignisse die „Adresse an das Volk, anläßlich des Todes der Prinzessin Charlotte“ (An Adress to the People on the Death of the Princess Charlotte).

Zum Motto hatte er eine Stelle aus Paine's „Rechte des Menschen“ gewählt: „Wir beklagen das Gefieder, aber vergessen den sterbenden Vogel“.

Die erste Betrachtung ist dem Tode der Prinzessin gewidmet. Shelley sagt: „Wären Schönheit, Jugend, Unschuld, Liebenswürdigkeit und häusliche Tugenden allein im Stande, den allgemeinen Kummer zu rechtfertigen, wenn sie für immer erlöschen, so verdiente sicherlich diese anziehende Dame jene Trauerkundgebung. Sie war die letzte und beste ihres Geschlechtes. Aber es hat Tausende gegeben, die, gleich ausgezeichnet in häuslichen Tugenden, hingerafft wurden in ihrer Jugend und Hoffnung. Der Zufall ihrer Geburt macht weder das Leben der Prinzessin tugendhafter, noch ihren Tod beklagenswerter. Für das Volk hat sie nichts gethan, weder Gutes, noch Böses. Sie hat nichts vollbracht, nichts angestrebt und verstand nichts von den großen politischen Fragen, die über das Glück derer entscheiden, welche sie zu beherrschen bestimmt war. — Doch sei dies nicht tadelnd, sondern in Mitleid gesagt. Darin liegt das Elend, die Ohnmacht des Königtums. Prinzen werden von der Wiege an verhindert, das zu werden, was den höchsten Lohn verdient, und dieser höchste Lohn ist nach einem guten Gewissen die öffentliche Bewunderung und Trauer.

Darauf wendet Shelley sich dem zweiten schrecklichen Ereignisse zu, der Hinrichtung der drei Arbeiter Brandrath, Ludlam und Turner. Auch sie waren ausgezeichnet durch gute Eigenschaften, auch sie waren durch innige Familienbande gefesselt, vielleicht durch innigere als die Prinzessin. Sie waren reife Männer, ihre Neigungen entwickelt und erstarkt. Was mögen sie gelitten haben, was ihre Angehörigen! Wußte doch keiner, konnte doch keiner wissen, was der

Tod sei. Und doch wurden diese Leute in seinen tiefen Abgrund geschleudert. Nichts ist schrecklicher, als wenn der Mensch, aus was immer für einem Grunde, das Blut eines anderen Menschen vergießt. Für jedes andere Uebel giebt es Abhilfe oder Trost. Hört die Macht, durch welche wir leben, von selbst auf, das Leben zu erhalten, das sie gab, so ist es ein Kummer, eine Qual, eine Last, die ertragen werden muß; und solcher Gram läutert das Herz. Aber wenn der Mensch das Blut des Menschen vergießt, pflanzt sich eine lange Kette von Rache, Haß und Mord, von Hinrichtungen und Verfolgungen bis in die fernste Zukunft fort.

Die Ursache alles Unheils erblickt Shelley in dem Mangel einer Selbstregierung des Volkes. Er erzählt den Hergang jenes Aufstandes im Juni und ermahnt das englische Volk, darüber zu trauern. Ja, es soll sich in Schwarz kleiden, soll an Tod und Vergänglichkeit denken und Feld und Stadt mit Klagen füllen. „Eine schöne Prinzessin starb; sie, die die Königin ihres geliebten Volkes sein, deren Nachkommenschaft es auf ewig beherrschen sollte. — Sie war liebenswürdig und wäre weise geworden, doch sie war jung, und in der Blüte der Jugend kam der Zerstörer. Die Freiheit starb! Sklave! ich sage dir, störe die Tiefe und die Feierlichkeit unseres Grames nicht durch kleinere Sorgen. Wenn ein Wesen gestorben, das ganz unschuldig und lieblich war wie sie, die über dies Land herrschen sollte gleich der Freiheit, so wisse: die Kraft, durch welche es umkam, war Gott, und der Schmerz ist ein persönlicher. Menschen aber haben die Freiheit gemordet und während das Leben aus ihren Wunden entschwand, senkte sich in aller Menschen Haupt und Herz das Mitgefühl mit einem Fluch, einem Verderben, das alle betroffen. — Laßt uns langsam und feierlich der britischen Freiheit folgen auf ihrem Wege zum Grabe. Und wenn uns ein strahlendes Phantom erscheint, das seinen Thron baut aus zerbrochenen Schwertern und Sceptern und in den Staub getretenen Königskronen, so laßt uns rufen: Der Geist der Freiheit stieg aus seinem Grabe, wo er zurückließ, was roh und sterblich an ihm war; und laßt uns niederknieen und es verehren als unsere Königin!"

Shelley wünschte, daß Ollier die Flugschrift, als deren Verfasser wieder der „Einsiedler von Marlow" auf dem Titelblatte figurierte, unverzüglich drucke, aber der vorsichtige Verleger hatte keine

Lust, sich einem Prozesse der Regierung auszusetzen. Er ließ nur zwanzig Exemplare aus der Presse ziehen, und eine Veröffentlichung im eigentlichen Sinne fand überhaupt nicht statt.

Mittlerweile war der Druck von „Laon und Cythna“ fast vollendet. Da wurde Ollier auf einige gefährliche Stellen des Gedichtes aufmerksam gemacht und erklärte Shelley rundweg, sie müßten gestrichen werden, oder er verzichte auf die Publikation. Shelley's Gegenvorstellungen blieben erfolglos, und er mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, die gerügten Stellen auszumerzen oder zu verändern. So ward aus „Laon und Cythna“ „Die Empörung des Islam“.

Um dieselbe Zeit erschien Godwin's Roman „Mandeville“, eine Geschichte aus der Zeit Cromwell's, und wurde von Shelley mit jener überschwänglichen Begeisterung aufgenommen, die er allen Werken Godwin's entgegenbrachte. Er schrieb für den „Examiner“ [1]) eine Kritik, oder vielmehr eine Verherrlichung des Romanes, und benützte die Gelegenheit, auch über Godwins andre Werke zu sprechen. Er nennt den verehrten Meister eines der glänzendsten Beispiele geistiger Macht in dem gegenwärtigen Zeitalter. Godwin offenbare die Mannigfaltigkeit und Universalität des Talentes, welche den zu ewigem Nachruhme Bestimmten von jenem unterscheide, dem nur vorübergehender Ruhm beschieden sei. Die „Politische Gerechtigkeit“ sei das erste philosophische System, das sich ausdrücklich auf die Lehre von der Verneinung der Rechte und der Bejahung der Pflichten gründe.

Diese Huldigung war danach angethan, Godwin mit Shelley's Reiseplänen zu versöhnen, die ihm aus egoistischen Gründen widerstrebten. Shelley sucht ihm die Notwendigkeit seiner Abreise auseinanderzusetzen. „Meine Gesundheit ist wesentlich verschlechtert,“ schreibt er am 1. Dezember 1817. „Mein Empfindungsvermögen ist mitunter tot und stumpf oder so unnatürlich erregt, daß ich, um das Gesichtsorgan zum Beispiele zu nehmen, jeden Grashalm, jeden Ast entfernter Bäume mit mikroskopischer Deutlichkeit sehe. Gegen Abend sinke ich in einen lethargischen, leblosen Zustand und liege oft stundenlang auf dem Sofa zwischen Schlaf und Wachen,

[1]) Erschienen in der letzten Nummer des Jahres 1817.

eine Beute qualvoller Reizbarkeit der Gedanken. Dies ist, kurze Unterbrechungen abgerechnet, mein Zustand; die Stunden des Studiums werden mit wachsamer Sorgfalt aus dieser Leidensperiode ausgewählt. Aber nicht deswegen würde ich nach Italien reisen, selbst wenn ich wüßte, Italien könne mir Linderung schaffen. Aber ich habe einen ausgesprochenen Anfall von einem Lungenleiden gehabt, und obzwar es vorübergegangen, ohne erhebliche Spuren zu hinterlassen, so zeigen diese Symptome doch klar genug, daß meine Krankheit die Schwindsucht ist. Es kommt mir zu Gute, daß dieses Uebel langsamer Natur ist und, wenn man seinem Fortschreiten genügende Lebenskraft entgegensetzt, von einem warmen Klima geheilt werden kann. Sollte es eine ausgesprochene Gestalt annehmen, so wäre es meine Pflicht, unverzüglich nach Italien zu gehen, und nur wenn diese Maßregel eine unerläßliche Pflicht wird, werde ich gegen Mary's und mein Gefühl für Sie nach Italien gehen. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, was für üble Folgen mein Tod, abgesehen von dem Schmerze der Ueberlebenden, nach sich ziehen würde. Ich bin so umständlich und ausführlich, weil Sie mich mißverstanden zu haben scheinen. Nicht Gesundheit, sondern Leben würde ich in Italien suchen, und dies nicht um meinetweilen, — ich fühle mich imstande, jede solche Schwachheit zu besiegen — sondern derentwegen, denen mein Leben eine Quelle von Glück, Nutzen, Sicherheit und Ehre ist, und von denen einige meinen Tod als das Entgegengesetzte von alledem empfinden könnten."

Wie tief gedrückt Shelley's Stimmung war, erhellt aus einem Briefe an Leigh Hunt vom 8. Dezember 1816, in dem es heißt: „Soll ich die „Hymne an die intellektuale Schönheit" bekennen? Es ist mir gleich; wie du willst. Und doch, das Gedicht wurde unter dem Einflusse von Gefühlen geschrieben, die mich bis zu Thränen erregten, so daß ich glaube, es verdiente ein besseres Los als das, mit einem so unpopulären und gebrandmarkten Namen wie der meine, so weit er bekannt ist, verknüpft zu werden. Du wirst sagen, es wäre nicht so, ich wäre krankhaft empfindlich für das, was ich eine ungerechte Vernachlässigung finde. Aber ich sage nicht, daß ich ungerechterweise vernachlässigt bin. Ich bin bereit einzugestehen, daß die Vergessenheit, die meinen kleinen Versuch „Alastor" verschlang, verdient war, aber dann stand sie nicht im richtigen Ver-

hältnisse zu dem Erfolge verächtlichsten Geschreibsels. Ich habe den festen Glauben, daß mir die Kraft innewohnt, die Menschheit tief zu interessieren oder wesentlich zu bessern. Wie weit mein Benehmen und meine Ansichten den Eifer, mit dem ich daran ging, fruchtlos gemacht haben, weiß ich nicht. Eigenliebe läßt mich vielleicht Dingen Gewicht beilegen, die keines haben. So viel aber verberge ich mir nicht, daß ich von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen bin; mein Name ist verhaßt bei allen, die seine ganze Bedeutung kennen, bei denselben Wesen, deren Glück ich sehnlich wünsche. Für einige andere Wohlwollende bin ich ein Gegenstand des Mitleides; alle übrigen verabscheuen mich. — Vielleicht hätte ich nicht in der Aufgabe beharren sollen, die ich in meiner Jugend auf mich nahm: mich in dieser bösen Zeit und unter diesen bösen Zungen dem zu widersetzen, was ich für Elend und Laster halte; ich hätte in Herzenseinsamkeit leben sollen. Glücklicherweise umschließt mein häuslicher Kreis, was mich für den Verlust entschädigt."

Nachdem Anfang Januar „Die Empörung des Islam" erschienen war, wurde die Pacht von Albion-House zur Freude seiner Bewohner verkauft, und der Abreise stand jetzt nichts mehr im Wege. Die Vorbereitungen wurden mit Eifer betrieben. Claire lernte Italienisch, und Peacock figuriert nun in ihrem Tagebuche als Il Pavone. In den ersten Februartagen begab Shelley sich mit seiner zahlreichen Familie nach London. Peacock zu Liebe betrat er hier noch einmal das Gebiet der Kritik und schrieb für den „Examiner" eine verherrlichende Besprechung von Peacocks jüngstem Epos „Rhododaphne", das er trotz des modernen Inhalts von antikem Geiste beseelt fand. Shelley nennt das Gedicht, in dem ein thessalischer Jüngling durch die Zauberin Rhododaphne von seiner Geliebten getrennt wird, bis Venus Urania die Zauberin erschlägt und die Liebenden vereint, ein hervorragendes Werk, durchaus klassisch in Empfindung und Darstellung.

Der heitere Freundeskreis, dem auch Hogg sich wieder zugesellte, verschönte Shelley's letzte Tage auf heimischer Erde. Eines Abends wurde in angeregter Stimmung ein poetischer Wettstreit über ein gegebenes Thema beschlossen. Jeder sollte ein Sonett über den „Nil" schreiben.

Hunt lieferte ein Gedicht, in dem der Nil den Sand des stillen

Aegypten durchzieht wie ein ernster Gedanke, der sich durch einen Traum schlingt.

Keats fragt in seinem Sonette, ob der Strom wirklich so fruchtbar sei, wie die Menschen sagen, die bei harter Mühe kaum eine Spanne Ackerlandes erringen? Und erwidert: Die Unwissenheit ist es, die alles bis auf sich selbst zu einer unfruchtbaren Wüste macht.

In einem ähnlichen Gedankengange bewegt sich Shelley's Sonett „Der Nil". Er apostrophiert „den Ernährer Aegyptens" und schließt mit der wenig poetischen Nutzanwendung:

„Hab Acht, o Mensch, denn Wissenschaft allein
Kann dir, was jener Fluß Aegypten, sein."

Sein Gedicht ist das schwächste unter den Nil-Sonetten; seine Muse ließ sich nicht kommandieren.

Die letzten Tage in London vergingen heiter und angeregt. Die Theater, die Elgin-Marbles wurden besucht, und nur ein Schatten trübte die frohe Reisestimmung: Isabel Booth, die gleichzeitig in London weilte, suchte Mary nicht auf.

Mr. Baxter war im September in Marlow gewesen und hatte ihr Hoffnung gemacht, Isabel werde sich, da Mary's Heirat der Sitte nunmehr genüge gethan, vielleicht auch an der Reise nach Italien beteiligen. Ja, Mr. Booth hatte Baxter nach Marlow begleitet und an seine Gattin geschrieben, Shelley sei ein Wesen von seltenem Genie und Talent, von einer wahrhaft republikanischen Nüchternheit und Aufrichtigkeit der Sitten und so gesunden moralischen Ansichten, daß sie viele seiner Widersacher beschämen müßten, wenn diese des Schamgefühls fähig wären. Eine halbe Stunde in seine Gesellschaft habe genügt, ihn zu überzeugen, daß kein Atom von Böswilligkeit in ihm sei. Dennoch gab Booth nun der allgemeinen Stimmung gegen Shelley nach und hielt sein Verbot aufrecht.

Ehe Shelley England verließ, machte er, wahrscheinlich auf Mary's Wunsch, der öffentlichen Meinung noch ein Zugeständnis, indem er die drei Kinder in der Kirche St. Giles in the Fields taufen ließ. Alba erhielt nun die Namen Clara Allegra.

Am 10. März 1817 nahm er von den Freunden Abschied, und am Morgen des 12. schweifte sein Blick von Dover aus zum letzten Male auf die englische Küste zurück.

Siebzehntes Kapitel.

„Laon und Cythna:“

(„Die Empörung des Islam.“)

Entstehung. Einleitung. Allegorie. Namen. Inhalt. Geschwisterliebe. Cythna's Freiheitsrede. Das Epos der Frau. Mary Wollstonecraft-Cythna. Laon. Persönliche Momente. Zeitereignisse. Gewalt der Rede. Hoffnung und und Jugend. Unsterblichkeitsglaube. Laon's Vision. Die Pest. Widmung an Mary. „Die Empörung des Islam.“ Kompositionen.

Aus dem Schmerze und der Empörung über die Erlebnisse des Jahres 1817, die teils Shelley persönlich, teils die englische Nation betroffen hatten, ist „Laon und Cythna oder die Revolution der Goldenen Stadt, eine Vision des 19. Jahrhunderts“ (Laon and Cythna or the Revolution of the Golden City. A Vision of the nineteenth Century) geflossen. Wie er selbst das Gefühl hatte, den Gipfelpunkt des Unglücks in seinem Leben überschritten zu haben, so meinte er denselben Augenblick auch im Leben der Völker gekommen. „Ich glaube, die jetzt leben, haben ein Zeitalter der Verzweiflung überstanden“, schrieb er in der Vorrede. Die Größe des Elends, das er ringsum erblickt, erweckt die Hoffnung in ihm, daß es nicht länger so dauern könne, daß ein Umschwung zum Besseren bevorstehe. „Wenn die Zeit am schlechtesten ist, wird sie besser werden“, hatte schon Chatterton gesagt.

So verkündet Shelley grade in dem Augenblicke, da er im Leben Schiffbruch gelitten, den felsenfesten Glauben an eine Zukunft voll Glück und Freiheit und Gleichheit, eine Zukunft, in der die schrankenlose Macht der Vernunft und Beredtsamkeit der „unblutigen Revolution“ zum Siege verhelfen wird.

In seinem Boote unter den Buchenwäldern von Bisham dahingleitend und auf seinen Wanderungen durch die schöne Umgebung

von Marlow hat Shelley „Laon und Cythna“ gedichtet. Hier versöhnte eine friedliche und anmutige Natur mit mancher Widerwärtigkeit des Lebens; hier klang das düstere Weltgetriebe gedämpft herein, hier waren die grellen Lichter gemildert.

„Laon und Cythna“ sollte als Prüfstein dienen, in welchem Grade das Publikum zur Sehnsucht nach einer glücklichen Zukunft herangereift sei. Shelley hoffte auf keinen äußerlichen Erfolg, aber auf einen desto größeren idealen: die Dichtung sollte das Gefühl für Schönheit und Tugend im Leser wecken, den Mut des gebeugten Volkes heben und die Menschheit bessern. Er wendet sich in dieser Absicht in erster Linie nicht an seine Mitbürger, sondern an seine Mitbürgerinnen. Die Frauen vor allen sollen aus ihrer Apathie zu geistiger Reform angeregt werden.

Auf dem Titelblatte von „Laon und Cythna“ steht wieder das „Δός που στῶ“, wie Shelley zu zitieren pflegt, und daneben eine von Chapman herrührende Widmung:

„Gefahr naht nicht dem Menschen, der da weiß,
Was Leben ist und Tod, und kein Gesetz
Geht über seine Kenntnis; noch ist's Recht,
Daß er sich anderem Gesetze beuge.“

Durch die „Geschichte einer menschlichen Leidenschaft in ihrer allgemeinsten Form“, die er in zwölf Gesängen erzählt, will Shelley dem gewaltigen Ziele der Veredlung der Menschheit näherrücken.

Der erste Gesang dient als Einleitung und ist eine kühne Allegorie. Er knüpft an die französische Revolution an. Die letzte Hoffnung des zertretenen Frankreich ist gescheitert wie ein kurzer Traum flüchtigen Ruhms. Der Dichter erhebt sich von Traumgesichten der Verzweiflung und besteigt in der Morgendämmerung ein Vorgebirge. Die Revolution bedeutet, ob auch gescheitert, immerhin die Dämmerung eines neuen Tages, und das Vorgebirge ist der erhöhte Standpunkt des Dichters, von dem er Umschau hält in der Welt des Gegenwärtigen und Zukünftigen. Ein Gewitter entladet sich über seinem Haupte; Wolken und Stürme ringen mit einander, bis endlich ein Stück blauen Himmels sichtbar wird, in dem der Mond schwebt. Aber nun erblickt der Dichter einen Adler und eine Schlange über dem Meere in einen furchtbaren Kampf verstrickt, der mit wechselndem Glück bis zum Abend währt. Da sinkt die

Schlange erschöpft in's Meer, der Adler aber fliegt landeinwärts. Der Abend ist klar, der Sturm hat sich gelegt, die See ist still wie ein in Schlummer gewiegtes Kind. Der Dichter gewahrt eine Frau, die am Strande sitzt, die Hände über dem Busen gekreuzt, schön wie der Morgen, wie eine Blume in eisiger Wildnis. Sie hat betrübt dem Kampfe der Tiere zugesehen. Als nun die Schlange sinkt, schreitet sie vor, spricht zu ihr in Tönen, die nicht von der Erde sind, aber die durch Liebe und Mitleid wohlklingend werden, und die die Schlange versteht. Sie kommt an's Ufer und legt sich dem wunderbaren Weibe zu Füßen, das, wie Maimuna in den „Assassinen“, die Schlange in ihren Busen nimmt. Mild lächelnden Blickes nähert sich die herrliche Frau dem Dichter; sie tadelt seine Verzweiflung und fordert ihn auf, mit ihr und der Schlange über die Tiefe des Meeres zu fahren. Er besteigt mit ihr ein wunderbares Schiff ohne Segel, mit einem Schnabel aus Frauenglase, fein wie Spinnweben gearbeitet. Um Mitternacht auf hoher, grenzenloser See erklärt die unbekannte Gefährtin dem Dichter den geheimnisvollen Vorgang.

Zwei unsterbliche Mächte, vielgestaltet und das All durchdringend, haben ursprünglich die Welt beherrscht, Zwillingsgenien, beide gleich göttlich, beide dem Schoße des wesenlosen Nichts entsprungen beim Anbeginne alles Seins und Denkens: das Gute und das Böse.

In „Laon und Cythna“ erscheint das Uebel, das Shelley bisher stets als wesenlos, als ausschließliche Negation des Guten dargestellt, zum erstenmale als eine dem Guten ebenbürtige Grundmacht. Die geheimnisvolle Erzählerin berichtet weiter, daß das Prinzip des Guten sich in der Gestalt des Morgensterns, das des Bösen aber als blutroter Komet verkörperte. Kaum war der erste Mensch dem Chaos entsprungen, so bekämpften sie sich seinetwegen. Der schöne Stern fiel, und der Mensch ging hin und vergoß das Blut seines Bruders. So triumphierte der Geist des Bösen und beherrschte eine Welt voll Weh. Er verwandelte sich in einen Adler, der als das Wappentier der Großen, als das Symbol der Macht und Herrschaft für Shelley auch ein Symbol des Uebels ist. Der Geist des Guten aber, sein ewiger Feind, ward aus einem schönen Stern zu einer häßlichen Schlange. Adler und Schlange erscheinen also hier noch einmal in derselben nur ausführlicher dargestellten Bedeutung wie in den „Assassinen“; die der Schlange aber erhält ein neues, aus Shelley's

Bibelstudien geschöpftes Moment: nämlich die Idee, daß das erlösende Prinzip in niedrigster Gestalt auftrete. So ward das verachtete Tier, die Schlange, zur Incarnation des Morgensterns.

Die Menschen aber verfluchten und beschimpften den großen Geist des Guten in seiner schlechten Hülle, denn sie vermochten Gut und Böse nicht zu unterscheiden, und tiefes Dunkel herrschte auf Erden. Dem Bösen wurden Tempel gebaut, und er, der in Wahrheit Verderben, Mangel und Krankheit, Furcht und Religion, Haß und Tyrannei bedeutet, wurde als Herr und Gott verehrt. Aber der Geist des Guten erneute den Kampf mit seinem Todfeinde. Da wankten Throne, und die zertretene Menge erhob den Blick. Griechenland erstand. Und immer wieder erneut die Schlange ihren Kampf mit dem Adler, und dann empört die Menschheit sich gegen ihre Unterdrücker, dann ziehen Wahrheit und Gerechtigkeit gegen verrottete Gewohnheit zu Felde, dann beschleicht Angst die Priester und Könige, in reinen Herzen erwacht die Hoffnung, und die Erde bebt in ihren Festen. Die französische Revolution war ein solches Aufeinandertreffen ewig sich befehdender Mächte; und hat auch der böse Feind gesiegt, sein Triumph ist schwer erkauft und sein Ende nah. Darum verweist die geheimnisvolle Fremde dem Dichter seine müßigen Thränen.

Auch über ihr eigenes Leben klärt die erhabene Frau ihn auf und erscheint nun plötzlich in sonderbarer Doppelgestalt, halb als eine Personifikation des Ideals in der Natur, halb mit den konkreten Zügen Mary Wollstonecraft's, der Vorkämpferin für die Rechte der Frau. Mary hatte sich eine Tochter der Revolution genannt, hatte, wie die Frau des Vorspiels, ihre stille Einsamkeit verlassen, „um in die große, volkreiche Stadt zu gehen und dem Tode ins Antlitz zu schauen um der Wahrheit und Freiheit willen" und war traurig heimgekehrt, als die Hoffnung ihren Jugendglanz verloren.

Ihren Lebenslauf erzählend, führt das hehre Weib den Dichter in klarer Mondnacht über das Meer zu einem Heiligtum, das in zauberhafter Pracht erstrahlt und der Aufenthalt der großen Abgeschiedenen ist. Wie ihr Fuß den Tempel betritt, verschwindet sie seinen Blicken; Finsternis erfüllt den Raum; aus ihr leuchten nur die Augen der Schlange hervor, die sich nun wieder in einen Stern verwandelt. Dieser Stern aber schwebt über einem Throne, und auf dem Throne

sitzt in göttlicher Majestät und Schönheit der Genius des Guten. Der schwindelnde Dichter fühlt noch die stützende Hand seiner unsichtbar gewordenen Führerin und hört ihre Stimme, die ihm verkündet, daß heut zwei mächtige Geister aus dem tobenden Meere der Welt wie Friedensvögel hierher zurückgekehrt sind. Er erblickt die Geister; einen Jüngling mit dunkelm Auge und klarer Stirn gleich einem Seher und eine noch schönere weibliche Gestalt, von der Fülle des Haares und dem zusammengerafften Gewande halb verhüllt. Die Geister sind Laon und Cythna. In das Auge der Geliebten blickend, entsinnt Laon sich seines Erdenlebens und erzählt es dem Dichter. — —

In der Vorrede sagt Shelley, drei Dinge hätten seine poetische Erziehung vollendet: die Natur, mit der er seit seiner Kindheit vertraut gewesen, die Verheerungen der Tyrannei und des Krieges, deren Augenzeuge er war, und die großen Menschen, mit denen er im Geiste verkehrt. Die Einleitung verbildlicht denselben Satz. Tyrannei und Krieg sind das böse Prinzip, das das gute zum Kampfe herausfordert; dieser Kampf bildet den Ausgangspunkt des Gedichtes. Der Einfluß der Natur und der großen Menschen aber ist in der idealen Frauengestalt verkörpert, die halb Naturideal, halb jene Frau ist, die durch ihr schriftlich und mündlich überliefertes Wort tief auf Shelley eingewirkt. Er bekennt seine Schülerschaft Mary Wollstonekraft gegenüber, wenn die unbenannte Fremde des Vorspiels seinen Nachen über das mondbeglänzte Zaubermeer der Poesie zu jenem Heiligtume der Gedankenwelt führt, wo er die Helden seiner Dichtung findet.

Der Name Cythna dürfte aus Cynthia gebildet sein, dem Beinamen der Mondgöttin als Symbol reiner, keuscher Weiblichkeit. Er war Shelley geläufig aus der Aktäon-Mythe bei Spenser (Feenkönigin VII, 6), aus den höfischen Dichtern des französischen Geschmackes, (Dryden, Prior) bei denen er ungemein häufig ist, und als Name von sterblichen Schönen aus Spenser's „Colin Clout come Home again“ und dem „Bravo von Venedig“.

Laon erinnerte ihn an Leon, den Löwen, die Kraft, sodaß gleichsam schon die Namen seiner Helden die männliche und die weibliche Tugend, Kraft und Seelenreinheit, charakteristisch andeuteten.

Den Schauplatz des Gedichtes verlegte er, wie in „Prinz Athanase“, nach Griechenland. Das ruhmerfüllte, klassische Land, das für Shelley die Heimat alles Großen und Schönen war, zog, geknechtet und nach Freiheit dürstend, die Augen aller Fortschrittsfreunde auf sich; es war der richtige Schauplatz für einen Kampf- und Freiheitsgesang.

In Argolis ist Laon geboren und herangewachsen, umgeben von Meer und Blütenland, von lächelnden Kindern und schönen Frauen, von dem Ruhme der alten Zeit und dem Gesetze der Sklaven. Denn Tyrannen beherrschen das Land; Dunkel umnachtet die Herzen, die Welt ist zum Gefängnisse geworden. Wie der Jüngling in „Alastor“ studiert auch Laon die Trümmer des Altertums. Seine Gedanken schweben dahin auf dem Strome der Zeit; er beschließt, sich zu erheben und das Volk zum Freiheitskampfe zu wecken. Doch in dem Augenblicke, da Laon sich vom Altgewohnten abkehrt, sieht er sich verlassen. Selbst sein Freund wendet sich von ihm, nur Cythna, seine zwölfjährige Schwester, ein Wunder an Schönheit, Reinheit und klarem Geiste, hält zu ihm wie sein Schatten, sein zweites besseres Selbst. Sie trauert mit ihm über die Knechtschaft, in der die halbe Menschheit schmachtet.

Du bist unzufrieden mit der Welt, spricht Laon zu ihr; wohlan! niemals wird die Menschennatur den Frieden finden, bis nicht Mann und Weib, frei und gleich, Frieden halten in ihrem Hause. Cythna soll die Sklaverei des Weibes brechen. An dem Tage, da Laon die Freiheit des Volkes errungen, wird sie ihm einen Zug glücklicher Frauen entgegenführen in den fröhlichen Niederungen der goldenen Stadt.

Aber am Morgen nach jenem Abend, an dem sie den Plan des größes Befreiungswerkes gefaßt, findet Laon, aus schweren Träumen erwachend, seine Hütte von bewaffneten Männern in der „Tracht des Tyrannen“ erfüllt, und ehe er sich noch zu fassen vermag, haben sie Cythna gebunden und weggeführt. Laon ruft seine Landsleute zum Kampfe auf und tötet selbst drei Söldlinge, aber ein Hieb betäubt ihn, und als er sich wiederfindet, ist er gefesselt und rings um ihn strömt ein Blutbad. Von Wahnsinn umnachtet, von furchtbaren Visionen erschüttert, schmachtet er in einem Felsenkerker, bis ihn ein Einsiedler befreit und in seine Hütte bringt. Ihm gelingt es im

Laufe von sieben Jahren, Laon's Geiste durch Milde und Sanftmut die Klarheit wiederzugeben.

Der Einsiedler, wie Zonoras ein Denkmal für Dr. Lind, hat einst selbst in Wort und Schrift die Wahrheit verkündigt und so den Anfang zu dem großen Befreiungswerke gemacht. Seine Rede hat gezündet, der Tyrann der goldenen Stadt bebt.

Auch hört Laon jetzt von einer schönen Jungfrau, die ihrem Geschlechte Wahrheit, Freiheit und Gesetz verkündigt hat. Nun soll er selbst den Kampf aufnehmen und das Begonnene kühn zu einem glücklichen Ende führen.

Die Welt erglänzt in Frühlingspracht; da verläßt Laon die Hütte des Einsiedlers und zieht in's Feld. Der Anfang ist von guter Vorbedeutung. Ein Freund, den Laon für falsch hielt, erweist sich als treu, ja er stirbt für die gerechte Sache. Laon war bethört, als er ihn schuldig glaubte; eine Deutung, die Shelley nun gern seiner früheren Verstimmung gegen Hogg gab.

In der Nacht, in welcher Laon im Lager eintrifft, überfallen die blutgierigen Sklaven des Tyrannen die Patrioten, die von keiner Waffe Gebrauch machen und niedergemetzelt werden. Laon aber gewinnt durch die Macht seiner Rede die Söldlinge des Tyrannen, und sie gehen zu ihm über, „ein Volk, befreit durch Liebe, eine mächtige Brüderschaft, verbunden durch den eifersüchtigen Wettstreit im Guten." Als Freund und Beschützer der Freien hält er seinen Einzug in die Goldene Stadt. Er begiebt sich in den verlassenen Kaiserpalast, bei dessen Schilderung dem Dichter das verlassene Versailles vorschwebt. Das Schloß gleicht einem großen Grabe, der Tyrann sitzt schweigend und allein auf den Stufen des goldenen Thrones. Alle haben ihn verlassen bis auf sein liebreizendes Töchterlein, das vor ihm tanzt, um ihn zu erheitern.

Der „Wicht mit dem Scepter" flößt Laon Mitleid ein, und er schützt ihn vor der Wut des Volkes.

Am nächsten Morgen soll ein heiliges Fest den Tag verherrlichen, an dem die Ketten der Erde wie ein Nebel dahingeschmolzen.

Die neue Religion hat drei Kultusbilder: Die Gleichheit, eine schlafende Riesengestalt, welche Kronen und Scepter zerdrückt; die Weisheit, ein geflügeltes Wesen, die mit vielen anderen Dingen auch den Glauben, einen häßlichen Wurm, in den Staub

tritt, und die Natur, Gott, die Liebe, die Freude, oder wie man das höchste Princip benennen will, das als Mutter alles Lebens unter dem Bilde eines Weibes erscheint, welches einen Basilisken nährt.

Die Priesterin des neuen Kults, die Laon als einen Eingeweihten begrüßt, ist jene Maid, welche ihr Geschlecht zur Freiheit führte Sie nennt sich Laone und ist keine andere als Cythna. Aber sie erkennt den Bruder nicht, den sie für tot hält.

Inzwischen hat Othman, der Tyrann, neue Kräfte gesammelt; seine Truppen überfallen die Goldene Stadt, und die Patrioten, die sich ohne den Versuch einer Gegenwehr auf einen Hügel zurückziehen, werden in Scharen niedergemetzelt. Schon fühlt sich auch Laon, der einzige Ueberlebende, von blutigen Händen erfaßt, schon sieht er den Glast des fallenden Brandes, da lassen die Feinde wie durch Zauber plötzlich von ihm ab und fliehen. Cythna ist auf ihrem Rappen erschienen, ein Engel, in weiß gehüllt, mit erhobenem Schwerte.

Laon besteigt mit ihr das Pferd, und schweigend fliehen sie wie der Sturmwind über die Ebene. Gleich den Locken der Pinie fliegt Cythna's Haar ausgebreitet in den Lüften. Auf einem Hügel machen sie Halt und ruhen in der grünumsponnenen Halle einer Marmorruine auf einem Blätterlager. Wie sie sich nun schweigend, von einem dunkeln Gefühle getrieben, erkennen, wie schweigend eines im anderen die gemeinsamen Erinnerungen weckt, wie die alte Liebe sie mit allgewaltiger Macht erfaßt und überwältigt, daß sie, ihrer gescheiterten Hoffnungen vergessend, Küsse tauschen, die ihre schmelzenden Herzen und ihre verschlungenen Glieder mit Glut erfüllen, daß sie zwei Tage und zwei Nächte in stürmischer Liebeswonne durchschwelgen: dies gehört zum Gewaltigsten und zugleich zum Zartesten aller erotischen Poesie.

Aber Laon und Cythna sind Geschwister.

In Diodati waren Byron und Schelley die verleumderischen Gerüchte zu Ohren gekommen, die über Byron's Verhältnis zu seiner Halbschwester Augusta umliefen. So wurde die Aufmerksamkeit der Dichter auf die Betrachtung des Incestes gelenkt, und beide fühlten sich davon gefesselt. Byron spielte in „Manfred“ und „Cain“ darauf an; Schelley, der in Marlow ebenfalls unerlaubter Beziehungen

zu der Halbschwester seiner Gattin beschuldigt wurde, faßte das Motiv der Geschwisterliebe in Laon und Cythna und dem gleichzeitig begonnenen Idyll „Rosalinde und Helene" in's Auge. Byron nennt es eine furchtbare Schuld; aus Stolz und Trotz will er die verachtete Welt glauben machen, er hätte das Verbrechen, das sie ihm zur Last gelegt, thatsächlich begangen. Sie hat ihn zum Gottseibeiuns gestempelt, nun will er ihr zur Strafe Entsetzen einjagen, indem er den Teufel spielt.)

Bei Schelley handelt es sich einfach um ein Problem. Ist das, was die Welt als Sünde verdammt, wirklich verdammenswert? Und wäre es verwerflich und wäre dennoch geschehen, trüge es nicht eben darum schon eine gewisse Berechtigung und etwas Gutes in sich? [1]) Aber Schelley verband noch einen didaktischen Nebenzweck mit seiner Darstellung der Geschwisterliebe. Sie sollte den Leser an die seltenste aller Tugenden, an die Duldsamkeit, gewöhnen. In der Vorrede zu „Laon und Cythna" sagt er: „In den persönlichen Beziehungen des

[1]) In „Cain" fragt Ada: „Ist es Sünde, daß ich meinen Bruder liebe?" und Lucifer erwidert: „Nein, aber es wird Sünde sein bei deinen Kindern."

Hingewiesen sei auch auf die interessante Thatsache, daß das anscheinend auf einer Verirrung des Geschmackes und der Phantasie beruhende Problem der Geschwisterliebe selbst eine so durch und durch gesunde und rechtschaffene Natur wie Goethe fesselte.

Der Harfner („Wilhelm Meister's Lehrjahre" VIII, 9) hat Sperata geliebt, ohne zu wissen, daß sie seine Schwester ist, aber auch, nachdem er es erfahren, läßt er nicht von ihr. „Fragt nicht den Widerhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschraubten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz; sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilie an: entspringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar? Und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut; das Geschöpf, das nicht sein soll, kann nicht werden; das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Stimmung".

Hiermit spricht Augustin sich allerdings selbst sein Verdammungsurteil, denn Mignon, die Frucht der Geschwisterehe, stirbt jung; ihre Mutter endet frühzeitig im Wahnsinn, und auch der Geist des Harfners umnachtet sich.

Helden und der Heldin waltet ein Umstand, der bestimmt war, den Leser aus dem Schlafe des gewöhnlichen Lebens zu rütteln. Es war meine Absicht, die starre Rinde dieser überlebten Ansichten zu durchbrechen, von denen die bestehenden Einrichtungen bestimmt werden. Ich habe mich darum an die allgemeinste aller Empfindungen gewandt und mich bestrebt, das moralische Gefühl zu stärken, indem ich nicht zulasse, daß es seine Kraft in dem Vermeiden von Handlungen vergeude, die nur conventionelle Verbrechen sind. Weil es so viele künstlich aufgeschraubte Laster giebt, giebt es so wenig wahre Tugend. Wirklich gut oder schlecht sind nur die wohlwollenden und die übelwollenden Gefühle.

Der Umstand, von dem ich spreche, ward jedoch nur in die Dichtung eingeführt, um die Menschen an jene Barmherzigkeit und Toleranz zu gewöhnen, die eine von der ihren weit abliegende Gewohnheit fördert.

Nichts kann in der That schlechter sein als die bigotte Verachtung und Wut der Menge über Handlungen von Individuen, die an sich unschuldig sind."

In der Dichtung ging Shelley dann so weit, den Liebesbund zwischen Bruder und Schwester als jedem anderen an Innigkeit der Neigung überlegen zu verherrlichen. Die miteinander aufgewachsen, sind von Natur aus bestimmt, sich zu lieben.

Nachdem Laon und Cythna ihren Liebesbund geschlossen, erzählen sie sich ihre Erlebnisse. Cythna ist „der kalten Lust des grausen Tyrannen" zum Opfer gefallen. Aber selbst in seinem Harem, sinnlos vor Entsetzen über die ihr angethane Schmach, hat sie ihre Leidensgefährtinnen zur Empörung aufgestachelt, so daß den Tyrannen Angst ergriff und er sie bei Nacht entführen ließ. Man brachte sie in eine wunderbare Höhle auf dem Meeresgrunde, deren Schilderung unklar und, wie es scheint, der unterseeischen Höhle des P r o t e u s bei Spenser (Feenkönigin III, 8,37) nachgebildet ist. Hier ward Cythna Mutter; doch ihr Kind, das Kind des verhaßten Tyrannen, glich Laon und beglückte sie, so daß sie ihres Elends vergaß. Erst als der Tyrann ihr das Kind nimmt, versinkt sie in Einsamkeit und Gram und Klagen. Doch allmählich rafft sie sich empor und wendet sich der großen Aufgabe ihres Lebens zu. Und siehe! ein Erdbeben zerreißt die Tiefe des Ozeans, die Höhle erdröhnt von einem Schalle, als wäre die

Welt in Trümmer gegangen, die Wogen entweichen aus der Grotte; Cythna steht auf einem Felsen und fühlt, daß sie frei ist.

Ein Schiff nimmt sie mit. Auf dem Wege nach der Goldenen Stadt predigt sie dem Schiffsvolke. In ihrer langen Rede kehren viele Gedanken aus dem „Vorschlage zu einer Assoziation" und der „Deklaration der Rechte" fast wörtlich wieder. Liebe, sagt Cythna, die dem wandernden Menschen ist, was die Stille den müden Meereswogen, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freude, sie allein führen aus dem Labyrinthe der Sklaverei und Religion auf den Weg der Freiheit, und ginge es auch durch das Grab. Sie geben uns Geduld für unsere Leiden und Thränen für die Verbrechen anderer. Leben als wäre Liebe und Leben Eins, das können jene nicht, die sich dem Throne des Himmels und der Erde beugen. Kinder zittern jetzt vor ihren Eltern, weil sie gehorchen müssen, einer herrscht über den andern, denn Gott, so heißt es, herrschet über Hoch und Niedrig; der Mensch ist der Gefangene seines Bruders, der Haß thront zuhöchst mit seiner Mutter, der Furcht. Das Weib ist die Sklavin des Mannes. Der Mann sucht nach Gold und schmiedet sich so seine eigenen Ketten. Er mordet im Dienste seines Herrn, er baut Altäre und nährt sein Idol mit seinem Herzblute; er selbst arbeitet an seiner Vernichtung. Dies soll nicht sein. Die Menschheit kann sich erheben, sobald sie will, daß das Gold seine Macht verliere und der Thron seinen Glanz, daß die Liebe, die Niemand zu fesseln vermag, frei werde und die Welt erfülle wie Licht; daß der böse Glaube, der in Verbrechen ergraut ist, sterbe. Vergänglich sind die Paläste und hohen Tempel, sie schwinden dahin wie Dampf. Der Mensch allein bleibt, dessen Wille Macht hat, wenn alles andere vergeht. Laßt alle frei und gleich sein, Schuldige und Reine, Hohe und Niedrige! Cythna wird allen eine Schwester, eine Freundin sein! Die Schiffer schwören bei der neugeborenen Freiheit, fest zu bleiben bis in den Tod, und das Echo hallt ihren Eid wie unterirdischer Donner wieder, als freuten sich Himmel und Erde und Meer mit dem Menschen.

Die Natur teilt das Glück und die Vervollkommnung des Menschen. Das Gift verliert seine verderblichen Eigenschaften. Dem Vegetarianismus wird wieder sein Teil an dem Verdienste um den

allgemeinen Fortschritt zuerkannt; fürder wird das Blut keines Tieres mehr die Feste der Menschen mit seinem vergiftenden Strome besudeln.

Cythna landet in der Goldenen Stadt. Die Schiffe im Hafen fliehen vor ihrem Freiheitsrufe. Sie spricht zum Volke, sie lüftet den Schleier, der Natur und Wahrheit, Freiheit und Liebe den Augen der Menge verbarg; sie weckt die Frauen aus ihrer selbstgewollten Sklaverei, und alle scharen sich um sie. Ein Frühling von Hoffnung, Liebe, Jugend und Heiterkeit blüht um Cythna, die nun auch den Geliebten und Verbündeten ihrer Jugend wiedergefunden hat.

Aber der Tyrann stellt ihnen nach. Fremde Völker kommen ihm zu Hilfe, und es entsteht ein fünftägiges Gemetzel. Am sechsten Tage herrscht die Stille des Todes. Zu den Gräueln des Krieges gesellt sich Hitze, Mangel und Seuche, die die Priester für Gottes Strafgericht über die Atheisten Laon und Laone erklären. Beide sollen auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. Wer sie lebendig ausliefert, soll den Königsthron besteigen. Da alle Hoffnung vernichtet ist, liefert Laon sich selbst aus gegen das Versprechen, daß die Priester Cythna nach Amerika, dem Lande der Freiheit, auswandern lassen. Er besteigt den Scheiterhaufen; das Kind des Tyrannen bittet vergeblich für ihn; und schon wird der Holzstoß in Brand gesteckt, da naht Cythna auf ihrem Rappen. Die Priester erklären es jetzt für Sünde, das gegebene Versprechen zu halten, und sie ist freudig bereit, mit Laon zu sterben. Schweigend schauen sie sich Aug' in Auge, während die Flammen sie umlodern. Ihr letzter Blick fällt auf das Kind des Tyrannen, das, von der Pest dahingerafft, plötzlich leblos zu Boden sinkt.

Dunkel legt sich um ihre Augen, und als es sich verzieht, sind Scheiterhaufen und Tyrann und Volk und Seuche verschwunden. Musik erklingt, und Laon und Cythna sitzen Hand in Hand auf dem goldenen Sande an einem klaren Teiche. Auf einer leuchtenden Perlenmuttermuschel naht ein Engel mit silberglänzenden Schwingen, das Kind des Tyrannen, Cythna's Kind, und führt sie in den Tempel des Geistes.

Die phantastische Schilderung dieses Tempels, die an jene im Vorspiel anknüpft, erinnert an Pope's „Temple of Fame“.

So endet das Epos, das mit einem „Prologe im Himmel“ begann, mit einer Rettung und Himmelfahrt der Helden, und auch

den Begriff des „Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht" verkündet es schon vor Goethe. Auch für Shelley ist das Weib, wo es sein innerstes Wesen zur Blüte bringt, die Trägerin jener gewaltigen, zeugenden, erhaltenden und erhebenden Naturkraft, für die Goethe den Namen gefunden.

Man hat „Laon und Cythna" das „Epos der Frau" genannt, und erst unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient es seinen zweiten Namen: „Eine Vision des 19. Jahrhunderts". Es ist ein Zukunftsbild, allerdings nicht des 19., sondern eines noch weit entfernten Jahrhunderts, in dem das Weib die hohe Aufgabe, die ihm die Natur zugewiesen, und die es bisher verkannte, erfüllen wird. Shelley's Vorstellung von der Bestimmung des Weibes ist die denkbar höchste. Southey schrieb 1795 einen „Triumph der Frau" und widmete ihn Mary Wollstonecraft mit den Worten:

„Der Liebe Purpurlicht, die Lilienwangen,
Der Augen feuchter Glanz und Schmelz, o Mary,
Von diesen sang der Dichter,
Um dieser willen siegt die Frau.
O, wende dich verachtungsvoll nicht ab!"

Bei Shelley siegt das Weib durch seine Thatkraft mindestens eben so sehr als durch seine Liebe. „Laon und Cythna" verkündet in poetischem Gewande dieselben Sätze, die Mary Wollstonecraft in ihren „Rechten der Frau" ausgesprochen. Wie Cythna hatte Mary geliebt und gelitten und war durch Jammer und Schande gegangen wie jene. Selbst Cythna's Mutterglück im tiefsten Elend war der Wirklichkeit entnommen; so hatte Mary im Besitze der kleinen Fanny geschwelgt. Die Vorkämpferin ihres Geschlechtes war in liebender Demut erstorben vor einem ihrer unwürdigen Manne.

Diese Verschmelzung kühnster Energie mit einer unendlichen Fähigkeit des Duldens verkündet Shelley als das charakteristische Merkmal des reformierten weiblichen Typus. Im Busen der regenerierten Frau wohnt Heldenmut neben unerschöpflicher Langmut, Selbständigkeit im Denken und Handeln neben willenloser Hingebung, ein starker Geist und ein weiches Herz.

Von Laon empfängt Cythna die erste Anregung; sie singt die Freiheitslieder, die er gedichtet, sie will sein Wort verkünden und durch dessen Zauber die gefesselten Frauen in Hütten und Palästen

befreien. Laon hat die Leuchte in ihrem Herzen entfacht, die sie nun siegreich durch die Lande trägt; sie bleibt in ihren eigenen Augen sein Werkzeug, selbst als sie zur Heldin und Befreierin geworden. Laon's Namen ist ihr das Zeichen, in dem sie siegt, ihn ruft sie den Feinden entgegen und nennt sich Laone, weil sie sich eins mit ihm fühlt, seine Vorläuferin, seine Gehilfin. Er vollbringt gleichsam die That durch sie. Viele wären thätig und furchtlos gewesen, sagt sie, hätten sie sein Wort vernommen oder in sein Auge geblickt.

Cythna besitzt eine Hoheit des Wesens, die jede rohe Gewalt entwaffnet. Sie bleibt im größten Ungemach die Meisterin ihres Geschickes. Sie sagt, wie Mary, ihren Schwestern herbe Wahrheiten. Die Frau sei unfrei, ein klägliches, bedauernswertes Ding; ihre Wangen hätten Falschheit, Angst und Mühsal gefurcht. Aber alles Uebel, das der Mann ihr zugefügt, falle zwiefach auf ihn selbst zurück. Jeder, der vom Weibe geboren, muß nun den Leidenskelch leeren, der von dem Bedrückten stets wieder zum Unterdrücker zurückgeht.

Kann der Mann frei sein, wenn das Weib geknechtet ist? fragt Cythna und erwidert: Kette ein lebendes, atmendes Wesen an die Fäulnis des Grabes! Wie können die wagen, ihrer Bedrücker Herr zu werden, die als die Genossen von Tieren leben? Ein Fluch in Weibesgestalt, sitzt jetzt die Frau in ihrem Hause unter ihren Kindern, und Betrug und Verbrechen umgeben sie.

Cythna wird die Zuflucht der Waisen, der Liebenden, aber auch der Gefallenen, die sie, wie Mary, bedauernswerte Opfer der Stolzen nennt, „schöne Wracke, auf die die Welt ihre eigene Sünde häuft“. Den Häscher, der sie binden will, bittet Cythna um seinetwillen, sie zu verschonen. Die Sünde fiele auf ihn selbst zurück und brächte ihn mehr zu Schaden als sie. Häufig ist es der Instinkt, der sie leitet und sicher führt wie alle Naturwesen. Sie selbst sagt: „Wenn die Klugheit fehl geht, macht die Liebe Cythna weise.“

Halb Kind, halb Prophetin und ganz liebendes Weib, schwingt sie sich zur Lenkerin und Retterin des Mannes empor, dem sie ihrerseits alles verdankt. In apokalyptischer Größe naht sie auf ihrem Rappen im Augenblicke höchster Gefahr; wie ein Engel des Lichtes führt sie ihn durch den Flammentod in's Jenseits.

Laon erscheint neben ihrer Walkürengestalt mitunter gedrückt. Die Heldengröße, die Shelley in dem Sichhinmordenlassen

für die Wahrheit auszudrücken meinte, macht nicht völlig den beabsichtigten Eindruck. Es war das Ideal moralischer Tapferkeit, das Shelley schon den Iren an's Herz gelegt; doch haftet ihm in Laon etwas Quäkerhaftes, ein Nachgeschmack von Pflanzennahrung an.

Laon ist ein Dichter. Sein Gesang bevölkert das unermeßliche All mit Gestalten; sein heiliger, kühner Vers bezwingt Erde und Meer, Himmel und Sterne, Leben, Ruhm und das Schicksal, oder was sonst den wunderbaren Bau der Welt zusammenhält. Er hat von Kind auf in inniger Gemeinschaft mit der Natur gelebt, hat freundliche Töne vernommen von mancher Zunge, die nicht menschlich war.

Laon gleicht seinem Dichter und gleicht ihm auch darin, daß er seine philosophische Ueberzeugung und seine patriotische Begeisterung mehr aus Büchern als aus dem Leben geschöpft.

Der Einfluß, den Shelley dem geschriebenen und gesprochenen Worte beilegt, ist grenzenlos. In einem Briefe an Peacock (Bologna, 16. November 1818) sagt er: „Bücher sind vielleicht die einzige Schöpfung, die mit dem Menschengeschlechte gleichwertig ist; Sophokles und Shakespeare können ewig hervorgebracht und wieder hervorgebracht werden". Im Dichter erscheint ihm die menschliche Natur zur Gottheit gesteigert; er durchschaut die Rätsel der Welt, ihm ist die Vollkommenheit erreichbar, sein Einfluß ist unbeschränkt.

Die allegorische Frau des Vorspiels wird durch Bücher, die ihr ein sterbender Dichter giebt, zu ihrer Mission entflammt. Laon pflegt Umgang „mit den unsterblichen Geistern, die eine leuchtende Spur auf ihrem Pfade zurückgelassen", und schafft sich aus ihrem Worte Waffen und Rüstung gegen seine Feinde. Durch die Macht ihres eigenes Wortes befreien Laon und Cythna das Volk. Die unblutige, die wahre Revolution ist eine Wirkung des Geistes auf den Geist, und ihre Vorkämpfer sind Dichter und Philosophen, die die Waffen des Geistes schwingen, sind Frauen, die die Flamme des häuslichen Herdes rein erhalten und die Flamme der Begeisterung im Herzen schüren. Die Freien und Großen aller Zeiten, die von einem Jahrhundert in's andere Zwiesprach mit einander halten, führen diese Revolution in langsamem, doch stetig fortschreitendem Wirken an's Ziel. Der revolutionäre Geist, den sie erregen, kennt nur eine Leidenschaft, die der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit.

Es ist dasselbe Ideal wie im „Aufrufe an das Irische Volk“, aber der Glaube an seine Verwirklichung in unseren Tagen ist geschwunden. In der Revolution der Goldenen Stadt siegen die Truppen des Tyrannen, und die Patrioten sterben. Nur die Idee allein triumphiert. Aber sie triumphiert so völlig, so jubelnd, so sieghaft, daß Laon und Cythna trotz des Flammentodes beider Helden dennoch ein Gesang der Hoffnung ist. Der Wirbelwind ihres Geistes hat den ewigen Keim der Wahrheit in die entferntesten Winkel der Gedankenwelt getrieben. Der Winter kommt, der Kummer des Grabes, der Frost des Todes, der Sturm des Schwertes, die Flut der Tyrannei, deren blutige Wellen auf das Gebot des Glaubens wie Eis erstarren, und alle Menschenherzen werden in die Fesseln verhaßter Ruhe geschlagen. Der Same schläft im Boden, während der Tyrann die Kerker mit seinen Opfern bevölkert, während die Söhne der Erde zu ihren häßlichen Götzen beten und die Priester triumphieren. Dies ist der Winter der Welt; wir sterben hier wie der Herbstwind, sagt Cythna zu Laon; aber ob wir gleich vergehen, wir, die das Nahen des Frühlings verkündet, der Lenz kommt dennoch, und die Erde schwingt sich wie ein Adler aus ihren Banden. Wir werden kalt und tot sein, ehe der Welt dieser Morgen dämmert; doch blick in dein Herz; es strahlt wie ein Paradies in ewigem Frühling. In seinem Innern findet der Gute jene ernste Hoffnung, die ihm zu großen Thaten verhilft. Und ob ein neidischer Schatten sich auch zwischen sie und ihre Erfüllung drängt, andere kommen nach uns, die die Vergangenheit an die Zukunft knüpfen. Die Guten und Mächtigen früherer Zeiten ruhen im Grabe, wir vergehen wie sie, aber die Hoffnung, die Liebe, die Wahrheit und Freiheit bleibt den Ueberlebenden zurück. Unsere Thaten und Gedanken leben unsterblich, unsere Liebe, unser Glück und alles, was wir waren, glüht und regt sich noch, wenn wir lange nicht mehr sind.

Laon und Cythna werden gleichsam unsterblich durch die Fülle jener wahren Liebe, deren Mangel den Jüngling im „Alastor“ tötet. Plato, dem die Affekte des Herzens das Bindeglied zwischen der Sinnenwelt und der Welt der Ideen sind, erweckt in Shelley die Vorstellung der Liebe als einer schaffenden, erhaltenden und weltbewegenden Macht. Laon und Cythna weisen den Gedanken weit von sich, daß sie einem ewigen Schlafe verfallen könnten, den nicht

goldene Träume belebten, oder der empfindungsloser Tod wäre. Und der Dichter rechtfertigt ihr begeistertes Vertrauen, indem er sie durch eine kühne Vorwegnahme des Schlusses schon im Vorspiele in der ewigen Seligkeit eines geistigen Paradieses zeigt.

Wie „Laon und Cythna" ein Gesang der Hoffnung ist, so ist es auch ein Gesang der Jugend. Es verherrlicht nicht nur die jugendlichen Gefühle der Liebe und Begeisterung, sondern die Jugend selbst. Sie ist für Shelley die Zeit, in welcher der von Natur aus gute Mensch noch empfänglich ist für alles Schöne, für jede Begeisterung, während das Alter zu Selbstsucht und Härte neigt. Den Einsiedler, der Laon rettet, rühmt der Dichter als eine Ausnahme, weil er alt geworden, ohne schlecht zu werden. Die befreiende That selbst aber ist nicht ihm, sondern Laon vorbehalten. Das Alter kann nicht wagen, die Ketten, zu brechen, mit denen das Leben die aufstrebende Seele fesselt; dies gelingt nur der edlen, selbstlosen, mutigen und glücklichen Jugend, ihr, die selbst unterliegend siegt.

Ueppiges Detail umwuchert den Faden der Erzählung. Die Naturschilderungen sind bald voll Gewalt und unnachahmlicher Zartheit, bald von dunkler Phantastik, z. B. die Beschreibung von Laon's und nochmehr von Cythna's Gefängnis, in das sie ein Taucher auf einer unterirdischen Fahrt gebracht hat.

Im Kerker, als sein Geist umnachtet ist, hat Laon eine Vision von Dante'sker Größe.

„Mir war's, als ob die Schar von jenen Knechten,
Die mich hierhergeführt, vier starre Leichen —
Drei dunkel, aber licht die eine — brächten,
Daß sie, am Haare aufgeknüpft, hier bleichen,
Wie die vier Himmelswinde sie umstreichen.
Die Knechte gehn. Im goldnen Mondenstrahl
Wollt ich, nach Nahrung gierig, sie erreichen,
Und vorgebogen hing ich ob dem Thal,
Allwo sie lagen, jene Toten, kalt und fahl.

Ein Weib, nun bunter Würmer Aufenthalt,
Lag blau und starr und abgezehrt allhier,
Und ihre Wange, die so hohl und kalt,
Zog ich an meine Lippen, doch, weh mir!
Wie blickt das Aug', das schon verglast und stier,

Als ob mir Cythna's Geist entgegenlacht;
Das Fleisch scheint warm nun meines Mundes Gier;
Ein Wirbelwind faßt meinen Geist mit Macht
Und reißt ihn, jählings stürzend, in des Abgrunds Nacht.

Er kam und trug mich fort auf dunkler Bahn,
Der Wirbelwind, der unbezwungen weht,
Trug über Sonn' und Sterne mich hinan,
Der Schar, die blaß am Rand des Weltalls steht,
Und läßt zurücke, wie er nun vergeht,
Ein Schweigen, grauser als des Hungers Pein —
Da, aus der Tiefe, hehr und schön, ersteht
Ein Greis, der mit des Himmelslächelns Schein
Den Schlaf verscheucht und macht, daß ich erwach' und wein'."
(III. Ges.)

Noch gewaltiger ist jene Stelle aus dem VI. Gesange, da Laon ausgeht, um Brot für Cythna zu holen, und in ein vom Kriege verwüstetes Dorf kommt. Es ist Nacht, der Regen fällt in Strömen, die Straßen sind voll Leichen, die Häuser Steinhaufen ohne Herd. Kein lebendes Wesen weit und breit. Plötzlich gewahrt Laon eine Frau, die durch die Straßen irrt. Sie scheint aus einem menschlichen Wesen zum Gespenste verschrumpft. Sie springt auf ihn zu, drückt ihre brennenden Lippen auf die seinen und lacht mit einem langen, lauten, krampfhaften Freudengelächter.

„Du sogst den Kuß der blauen Seuche heut",

ruft sie:

„O Sterblicher, bald thun mir Tausende Bescheid!

Mein Name ist: die Pest. Mein Busen hat
Zwei Kinder, Knab' und Mädchen, einst genährt.
Da fand das eine ich im Blute matt,
Das andre hatte Feuersglut verzehrt.
Aus einer Mutter ward ich da gekehrt
Zur Pest; und hierhin, dorthin, weit im Rund
Schweb' mordend ich und würgend unverwehrt.
Verwelken muß, den ich geküßt, der Mund,
Bis auf den Tod. Bist du's, so schließen wir den Bund.

Was suchst du hier? Es steigt der feuchte Tau
Herauf vom Thal, auf dem das Mondlicht ruht;
Er wird sie kühlen. Ach, die Wunden schau
Des Knaben, voll von ekler Würmer Brut —

Doch erst sag, was du willst? — Brot will ich! — Gut!
Brot findest du. Mein Buhle Hungersgier
Harrt uns'rer bei dem Fest voll Haß und Wut,
Doch weist er jene nimmer von der Thür,
Die diese Lippen küßten. Doch nicht weiter hier!"

Und sie packt ihn mit der Kraft des Wahnsinns und führt ihn zu einer verlassenen Hütte, in der auf dem Boden drei Haufen Brote aufgeschichtet sind, um welche tote Kinder im Kreise sitzen. Sie springt auf den mittelsten Haufen, hebt ihren Blick gen Himmel und ruft: „Iß! Nimm Teil an dem großen Feste! Morgen müssen wir sterben!" Und mit dem bleichen Fuße rollt sie die Brote den fahlen Gästen zu. Aber selbst die Pest war ursprünglich eine liebende Mutter, und nur Leid und Unrecht, das sie erduldet, haben sie zur Furie gemacht. Der Glaube an die ursprüngliche Vortrefflichkeit aller Wesen ist Shelley's tief innerste Ueberzeugung, die sich immer wieder Bahn bricht. Alle Leiden, alle Schlechtigkeit des Menschen haben ihre Quelle in religiöser Gehässigkeit und sozialer Ungerechtigkeit.

Hatte Shelley doch sie beide dieses Jahr tief empfunden. Er war in Gefahr, als Atheist und Republikaner geächtet zu werden, und man hatte ihn seiner Kinder beraubt, weil seine sittlichen und religiösen Ansichten dem englischen Gesetze nicht entsprachen, einem Gesetze, von dem er die schlechteste Meinung hatte. Waren die Soldaten, die bei dem Arbeiteraufstande gegen ihre Mitbürger ausrückten, nicht „Sklaven, die um Lohn mordeten?" Die starre Gewohnheit mit der Binde über den Augen war die Königin dieser Sklaven; der Priester, der im Dienste des Tyrannen dem Volke mit der Hölle drohte, war ein Lügner und Heuchler, der Tyrann selbst aber das verabscheuungswürdigste aller Geschöpfe, ein herzloses Tier, ein Schein und leerer Schall, geknechteter als sein letzter Sklave, denn das Böse beherrschte ihn. Der König der Goldenen Stadt schwelgt in seinem Palaste, während die Hungersnot das Land verheert. Sie wagt sich nicht in seine Nähe, aber der Tod rafft den Liebling des Hauses hinweg. So hatte der Prinz-Regent Feste gefeiert, indes England darbte, und sein einziges Kind sterben sehen, an dem die Hoffnung seines Stammes hing.

Laon aber schützt den Tyrannen vor der Wut des Volkes. „Was nennt ihr Gerechtigkeit?" fragt er. „Ist einer unter euch, der

niemals heimlich in Gedanken seinem Nächsten Böses wünschte? Und seid ihr rein, wie könnt ihr töten und beschimpfen?"

Gerechtigkeit ist Liebe, nicht Rache, nicht Schrecken, nicht Trotz. Fortan regiere nicht der Haß, sondern das Mitleid. Wir haben alle ein menschliches Herz, verkündet Cythna; alle sterblichen Gedanken zeugen von einer gemeinsamen Heimat. Mache deiner Seele keinen Vorwurf über die unvermeidliche Schuld, die dein Schicksal ist, die du hassest, indem du über sie errötest; aber kenne dich selbst, und schmähe auch deines Bruders Sünde nicht. Die Buße ist eitel, denn das Vergangene gehört dem Tode. Die Zukunft aber ist dein Eigen; und in der bösesten Brust erbauen Liebe und Freude ein Paradies, darin der Friede wohnt.

Schon in der Vorrede betonte es Shelley, daß in der neuen Ordnung der Dinge kein Raum bleiben werde für Rache, Neid und Vorurteil. Die Liebe ist das große, das einzige Gesetz, das die Welt regieren soll.

Stolz behauptete Shelley, sein Gedicht widerspreche höchstens den irrtümlichen und herabwürdigenden Begriffen, die Menschen von einem höchsten Wesen gebildet, nicht aber diesem höchsten Wesen selbst.

Cythna sagt: Was ist denn Gott? Ihr spottet und gebt dem, was ihr nicht zu erkennen vermögt, ein menschliches Herz. Als ob die Ursache des Lebens leben und denken könnte! Es wäre nicht anders, als hätten die Werke des Menschen Empfindung, als wohnten ihnen selbst alle die Hoffnungen, Befürchtungen und Gedanken inne, aus denen sie hervorgegangen.

Ein mondsüchtiger Sophist beobachtete den Schatten seiner eigenen Seele, wie er den Himmel füllte und die Erde verdunkelte, und verehrte die Gestalt, die seine eigene war. Die Liebe, die Liebe allein ist das höchste Wesen, bestimmt, die Welt zu regieren und sie zur Freiheit und Tugend zu führen.

Es war eine schöne Huldigung, daß Shelley dieses Gedicht der Frauen und der Liebe in schwungvollen Strophen seiner Gattin, der Tochter Mary Wollstonecrafts, zueignete. In der Widmung „An Mary" schildert er, wie schon einmal in der „Hymne an die intellektuale Schönheit" das frühzeitige Erwachen seiner Seele zu Thatenlust und Freiheitsdurst. Er denkt jenes frischen Maimorgens, da er hinaus in's Freie ging und weinen mußte, er wußte selbst

nicht warum; bis aus der nahen Schulstube Stimmen drangen, ein Echo aus der Welt des Wehs. Da faltete er die Hände und gelobte, weise und gerecht, frei und milde zu sein. Er häufte von stundan in sich Schätze verbotenen Wissens. Die Kraft der Hoffnung wuchs mit ihm, doch vergebens suchte er nach einem Wesen, das seine Gefühle teile und erwidere; er fand nur Herzen, kalt wie eisiges Gestein. Da trat ihm Mary entgegen wie ein heiterer Frühling und durchbrach um seinetwillen die Fesseln der Sitte. Und nun, da eine frohere Stunde für ihn gekommen, fühlt er sich aufgezehrt.

Tod und Liebe streiten um ihn. Ist sein Lied bestimmt, einen höheren Flug zu nehmen, oder auf ewig zu verstummen? Aber was immer die Zukunft bringe, in Mary's Liebe hat sein Lebensboot den stillen Hafen gefunden, und sie beide können aus ihrer sicheren Ruhe hinausblicken in das tobende Leben, wie Leuchten in die stürmische Nacht, zwei stille Sterne, die, während die wandernden Wolken sie dem scheiternden Seemann verhüllen, von Jahr zu Jahr fortglühen in unauslöschlicher Pracht.

Nur schwer entschloß Shelley sich zu den Umänderungen von „Laon und Cythna", auf denen Ollier während des Druckes bestand; Satz um Satz mußten sie ihm die Freunde abringen. Cythna wurde nun aus Laon's Schwester seine Jugendgespielin, eine Waise, die im Hause seiner Eltern aufgewachsen. Die eingestreuten Bemerkungen über das Christentum wurden ausgemerzt oder gemäßigt und für das Ganze der Titel „Die Empörung des Islam" gefunden, der jedoch, wie manche der Aenderungen, willkürlich eingefügt ist und verwirrend wirkt, da es sich in dem Gedichte um einen Aufstand der Griechen gegen den Islam handelt.

In den Spenser'schen Stanzen, in denen „Laon und Cythna" geschrieben ist, sind zahlreiche Ungenauigkeiten nachgewiesen worden. Shelley selbst giebt einige in der Vorrede an. Oft freilich erreicht er gerade durch einen fehlenden oder einen überzähligen Fuß eine glänzende Klangwirkung. An kleinen Versehen mangelt es auch sonst nicht. Laon, der erzählend eingeführt ist, spricht im elften und zwölften Gesange plötzlich in der dritten Person von sich, u. a. m. Die Vernachlässigung des stofflichen Teiles der Dichtung geht Hand in Hand mit einer überwuchernden Fülle des Details, das die dürftige Fabel fast erdrückt. Je plastischer und anschaulicher dieses Detail

hervortritt, umsomehr stört es die Uebersichtlichkeit des spärlichen Inhalts. Grillparzers scharfsinnige Unterscheidung von Genie und Talent kann kaum eine treffendere Anwendung finden als bei „Laon und Cythna". Shelley offenbarte sich hier mehr als Genie, denn als Talent.

Mit „Alastor" verglichen, war „Die Empörung des Islam" ein Rückschritt, was Geschlossenheit und Rundung der Komposition betrifft, aber die Größe des Vorwurfs und der eröffneten Ausblicke war gewaltig gesteigert und der lyrische Schwung, das sittliche und religiöse Pathos des Dichters noch gewachsen. Im Publikum erregte „Laon und Cythna" teils Unwillen, teils Spott und Gelächter; das Urteil, das über den Autor der „Königin Mab" bereits feststand, wiederholte sich in verschärftem Tone über den Dichter „der Empörung des Islam".

Komponiert wurde aus „Laon und Cythna" 1862 von Dolores: „Siehe der Lenz streicht durch die Welt" (Behold, spring sweeps over the world, IX Str. 21,5.) und 1864: „Der Morgen kam und schien in alter Pracht" (Then morning came, it shone as if of yore, VII, Str. 23,5).

Achtzehntes Kapitel.

Italien.

Ueber die Alpen. Mailand. Der Dom. Como. Allegra's Entfernung. Pisa. Maria Gisborne. Calderon. Bäder von Lucca. Uebersetzung des „Gastmahls". „Ueber die Sitten der Alten hinsichtlich der Liebe." Vollendung von „Rosalinde und Helene". Shelleys und Claire's Reise nach Venedig. Florenz. Mrs. Hoppner. Byron. Clara's Tod. Villa bei Cappucini. „Die Euganeischen Hügel." — „Julian und Maddalo." — „Der Entfesselte Prometheus." — Byron's Thätigkeit. Ferrara. Tasso. Bologna. Rafaels Cäcilie. Velinofall. Rom. „Das Kolosseum." Neapel. Ausflug nach Bayae, Pompei und auf den Vesuv. Shelley's Schwermut. Die unbekannte Dame. „Indische Serenade." — „Der Tod." — „Verse." — „Beschwörung an das Elend." — „Lied an ein welkes Veilchen." — „Stanzen, in einer trüben Stunde bei Neapel geschrieben."

Bei stürmischer See aber günstigem Winde setzte Shelley am 12. März 1818 über den Kanal, diesmal in der Absicht, bald zurückzukehren. Von Calais wurde die beschwerliche Reise mit den drei Kindern, zwei Dienstmädchen und zahlreichem Gepäck im eigenen Wagen auf elenden Straßen über Rheims und Dijon nach Lyon fortgesetzt. Unterwegs las er seinen Gefährtinnen Schlegel vor. Die Veränderung that ihm physisch und moralisch wohl, und der Frühling kam den Reisenden mit raschen Schritten entgegen. An der Sardinischen Grenze erregte Shelleys Bücherkiste Anstoß; der Zollbeamte verweigerte Voltaire und Rousseau den Eintritt in das königliche Gebiet und ließ sie nur unter der Bedingung, daß sie in Chambery vor den Censor kämen, endlich passieren.

Die Hochalpen übten auch diesmal ihren Zauber auf Shelley aus; er war in so heiterer Laune, daß er den ganzen Tag über sang.

Bei Les Echelles fand er, daß die Gegend mit ihren Schluchten und Abgründen und dem wilden Rauschen unsichtbarer Gewässer der Landschaft im „Gefesselten Prometheus" des Aeschylos entspreche,

und während er auf dem Gipfel des Mont Cenis seine frugale Mittagsmahlzeit verzehrte, dachte er in Bewunderung Napoleon's, bei dessen Uebergang die neue Straße noch nicht gebaut war.

Auf dem Abstiege aus der Eisregion überwältigte die Reisenden der plötzliche Anblick des Frühlings, der heitere durchsonnte Aether Italiens.

In Susa vernahm Shelley mit Entzücken von Frauen, die ihn zum Triumphbogen des Augustus führten, „die reine, vollendete Sprache des Landes". Nach einem eintägigen Aufenthalte in Turin, das Claire eine elegant gebaute Stadt nennt, traf Shelley am 4. April in Mailand ein. Der Aufenthalt war angenehm, die Oper glänzend, der Eindruck des Domes übertraf bei Weitem seine Erwartung und begeisterte ihn, gleichviel ob seine Bündel von Türmen und Spitzen in das tiefe Blau des italienischen Himmels ragten, oder ob die Sterne über den Figuren seiner Nischen erglänzten. Das Innere des Doms, obzwar ebenfalls sehr erhaben, fand er doch von mehr irdischem Gepräge und mit den bunten Fenstern und massigen Granitpfeilern, den silbernen Lampen unter dem schwarzen Baldachine des erzenen Altars und dem Marmorschnitzwerk (sic!) der Decke einer riesigen Gruft nicht unähnlich. „In jenen Flügeln hinter dem Altare giebt es einen einsamen Platz, wo das Tageslicht trüb und gelb durch die bemalten Fenster fällt," schreibt er an Peacock. „Den suche ich auf, um dort Dante zu lesen."

Sein Kunstsinn ist nunmehr geweckt und wird von den plastischen und architektonischen Schätzen Italiens mächtig angeregt.

Er betrachtet den Dom nicht, wie einst den Münster von York, unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit, sondern als Kunstwerk, das sich selbst Zweck ist. Und alles Gesehene und Erlebte berichtet er den Freunden in der Heimat, in erster Linie Peacock, so daß von seiner Reise ein ausführliches Tagebuch vorliegt, das selbst in der Schilderung des Alltäglichsten die scharfe Beobachtung und den poetischen Blick des Dichters nirgends verleugnet.

Am 9. April fuhren Shelley und Mary nach Como in der Absicht, dort eine Sommerwohnung zu mieten. Aber sie bemühten sich vergebens, die Villa Pliniana zu erlangen, die zwar eine Ruine war, von deren Säulengängen man aber den wunderbarsten und lieblichsten Ausblick hatte. „Auf einer Seite der Berg, und unmittelbar

über dir Gruppen von erstaunlich hohen Cypressen, die in den Himmel zu ragen scheinen. Ein riesiger Wasserfall stürzt gleichsam aus den Wolken herab in den See, durch bewaldete Felsen in tausend Bäche gespalten. Auf der anderen Seite die Berge und die blaue Fläche des Sees, weiß gesprenkelt von Masten und Segeln. Entzückend sind die Terrassen, die den See überragen und zu dem Waldesschatten kolossaler Lorbeerbäume führen, welche das Beiwort „pythisch" verdienen."

Nach zwei Tagen trennte Shelley sich schweren Herzens von Como, das ihm in seiner Vereinigung von höchster Kultur mit einer üppigen, wilden Natur, etwa Killarney ausgenommen, schöner als alles erschien, was er bisher gesehen.

In Mailand sollte sich nun Allegra's Schicksal entscheiden. Shelley hatte von Lyon aus an Byron geschrieben, der sich weigerte, mit Claire zu verkehren. Der Dichter des „Childe Harold", obzwar gewöhnlich von verschwenderischer Großmut gegen Freunde und Diener, konnte gelegentlich, wenn ihm die Laune kam, auch grausam sein, zumal wenn die humane Handlungsweise eine persönliche Unbequemlichkeit mit sich brachte. Die Aufforderung, nach Mailand zu kommen und Allegra in Empfang zu nehmen, schlug er rundweg ab. Er erklärte, die Kleine nur unter der Bedingung zu adoptieren, daß Claire sich endgiltig von ihr trenne. Und er zog es vor, bei diesem Abschiede der Mutter von ihrem Kinde nicht zugegen zu sein. Trotz aller Härte und Gefühllosigkeit, die er zur Schau trug, war seinem Gemüte eine gewisse Weichheit eigen, die er selbst fürchtete. Darum ließ ihn sein Egoismus aufregenden Szenen aus dem Wege gehen.

Shelley widerriet Claire, sich Byron's ungerechter Forderung zu fügen, aber sie wollte Allegras glänzender Zukunft als Tochter eines Lord und berühmten Dichters nicht im Wege stehen [1]. Auch

[1] „Ehe wir in Genf auseinander gingen", schrieb sie später in ihr Tagebuch, „besprach er (Byron) mit mir unsere Lage. Er schlug mir vor, das Kind nach seiner Geburt in Mrs. Leigh's (Augusta's) Obhut zu geben. Dem widersetzte ich mich, weil ein Kind der Pflege der Eltern bedürfe, mindestens bis zum siebenten Jahre. Eher wollte ich es bei mir behalten, obzwar des Kindes wegen natürlich mancherlei dagegen vorlag. Er gab nach und sagte, es wäre am besten, wenn es bei ihm lebte. Er versprach, versprach mir feierlich, es nicht fremder Pflege anzuvertrauen, bevor es sein siebentes Jahr erreicht hätte. Ich sollte des Kindes Tante heißen; als solche konnte ich es sehen und überwachen, ohne Jemandes Ruf zu schädigen. Im Glauben an diese Versprechungen sandte ich

war sie noch immer darauf bedacht, ihre Mutterschaft zu verbergen. Ja sie merzte später in ihrem Tagebuche jede Erwähnung Allegra's sorgfältig aus. So trennte sie sich am 28. April, einen Tag vor ihrem zwanzigsten Geburtstage, von ihrem Kinde, das in der Obhut eines schweizer Dienstmädchens Elise nach Venedig reiste.

Claire selbst folgte am 31. April den Shelley's über Parma, Modena und Bologna nach Pisa, „einer großen, unangenehmen Stadt, fast ohne Bewohner", wie Shelley an Peacock schreibt. Claire vermerkt in ihrem Tagebuche: „Der Arno ist hier gelb und schmutzig, und die Stadt hat ein armseliges, elendes Aussehen. Die Sträflinge, die hier sehr zahlreich sind, reinigen und kehren die Straßen. Sie sind in Rot gekleidet und paarweise an den Beinen aneinander gekettet. Den ganzen Tag hört man das Klirren der Ketten und das Poltern der Karren, die sie ziehen, als ob sie Lasttiere wären, und geht man an's Fenster, so kann man sicher sein, ihre gelben Gesichter und abgezehrten Gestalten zu sehen."

Der erste Eindruck, den Shelley von den Italienern empfing, war kein günstiger. Er fand sie charakterlos, zumal die Frauen schienen ihm sehr untergeordnete Wesen, stolz und kokett zugleich, mit derben Zügen und hageren Gestalten, die Schönen von einer oberflächlichen, kalten Anmut. Freilich schloß er nur aus ihren Bewegungen und Physiognomien auf ihren Charakter, denn, wie er selbst sagt, verkehrten sie mit keinem menschlichen Wesen.

An Godwin schreibt er (25. Juli): „Die modernen Italiener sind ein elendes Volk, ohne Gefühl und Phantasie oder Verstand. Ihr Aeußeres ist glatt, und der Verkehr mit ihnen scheint leicht, obzwar er in nichts endet und nichts hervorbringt. Die Frauen insbesondere sind hohl, trotzdem sie dieselbe Art äußerlicher Anmut besitzen, und jeder Kultur und Verfeinerung bar."

Um so lockender war die Aussicht, in Livorno englische Freunde zu finden und um so größer die Hast, zu ihnen zu gelangen. Mary

meinen kleinen Liebling im Frühling 1818. Sie war das einzige Wesen, dem ich meine Liebe widmen konnte, das einzige, das ich auf der Welt wahrhaft mein Eigen nennen konnte, und ich hatte mich seit ihrer Geburt niemals von ihr getrennt, nicht auf eine Stunde. Ich will nichts darüber sagen, was mich die Trennung kostete; ich fühlte, daß ich sie nicht meiner Neigung zu Liebe einer glänzenden Lebensstellung berauben dürfte."

hatte ein Empfehlungsschreiben an Mr. Gisborne und seine Gattin Maria, Godwin's Freundin.

Maria Gisborne war 1770 in Konstantinopel als die Tochter eines englischen Kaufmannes James geboren, der von seiner Gattin getrennt lebte. Maria erhielt eine sorgsame Erziehung; ihre hervorragende Begabung für Musik und Malerei wurde gepflegt und ausgebildet, ja, als Mr. James nach Rom übersiedelte, beabsichtigte sie, sich unter der Leitung Angelica Kaufmanns ganz der Malerei zu widmen. Ihre Bekanntschaft mit dem Architekten Willey Reveley, dem Reisegefährten James Stuart's in Griechenland, gab jedoch ihrem Leben eine andere Wendung. Sie vermählte sich mit ihm, und das junge Paar übersiedelte nach England. Durch ihren Gatten, einen eifrigen Parteigänger der Liberalen, lernte Maria Godwin kennen und wurde seine eifrige Schülerin. Mrs. Reveley war jung und schön; ihr tiefes Empfinden, ihr Wissensdurst verliehen ihrem Wesen einen besonderen Zauber, und ein Gemisch von Sanftmut und Leidenschaft machte sie als ein ihm gleichgearteter Charakter noch anziehender. Als Mary Godwin starb, nahm sie die kleine Mary zu sich und sorgte mütterlich für sie. Zwei Jahre später war auch sie verwitwet. Godwin warb um ihre Hand, aber sie zog dem Freunde und Lehrer Mr. John Gisborne vor, der 1800 ihr zweiter Gatte wurde. Mit ihm übersiedelte Maria nach Italien. Mehrere unglückliche Spekulationen veranlaßten Mr. Gisborne, der ein äußerst gebildeter, aber nicht eben bedeutender Mann war, sich in's Privatleben zurückzuziehen, und er widmete sich von da ab völlig der Erziehung von Maria's Sohne Henry Willey Reveley.

Der Verkehr mit Mrs. Gisborne bildete für Mary und Shelley den einzigen Anziehungspunkt Livorno's, „der wenigst anziehenden aller Städte", wie er es nennt. Während Mary sich von Mrs. Gisborne von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählen ließ, wurde Shelley von ihr zu der Lektüre Calderon's angeregt, der ihn gewissermaßen durch den Reiz des Contrastes fesselte. Hier herrschte stoffliches Interesse, frischer Humor, Lebensklugheit, erfinderische Phantasie und ein Aufgehen in den Ideen der eigenen Zeit; lauter Dinge, die Shelley fremd waren.

„Mrs. Gisborne ist eine recht liebenswürdige Frau von vielen Vorzügen", schreibt er (1819) an Peacock. „Sie ist δημοκράτικη

und *αὐθέη*; wie weit sie *φιλάνθρωπη* ist, weiß ich nicht, denn sie ist das Gegenteil von enthusiastisch. Ihr Mann, ein Mensch mit dünnen Lippen, zurückweichender Stirn und einer riesigen Nase, ist entsetzlich langweilig. Seine Nase ist etwas ganz Slawkenbergisches[1]). Es bedrückt die Einbildungskraft, sie anzusehen. Es ist eine Nase, die man, einmal gesehen, nie mehr vergißt, und die zu vergeben, das äußerste Maß christlicher Barmherzigkeit erfordert. Ich habe, wie du weißt, eine kleine aufgestülpte Nase, Hogg hat eine lange, gekrümmte Nase, aber setze beide zusammen, nimm das Quadrat, den Kubikinhalt davon, so wirst du nur eine schwache Idee von der Nase haben, von der ich spreche".

Fast einen Monat fesselte Mrs. Gisborne Shelley in Livorno. Erst in den letzten Maitagen war er in den Bädern von Lucca wieder auf der Jagd nach einer Sommerwohnung, und diesmal mit Erfolg. Vierzehn Tage später folgten Mary und Claire ihm mit den Kindern nach. Die tiefe Stille des Landlebens bildete zu dem lärmenden Livorno einen wohlthuenden Gegensatz. Die Umgegend war lieblich; Shelley's Bücherkiste aus England langte glücklich an. „Die erlesenste Gesellschaft aller Zeiten, die ich vor unserer Abreise aus England sorgsam in einen großen Koffer gepackt, besucht uns hier," schreibt er an Maria, und Mary schildert den behaglichen Aufenthalt: „Wir sind von Bergen umgeben, welche dichte Kastanienwälder bedecken. Hier und da blickt ein kahler Apeninnengipfel über sie hinweg. Am Fuße der Berge wird Wein gezogen. Die Spaziergänge in den Wäldern sind entzückend; denn ich liebe nichts so sehr, als, von dem Grün der Bäume umgeben, dann und wann durch den Blätterschirm durchzulugen auf die Landschaft rings um mich. Wir führen hier ein stilles Leben, lesen unseren Ariost, von dem Shelley sagt, daß er unterhaltend, anmutig und manchesmal ein Dichter sei, und gehen abends in diesen Wäldern spazieren."

Im Juli kamen zahlreiche Badegäste und unter ihnen zu Shelley's Mißvergnügen viele Engländer. Sonntags wurde im Kasino getanzt; Shelley sah zu und fand den Anblick so schön, daß er ihm „für die frisch aufgetauten Sinne und die Einbildungskraft der Auswanderer aus der Nachbarschaft des Poles" nicht ganz ungefährlich schien.

[1]) „Tristram Shandy."

Mary und Claire tanzten nicht; Shelley zweifelte, ob aus Philosophie oder aus Puritanismus.

Während der Hochsommerhitze erquickten ihn die Bäder in einem spiegelklaren Teiche mitten im Walde. Ausgekleidet pflegte er auf den Felsen zu sitzen und Herodot zu lesen, bis er endlich einen Anlauf nahm und von der Höhe in's Wasser sprang. Jeden Abend machten Shelley und Mary einen Spazierritt, wie es unter den Engländern in Lucca üblich war. Claire, die sich Anfangs daran beteiligte, stürzte und verletzte sich am Knie; und so schweiften jene fortan allein durch die Wälder, über Sturzbäche und Hügel bis zum Prato Fiorito, einer auf einem benachbarten Apenninengipfel gelegenen Wiese, die im üppigen Schmucke blühender Jonquillen von betäubendem Dufte prangte.

Im Uebrigen unterschied Shelley's Leben am Ufer des Serchio sich wenig von dem am Ufer der Themse, und seine Gedanken weilten oft nicht ohne Wehmut an den heimatlichen Gestaden. „Der Fluch dieses Lebens ist, daß uns, was wir einmal kennen gelernt, nie mehr unbekannt zu werden vermag," schreibt er an Peacock (20. April 1818), „Du bewohnst einen Punkt, der dir, ehe du ihn bewohntest, so gleichgiltig war als irgend einer; und denkst du ihn nun, durch eine Notwendigkeit bestimmt, zu verlassen, so verläßt du ihn nicht, er hängt sich an dich und rächt deine Flucht mit einer Erinnerung der Dinge, die sie keineswegs versprachen, als du sie erlebtest. Die Zeit flieht, die Orte wechseln, Freunde, die mit dir waren, sind es nicht mehr, und doch scheint, was gewesen, noch zu sein, aber verdorrt und des Lebens bar."

Mit regem Interesse folgt Shelley dem litterarischen und politischen Leben der Heimat, dem Thun und Treiben der Freunde. Er brennt auf die Lektüre von Peacock's neuestem Werke „Nightmare-Abbey," dessen Held Skythrop in einigen Zügen ein karrikiertes Abbild Shelley's ist. Er findet, daß „der Schurke Wordsworth", der bei den Parlamentswahlen offen gegen die liberale Partei Stellung genommen, Simonides gleiche, der der zarteste Lyriker und der Speichellecker sizilischer Tyrannen war. Er hat nur Mitleid für ihn übrig.

Da Shelley sich zu eigenen Arbeiten nicht angeregt fühlte, übersetzte er, um die Zeit nicht ganz ungenützt vorübergehen zu lassen,

das „Symposion", „das schönste und vollendetste Werk des weitaus größten aller griechischen Philosophen." Zehn Vormittage genügten, um „Plato's göttliche Beredsamkeit" ins Englische zu übertragen, und zwar in so fließend leichter und lebendiger Form, daß sie der Anmut und leuchtenden Schönheit des Originals nahe kommt. In dem Bruchstücke einer Vorrede hebt Shelley die Eigenschaften hervor, die ihm den alten Philosophen so teuer und geistesverwandt machen: die seltene Vereinigung subtiler, strenger Logik mit dem pythischen Enthusiasmus der Poesie, nebst jener Diction, welche mehr die eines unsterblichen Geistes als eines Menschen ist.

Die Uebersetzung sollte eine Uebung für Shelley sein und gleichzeitig Mary einen Begriff von den Sitten und Empfindungen der Athener geben. Mary fand, daß die Gebräuche der Alten in der Liebe und Freundschaft in vielen Einzelheiten für unser Gefühl etwas Abstoßendes hätten, und Shelley übersprang in seiner Uebersetzung alles, was das Zartgefühl eines modern empfindenden Wesens möglicherweise verletzen konnte, alle Stellen, welche sich auf die Knabenliebe beziehen, alle Derbheiten in der burlesken Fabel des Aristophanes von den ursprünglichen doppelten Menschen und alles Anstößige in der Erzählung des Alkibiades von Sokrates' Tugend.

Bei genauer Ueberlegung aber schien es ihm zweckmäßiger, die Einzelheiten, welche Aergernis erregten, zu erklären, statt sie zu übergehen, und er begann eine „Abhandlung über die Sitten der Alten in Betreff der Liebe". (A Discourse of the Manners of the Ancients relative to the Subject of Love.) Sie sollte ein Kommentar zum „Gastmahle" werden, ist aber nicht über die Einleitung hinausgekommen. Obgleich Shelley auch hier zugiebt, daß die Behandlung dieses Themas eine Vorsicht gebiete, die er in anderen Dingen nicht anwenden wolle und könne, ist er doch der Meinung, die Menschheit habe im Perikleischen Zeitalter eine Stufe der Vollendung in sämtlichen Künsten und eine Vornehmheit des Lebens erreicht, die alles spätere in Schatten stelle. Homer ist größer als Shakespeare und Dante. Und selbst den Fortschritt moderner Völker auf dem Gebiete der Wissenschaft hat die Renaissance durch das Studium der Schriftsteller des Perikleischen Zeitalters herbeigeführt. Wo er mit der Besprechung der verschiedenen Erziehung beider Geschlechter das eigentliche Thema berührt und den

Gegensatz zwischen der hohen Ausbildung der Knaben und der geistigen Verwahrlosung der Mädchen hervorhebt, bricht der Aufsatz ab.

Auf Mary's besonderen Wunsch widmete Shelley einige Tage poetischer Stimmung, „die die Camönen in letzter Zeit so spärlich gewährt", der Vollendung der Ekloge „Rosalinde und Helene".

Aber im August wurde das behagliche Stillleben der Sommerfrische durch aufregende Briefe des Kindermädchens Elise gestört. Die Gerüchte von dem wüsten Leben, das Byron in Venedig führte, bestätigten sich. Allegra war nicht mehr im Hause ihres Vaters, sondern bei Mrs. Hoppener, der Gemahlin des englischen Botschafters; Byron hatte sein Wort gebrochen. Claire beschloß, nach Venedig zu reisen und Shelley, sie zu begleiten.

Am 19. August fuhren sie nach Florenz. Begeistert schildert er Mary den Anblick der Spätsommerlandschaft, durch die der Weg sie führt. „Ueberall begegnen einem jene Gespanne schöner weißer Ochsen, welche jetzt mit ihren Virgil'schen Pflügen und Karren die durch Weinhecken geteilten Felder bearbeiten. Florenz selbst, d. h. den Lung Arno (denn mehr habe ich nicht gesehen), halte ich für die schönste Stadt, die mir je vorgekommen. Sie ist von bepflanzten Hügeln umgeben, und von der Brücke, die den breiten Kanal des Arno überspannt, bietet sich das eleganteste und belebteste Bild, das ich je gesehen. Man überblickt drei oder vier Brücken, eine wie es scheint, von korinthischen Säulen getragen, die weißen Segel der Boote, gehoben durch das dunkle Grün des Waldes, der hier bis an die Ufer des Flusses reicht, und die sanften Hügel, die überall von schönen Villen bedeckt sind. Allenthalben steigen Dome und Türme empor, und die Reinlichkeit ist auffallend. Auf der andern Seite die Felsen des Arnothales, erst die Oliven- und Weinhügel, dann die blauen nebligen Pinienwälder, welche die hohen Apenninen bekleiden, die in der Entfernung verblassen. Ich habe selten eine Stadt gesehen, die auf den ersten Blick so lieblich ist wie Florenz."

Einen längeren Aufenthalt gönnte Shelley sich diesmal nicht. Mit der ersten Fahrgelegenheit wurde die Reise nach Padua und von hier am 22. August per Schiff nach Venedig fortgesetzt. Bei seiner großen Vorliebe für Kähne aller Art war der erste Anblick einer Gondel für Shelley ein Ereignis. Er erklärte sie für das schönste und zweckmäßigste Boot der Welt.

Der Zufall wollte, daß einer der Schiffer, die ihn nach Venedig ruderten, ein Gondolier Byron's war, der ihn mit wenig erfreulichen Geschichten von dem „giovinotto inglese“ mit dem nome stravaganta unterhielt. Er sei ein berühmter Mann, verschwende aber sein Geld in unsinnigen Summen, und kürzlich wären zwei seiner natürlichen Töchter aus England angekommen, von denen eine fast so alt aussehe wie er selbst.

Die Fahrt dauerte von drei Uhr nachmittags bis Mitternacht; es regnete und stürmte. Shelley und Claire saßen in wenig behaglicher Stimmung in der gedeckten Gondel, die Shelley einer Motte verglich, deren Chrysalide ein Sarg gewesen. In Nacht und Unwetter entging ihm der überwältigende Eindruck des ersten Anblickes von Venedig.

Im Gasthof begann der Kellner sogleich wieder von Lord Byron zu sprechen. Die ganze Stadt war voll von seiner Genialität, seinem Luxus und seinen tollen Launen. Er fehlte bei keinem öffentlichen Feste, in keinem Theater, in keiner Gesellschaft und erreichte so, was er bezweckte, in aller Munde zu sein. Er wollte um jeden Preis auffallen, ob berühmt oder berüchtigt, galt ihm fast gleich.

Am andern Morgen begaben Claire und Shelley sich zu den Hoppeners. Mrs. Hoppener war eine Schweizerin, „sanft, schön und frei von Vorurteilen“; ihr Gatte erwies sich voll Teilnahme und Wohlwollen. Claire sah Allegra wieder, die noch schöner, obzwar sanfter und stiller geworden war. Was sie hier über „Albè“ vernahm, stimmte nur zu sehr mit den früheren Gerüchten überein. Seit er seine bescheidene Wohnung bei dem Kaufmanne Segati und gleichzeitig seine Geliebte, dessen Gattin, verlassen, hatte die Periode seines wüsten Libertinismus im Palaste Mocenigo begonnen. Aber das tolle, zügellose Treiben trug bei alledem den Stempel der Verzweiflung. Byron verkehrte in allen Schichten der Gesellschaft, war ein gefeierter Gast bei den Unterhaltungen der Gräfin d'Albrizzi, der Staël von Venedig, und hatte Herzens-Verbindungen mit so mancher Dame von Rang, im Großen und Ganzen aber sagten ihm die Weiber aus dem Volke besser zu. Er fand sie schöner, unterhaltender und wohl auch bequemer, denn der Verkehr mit ihnen verpflichtete zu nichts. So hatte er sich mit Menschen der untersten Klasse umgeben und thatsächlich einen Harem um sich versammelt, in dem Marguerita Cogni als anerkannte Favorite herrschte. Ihre Bekanntschaft

datierte von einem Ritte an der Brenta, auf dem sie ihn angebettelt hatte. Marguerita hatte den schönen venezianischen Typus, den Humor des venezianischen Volkes und sprach den Dialekt, der Byron im Munde der Frauen so anziehend klang. Sie konnte weder schreiben noch lesen, und er lief also keine Gefahr, mit Briefen von ihr gepeinigt zu werden; aber wenn sie eine Frau bei ihm traf, schlug sie sie nieder. Sie konnte Byron zum Lachen bringen, wenn er noch so zornig war, aber sie ward sich ihrer Macht über ihn bald bewußt und wurde anmaßend. Sie lief ihrem Manne davon, richtete sich im Palaste Mocenigo ein, tyrannisierte das Gesinde und gelegentlich wohl Byron selbst mit ihrer wilden Liebe, fluchte und prügelte, aber die Ausgaben verminderten sich um die Hälfte, und Byron ließ sie aus Indolenz schalten und walten.

Unter diesen Umständen war es eher ein Beweis väterlicher Zuneigung, wenn er Allegra aus seinem Hause entfernte.

Da er seinen Widerwillen vor einer etwaigen Begegnung mit Claire wiederholt geäußert und erklärt hatte, im Falle ihrer Ankunft müßte er Venedig sogleich verlassen, beschloß man, ihre Anwesenheit vorderhand geheim zu halten.

Nachmittags begab Shelley sich allein zu Byron, der ihn mit großer Freude empfing, ihm seine Freundschaft und Hochachtung beteuerte und sich in unerwarteter Weise bereit zeigte, Claire zu befriedigen. Er weigerte sich zwar, Allegra nach Florenz zu geben, „weil die Venezianer sagen würden, er sei ihrer bereits überdrüssig, und weil er ohnehin schon im Rufe der Launenhaftigkeit stehe". Doch hatte er nichts dagegen, sie auf eine Woche zu ihrer Mutter zu schicken. Er glaubte, Claire wäre mit Mary und den Kindern in Padua. Ja, er bot zu bequemerem Aufenthalte die von ihm über den Sommer gemietete Villa dei Cappuccini bei Este an, und Shelley, der in Byron's Betragen gegen Claire mehr ein Unglück als eine Schuld erblickte, nahm seinen Antrag bereitwillig an. Mary wurde mit genauen Reisevorschriften versehen und sollte unter dem Schutze ihres verläßlichen Dieners Paolo Fuggi unverzüglich nach Padua kommen. „Ich habe alle diese Dinge ohne dich beschließen müssen," schrieb Shelley; „ich habe es gethan, so gut es ging, und du mußt bald kommen, geliebte Mary, und mich auszanken, wenn ich gefehlt habe, und mir einen Kuß geben, wenn ich Recht gethan; denn wahrhaftig, ich weiß

nicht, welches von beiden der Fall ist, und nur die Ereignisse werden es offenbaren".

Shelley fand Byron trotz der Schauergeschichten, die ihm von allen Seiten über ihn zugetragen wurden, zu seinem Vorteile verändert. „Er ist in den lebhaftesten und glücklichst aussehenden Menschen umgewandelt, den ich je gesehen," schrieb er an Peacock (8. Oktober). „Er las mir den ersten Gesang seines ‚Don Juan' vor, ein Ding in der Art des ‚Beppo', aber unendlich besser, und Southey gewidmet in einem Dutzend Stanzen, die mehr ein Gemisch von Wermut und Grünspan sind als eine Satire. — Venedig ist eine wunderbar schöne Stadt," fährt er fort. „Die Einfahrt über die Lagune mit dem Dome und den Türmen, die in langer Reihe auf den blauen Wogen blitzen, bietet eine der schönsten architektonischen Täuschungen der Welt."

Im Großen und Ganzen aber waren die Eindrücke, die Shelley in Venedig empfing, überwiegend peinlicher Art. Er sah weniger die Schönheit der Stadt als den verderblichen Einfluß der aristokratischen Republik, die die Freiheit des Individuums schädigte. Der Dogenpalast ist ihm zwar ein schönes Denkmal der Gewalt, aber sein Auge verweilt länger bei den Bleikammern und den unterirdischen Gefängnissen als bei seiner architektonischen Pracht. „Venedig, das einst ein Tyrann war, ist nun das nächst schlechteste Ding, ein Sklave," schreibt er, „denn in der That hörte es in dem Augenblicke auf, frei oder unserer Teilnahme als Staat würdig zu sein, als die Oligarchie die Rechte des freien Volkes usurpierte. Dennoch glaube ich nicht, daß es jemals so erniedrigt war als unter dem französischen und besonders dem österreichischen Joche. Eine Heerde von Soldaten, ebenso schlecht und noch ekelhafter als die Venezianer selbst, beleidigt dieses elende Volk. Ich hatte keine Ahnung, bis zu welchem Uebermaße Geiz, Feigheit, Aberglaube, Unwissenheit, leidenschaftslose Ausschweifung und alle unaussprechlichen Brutalitäten, welche den Menschen erniedrigen, getrieben werden können, ehe ich Venedig sah."

Mary hatte sich nach dem Empfange von Shelley's Brief sogleich auf den Weg gemacht. Auf der Reise erkrankte das einjährige Töchterlein Clara; die Eltern brachten sie von Este nach Venedig, um die Hilfe der Aerzte in Anspruch zu nehmen; aber bei ihrer Ankunft starb die Kleine (24. September 1818), und sie mußten sie

auf dem Lido begraben. Die Hoppeners nahmen sich Mary's an, die, wie Shelley an Claire schreibt, durch das plötzliche Unglück in eine Art Verzweiflung geraten war. Aber sie hatte von ihrem Vater jenes Streben nach Fassung und Selbstbeherrschung geerbt, in denen er es zur Meisterschaft gebracht.

In ihrem Tagebuche fällt kein Wort, kein Seufzer über den Verlust des Kindes. Sie besucht die Sehenswürdigkeiten der Stadt, verkehrt mit Byron, liest den neuen vierten Gesang des „Childe", sieht seine „Fornarina" und wohnt, nach Este zurückgekehrt, am 30. September der Oper bei.

Auch Mary ist nicht von Venedig begeistert. Die allgemeine Sittenverderbnis stößt sie ab. „Alles ist käuflich in Venedig," schreibt sie an Mrs. Gisborne, „selbst die Edelleute. Es scheint eine schreckliche Gesellschaftsordnung."

Villa dei Cappuccini dagegen war ein schöner Aufenthalt. Eine kleine Schlucht, durch welche die Straße führte, trennte den Garten von dem Hügel, auf dem die Ruine des alten Schlosses von Este, eines Mediceersitzes, stand. Der freie Ausblick auf die weite lombardische Ebene that dem Auge wohl. Ein Weinlaubengang verband die Villa mit einem Gartenhause, aus dem Shelley sein Arbeitszimmer machte. Hier stellte sich die langvermißte Schaffenslust wieder ein, und in diesem Gartenhause schrieb er: „Die Euganeischen Hügel", „Julian und Maddalo" und den ersten Akt des „Entfesselten Prometheus". Wiederholte Ausflüge nach Venedig unterbrachen die Einförmigkeit des Landlebens. Byron, dem keine Anspannung des Geistes und des Körpers groß genug schien, bekundete trotz seines wüsten Lebens die wunderbarste Thätigkeit. Er stand auf der Höhe seines poetischen Schaffens. „Childe Harold" war vollendet und rechtfertigte das stolze Wort seines Dichters: „Ich habe gelebt und lebte nicht umsonst". Im Gegensatze zu dem idealen Style des „Childe" hatte Byron in „Beppo" (1817) eine satirische und heitere Schilderung venezianischer Sitten in vollendeter Anmut der Form gegeben. Derselben Zeit entstammte „Mazeppa", und „Manfred" wurde vollendet, der nicht ohne Einfluß auf Shelley's „Prometheus" blieb. Daneben schrieb Byron seine Biographie bis zum Jahre 1816, die er Moore übergab, als dieser ihn 1819 in Venedig besuchte. Und immer noch nicht genug in Atem gehalten

und stets auf der Suche nach einer harten Nuß für seinen Geist, studierte er im Kloster St. Lazarus bei dem Bruder Paschal die armenische Sprache.

Byron war gleichsam ein Sammelpunkt von Anregung. Aber trotz alledem wollte sich in der Villa dei Cappuccini keine heitere Stimmung einfinden. „Wir waren alle gedrückt", schreibt Shelley den 8. Oktober an Peacock; „ich obendrein krank. Ich nehme mir vor, bald gesund zu sein. Jede Krankheit, gleichviel ob physisch oder moralisch, tötet, oder sie wird selbst getötet". Er scheint wieder zum Opium seine Zuflucht genommen zu haben. Am 16. Oktober meldet Mary's Tagebuch: „Shelley ist sehr krank durch die Wirkung seines Giftes."

Für den Winter war ein Aufenthalt im Süden angezeigt, und so verließ Shelley mit den Seinen am 5. November Este; Claire mußte sich nun zum zweiten male von ihrem Kinde trennen. Auf Wegen, die so schlecht waren, daß man mitunter zu einem Vorspann von Ochsen Zuflucht nahm, ging es zunächst nach Ferrara.

Seit seiner Ankunft in Italien beschäftigte Shelley sich vielfach mit Tasso. Er plante eine Tragödie, deren Gegenstand Tasso's Wahnsinn sein sollte, ein Thema, das ihm, richtig behandelt, außerordentlich dramatisch und poetisch schien. Ferrara war ihm geweihter Boden. Mit gläubiger Phantasie besah er alle Erinnerungsstätten an Tasso und Ariost. Kein Zweifel an der Echtheit der Reliquien oder an der historischen Wahrheit der an den Ort geknüpften Legenden trübt seine Begeisterung. Erschüttert weilt er in Tasso's Gefängnis, sieht im dunkelsten Winkel die Spuren der Ketten, die ihm Hände und Füße fesselten, und sendet Peacock ein Stückchen Holz von jener Thür, „die sieben Jahre und drei Monate dieses herrliche Wesen von dem Lichte und der Luft schied, welche die Empfindungen in ihm genährt hatten, die er durch seine Dichtung Tausenden mittheilte".

Er schildert den Freunden Ariost's zierliche Handschrift, sowie Tasso's schwungvolle aber unregelmäßige Schriftzüge, in denen er das Symbol seines Geistes sieht, der sich zeitweilig über sich selbst erhebt, aber zur Umkehr gemahnt wird. Einige der Manuskripte Tasso's waren Sonette an seine Verfolger, die „ziemlich viel von dem enthalten, was gemeiniglich Schmeichelei genannt wird". — „Was

würde Alfonso's Geist sagen, wenn man ihn fragte, was er jetzt bei diesem Lobe empfinde!" ruft Shelley aus.

Von dem geplanten Tassodrama wurden nur zwei kleine Szenen geschrieben: ein Gespräch zwischen dem Höflinge, dem Minister und dem Hofpoeten, die Tasso's bevorzugte Stellung beneiden, und ein klagendes Liebeslied Tasso's.

Byron, den der stolze, nervöse Dichter des „Befreiten Jerusalem" als eine geistesverwandte Natur anziehen mochte, hatte bei seinem Besuche in Ferrara (1817) „Tasso's Klage" geschrieben. Ihre Veröffentlichung wurde die Ursache, daß Shelley, der in seiner Bescheidenheit jeden Wettkampf mit Byron vermeiden wollte, seinen Tassoplan liegen ließ, ohne daß er ihn jedoch ganz aufgab.

Am 8. November setzte Shelley bei Regenwetter die Reise durch die trübe Herbstlandschaft nach Bologna fort. Er war nun von einem wahren Feuereifer beseelt, Kunstschätze zu sehen und ihre Eindrücke in sich aufzunehmen. Trotzdem ihn bei der Betrachtung von Gemälden die heiligen Sujets im allgemeinen störten, geriet er über Raphaels Cäcilie in Extase. „Du vergissest bei ihrem Anblicke, daß es ein Bild ist", schreibt er, „und doch gleicht es dem in nichts, was wir Wirklichkeit nennen. Eine unbeschreibliche Einheit und Vollendung herrscht darin. Die Mittelfigur erscheint von jener Begeisterung erfaßt, die ihr Bild im Geiste des Malers hervorrief. Ihr Antlitz trägt gleichsam durch die Tiefe der Leidenschaft und Verzückung den Ausdruck der Ruhe und ist von einem warmen, leuchtenden Strahle des Lebens erhellt. Warum Bücher gegen die Religion schreiben, wenn wir solche Bilder aufhängen können?"

Durch die romantische Apenninengegend führte die Reise am Velinofalle bei Terni vorbei, „der, den Ausfluß eines großen Sees bildend, als sechzig Fuß breiter Strom 300 Fuß tief in eine unsichtbare Schlucht schneeweißen Dampfes fällt. Ewig, ewig wirbelt er in einem Krater schwarzer Felsen auf", schreibt Shelley, „und bildet, hinunter stürzend, fünf oder sechs andere Katarakte, deren jeder, 50 oder 100 Fuß hoch, in kleinerem Maaßstabe in schöner, erhabener Mannigfaltigkeit denselben Anblick bietet."

Zehn Tage später war Shelley in Rom, vorläufig allerdings nur auf der Durchreise für eine Woche. „Hier bin ich in der Hauptstadt einer entschwundenen Welt!" ruft er aus. In der ersten Be-

geisterung über die antike Stadt übersieht er die moderne. „Rom ist gleichsam die Stadt der Toten, oder vielmehr jener, die nicht sterben und die kleineren Generationen überleben, jener, die vorübergehend diesen Fleck Erde bewohnten und ihn für die Ewigkeit weihten.

Seine größte Bewunderung erregt das Kolosseum. Täglich, den milden November hindurch, weilt er in seinen Ruinen, „die die Zeit in ein Amphitheater von Felsen verwandelt hat, mit wilden Oliven, Myrthen und Feigenbäumen bewachsen und von kleinen Wegen durchzogen, die sich durch die verfallenen Treppen und unermeßlichen Gallerien winden. Gebüsch überschattet dich, wenn du sein Labyrinth durchwanderst, und die wilden Gräser dieser Blumengegend blühen unter deinem Fuße."

Byron gab im „Manfred" (III, 4) eine herrliche Schilderung des mondbeglänzten Kolosseums, durch das der Ruf der Eule klingt. Shelley begann nun vielleicht in den Ruinen selbst, während Mary zeichnete und der kleine William neben ihr spielte, eine Erzählung „Das Kolosseum" [1]), von der jedoch nur ein Fragment von zwölf Seiten zu Stande kam, und über deren geplanten Verlauf auch Mary nichts zu berichten weiß.

Ein blinder Greis und seine junge Tochter betreten zur Osterzeit im Mondenschein das Kolosseum, während das Volk sich zu dem Feste der Auferstehung um den Vatikan drängt, und die schrecklichste aller Religionen, von den Abzeichen irdischer Größe umgeben, die Menschheit um sich versammelt, daß sie bewundere und verehre, was ihre eigene Macht geschaffen. Die beiden einsamen Wanderer stoßen auf einen dritten, eine sonderbare Gestalt in griechischer Tracht, schön wie ein Antinoos, von geheimnisvollem Aussehen. Der Volksmund hat dem Fremdling mit der in Italien üblichen Vermengung historischer und religiöser Ideen den Namen „Il Diavolo di Bruto" gegeben.

Er gesellt sich dem blinden Greise, dem seine Tochter Helene

[1]) Erschienen in: „Shelley-Papers", Atheneum, 1832. Die unvergeßliche Erinnerung an die Stunden im Kolosseum hielt auch Mary in „Lodore" fest. Sie schildert die Mondnacht in den Ruinen. „Sie waren die verfallenen Mauern emporgeklommen und hatten eine Art grasüberwachsenen Abgrundes erreicht, den sie nun im Mondenschein nicht mit den Augen messen konnten. Sie saßen an seinem Rande auf einem kleinen Trümmerhaufen, und Villiers hielt Ethel dicht an sich gedrückt."

das Kolosseum beschreibt, so daß er die Herrlichkeit gleichsam im Spiegel ihres Geistes sieht. Mit dieser Einleitung bricht die Erzählung ab. Dem Griechen, der in der Litteratur seiner Vorfahren auferzogen ist, sollte eine Lehrerin und Leiterin Diotima zur Seite stehen; er sollte ein idealisiertes Abbild des Dichters selbst sein.

Schon am 27. November verließ Shelley die ewige Stadt, diesmal allein, um so rasch als möglich Neapel zu erreichen und eine Wohnung zu mieten. Mit der wilden Schönheit der Landschaft nahm auch die Wildheit der Bewohner zu. Als die Postkutsche in Neapel einfuhr, sahen ihre Insassen einen Jüngling, der vor einem bewaffneten Manne floh und schließlich auf offener Straße vor ihren Augen erstochen wurde. Shelley's Reisegefährte, ein Geistlicher, der unterwegs in steter Angst vor allerlei möglichen Gefahren geschwebt hatte, verlor nun keinen Augenblick seine Gemütsruhe und lachte über das Entsetzen und die Empörung des Dichters. Shelley versicherte später, er hätte nie im Leben solche Lust verspürt, jemanden zu schlagen.

Am Hafen fand er eine Wohnung, die nur durch die königlichen Gärten (Villa Nazionale) vom Meere getrennt war, und nach drei Tagen holten Mary und Claire ihn ein. Mit ihnen besuchte er nun den Vesuv, Bajae und Pompei.

Es war ein strahlender Morgen; keine Wolke trübte den Himmel, keine Welle regte sich im Meer, auf dessen Grunde man die Blätter und Zweige des blauen Seemooses sah. „Bei Bajae gewahrten wir die Trümmer der alten Größe dieser Stadt", schreibt Shelley an Peacock (22. Dezember 1818); „sie standen unter unserem Boote wie Felsen im durchsichtigen Meere."

„Wir landeten am Avernus, gingen durch die Grotte der Sybille, (nicht die Virgil'sche), die einen der Hügel am See durchbricht, und kamen zu einem stillen, lieblichen Wasserbecken, von dunkeln, bewaldeten Bergen umgeben und tief einsam; auf einem grünen Hügel stehen einige ausgedehnte Ruinen des Plutotempels und spiegeln sich in der stillen Fläche."

Der Aufstieg auf den Vesuv wurde von Resina aus unternommen. Mary und Shelley ritten auf Maultieren; Claire thronte, vielleicht noch infolge ihres Sturzes in Lucca, auf einem Tragsessel, „ganz wie ein Parlamentsmitglied nach der Wahl und, obzwar mit weniger Grund, auch ganz so erschrocken dreinblickend," erzählt

Shelley. Er schildert Peacock den breiten Strom starker Lava, „ein Bild der Meereswogen, als hätte Zauberei sie in hartes, schwarzes Gestein verwandelt. Es ist, als hingen die Umrisse der kochenden Flut in der Luft; du überzeugst dich nur schwer davon, daß die scheinbar auf dich niederrollenden Wellen nicht wirklich in Bewegung sind. Diese Ebene war einst ein Meer flüssigen Feuers".

In der Einsiedelei bewirtete sie ein Mönch, und von da ging es zu Fuße bis auf die Spitze. Schwarzer Aschenregen fiel neben ihnen nieder. „Die Lava ist, wie die Gletscher, in steter Bewegung, unter krachendem Getöse wie von ersticktem Feuer. Es giebt mehrere Lavaquellen; auf einer Stelle stürzt die Lava über hohe Klippen, über halbzerschmolzene Felsen und über ihre eigenen überhängenden Wogen, ein Katarakt bebenden Feuers. Wir gingen an den Rand eines Lavastromes heran; er ist ungefähr zwanzig Fuß breit und zehn Fuß hoch. Da die Ebene sacht abfällt, bewegte er sich sehr langsam. Wir sahen, wie sich dabei die Massen seiner dunkeln Außenfläche lösten, und das Innere, die flüssigen Flammen, zum Vorscheine kam. Tagsüber sieht man das Feuer wenig. Man bemerkt nur eine zitternde Bewegung in der Luft, Ströme und Quellen weißen Schwefeldampfes.

Endlich sahen wir die Sonne zwischen Capri und Inarime sinken, und als die Dunkelheit zunahm, machte das Feuer einen noch schöneren Eindruck. Wir waren gleichsam von Strömen und Katarakten strahlenden Feuers umgeben, und zwischen Säulen bituminösen Rauches, die in die Luft stiegen, fielen große Felsmassen, weiß von dem Lichte ihrer intensiven Hitze, und ließen in dem dunkeln Dampfe Glanzspuren zurück. Wir stiegen bei Fackellicht hinab, und ich hätte die Landschaft auf der Rückkehr erst recht genossen, wäre ich nicht, ich weiß nicht wie, in einem Zustande intensiven körperlichen Leidens zu der Einsiedelei zurückgeführt worden. Die schlimmste Folge meines Uebelbefindens war, daß es auch Mary und Claire die Freude verdarb. Unsere Führer auf diesem Ausfluge waren völlig Wilde. Du kannst dir das schreckliche Geschrei nicht vorstellen, das sie plötzlich ausstießen, kein Mensch weiß, weshalb. Das Schreien, das Rufen, das Lärmen! Claire in ihrem Palankin litt am meisten darunter; und als ich dazwischentrat, drohten sie, sie auf der Straße stehen zu lassen, und sie hätten es gethan, würde ihnen nicht mein italienischer Diener

eine Tracht Prügel versprochen haben, worauf sie still wurden. Aber nichts kann malerischer sein als die Bewegungen und Physiognomien dieser wilden Leute. Und wenn sie im Dunkel der Nacht plötzlich im Chor Bruchstücke ihrer wilden und doch süßen Nationalweisen zu singen anheben, macht es einen außerordentlich schönen Eindruck."

In gleichem Maße wie die herrliche Natur Neapels genoß Shelley auch seine Kunstsammlungen an der Hand von Winckelmann's Werk. Das milde Klima äußerte einen wohlthätigen Einfluß auf seine Gesundheit. Trotzdem aber beherrscht ihn zu Ende des Jahres 1818 eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine hoffnungslose Trauer, eine fast rätselhafte Schwermut.

Mary, die sich in späteren Jahren selbstquälerisch vorwarf, sie hätte seiner absonderlichen Natur nicht genügende Aufmerksamkeit entgegengebracht, schob alles auf seinen physischen Zustand. „Obgleich er anscheinend heiter war", sagt sie, „und sich oft höchlich an unseren Wanderungen in die Umgegend Neapels und unseren Ausflügen auf seinem sonnigen Meere freute, gab es doch viele Stunden, in denen seine Gedanken, durch Krankheit verdüstert, tief traurig waren. Dann flüchtete er sich in die Einsamkeit und ergoß die krankhaften und dennoch nur zu wahren Ausbrüche der Trauer und Unzufriedenheit in Versen, die er aus Angst, mich zu verletzen, vor mir verbarg."

Medwin hingegen will wissen, daß Shelley's geheimnisvolle Melancholie keine eingebildete war, sondern ihre Ursache in einer wirklichen Begebenheit hatte. Er erzählt, der Dichter wäre in Neapel „der unschuldige Mitspieler einer Tragödie gewesen, die an Absonderlichkeit alles, was man in Romanen lese, übertroffen habe". Doch er läßt es bei dunkeln Andeutungen bewenden. Die geheimnisvolle Dame, die 1816 bei Shelley erschienen und ihm trotz seines ablehnenden Verhaltens auf allen seinen Reisen gefolgt sein soll, wäre, nach Medwin, auch in Neapel mit ihm zugleich eingetroffen und hier gestorben.

Im Winter dieses Jahres und im Frühlinge des folgenden widmete Shelley sich mit väterlichem Interesse der Vormundschaft über ein kleines Mädchen, das im Sommer 1820 starb.

Am 30. Juni 1820 schreibt er aus Livorno an Mrs. und Mr. Gisborne: „Meine arme Neapolitanerin hat ein heftiges Zahnfieber. Ich glaube, sie wird sterben und jene Erinnerungen, die mich schon peinigen, um eine vermehren". —

Am 2. Juli: „Ich habe jede mögliche Vorsorge für sie getroffen und hoffe, sie wird von Erfolg sein. Sie soll, so bald sie hergestellt ist, kommen".

Und bald darauf: „Meine Neapolitanische Last ist tot. Es ist, als wäre die Zerstörung, die mich verzehrt, eine Atmosphäre, die alles, was mit mir verbunden ist, umhüllt und ansteckt".

Dowden bringt die kleine Unbekannte in Verbindung mit der geheimnisvollen Dame, deren Existenz allerdings von vielen angezweifelt und auch von Byron für eine Hallucination Shelleys erklärt wurde. Möglicherweise war die Kleine das Kind der Fremden, möglicherweise auf dem Totenbette ihm anvertraut. Vielleicht wäre es gestattet, noch einen Schritt weiterzugehen. Shelley's Briefe bekunden ein so nahes Interesse an dem Kinde, daß sich die Vermutung regt, es hätte sich vielleicht für ihn hier um kein fremdes Kind gehandelt. Diese allerdings durch keine Beweise verbürgte Annahme brächte Licht in jene unerklärte traurige Episode seines Gemütslebens. Er war mitunter schwach aus Nachgiebigkeit, um andere nicht zuverletzen[1]). Von der Liebe der fremden Dame verfolgt und selbst eine so leicht entzündlicher Natur, könnte ihn eine leidenschaftliche Stunde in eine Schuld verstrickt haben, unter deren Folgen er um so schwerer litt, je mehr er darauf bedacht sein mußte, sie vor Mary, mit der er sonst alles teilte, geheim zu halten[2]). Hierin läge der Schlüssel zu einer ganzen Reihe von Gedichten aus jener Zeit.

[1]) In „Lodore" sagt Horatio's Schwester Lucy von ihm: „Sein Herz, sein Verstand, seine Güte sind felsenfest, aber es ist etwas in ihm, das ihn zum Sklaven seiner unmittelbaren Umgebung macht. Er verabscheut den Zank; die leiseste Uneinigkeit tötet ihn. Er ist nicht von dieser Welt."

[2]) Ebenfalls in „Lodore" heißt es, nachdem Horatio's herrliche Eigenschaften in überschwänglichem Tone geschildert worden: „An eines aber konnte Ethel sich nie gewöhnen, es war sein Mangel an Pünktlichkeit. Stunden gingen oft dadurch verloren, und ihre Ausflüge wurden vereitelt. Auch brachte er niemals triftige Entschuldigungen vor, sondern schien verdrießlich, darüber befragt zu werden." Im späteren Verlaufe der Erzählung aber erklärt sich seine Unpünktlichkeit durch Clorinda's Eifersuchtsscenen.

Die „Indische Serenade", (The Indian Serenade) von Rossetti bis 1819 zurückverfolgt und „möglicherweise 1818" angesetzt, ist ein tief poetisches Liebeslied, wie von dem glühenden, dufterfüllten Hauche der Tropen erfüllt [1].

„Der Tod"=(Death) [2] schildert den Jammer als einen Jüngling mit grauem Haar und stierem Blick, der an einem Grabe sitzt und die Namen der Verwandten, Freunde, Geliebten ruft, die abgeschieden sind. Der Dichter nennt ihn seinen teuersten Freund. Seine Hoffnungen sind entschwunden; nur Leichen und Gräber blieben. Die Toten kehren nicht wieder.

In den „Versen" [3] (Lines; „The Time is dead for ever, child"), blickt der Dichter auf die Vergangenheit wie auf einen Strom, dessen Wogen nicht mehr wiederkehren.

„Der Liebe Strom entrollte weit,
Wir schauen ihm nach vergebens!
Doch einsam hier
Noch stehen wir,
Denkmälern gleich entschwundener Zeit,
Die rasch entwich mit Lust und Leid
Im Frührotschein des Lebens."

Einer Stunde tiefer Enttäuschung und geistiger Ermüdung entstammt das Sonett: „Heb' den bemalten Schleier nicht, den Atmende das Leben nennen" [3]. Denn Furcht und Hoffnung lauern dahinter und spinnen blind und traurig jenseits des Abgrundes ewig ihre Schatten. Einer hob ihn. Er suchte etwas, das er lieben könne, denn sein Herz war milde, doch er fand es nicht. Von allem, was die Welt enthält, war nichts nach seinem Sinne. Er glitt durch die achtlose Menge wie ein Glanz durch Schatten, wie ein lichter Fleck über einen dunkeln Hintergrund, ein Geist, der für Wahrheit kämpfte und, wie der Prediger, sie nicht fand.

In der „Beschwörung des Elends" [4] (Invocation to Misery) nimmt die düstere Stimmung des Dichters den grausigen Humor eines

[1] Erschienen im „Liberal" 1822; wiederholt komponiert.
[2] Von Mrs. Shelley 1819 angesetzt.
[3] Erschienen in den Posthumous Poems, 1824.
[4] Erschienen in den Shelley-Papers (Atheneum) 1832.

Totentanzes an. Er begrüßt das Elend als seine scheue, unwillige Braut und Schwester.

„Elend, wir kennen uns manches Jahr,
Wie nur ein trautes Geschwisterpaar,
Haben im einsamen Haus uns gefunden,
Leben geraume Zeit schon verbunden,
Und bleiben's noch einige Jahre und Stunden.
— — — — — — — — — —
Wie deine starren Pulse gehen!
Willst deine Liebe du nicht gestehen?
Küß mich! Warum ist dein Kuß nicht warm?
Meinen Hals umschlingt dein Arm,
Weich ist er, aber kalt und fahl,
Deine Thränen, wie Späne von Stahl,
Fallen auf mich mit unnennbarer Qual."

Unter dem Grabe ist ihr Hochzeitsbett bereitet. Dunkel und Vergessenheit berge die Liebe. Er heißt das Elend hinabeilen, ihn an sich drücken, bis ihre Herzen, wie zwei Schatten, verwachsen. Und wie die Freude mitunter vom Elend träumt, so möge das Elend von der Freude träumen. Diese Jammerwelt ist nur ein Gaukelspiel.

Tiefe Wehmut durchzieht das „Lied auf ein welkes Veilchen" (Song on a faded Violet, 1818). Der Duft der Blume ist dahin wie deine süßen Augen, klagt der Dichter; die Farbe ist entflohen, die von dir und nur von dir geglüht. Verschrumpft und leblos liegt die Blüte an des Dichters Brust; seine Thränen erwecken sie nicht; stumm ist ihr Loos und ohne Klagen, wie das des Dichters sein sollte[1]).

Die „Stanzen in einer trüben Stunde bei Neapel geschrieben", 1818 (Stanzas written in Dejection near Naples) schildern die tiefe, drückende Vereinsamung des Dichters. Inmitten der herrlichen Landschaft sitzt er am Meeresstrande. Wie süß, teilte ein Herz seine Erregung! Er klagt:

„Weh mir, Gesundheit fehlet mir und Hoffen,
Im Innern Friede und von außen Ruh,
Zufriedenheit von nichts je übertroffen,
Die Weisen fällt in der Betrachtung zu,
Daß sie von innrem Glanz gekrönt erscheint.

[1]) Erschienen in den Posthumous Poems, 1824. Komponiert von Arnold, 1859, Piatti 1867 und Thoma 1876.

Mir fehlt der Ruhm, die Macht, der Liebe Streben,
Ich sehe andre alles dies vereinen;
Sie leben lächelnd, nennen Glück das Leben —
Mir ward der Kelch in andrem Maß gegeben."

Er möchte sich hinlegen wie ein müdes Kind und des Lebens Sorgen hinwegweinen, bis der Tod ihn wie Schlaf überkommt, bis er in der warmen Luft seine Wange erkalten fühlt und hört, wie die See über seinem sterbenden Hirn ihr letztes eintöniges Lied murmelt. Ist die unbekannte Dame, ihre Liebe und ihr Tod, an dem Shelley sich mittelbar schuldig fühlen mochte, der Gegenstand dieser schwermutsvollen Lieder? Die Betrachtungen über den Tod, die ihn häufig beschäftigt, gehen hier in Grabessehnsucht über; der Tod ist ihm ein wünschenswertes Loos und der Tod in den Wellen das wünschenswerteste von allen.

Neunzehntes Kapitel.

„Rosalinde und Helene.“ — „Die Euganeischen Hügel.“ „Ozymandias.“ — „Julian und Maddalo.“

„Rosalinde und Helene.“ Leigh Hunt's Kritik. Name. Inhalt. Lionel-Shelley. Helene-Mary. Henry-William. Rosalinde-Isabel-Claire. Häusliche Tyrannei. Geschwisterliebe. „Die Euganeischen Hügel.“ — „Ozymandias.“ Horace Smith's Gedicht. „Julian und Maddalo.“ Sprache. Inhalt. Julian-Shelley. Maddalo-Byron. Der Wahnsinnige. Maddalo's Töchterchen-Allegra. „Marenghi.“

Im Frühling 1819 veröffentlichte Shelley bei Ollier ein Bändchen Gedichte: „Rosalinde und Helene, eine moderne Ekloge“, „Die Euganeischen Hügel“, das Sonett „Ozymandias“ und die bereits 1817 im „Examiner“ abgedruckte „Hymne an die intellektuale Schönheit“.

Von „Rosalinde und Helene“, das Shelley in Marlow begonnen hatte und im August 1818 in Lucca vollendete, hegte er selbst eine geringe Meinung. „Ich lege keinerlei Wert darauf“; schreibt er an Peacock (6. April 1819), „die Schlußverse sind natürlich“. Und in der Vorrede sagt er: „Die Geschichte von „Rosalinde und Helene“ ist kein Versuch im höchsten Stile der Poesie. Es ist durchaus nicht darauf berechnet, tiefe Betrachtungen zu erwecken, und wenn es durch Anregung der Affekte und der Phantasie eine gewisse ideale Melancholie hervorbringt, die die Aufnahme bedeutenderer Eindrücke fördert, so wird es im Leser alles erzeugt haben, was der Verfasser selbst bei dieser Komposition empfand“.

Mary und die Freunde hingegen spendeten „Rosalinde und Helene“ besonderen Beifall. Leigh Hunt brachte im „Examiner“ vom 9. Mai 1819 eine warme Kritik, in der er unter anderem sagte: „Mr. Shelley betrachtet die Natur mit so ernster und inniger

Liebe, daß sie, wenn sie auch ihr altes Schweigen nicht bricht, ihm doch Blick für Blick erwidert. Sie scheint ihm zu sagen: du kennst mich, wenn mich die andern auch nicht kennen! Für ihn, wenn je für einen Dichter, hat die Schönheit der äußeren Welt ein Herz, das ihm Antwort giebt, und selbst das Flüstern des Windes eine Bedeutung. Die Dinge sind der Menschheit gewöhnlich nur Worte; sie haben für sie nur einige armselige Gemeinplätze und sehen nur ihre Oberfläche. Für Mr. Shelley hat alles in der Natur wirkliches Leben, Farbe, Ton, Bewegung, Gedanken, Gefühl; Hohes und Niedriges, Großes und Kleines, Einzelnes und Allgemeines; von der Schönheit eines Grashalmes oder der flüchtigsten Farbe einer Wolke bis zum Herzen des Menschen, das er erheben möchte, und dem geheimnisvollen Geiste des Weltalls, den er über alle Verehrung erhaben glaubt."

Der Name Helene, den Shelley nun binnen Kurzem zum zweitenmale verwendete, war eine Erinnerung an seine Lieblingsschwester.

Die moderne Idylle, welche uns der Dichter in unregelmäßigen, kurzen, überaus melodischen Versen erzählt, ist folgende: Am lieblichen Comersee treffen sich Rosalinde und Helene, zwei junge Witwen, die in ihrer Kindheit innig befreundet waren, bis das Leben sie trennte. Helene gab sich in freier Liebe Lionel hin, und Rosalinde hielt sich seitdem von ihr fern, obzwar sie sie wie eine tote Schwester betrauerte. Jetzt aber haben Unglück und Vereinsamung den Stolz der Sittenstrengen gemildert, und sie willigt in Helenens Vorschlag, sie auf ihrem Lieblingsplatz im Walde zu treffen. Hier verbringen sie die Nacht mit der Erzählung ihrer traurigen Schicksale.

Rosalinde beginnt. Sie war einem Jünglinge in inniger Liebe zugethan. Drei Jahre glühten sie für einander, endlich nahte der Tag der Vermählung. Aber als sie vor den Stufen des Altars stehen, stürzt Rosalindens Vater, der lange Jahre fern war, unter die versammelten Gäste und hemmt mit dem Schreckensrufe: Halt ein, es ist ihr Bruder! die heilige Handlung. Der Jüngling fällt tot zu Boden, Rosalinde trägt ihr Los in stummer Ergebung. Nach dem Tode des Vaters bleibt sie in bitterer Armut mit ihrer Mutter zurück und willigt ihr zu Liebe in die Heirat mit einem wohlhabenden, aber

hartherzigen Manne. Die drei Kinder, die ihrer Ehe entsprießen, sind der Trost ihres zerquälten Daseins. Endlich stirbt ihr Gatte. Aber noch aus dem Grabe verfolgt sie seine Bosheit und Tyrannei. Sein Testament verurteilt die Kinder zu äußerster Armut, wenn Rosalinde sich nicht augenblicklich und endgiltig von ihnen trenne. Außer Stande, ihre Lieblinge zu einem so traurigen Lose zu verdammen, wandert sie schweigend von hinnen. Einsam durch die Lande irrend, hat sie seitdem ihr Leben von den Ersparnissen einer alten Dienerin gefristet.

Helenen's Geschichte ist nicht minder traurig. Lionel, ein Jüngling aus reichem, vornehmem Hause, dem sie sich mit Leib und Seele ergeben, war Dichter, Redner und Freiheitsheld. Aber die Revolution scheiterte, er wanderte aus, und als er nach drei Jahren wieder heim kehrte, trug er den Keim der Todeskrankheit in sich, die selbst das Liebesglück an Helenens Seite nur scheinbar verscheuchen konnte. Die Schergen des Tyrannen nehmen Lionel gefangen, Helene folgt ihm und wohnt neben seinem Kerker. Endlich erlangt er die Freiheit wieder und begiebt sich mit Helenen auf sein Schloß, dort aber erliegt er seinen Leiden. Sein letztes Wort verbietet der Geliebten, mit ihm zu sterben; sie verfällt dem Wahnsinne. In diesem Zustande gibt sie einem Sohne das Leben. Henry, das Ebenbild Lionels, ruft ihren irren Geist in die Wirklichkeit zurück. Lionels Güter sind ihr entrissen worden; sie wandert mit dem Knaben aus und gründet sich ein trauliches Heim im Walde am See. Dorthin geleitet sie nun auch Rosalinde, und sie leben fortan vereint. Rosalinde erhält ihre Tochter zurück, und die Herzen der beiden Kinder finden sich. Endlich stirbt Rosalinde, tiefbetrauert, während Helene, von Angehörigen und Freunden umgeben, ein hohes Alter erreicht.

Paul et Virginie

Am 16. August schrieb Shelley an Peacock über die Ekloge: „Ihr Gefüge ist leicht und luftig, ihr Inhalt ganz ideell.“

Peacock, der in die intimsten Familienangelegenheiten (z. B. Allegra und Byron) nicht eingeweiht war, sollte durch die ausdrückliche Bemerkung, der Inhalt sei erfunden, vielleicht abgehalten werden, den wirklichen Vorgängen nachzuspüren, die der Dichtung zu Grunde lagen. Shelley wußte aus Great-Marlow, wie derlei Mutmaßungen leicht auf falsche Spuren führten. Denn thatsächlich war die Ge-

schichte von Rosalinde und Helene keine andre als die Mary's und Isabel Baxter's. Verschmerzte doch Mary trotz ihres Glückes an Shelley's Seite den Verlust der Jugendfreundin nicht, wie die Helene der Dichtung. Darum war ihr „Rosalinde und Helene" so lieb, weil sie sich und die, die ihr am teuersten waren, darin wiederfand.

„Drei ganze Jahre", schreibt Shelley an Mr. Baxter, (30. Dezember 1817) „beklagte Mary den Verlust ihrer Freundin und war elend und empört, daß ihre Freundschaft einer Ansicht geopfert wurde, die ihrer Meinung nach im Geiste jedes Aufgeklärten von vornherein verurteilt war."

Für Shelley, der sich dem Tode verfallen glaubte, mochte es ein freundlicher Gedanke sein, daß sich Mary, wenn ihr, wie Helenen, auf Erden nur noch ihr Söhnchen blieb, auf jenen blühenden Fleck Erde am Comersee zurückziehe, wo sie im Sommer so gern geweilt hatten. Aus dem vereitelten Plane, Isabel als Reisegefährtin in Italien zu begrüßen, schuf seine Phantasie das Wiedersehen der Freundinnen. Aber es war ein Traum, dem die Wirklichkeit nicht nachkam; Mary und Isabel trafen nie mehr zusammen.

Lionel ist wieder ein Selbstportrait Shelley's.

Von kindauf war er der großen Sache hingegeben. Den Traum seiner Jugend hat der Sonnenstrahl der Wahrheit erhellt. Sie konnte ihn nicht mit Liebe beseelen, denn — wörtlich kehrt der Ausdruck aus „Laon und Cythna" wieder — Liebe und Leben waren eins in ihm; aber mit Mut und Hoffnung erfüllte ihn die Wahrheit. Die Menschen spotten seiner, daß er, der Reiche, Vornehme, der in Freuden leben könnte, sich einer verpehmten Sache weihe; aber auch die, welche ihn nicht verstehen, müssen ihn lieben.

„Er wandelt durch der Männer Streit,
Tritt vor den Thron der Macht und leiht
Sein Wort der Welt voll Weh; — — —
— — — — — — — — —
Inmitten aller Leidenschaften Sturm
Stand er, ein Geist, der sie beschwichtigen kann."

Sein Wort klingt der Menge wie Musik.

„ — — Fried' und Hoffnung kam
In jede Seele, die sein Wort vernahm."

Nur die Priester hassen Lionel, denn er schreibt Gedichte über Heilige und Teufel, über die man sich schier zu Tode lacht. Aber

Lionel nimmt nicht nur durch Wort und Schrift, sondern auch durch die That Anteil an dem Freiheitskampfe des Volkes. Was Shelley selbst in Irland mißglückt ist, schlägt auch Lionel wie Laon fehl. Das Gedicht spricht im allgemeinen von „einer Revolution".

„Doch damals träumte man, es werde
Geboren aus der alten Erde,
Was mancher Dichter prophezeiht,
Die glückliche, die goldne Zeit,
Da Lieb' und Wahrheit frei sich regen
Im Menschenwerk, auf Menschenwegen."

Aber die Flamme der Empörung und Erhebung, die so hoffnungsvoll empor geflackert, sinkt rasch und kläglich in sich zusammen.

„Die Hoffnung ward der Angst zum Raube,
Auf ihrer Väter Throne saß die Macht,
Und auf den blutbefleckten Treppen
Sah man den pyth'schen Drachen Glaube
Den wunden, giftigen Schwanz hinschleppen;
Man täuscht die Menschheit, tritt sie nieder,
Der Schein, das Wort, sie fesseln wieder
Die Welt in Niedrigkeit und Not."

Die gescheiterte Revolution, die Lionels Auswanderung zur Folge hat, ist eine Andeutung der englischen Zustände 1817 und 1818, die Shelley's Hoffnungen zerstörten und zum Teil seine Abreise aus dem Vaterlande veranlaßten. In fernen Landen sucht Lionel in der Liebe Trost für seine Leiden und wird getäuscht. Helene, deren Liebe zu groß ist für Eifersucht, vermag nur mit Rührung eines von Thränenspuren befleckten Blattes zu gedenken, das sie gefunden, und worin der verschlossene Mann seinem Schmerze Luft gemacht.

„Wie fühlt' ich einst die Hoffnung in mir schäumen!
Ich liebte, hielt für Liebe dieses Leben,
Es durfte in des Himmels weiten Räumen
Mein Geist auf Wunsches Fittig aufwärts schweben.
Mein Schlaf erquickte mich mit Silberträumen;
Erwacht, drückt' ich, Gefühlen hingegeben,
An's Herz das All: Um einer einzigen willen
Wollt' ich die Welt mit Himmelsfreude füllen.

Ich liebe, doch ich glaub' an Lieb' nicht mehr;
Ich wünsche, doch mein Hoffen ist entschwunden;
Mein Geist erringt die Ruh vom Schlafe schwer,
Der sonst mir schmeichelte. Die wachen Stunden,
Sie sehn, wie ich in Thränen mich verzehr',
Dem Geizhals gleich, das Kleinod meiner Schmerzen,
Da keiner mitfühlt, wahrend tief im Herzen."

Obzwar einige Monate früher geschrieben, atmen diese Verse bereits die Stimmung der „Stanzen bei Neapel". Lionel, der sein Liebesleid abgerissenen Blättern anvertraut, weil Niemand mit ihm empfindet, ist er Shelley, Shelley im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Italien? Und Helenens vergebende, wohlthätige Milde, erhoffte sie der Dichter von Mary, wenn sein Abenteuer vorüber sein werde? Oder schwebte ihm dabei die erste Zeit seines Bundes mit Mary vor, als sie ihn über Harriets Untreue und seine Herzenseinsamkeit tröstete?

Lionels trüber Geist erhellt sich an Helenens Seite; sie aber beobachtet, wie Mary, angstvoll das Wachstum der Krankheit in ihm.

„Er sprach
Und schmeichelte mir süß und mild
Und bat mich lächelnd, nicht zu weinen;
Nie würden er sich und der Tod vereinen,
So lange ich ihm noch geneigt.
So liebten wir uns und verbanden,
Was noch in uns geschieden war."

Anfangs erschrocken über Lionels Mitteilung, daß er, der verfolgte Sprößling eines großen Hauses, mit ihr nicht „die Gebote vollziehen könne, die die Menschen erfunden haben, um sich zu binden", erwidert sie ihm doch bald gefaßt:

„Gebote, unserer Treu zu walten,
Sie wollen heilig wir auch halten.
Doch unser Tempel sei die Sternennacht,
Die grüne Erde sei uns der Altar
Und leise Winde unsre Priesterschar."

So hatte auch Mary ihre Zaghaftigkeit überwunden und sich in mutiger Liebe über alle Schranken hinweggesetzt.

Lionel wird von der Obrigkeit gefangen, wie Shelley es 1816

befürchtete. Der Tower, der ihm selbst gedroht, schwebt ihm vor bei den Versen:

„Sie banden ihn und trugen ihn
Zu einem düstern Turme hin
Inmitten einer großen Stadt;
Dieweil er Gott gelästert hat,
So sagten sie; und muß dafür
In ewigen Feuers Höllenpein
Verdammt auch seine Seele sein,
Sollt' er doch schon auf Erden hier
Die Rache ihrer Sklaven fühlen.
Ich glaub', man nennt es ein Verhör."

Helene will ihm ins Gefängnis folgen und wird von den Häschern entfernt. Sie erzählt:

„Da warf er einen stummen Blick
Des Abschieds liebevoll mir zu,
Der halb mir die verlorene Ruh
Zurückgab. Und dann starret er
Noch eine Weile vor sich her,
Als säh' er durch des Pfeilers Schaft
Und durch die Luft, die neblich, schwül,
Und durch der Straßen Festgewühl,
Was Dichter wissen und verkünden;
Und spricht mit einer Stimme dann,
Die jenen Mark und Bein durchdringt
Und wie Musik mein Hirn durchklingt,
Die rings die Mauern wiederdröhnen,
Verstärkend sie in tiefen Tönen:
O fürchte nicht, daß der Tyrann
Durch alle Ewigkeit regiert,
Der Priester einer blutigen Lehre
Das Wort auf Erden ewig führt.
Schon stehn sie an des Stromes Bord,
Dem sie mit Blut gefärbt die Wellen;
Genährt ist er von tausend Quellen,
Die um sie schäumen, steigen, schwellen.
Gleich Trümmern seh ich fort und fort
Getrieben Schwert und Scepter weit
Auf der gewaltigen Flut der Ewigkeit."

Es sind dieselben Verse der Hoffnung, an denen Shelley sich schon einmal in seinem größten Ungemache aufgerichtet. („An William".)

Bald, und doch zu spät, wird Lionel aus seiner Haft entlassen. Als er aus der Pforte des Gefängnisses schwankt, fließen Thränen aus Augen, die Thränen nie zuvor gekannt. Helene und Lionel eilen durch die volkreiche Stadt,

„Die jene große Wüste ist,
Wo du Gefährten suchst und einsam bist."

Sie wandern durch Wiesen, Felder und Wälder, Arm in Arm, Aug' in Auge, eine Welt voll Seligkeit genießend. Aehnlich hatten Mary und Shelley zwei große Reisen, die eigentlich eine Flucht waren, mit einander durchschwelgt.

Dann führt Lionel die Geliebte in das Haus seiner Väter, ein Glück, nach dem sich Mary sehnen mochte, und zu dessen Verwirklichung im Spätsommer 1818 eine Aussicht vorhanden war. Shelley hatte Nachricht von einer Erkrankung Sir Timothy's erhalten; die Möglichkeit seines Todes stand zu erwarten. In einem Briefe an Mary vom 22. September 1818 erwägt er den Fall, daß er genötigt wäre, „allein durch das weite, kalte Frankreich zu reisen". Und weiterhin heißt es: „Doch wir werden sehen. Vorläufig adressiere ich noch nicht an Lady Shelley."

Helenens liebevolle Sorge um Lionel, den der Fittig des Todes umschwebt, der Trost, den sie sich selbst zuspricht, daß nichts also Herrliches vergehen könne, ist das rührende Abbild der Sorgen und Hoffnungen, mit denen Mary Shelley's Gesundheit bewachte. Endlich aber kommt der Tag, der Lionels letzter ist. Er führt Helene in den dunkeln Myrthenhain, zum Tempel der Treue. Sie greift in die Saiten der Harfe, und die Nachtigallen singen zu ihrem Spiele.

„Leer nun den Kelch, sprach Lionel,
Den uns der Dichtervogel schäumend füllt,
Mit seines Sanges Weise, klar und hell.
Vernimmst du in dem Liebessang,
Der rings empor zum Himmel schwillt,
Nicht süßen Wortes holden Klang?
Daß, wer da stirbt — vernimmst du's nicht? —
Erwacht in einer Welt von Licht?
Daß Liebe, wenn zwei Wesen sie verschlingt,
Daß Schlaf, wenn er des Lebens Nacht durchdringt,

Daß der Gedanke, der da vorwärts drängt,
Bis er an dieses Weltalls Grenzen hängt,
Daß die Musik, wenn ein Geliebtes singt,
Der Tod ist? Freudig laß den Kelch uns leeren,
Den mir der süße Vogel bringt."

Helene hat ihr Spiel geendet.

„Ach, keine Worte tauschten wir.
An seinen Lippen hingen meine lang,
Bis sie mir still und kalt erschienen.
Was ist dir, Lieb? so fragt' ich bang.
Kein Wort und keine Regung seiner Mienen,
Ein Wechsel war geschehen."

Im Liede und im Kusse hat Lionel, dessen Leben Liebe und Gesang war, seine Seele ausgehaucht.

Helenens Trost in ihrem grenzenlosen Schmerze ist Henry, der blauäugige, sanfte Knabe, der nur an stillen Spielen Gefallen findet und weint, wenn er andere weinen sieht. Henry, dessen Auge ein Quell der Liebe und des Segens ist, ist William, das „Blauauge", wie Shelley und Mary ihn nannten, ihr Glück und ihr Stolz. Helenens Häuschen am Comersee aber, mit den weinumrankten Fenstern, die im Sonnenschein blitzen, weiß und rein aus den Cypressen und Myrthen am blauen Wasser hervorlugend, ist das Ideal, das Shelley vergeblich erstrebte, ein englisches Heim auf italienischem Boden.

Ueber den Verlust von Lionels reichen Gütern, die ihr „des Gesetzes Lügenbrut" entreißt, verliert Helene kein Wort. Stolz erträgt sie die Geringschätzung der Welt, wie Mary unverzagt allen Drangsalen die Stirn bot.

Ihr Gegenbild ist Rosalinde, deren Lebensglück sozialen Vorurteilen zum Opfer fällt. Ihre Tugend besteht in dem Verzichten auf alle Wünsche und Hoffnungen, ja fast auf jede eigene Ueberzeugung, in der Resignation, die das Urteil der Welt den Frauen so hoch anrechnet. Sie hat sich in allen Dingen stets und unbedingt den Anforderungen der herkömmlichen Sitte gefügt, wie Isabel Baxter es that, als sie eine Konventionsehe einging und dem Verkehre mit der Jugendfreundin entsagte. Doch ist das Zerwürfnis zwischen Mary und Isabel nur der Ausgangspunkt für Shelley's Phantasie; die Personen und Ereignisse, von welchen Rosalinde erzählt, haben

mit denen im Baxter'schen Hause nichts gemein. Der würdige Mr. Baxter ist sicherlich nicht das Urbild von Rosalindens Vater, in dem Shelley einfach die väterliche Tyrannei als solche verkörperte. Er hat Weib und Kind verlassen und sich seiner Rechte auf sie begeben, er hat sich, wie es scheint, auch um den unehelichen Sohn nicht weiter bekümmert, da dieser in Unkenntnis über seine Abstammung aufwächst. Nun, in dem Augenblicke, da seine väterliche Autorität das Glück seiner Kinder zu zerstören vermag, tritt er mit ihr hervor. Im Gegensatze zu Helenens und Lionels starker Liebe, die der feindlichen Welt Stand hält, sind Rosalinde und ihr Geliebter schwach. Er stirbt, sie fügt sich ins Unvermeidliche. Ja, sie willigt in die Vermählung mit dem Ungeliebten, dem harten, listigen, geldgierigen und selbstischen Manne, der, feige und kriechend gegen die Starken, desto tyrannischer gegen die Schwächeren, gegen Weib und Kind ist. Shelley, der in seinen Tyrannenschilderungen gern schwarz auf schwarz aufträgt, hat hier ein Bild geschaffen, das dem biederen Mr. Booth gewiß so gut wie nichts verdankt. Rosalinde vermag die Qual seiner tief verhaßten Umarmung kaum zu ertragen; ihre Kinder fürchten sich vor ihm; aber „mit besiegten Willens festem Schritt“ erfüllt sie ihre Pflicht und wandelt jahrelang durch des Lebens Nacht,

„Da Leid auf Leid die Stunde häuft,
Wie leiser Regen stetig träuft.“

Aber diese nach den Vorschriften des Gesetzes geschlossene und streng gehaltene Ehe ist für Shelley unmoralisch, weil ihre Treue erzwungen ist, und zieht einen Fluch nach sich. Wie er in „Laon und Cythna“ für die soziale Befreiung der Frau eingetreten war, so bekämpft er in „Rosalinde und Helene“ die Tyrannei, der sie im Hause und in der Ehe unterworfen ist. Hierin lag der Schwerpunkt der „modernen Idylle“, sie sollte ein Bild des häuslichen Lebens zwischen Mann und Weib geben. Auf der einen Seite in Helene und Lionel die freie, durch keine Schranke gehemmte Liebe, ungebunden und dennoch dauernd, heilig, obzwar verpehmt in den Augen der Welt; auf der anderen Seite in Rosalinde und ihrem Gatten die sanktionierte erzwungene Gemeinschaft, in der das gesetzliche Band, das die fehlende Liebe nicht zu ersetzen vermag, ein unerträgliches Joch wird. Shelley fragt nun: Ist die kurzsichtige Welt, die jenen Bund tadelt

und diesen gut heißt, wert, daß man auf sie achte, daß man ihr ein Lebensglück opfere?

Der Welt zu Gefallen gab Rosalinde der Lüge Raum in ihrem Herzen, als sie dem ungeliebten Manne Liebe und Treue gelobte, und der Lüge vermag sie nun nicht mehr zu entfliehen. Selbst bei dem Tode des Gatten wird noch ihr schwarzes Gewand von dem übermächtigen Gefühl des Glückes und der Erlösung Lügen gestraft, das ihr Sünde scheint, und dessen sie doch nicht Herr werden kann.

Shelley besitzt einen scharf ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Wo er ein Uebel aufdeckt, weist er auch auf seinen Quell hin und findet ihn gewöhnlich in der eigenen Schuld des Unglücklichen selbst. So auch hier. Rosalindens Los ist ihm das typische Schicksal der Frau, die eine Sklavin in ihrem Hause ist, der nur Lasten ohne Rechte, nur Leiden ohne Freuden aufgebürdet werden, die sich aber ihr Geschick selbst geschmiedet hat, indem sie sich dem Manne, gleichviel aus welchem Vorteil, verkaufte, als sie eine Versorgung in der Ehe suchte. Was Wunder, daß das Liebesglück ausblieb! Die Frau besitzt den Mut der Wahrheit nicht; ihr eigenes Herz hängt an den Vorurteilen, mit denen die Welt sie tyrannisiert.

Rosalinde, die die Geldgier ihres Gatten in so herben Worten tadelt, schaudert doch davor zurück, ihre Kinder der Armut preiszugeben. Sie schlägt die Güter des Vaters für die Kleinen höher an als die liebende Fürsorge der Mutter. So hatte Claire sich von Allegra getrennt, um ihr Rang und Reichtum zu sichern. Selbst Rosalindens hartherziger Gatte bezweifelt, daß sie das Gold so hochschätzen würde, und hält es nötig, seine letzte Rache durch eine Lüge in seinem Testamente zu sichern. Er erklärt darin, Rosalinde hätte die Ehe gebrochen und das Christentum mißachtet, und darum müßte er Sorge tragen für das Seelenheil der Kinder, indem er sie dem Einflusse einer solchen Mutter entziehe. Eine Wendung, in der Shelley's Schmerz über das eigene Schicksal, die Entreißung seiner Kinder unter einem ähnlichen Vorwande, noch einmal nachzittert.

Der leuchtende Optimismus, der Shelley's Dichtungen mit einem Farbenglanze von unvergänglicher Pracht umstrahlt, kommt auch in „Rosalinde und Helene“ zu seinem Rechte. Er wagt es, zu behaupten, daß es dem Menschen nicht an Macht, sondern nur am Willen fehle, ein Höchstes auf Erden zu erreichen. Die Frau, die

den Mut hat, frei zu sein, wird es werden; die da selbständig ist in ihrem Denken und Fühlen, wird kein Mann und keine Gesellschaftsordnung zu knechten vermögen. Selbst das Unglück wird sie nicht völlig zu Boden drücken, denn es wird unverschuldet sein, und dieses Bewußtsein wird sie stützen.

In „Rosalinde und Helene" kommt Shelley noch einmal geheimnisvoll auf die Geschwisterliebe zurück. An Helenens Lieblingsplatz im Walde knüpft sich eine grauenhafte Sage, der eine wahre Geschichte zu Grunde liegt.

„Es hatte ein Geschwisterpaar,
In dieser holden Einsamkeit
Sich treffend, selbst sich feierlich verdammt.
Sie brachten lieberfüllt einander dar
So Leib als Seele unter diesem Himmel.
Es trieb des Volkes wild Getümmel
Sie in des Waldes Finsternis;
Ihr unschuldiges Kind zerriß,
Die Mutter tötete die Schar.
Den Jüngling schützt ein Pfaff zu Gottes Ehre,
Daß auf dem Marktplatz ihn die Glut verzehre."

Wollte er das Publikum noch einmal in der Tugend der Toleranz üben, oder war es die Anziehungskraft des Absonderlichen, welche ihn wieder auf dieses Motiv zurückkommen ließ, das durch seine willkürliche und unvermittelte Einfügung hier abstoßender wirkt als in „Laon und Cythna"? Auch sonst sind mancherlei Einwendungen gegen „Rosalinde und Helene" laut geworden. Der in einer Erzählung, die sich als wirklich geschehen gibt, doppelt störende Mangel an Wahrscheinlichkeit der Vorgänge und an Realistik der Figuren, sowie mehrfache Widersprüche und Flüchtigkeiten im Texte lassen den Tadel berechtigt erscheinen.

Die zweite Hälfte des dünnen Bändchens füllte nebst dem Sonett „Ozymandias" und der „Hymne an die intellektuale Schönheit", das Gedicht: „Die Euganeischen Hügel" (Lines written among the Euganean Hills).

Es war 1818 in jener schwermütigen Stimmung geschrieben, die nach dem Tode der kleinen Clara in der Villa dei Cappuccini herrschte. Der Dichter nennt das Leben ein Meer des Elends; doch

müsse es wohl manche grüne Insel darin geben, sonst vermöchte es der Schiffer nicht, Tag und Nacht und Nacht und Tag seine traurige Reise durch stürmende Wogen und dichte Finsternis fortzusetzen, dem Hafen des Grabes entgegen.

„Gewaltige See des Kummers und stürmischen Grams,
Darauf mein schwaches Boot umher gestoßen",

redet Britomart in der „Feenkönigin" (III, 4,8) das Meer an.

Als Shelley einst während seines freudlosen Aufenthaltes in Este von den Euganeischen Hügeln einen Sonnenaufgang beobachtet, ist es ihm, als wäre sein Lebensschifflein auf der öden See des Daseins zu einem solchen blumenreichen Eilande verschlagen worden. Er vernimmt den Päan, mit dem die Felsen das aufgehende Tagesgestirn begrüßen. Die flache lombardische Ebene liegt wie ein grünes Meer unter ihm, und ihre schimmernden Städte gleichen Inseln darin. Die Sonne steigt hinter Venedig empor; seine Türme und Dome leuchten wie Feuer. Der Dichter apostrophiert die Lagunenstadt:

„Kind des Meeres du geboren,
Seine Königin dann erkoren
Warst du, sonnbeglänzte Stadt!
Jetzo naht dir tiefes Dunkel;
Ihm zur Beute fällst du bald,
Wenn die mächtige Gewalt,
Die dich hob vor alter Zeit,
Hier dein feuchtes Grab dir weiht.
Doch es scheinen deine Hallen
Dann so trüb' nicht und verfallen
Als wie jetzt, wo, tief gebeugt,
Du dem Sklaven dich geneigt,
Wenn die Möven wieder gleiten,
Wie schon einst in grauen Zeiten,
Ueber deine Insel her,
Die entvölkert, oed' und leer
Wie in allerersten Tagen;
Nur daß deine Trümmer ragen,
Dicht von Seegras überzogen,
Einem Fels gleich, aus den Wogen,
Schwankend ob dem Meere schweben
Und im Drang der Flut erbeben."

Jetzt scheinen ihre Paläste dem Dichter Grüfte, in denen Menschen gleich Würmern, die sich von der Verwesung nähren, an der Leiche der gemordeten und verwesenden Größe hängen. Mögen sie alle dahingehen; eine Erinnerung, herrlicher als jede andre, wird bleiben, die Erinnerung,

„Daß von Albion, sangerfüllt,
Sturmbewehrt, ein stolzer Schwan
Einst in dir sein Nest hier fand,
Als aus seiner Ahnen Land
Ihn ein böser Traum verbannt.
— — — — — — — —
Wie Homeros ewiger Geist
Des Skamanders Quell umkreist,
So wie Shakespeare's Licht erhellt
Unsern Avon und die Welt
Gleich dem allgewaltigen Wesen,
Dessen Abbild er gewesen;
Wie der Urne des Petrark
Seine Liebe, götterstark,
Unaufhörlich noch entglüht
Und auf diesen Hügeln sprüht,
Ewiges dem Herzen kündet,
Das auf Erden sich nicht findet —
So bist du, o mächtiger Geist,
So bist du! Und also preist
Man in Zukunft wohl die Stadt,
Die dir Schutz geboten hat."

Die Sonne strahlt jetzt hell am Horizonte. Von Venedig und seinem stolzen Gaste wendet der Dichter seinen Blick auf Padua. Hier würfelten einst die Sünde und der Tod, Mutter und Sohn, „das blutschänderische Paar", das aus dem „Verlorenen Paradiese" (X) herübergenommen ist. Das Spiel ging um Ezzelin, den Tyrannen, bis der Tod rief: „Ich gewinne!" Aber die Sünde ärgerte der Verlust, und zur Entschädigung versprach ihr der Tod sie zum Viceregenten einzusetzen über alles Land zwischen dem Po und den Alpen unter dem mächtigen Oesterreicher. Seitdem haben sich beide vertragen und vereint geherrscht.

Es ist Nachmittag geworden. Die Vision des Morgens ist zerrissen. Der Dichter denkt wieder seiner Qualen; der Pilote Leid sitzt wieder am Steuer seiner Barke.

„Doch in dem Meer von Leid und Leben
Muß es noch blühende Inseln geben."

Und vielleicht harrt seiner schon das Boot, das ihn zu einem friedlichen Heim in einem einsamen, stillen Thale leitet, einem Eden voll Blütenduft und Wohllaut, das die Liebe erfüllt und umgibt, die alle Dinge in ihre süße Bruderschaft zieht.

„Sie alle würden anders werden,
Bald sollte jeder Geist auf Erden
Den unfruchtbaren Neid bereuen
Und das Weltall sich erneuen."

Es ist eines jener Inselparadiese, auf die Shelley immer wieder zurückkam, und zu denen er in den Gärten der Armida, des Venustempels und des Adonis (Feenkönigin II, 6) seine Vorbilder fand.

In unnachahmlicher Meisterschaft schildern die „Euganeischen Hügel" den Wechsel der Tageszeiten. Keine Luftschwingung, kein Lichtstäubchen entgeht dem Auge des Dichters. Den Schluß aber bildet auch hier eine Art Millenium, ein Ausblick in eine glückerfüllte Zukunft.

Das Sonett „Ozymandias", das dritte Stück dieses Bandes, war wahrscheinlich auch in England entstanden, vielleicht wie der „Nil" in einem poetischen Wettstreite der befreundeten Dichter. Denn in Horace Smith's „Amynthus der Nympholept, pastorales Drama in 3 Akten, und andere Gedichte" (1821) findet sich ein Sonett „Ueber ein merkwürdiges Bein aus Granit, stehend in der ägyptischen Wüste aufgefunden mit der unten verzeichneten Inschrift." Die im Sonett zitierte Inschrift lautet: „Ich bin der große Ozymandias, der König der Könige. Diese mächtige Stadt zeigt die Wunder meines Landes." Shelley's Sonett beschreibt den zerfallenen Koloß. Zwei Beine stehen noch aufrecht, nicht weit von ihnen liegt, halb versunken, ein Haupt, und der Sockel trägt die Inschrift: „Mein Name ist Ozymandias, König der Könige: Sieh meine Werke, Mächtiger, und verzweifle!" Nichts von ihnen blieb. Rings um die modernden Ruinen dehnt sich kahl und ungemessen öder, einförmiger Sand. Die Aehnlichkeit beider Gedichte ist auffallend, doch können Shelley und Smith auch unab-

hängig von einander durch eine Zeitungsnotiz über die aufgefundenen Trümmer auf Ozymandias geführt worden sein.

In den Tagen von Este war neben „Rosalinde und Helene" und den „Euganeischen Hügeln" auch „Julian und Maddalo" entstanden. Enthielten die „Hügel" schon eine Huldigung für Byron, so hat Shelley ihm und seinem Verkehre mit ihm in Venedig vollends in „Julian und Maddalo" ein Denkmal gesetzt. Noch im August 1818 wurde die Dichtung an Hunt gesandt, um bei Ollier anonym veröffentlicht zu werden, nachdem Shelley es Peacocks Urteil anheimgestellt hatte, ob man sie verbrennen oder publizieren solle. Aber Ollier schob den Druck mehr und mehr hinaus, sodaß „Julian und Maddalo" erst unter Shelley's nachgelassenen Gedichten (1824) erschien.

Wie in „Rosalinde und Helene", so strebte er auch in „Julian und Maddalo" die einfache und wahre Wiedergabe der Wirklichkeit an, und zwar mit weit mehr Glück als dort. Was er hier erzählt, hat er gesehen und erlebt, aber er hat es mit dem Auge des Dichters gesehen, mit dem Gemüte des Dichters erlebt; und so wird das scheinbar ohne Nebenabsicht, ohne persönliches Hinzuthun Geschilderte poetisch gesteigert und verklärt. Eine meisterhaftete Handhabung der Form trägt das ihre bei, aus „Julian und Maddalo" ein geschlossenes Kunstwerk zu machen. Shelley schrieb an Hunt, er habe eine ungezwungene Sprache verwendet, „um die Redeweise derjenigen zu charakterisieren, welche die Erziehung und eine gewisse Verfeinerung des Gefühles über den Gebrauch des vulgären Idioms erheben. Ich nehme das Wort vulgär im weitesten Sinne. Die Vulgarität des Ranges und der Mode ist in ihrer Art so grob wie die der Armut und ist des Ausdruckes niedriger Begriffe ebenso fähig, folglich für die Poesie ebenso ungeeignet."

Der einfache Inhalt der Dichtung, den Julian selbst erzählt, ist ein Spazierritt der Freunde Julian und Maddalo auf dem L i d o. Naturbetrachtung und geistreiches Gespräch kürzt ihnen die Zeit. Auf der Rückfahrt nach Venedig führt Graf Maddalo Julian zu jener Insel, auf der das Irrenhaus steht, um von diesem günstigen Punkte den Sonnenuntergang zu bewundern. Sie werden ernst. Julian bekennt seinen Unglauben in religiösen Dingen, seine Ueberzeugung

von der unbedingten Willensfreiheit des Menschen und der unbeschränkten Macht des Guten. Um ihn von der Phantastik seiner Ideen zu überzeugen, führt Maddalo ihn tags darauf in die Zelle eines Wahnsinnigen, der über Ansichten und Problemen, die jenen Julians gleichen, den Verstand verloren hat. Das Leben hielt nicht, was seine Phantasie sich davon versprach, die Liebe verriet ihn, und sein Geist litt Schiffbruch. Julian und Maddalo lauschen bewegt seinen abgerissenen Phantasien voll tiefer Gedanken und Gefühle und kehren heim, tief erschüttert, aber ohne von ihren widersprechenden Ansichten bekehrt zu sein. Julian tritt bald darauf die Rückreise nach England an, und als er nach Jahren wieder nach Venedig kommt, ist der Irre tot, Maddalo abwesend auf weiten Reisen. Nur dessen Tochter, die er damals als liebliches Kind verließ, tritt ihm nun, zur anmutsvollen Jungfrau erblüt, entgegen und erzählt ihm, was er über das Leben des unseligen Geisteskranken zu wissen wünscht. Dies aber soll die kalte Welt niemals erfahren.

An Leigh Hunt schreibt Shelley (Livorno, 15. August 1819): „Zwei der Charaktere wirst du erkennen, und auch der dritte ist bis zu einem gewissen Grade nach der Natur gezeichnet und nur, was Zeit und Ort betrifft, ideal."

In der That war die Verkleidung eine so durchsichtige, daß Shelley Ollier dringend einschärfte, das Gedicht nicht mit seinem Namen zu veröffentlichen. Wem etwa in Julian und Maddalo Shelley und Byron noch unkenntlich geblieben wären, dem mußte die Vorrede enthüllen, wer gemeint war.

„Graf Maddalo", heißt es hier, „ist ein venezianischer Edelmann aus altem Geschlechte und von großem Vermögen, der sich, ohne die Gesellschaft seiner Landsleute zu suchen, meistens in seinem herrlichen Palaste in jener Stadt aufhält. Er ist ein höchst genialer Mann und wäre, wollte er seinen Fähigkeiten diese Richtung geben, imstande, der Erlöser seines Vaterlandes zu werden. Allein der Stolz ist seine Schwäche. Der Vergleich zwischen seinem eigenen außergewöhnlichen Genius und den zwergenhaften Geistern, die ihn umgeben, führt ihn zu einer intensiven Geringschätzung des menschlichen Geschlechts." Shelley erblickt in Byrons Ausschweifungen nur ein Ueberströmen seiner Kraft, die unendlich größer ist als die der

anderen. „Sein Ehrgeiz verzehrt sich selbst aus Mangel an einem würdigen Gegenstande", fährt die Vorrede fort. „Ich sage, daß Maddalo stolz sei, weil ich kein anderes Wort finde, um das konzentrierte, ungeduldige Gefühl zu bezeichnen, das ihn erfüllt. Doch scheint er nur seine eigenen Hoffnungen und Affekte mit Füßen zu treten, denn im gesellschaftlichen Leben kann kein menschliches Wesen sanfter, geduldiger und weniger anmaßend sein als Maddalo."

Der Graf ist großmütig und freigebig wie Byron. Er hat die Zelle des Irren mit allem geschmückt, was ihm das Leben erleichtern kann; er bietet ihm späterhin eine Zuflucht in seinem Hause. Lob oder Dank lehnt er schroff ab. Was er gethan, war selbstverständlich; Adel verpflichtet. Maddalo ist schwermütig und mit dem Leben zerfallen, ohne daß man erführe, weshalb. Echt Byronisch klingt sein Ausspruch,

„daß das Leid
Die Unglücklichen oft zu Dichtern weiht,
Daß sie, was sie in bitterem Schmerz erfahren,
In ihrem Lied den Menschen offenbaren."

Nie zuvor hatte Shelley Byron so deutlich in seiner merkwürdigen Doppelgestalt erblickt als in Venedig, wo er die höchste Genialität und die niedrigste Gesinnung, beide unverhüllt, bekundete. Er hatte gleichzeitig als Mensch seine tiefste und als Dichter seine höchste Stufe erreicht. Er schlug erhabene und entzückende Weisen an, während sein tägliches Dasein sich im Schlamme der untersten Sphären abspielte. Niemand aber empfand den klaffenden Abstand zwischen Poesie und Wirklichkeit in seinem Leben tiefer als er selbst, und diese Erkenntnis forderte jene grimmige Ironie in ihm heraus, die ihren Gipfelpunkt im „Don Juan" erreichte. Shelley war, sobald er sich in Byron's Nähe befand, stets unfehlbar bezaubert von der Gewalt seiner Persönlichkeit und dem hohen Fluge seines Geistes. So sagt er von Maddalo: „Er ist heiter, offen und witzig. Sein ernstes Gespräch berauscht, es fesselt wie durch Zauberkraft. Er ist viel gereist, und den Erzählungen seiner Abenteuer in verschiedenen Ländern wohnt ein unaussprechlicher Reiz inne."

Dem Banne seiner Gegenwart entrückt, urteilte Shelley gewöhnlich schroff über Byron. Aus Neapel schrieb er an Peacock; (22. Dez. 1819.) „Der Geist, in welchem „Childe Harold" gedichtet ist, ist

der schlechteste, boshafteste Wahnsinn, der sich je geäußert. Es ist eine Art eigensinniger, selbst gewollter Tollheit. Ich machte ihm vergebens Vorstellungen über die Geistesstimmung, der eine solche Anschauung der Dinge allein entspringt. Denn ihre wirkliche Wurzel ist von der scheinbaren sehr verschieden. Nichts kann weniger erhaben sein als die wahre Quelle dieser Ausbrüche der Verachtung und Verzweiflung. Faktum ist, erstens, daß die italienischen Weiber, mit denen er Umgang pflegt, vielleicht die verächtlichsten von allen sind, die unter dem Monde leben, die unwissendsten, ekelhaftesten, bigottesten. Er verkehrt mit Lumpen, die in Gestalt und Gehaben kaum mehr Menschen gleichen und ohne Bedenken Dinge verüben, welche man in England nicht nur nicht nennt, sondern, wie ich glaube, auch nicht kennt. Er sagt, daß er es mißbillige, aber er duldet es. Er ist tief und herzlich unzufrieden mit sich; da er die Natur und die Bestimmung des Menschen in dem verzerrenden Spiegel seiner eigenen Gedanken erblickt, was kann er anderes sehen als Gegenstände der Verachtung und Verzweiflung? Doch, daß er ein großer Dichter ist, beweist, denke ich, seine Apostrophe an den Ozean (4. Gsg. „Childe“). Er ist bis zu einem gewissen Grade aufrichtig, während man mit ihm spricht, doch währt die Aufrichtigkeit leider nur so lange, bis man geht. Nein, ich zweifle nicht und muß es um seinetwillen hoffen, daß sein gegenwärtiges Leben bald gewaltsam ein Ende nimmt.“

In „Julian und Maddalo“ gleitet Shelley über die Nachtseiten in Byron's Charakter mit einer leisen Andeutung hinweg. Maddalo ist eine große, dämonische, vornehme Natur, dessen Neigung zur Ironie, zur Bitterkeit und zum Stolze die Wechselfälle des Lebens ausgebildet haben. Byron war kein Philosoph und kein Metaphysiker, er machte sich trotz seiner Freigeisterei nie ganz von den religiösen Satzungen und dem Aberglauben los und erschien dadurch häufig doppelzüngig oder mit seiner Ueberzeugung zurückhaltend. Shelley läßt Maddalo über seine religiösen und philosophischen Ansichten eine geheimnisvolle Verschlossenheit bewahren. Man weiß nicht, wie er über die Religion denke, sagt die Vorrede. Daß Byron in Maddalo als Venezianer erscheint, ist nur zum Teil Verkleidung, zum Teil aber ein Zug aus Byron's Persönlichkeit. Er hatte zeitlebens die größten Sympathien für Italien und speziell für Venedig. Er, der aus Stolz

jede fremde Sprache verschmähte, beherrschte die italienische und wollte in ihr sein Hauptwerk schreiben. Die aristokratische Republik Venedig, die freie Stadt, die die ärgste Tyrannin war, sagte dem Dichter zu, in dessen Busen der Revolutionär und der eingefleischte Aristokrat sich stets befehdeten. Er liebte ihre Gondeln, ihre stillen Wasserstraßen, ja selbst ihren augenscheinlichen Verfall. Venedig war ihm eine poetische Stadt, durch Shakespeare und Otway klassischer Boden und ein guter Ort für Frauen. Ihrer glänzenden Vergangenheit entnahm er seine Dramen „Marino Faliero" und „Die beiden Foscari", ihrer Gegenwart seine Erzählung „Beppo". Auf dem Lido wünschte er begraben zu werden. Er hatte draußen vier Pferde eingestellt, und die vielstündigen täglichen Ritte waren seinem Wohlbefinden und seiner guten Laune unentbehrlich. Bei dem jüdischen Friedhofe, den die Franzosen zerstört hatten, pflegten die Pferde seiner zu harren. Es machte ihm Spaß, über die Grabsteine oder geschickt zwischen ihnen hindurch zu setzen. Oft sammelten sich Haufen von Engländern an, die ihn wie ein Wundertier begafften, und er ließ es sich, „obzwar äußerst gelangweilt", gefallen. „Man betrachte den langen Wall von Malamocco, der die Adria bezwingt," schreibt Byron, „und entscheide zwischen dem Meere und seinen Meistern! Wahrhaftig dieses römische Werk, (ich meine, römisch in der Conception und Ausführung) das zum Oceane sagt: bis hierher und nicht weiter! und sich Gehorsam verschafft, ist nicht weniger poetisch als die wütenden Wogen, die sich vergeblich an ihm brechen."

In Shelley's Brief an Mary, der über seinen ersten Besuch bei Byron berichtet, heißt es: „Er führte mich in seiner Gondel über die Lagunen zu einer langen, sandigen Insel, die Venedig vor dem Adriatischen Meere schützt. Als wir an's Land stiegen, fanden wir seine Pferde, die unserer harrten, und wir ritten plaudernd am Meere entlang. Unser Gespräch drehte sich um seine verletzten Gefühle, um meine Angelegenheiten, und große Beteuerungen der Freundschaft und Achtung für mich kamen zum Ausdruck. Er sagte, daß er, wenn er zur Zeit des Processes in England gewesen wäre, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, um eine solche Entscheidung zu verhüten. Wir sprachen über Litteratur, über seinen vierten Gesang, der, wie er sagt, sehr gut ist; und in der That deklamierte er mir einige sehr energische Strophen."

Dieser Spazierritt gab die Anregung zu „Julian und Maddalo“. Das Gedicht beginnt mit der Schilderung des Lido:

„Ein schmaler Landstrich, wo der Wogen Drang
Sich vor Venedig bricht; ein kahler Strand,
Von Disteln und von Unkraut überzogen,
Wie sie der salzige Schlamm der Meereswogen
Erzeuget, wenn die Erde ihn umarmt.“

Unbegrenzt, unendlich wie man sich die Seele gerne denkt, erscheint die sandige Fläche. Eine frische Brise treibt den Reitenden den weißen Schaum der Wogen in's Gesicht.

Julian ist Shelley selbst oder vielmehr die eine Hälfte seines Ichs, Shelley, der Philosoph, der Humanist. „Julian“, erzählt die Vorrede, „ist ein Engländer aus guter Familie, ein leidenschaftlicher Anhänger jener philosophischen Ansicht, welche behauptet, daß der Mensch Gewalt habe über seinen eigenen Geist, und daß die menschliche Gesellschaft durch die Vernichtung gewisser moralischer Irrtümer noch großer Fortschritte fähig sei. Ohne die Uebel in der Welt zu leugnen, grübelt er beständig, wie man das Gute verbessere. Er ist durch und durch ungläubig, verspottet alles, was für heilig gilt, und Maddalo findet ein boshaftes Vergnügen daran, seine Angriffe gegen die Religion herauszufordern. Julian's Freunde behaupten, daß er trotz seiner ketzerischen Ansichten einige gute Eigenschaften besitze.“

„Kein Mensch war jemals mehr dem Bestreben hingegeben, seine Umgebung zu beglücken, kein Mensch besaß je anhänglichere Freunde,“ sagt Mary von Shelley, und Byron schreibt an Moore (4. März 1822): „Was den armen Shelley betrifft, der ein anderer Popanz für euch und die Welt ist, so ist er meines Wissens der wenigst egoistische und mildeste aller Menschen, ein Mann, der an Geld und Gefühl anderen mehr geopfert als irgend einer, von dem ich je gehört.“

Und über Shelley, den Dichter, äußert er: „Würdigten die Leute Shelley, wo bliebe ich!“ Aber Shelley, der Philosoph, veranlaßt ihn zu dem Bekenntnis: „Mit seinen spekulativen Ansichten habe ich nichts gemein und wünsche es auch nicht.“

Ebenso gehen Julian und Maddalo in ihren Anschauungen weit auseinander. Maddalo verzweifelt an der Menschheit. Julian bekämpft seine Kleinmütigkeit.

Im offenen Turm des Irrenhauses schwingt sich im hellen Abendhimmel eine Glocke, die die Irren zum Gebete ruft. Der Spötter Julian meint:

„Der Geist, der ihnen[1]) noch zu eigen,
Genügt, um ihrem Schöpfer sich zu neigen
Und dankbare Gebete hinzulallen
Für jenes dunkle Loos, dem sie verfallen.“

Maddalo verweist ihm scherzend sein Ketzertum:

„Wenn ihr nicht schwimmen könnt, ich rat' euch gut,
Seid vor der Vorsehung auf eurer Hut!“

Gleichzeitig aber befällt ihn eine tiefe Wehmut. Dies ist unsere Sterblichkeit! ruft er beim Anblicke der Glocke aus. Sie scheint ihm ein Bild unserer Seele. Sie schwebt im Himmelslichte und ruft in dem Herzen, das da bricht, Gedanken und Wünsche, den Irren gleich, zum Gebete. Zum Gebete wofür? Sie wissen es nicht. Bis, wie im Sonnenuntergange dies Bild, so im Tode unser Denken verblaßt und alles, was uns mit Sehnsucht und Enttäuschung erfüllte. Dies kann Julian nicht gelten lassen. Entbehrte der Mensch des eigenen Wissens wie die Irren, die jene Stimme zum Gebete zwingt, dann wäre ja die Religion, die überlieferte Satzung gerechtfertigt, die ihn unter ihr Joch beugt. Allein dem ist nicht so. Julian weist auf Maddalo's Kind, das unschuldsvoll und froh neben ihnen spielt.

„Mit kleinen Sorgen ist sein Tag beglückt,
Indeß uns krankes Denken oft bedrückt,
Wie gestern eures war. Der Mensch verschuldet,
Daß Uebel ihn umstricken, die er duldet.
Wir könnten anders, könnten alles sein,
Was wir erträumen, glücklich, edel, rein.
Wo ist, was man als wahr und lieblich preist
Und schön? Wo anders als in unsrem Geist?
Und wären wir nicht also schwach beraten,
So glichen unsren Wünschen unsere Thaten.“

1) den Irren.

Vielleicht sind unsere Fesseln schwach wie Stroh. Unsere Kraft wächst mit unserem Streben nach einem unbenennbaren Etwas, das herrlicher ist als Tod und Leben, das schon die ältesten Weisen lehrten, und das noch heute jeden erhebt und tröstet, der das Leiden seiner Brüder mitempfindet. Maddalo weicht einem Wortgefechte aus; er will die Unhaltbarkeit dieses Systems durch ein Bild aus dem Leben beweisen.

„ . . . Ich kannte Einen,
Der vor geraumer Zeit in dieser Stadt
In solcher Art mit mir gestritten hat,
Er ist nun toll! Er sprach zu mir wie ihr!“

Julian soll seine irren Reden hören und durch sie über die Eitelkeit jener Theorien belehrt werden, die sich all zu hoch versteigen.

Der Irre ist eine Mystifikation, wie Dichter sie mitunter lieben. In der Vorrede erklärt Shelley, über diese Figur keine weitere Auskunft geben zu können. Als der Irre noch im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten stand, sei er liebenswürdig und von hoher Kultur gewesen. Uebrigens, meint der Dichter, wären die unzusammenhängenden Ausbrüche seines Schmerzes wohl ein Kommentar zu dem Texte jedwedes Herzens.

Wie Shelley im Jünglinge des „Alastor“ sich als das Opfer einer Gefahr schildert, der er im Leben entronnen ist, so auch in dem Irren. Diesen hat das Leben, das Zerschellen seiner glühendsten Hoffnungen und Wünsche vernichtet; ein Schicksal, das auch der Dichter in Stunden banger Entmutigung befürchten mochte. Hatten sie ihn doch schon in Eton „den tollen Shelley“ genannt. Julian ist der strebende Geist, der die Prüfung bestanden hat, der Irre derselbe Geist, der ihr erlegen ist. So bildet Shelley hier aus den wechselnden Stimmungen seines Geistes zwei Persönlichkeiten; die eine verkörpert die ewig junge und ungebeugte Hoffnungskraft, eine Seele, die siegreich über das Leben triumphirt; die andere die sterbliche Schwachheit derselben Seele, der die Mühsal und Ungerechtigkeit des Daseins die Schwingen bricht.

Alles, was Shelley an physischen und seelischen Leiden zu jener Zeit tief innerer Qual, heißer Liebe und heimlicher Selbstanklagen erlebte, strömt aus in den Schmerzensrhapsodien des Irren, verstärkt durch manche Erinnerung aus früheren Jahren.

„Und nicht von seinem Gram zu sprechen wagen,
Und jenen Qualen, die am Herzen nagen,
Niemals, wie Menschen pflegen, Ausdruck geben,
Ein elendes Geschöpf, sich regen, leben!
Zu lächeln, als ob ich nicht heimlich weinte,
Und denen sich mein Herz zunächst vereinte,
Vor denen selbst mich in die Maske hüllen!
O, nicht um meiner eigenen Ruhe willen;
Es könnte keine Schmach und keine Pein
So schrecklich mir als die Verstellung sein.
— — — — — — — —
Hab' ich gefehlt, es bracht' mir kein Ergötzen,
Beleidigung nur und Unrast und Entsetzen,
Ich habe Strafe mir nicht zugezogen,
Durch süße Schuld und Wonne aufgewogen.
— — — — — — — —
O, hättest du mich nimmermehr erschaut
Und nie vernommen meiner Stimme Laut;
Aus meinen Augen niemals Gift gesogen,
In's Antlitz Liebe niemals mir gelogen!
Hätt' ich, gleich einem tollen Mönch, beherzt
Den Nerv der Mannheit in mir ausgemerzt,
Daß nimmer wir nur einen Augenblick
Uns hier vereinten zu so kurzem Glück,
Um schaudernd, in Entsetzen, uns zu trennen."

Eine enttäuschte und verratene Liebe hat den Irren um den Verstand gebracht, eine Liebe, die er nicht vergessen kann, und die er ewig bereuen muß. Auf sie bezieht sich das aus Virgilius Gallus genommene Motto der Dichtung:

„Satt wird die Wiese nicht der Ströme,
Die Biene nicht des Thymians,
Die Ziege nicht der grünen Blätter,
Und satt die Liebe nicht der Thränen."

Die äußeren Schicksale dieser Liebe sind eine Reminiscenz aus Shelley's Zusammenleben mit Harriet Westbrook, wie es sich jetzt seinem Geiste darstellte; der tief schmerzliche Ausdruck aber, das Verzweifeln an allem, was das Leben lebenswert macht, gehört der Epoche jenes unaufgeklärten Abenteuers an, das in Neapel seinen Abschluß fand, zur Zeit der Entstehung von „Julian und Maddalo" aber noch im Gange war.

Der Irre klagt. Er habe die Geliebte nicht aufgesucht, sie nicht an sich gelockt; sie kam zu ihm aus eigenem Triebe; ihre Glut entfachte seine Neigung. Um ihretwillen hat er seinem Geiste, der nur im Lichte der Wahrheit gedieh, den Makel der Falschheit aufgedrückt. Sie hat seine reine Jugend gebrandmarkt und ihn dann schnöde verlassen.

Der Irre — Shelley, der Träumer und Philantrop — ist eine milde, weiche Natur. Als Knabe schon hat er sich der Gerechtigkeit und Liebe geweiht. Ihm,

„Den eines Freundes Thräne rührte,
Dem sie am tiefsten Herzen nagt' und zehrte
Wie Wasser, das den Brunnenstein verzehrte,
Der alle lieben konnte und beklagen,
Der unhörbare Leiden mitgetragen,
Der Fernes mit des Geistes Aug' erblickt,
Mit dem geweint, der arm war und bedrückt,
Mit den Gefangnen in der Zelle lebte,
Ein Nerv, der von dem Druck der Welt erbebte,
Den keiner sonst empfand —"

ihm muß der Verrat der Geliebten den Todesstoß versetzen. Er schleppt, lebendig tot wie der zertretene Wurm, sein Dasein fort, um der Geliebten den Vorwurf zu ersparen, sie habe ihn getötet. Julian nennt ihn eine jener vornehmen Naturen, die alles ertragen und nur eines fordern: zu lieben und geliebt zu werden, und die, verschmäht, das Leben wertlos finden. Aber

„dies ist nicht Menschenloos,
Ist von ihm selbst gewolltes Uebel blos."

Nicht die Ueberspanntheit seiner Theorien hat ihn dem Wahnsinne in die Arme getrieben, sondern vielmehr der Mangel jener wahren Erkenntnis, die selbst in dem Bösen in sich und anderen noch die Spur des Guten sucht und findet. Eine langmütige und liebevolle Pflege, meint Julian, vermöchte die Irren zu heilen. Es ist ein Zug jener humanitären Romantik, der Shelley sich häufig hingab, zugleich aber auch die Andeutung des Heilmittels für seine eigenen Leiden, welche einem nie gestillten Durst nach Liebe entsprangen, dem kein Maß menschlichen Empfindens genug thun konnte.

Maddalos Töchterchen ist Allegra.

„Nie schuf ein holdres Spielzeug die Natur,
Ein Ding voll Leichtsinn, Ernst und wilder Lust,
Anmutig ohne Absicht, unbewußt;
Mit Augen — sprich von ihren Augen nicht!
Ein Spiegel, draus Italiens Himmel bricht
Und doch ein also tiefer Sinn erstrahlt,
Wie er sich nur im Menschenantlitz malt.]
Ich hatte, als sie auf die Welt gekommen,
Des zarten Leibes Pflege übernommen,
Mein Liebling war sie!“

So erzählt Julian. Nach halbjähriger Trennung ist sie ihm fremd geworden und verändert, wie Shelley Allegra finden mochte, als er sie in Venedig wiedersah. Aber die alte Zutraulichkeit ist bald wieder hergestellt. Als Julian dann nach Jahren zum zweitenmale in die Lagunenstadt kommt, tritt sie, die er als Kind verließ, zur Jungfrau erblüht vor ihn hin,

„Ein Wunder dieser Welt, wie wenige, traun,
Von Wert, glich einer sie von Shakespeare's Fraun.“

Ein Zukunftsbild Allegras, das sich nicht erfüllen sollte.

In dankbarer Freude an den Herrlichkeiten Italiens, „dem Eden der Verbannten“, schildert Shelley in „Julian und Maddalo“ das im Sonnenuntergange erglänzende Venedig. Ein Gemisch von Pracht und Elend, von strahlender Freude und tiefster Wehmut ruht als ein rätselhafter Hauch] auf der Lagunenstadt und macht sie einzig in ihrer Art.

Die letzten Tage des Jahres 1818 sahen in Neapel die Entstehung eines anderen erzählenden Gedichtes „Marenghi“, das aber Fragment blieb[1]). Den Stoff, eine Episode des Krieges zwischen Pisa und Florenz, hatte Shelley Sismondi's „Histoire des Républiques Italiennes“ entnommen. Manches Bild und mancher Vers darin ist Shelleysches Edelmetall von echtestem Schrot und Korn. Die Erdbeere nennt der Dichter eine Kugel von dunkelrotem Golde, die in smaragdener Atmosphäre schwebt. Das Nahen eines Schiffes beschreibt er folgendermaßen:

[1]) Stanze VII—XV erschien in den Posthumous Poems, das Ganze erst in der Shelley-Ausgabe von Rossetti.

„Und als der Sonnenball in's Meer nun fällt,
Sieht er ein schwarzes Fahrzeug auf den Purpurwogen;
Im Winde schwebt sein Flügel straff geschwellt,
Die Segel regungslos, kommt es gezogen,
Des Abends unbegrabenen Schatten gleichend,
Hin durch des Himmels gelbe Wolken streichend [1]."

Man glaubt das Schiff zu sehen, wie es in der Abenddämmerung geisterhaft über die stille Meeresfläche gleitet.

[1]) Vergl. Spenser, „Mother Hubberd's Tale":
„A goodly ship with banners bravely dight,
And flag in her top-gallant, I espied
Through the maine sea making her merry flight,
Fair blew the wind into her bosom right;
And th' Heavens looked lovely all the wile,
That she did seem to dance, as in delight,
And at her own felicity did smile."

Zwanzigstes Kapitel.

Rom und Florenz.

Shelley's Krankheit. Michel Angelo. Pompei. Pästum. Rom. Bäder des Caracalla. „Prometheus." — „Notizen über antike Bildwerke." — „Die Cenci." Miß Curran. Marianna Dionigi. Osterfest. Attentat. William's Tod. Evangelischer Kirchhof. Nach Livorno. Villa Valsovano. Das Blutbad von Peterloo. „Verse unter der Verwaltung Lord Castlereagh's geschrieben." — „Gleichnisse für zwei politische Charaktere." — „Lied an die Männer Englands." — „An das Volk von England 1819." — „Nationalhymne." — „Das Maskenfest der Anarchie." Florenz. Sofie Stacey. „An Sofie." — „Philosophie der Liebe." — „Poesie und Musik." Niobe. Lionardo's Medusa. Boccaccio. Percy Florence's Geburt. Carlyle's Prozeß. Politischer Brief an Hunt. „Peter Bell." — „Philosophische Betrachtung der Reform. „Uebersetzung des Cyclop." — „Prometheus, Akt IV." — „Ode an den Westwind." Reveley's Dampfboot. Pisa. Dr. Vacca. Lady Mountcashell. „Die Sinnpflanze." — „Die Frage." — „Der Zucca." — „Die Fee des Atlas."

Das Jahr 1820 begann für Shelley in wenig erfreulicher Weise. Seine Gesundheit war schlechter als gewöhnlich. Ein englischer Arzt in Neapel erklärte seine Krankheit für ein Nierenleiden und paßte dieser Diagnose die Behandlung an. Als der Erfolg ausblieb, versuchte Shelley es mit dem Mesmerismus und dann mit Höllenstein-Aetzungen, aber die Schmerzen in der Seite wollten nicht weichen. Seine Besuche in den Bildergallerien erschöpften ihn; er fürchtete, daß er nicht die Hälfte von dem sehe, was er sehen wollte. „O, hätte ich Gesundheit, Kraft und ein harmonisches Gemüt"! ruft er aus, „wie könnte ich mich in diesem wunderbaren Lande geistig vervollkommnen"!

Er studiert nun mit Eifer Skulpturen und Gemälde, findet aber noch immer, daß man das Genie Michel Angelo's überschätze. Der Entwurf zum Jüngsten Gericht ist ihm „der Titus Andronicus

der Malerei, ohne daß sein Schöpfer ein Shakespeare wäre".... „Er hat nicht nur kein Maaß, keine Bescheidenheit, kein Gefühl für die wahren Grenzen der Kunst — (in dieser Hinsicht kann ein bewunderungswürdiger Geist irren) — aber er hat auch keinen Schönheitssinn, und wenn dieser fehlt, so fehlt der Sinn für die schöpferische Kraft des Geistes. Was ist das Entsetzliche ohne den Gegensatz und die Verbindung mit dem Lieblichen? Wie gut kannte Dante dieses Geheimnis, Dante, mit dem dieser Künstler so anmaßend verglichen worden. Was für ein Ding ist sein Moses, wie entfernt von allem Natürlichen und Erhabenen! Nur sein historisches Vorbild ist noch ungeheuerlicher und unausstehlicher!"

Die größte Freude fand Shelley an seinen Ausflügen in die Umgegend von Neapel; aber sie waren mitunter anstrengend und schädigten seine Gesundheit.

In Pompei erregte die Ausdehnung und Vollständigkeit der erhaltenen Ueberreste sein Staunen. Die antiken Begräbnisstätten schienen ihm nicht Orte, wo man birgt, was vermodern muß, sondern üppige Räume für unsterbliche Geister. In den Gemälden der Alten findet er ein ideales Leben von unvergleichlicher Lieblichkeit, obzwar sie meistenteils Werke untergeordneter Künstler seien. Es ist als wäre auf jeden einzelnen ein Abglanz der Atmosphäre geistiger Schönheit gefallen, die ihn rings umgab. Unendlich vorteilhaft dünkt ihn die antike Bauart, die die herrliche Landschaft nicht ausschließt wie „jene Cimbrischen Schluchten", will sagen unsere modernen Städte. „Diese Gegend hatten die Alten vor Augen!" ruft er begeistert, da er, zu einem mitgebrachten Imbiß unter dem Säulenportikus des Jupitertempels gelagert, den Blick umherschweifen läßt über das Meer, das den warmen Mittagshimmel wiederspiegelt, auf die tiefblauen Berge von Sorrent, deren Gipfel frisch gefallener Schnee krönt, auf die Inseln und den Vesuv, der dichte Rauchwolken ausstößt, und dessen unterirdischen Donner man vernimmt.

„Die Griechen lebten in Harmonie mit der Natur; die Zwischenräume dieser Säulen waren gewissermassen Thore, um den Geist der Schönheit einzulassen, der diese herrliche Welt belebte." Und sehnsüchtig fragt er: „Wenn dies Pompei ist, was mag Athen sein! Welche Bilder breiteten sich um die Akropolis, um den Parthenon, den Tempel des Herkules und der Winde? Zu welcher eminenten

Macht wäre die Menschheit gelangt, hätten Kriege und das Christentum diese Herrlichkeiten nicht zerstört!"

Shelley besucht Pästum, den Lago d'Agnano, wo er — ein schlecht in die latonische Landschaft passendes Schauspiel — König Ferdinand auf der Eberjagd antrifft. Er geht in die Hundsgrotte, duldet aber nicht, daß man die erstickende Kraft der Dämpfe, wie gewöhnlich, an Hunden demonstriere. „Die armen kleinen Tiere standen da", schreibt er, „langsam und traurig mit dem Schwanze wedelnd, gleichsam resignirt, ein hündisches Symbol gewollter Knechtschaft."

Am 28. Februar 1819 verließ Shelley Neapel und kehrte, langsam mit eigenen Pferden reisend, nach Rom zurück. Bei Albano erblickte er die ewige Stadt. „Bogen auf Bogen in endloser Reihe durch unbewohnte Wildnis gespannt, zwischen ihnen die klar umschriebenen Umrisse der blauen Berge, Haufen namenloser Ruinen, die wie Felsen aus der Ebene ragen, und die Ebene selbst mit ihrer wellenförmigen, ungleichen Oberfläche, alles kündigte die Nähe Roms an", schreibt er an Peacock, (23. März 1819). „Und was soll ich dir von Rom sagen!" Er fürchtet, der Freund könnte sein Interesse für „die schier atmenden Schöpfungen des modernen Genies" gering halten, wenn er ihm so viel von den antiken Ruinen spricht.

Vor allem erregten diesmal die Bäder des Caracalla sein Entzücken. „Niemals war die Verwüstung herrlicher und lieblicher", schreibt er. „Die senkrechten Wände der Ruinen sind in steile Klüfte gespalten, und diese von blühenden Sträuchern erfüllt, deren verschlungene Wurzeln in den Ritzen des Gesteines festsitzen. Bei jedem Schritte gruppieren sich die zerstreuten Steine zu neuen eindrucksvollen Formen und türmen sich über die hohen gleichförmigen Mauern, so wie ferne Berge dem Wanderer der Ebene ein stets wechselndes Bild darbieten". Aber auch an die Felsen des Bishamwaldes, den er mit Peacock und Hogg durchwandert, erinnern ihn jene Mauern, in denen er am 6. April 1819 den „Entfesselten Prometheus" vollendet. Am herrlichsten erscheint all das Herrliche in der magischen Beleuchtung des Abends. „Ich gehe hinaus im golden-purpurnen Lichte eines italienischen Abends", schreibt er an Peacock, „und komme bei Mond- und Sternenschein an diese Orte zurück. Die

Ulmen schlagen aus und die warmen Frühlingswinde bringen unbekannte süße Düfte vom Lande. Ich sehe den strahlenden Orion durch die mächtigen Säulen des Tempels der Eintracht und in dem sanften, blassen Lichte erscheint das moderne Gebäude des Capitols gemildert, das einzige, das der herrlichen Verwüstung des Ortes widerspricht. Der Spaziergang liegt nahe von unserer Wohnung[1]) und ist unsere Abendpromenade".

Aber auch das moderne Rom packt ihn gewaltig. „Rom ist noch immer die Hauptstadt der Welt", schreibt er. „Es ist eine Stadt mit Palästen und Tempeln, die herrlicher sind als die aller anderen Städte, und mit Ruinen, die herrlicher sind als jene Tempel und Paläste." Nur der Petersdom enttäuscht ihn und scheint ihm der Londoner St. Paulskirche nachzustehen, während ihn das Pantheon in der Vollendung seiner Proportionen gleichsam ein Bild des Weltalls dünkt. „Die Idee der Größe ist darein verwebt und verloren wie in den Himmelsdom. „Schon die Brunnen von Rom sind vollendete Kunstwerke, allein wert, daß man nach Rom reise".

In den Gallerien studiert er vor allem die Antike. Bestrebt, den Eindruck jeder Statue festzuhalten und sich von ihm Rechenschaft zu geben, wirft er, nach Medwin noch an Ort und Stelle im ersten Ausbruche des Entzückens, „Notizen über die Bildwerke in Rom, (Neapel) und Florenz" auf's Papier. (Notes on Sculptures in Rome and Florence.) Es sind anschauliche und klare Beschreibungen von Statuen und Reliefs, meistens streng sachlich, und nur hier und da durch eine humoristische Bemerkung oder eine philosophische Reflexion unterbrochen. Shelley erscheint in diesen Notizen von den Kunstansichten seiner Zeit beherrscht. Winckelmann ist sein Lehrer; die Venus in der Muschel gilt ihm für die schönste Darstellung der Venus des gesamten Altertums. Allerdings versteht er unter Venus nur „die Gottheit der oberflächlichen Begierde".

Unter den neueren Malern stehen ihm Guido und Salvator Rosa auf einer Stufe mit Raphael. Sie sind die einzigen, die den Vergleich mit der Antike aushalten. Guido's Porträt der Beatrice Cenci im Palazzo Colonna[2]) macht ihm den tiefsten Eindruck und regt ihn an, den Palast Cenci zu besichtigen, ein

[1]) Palazzo Verospi am Corso, wo jetzt eine Denktafel angebracht ist.

[2]) Jetzt im Palazzo Barberini.

großes, dunkles, verfallenes Haus in der Nähe des Ghetto. Wenige Tage darauf beginnt er „Die Cenci".

Shelley's Leben in Rom war von anregender Vielseitigkeit. Es fehlte ihm auch nicht an Umgang. Miß Curran, die er hier kennen lernte, die Tochter des irischen Archivars und eine geschickte Malerin, begann sein Porträt. Doch da er eben erst von einem Fieber genesen war, fand Mary es unvorteilhaft, und es blieb liegen, um erst nach seinem Tode auf Mary's Bitte aus dem Gedächtnisse vollendet zu werden. Im Hause der Signora Marianna Dionigi, einer als Malerin und Schriftstellerin bekannten Dame, traf Shelley alle Koryphäen des Geistes von Rom. Er studierte Lucrez, Euripides und Plutarch; Claire nahm Singstunden, und Mary zeichnete; ja selbst der dreijährige William wurde schon in den Vatikan mitgenommen.

„Die Römer gefallen mir sehr, besonders die Frauen", schreibt er; „obwohl sie jeder Art von Bildung, Kultur oder Phantasie, Affekt oder Verständnis ermangeln und in dieser Hinsicht eine Art von sanften Wilden darstellen, sind sie doch interessant. Ihre außerordentliche Unschuld und Naivität, die Freiheit und Sanftmut ihrer Sitten, die völlige Abwesenheit jeder Affektation, macht den Verkehr mit ihnen dem mit unverdorbenen Kindern ähnlich, denen sie an Lieblichkeit und Einfachheit gleichkommen."

Infolge der Anwesenheit des Kaisers Franz in Rom wurde das Osterfest dieses Jahr mit besonderem Glanze gefeiert. Es war dieselbe Osterwoche, die auch Grillparzer griesgrämig und wenig begeistert in Rom zubrachte, während Shelley, trotzdem ihm der Sinn für die christliche Kunst fehlte, dennoch allen Zeremonien mit gespanntem Interesse beiwohnte.

Das peinlichste Moment seines römischen Aufenthaltes war ihm der Abstand zwischen dem alten und dem modernen Italien in politischer und sozialer Hinsicht.

„Auf dem Petersplatze arbeiten ungefähr 300 gefesselte Sträflinge, indem sie das Gras ausharken, das zwischen den Pflastersteinen wächst", schreibt er. „Ihre Beine tragen schwere Ketten, und manche sind paarweise aneinander geschmiedet. Sie sitzen in langen Reihen in doppelfärbigen Kitteln, das Gras ausharkend. Ueber ihnen sitzen oder schlendern Soldaten mit geladenen Flinten. Der

eherne Mißton dieser zahllosen Ketten klirrt in dem klaren Aether und bringt im Gegensatze zu dem musikalischen Plätschern der Springbrunnen zu der tiefen azurnen Schönheit des Firmamentes und der Herrlichkeit der Architektur ringsum einen Konflikt von Gefühlen hervor, der an Wahnsinn streift. Es ist das Symbol Italiens; moralische Herabgekommenheit kontrastiert mit der Herrlichkeit der Natur und der Künste."

Als die Römer Maria Luise mit Hochrufen auf Napoleon begrüßen, schreibt Shelley entrüstet: „Idioten und Sklaven! Wie die Frösche in der Fabel rufen sie, weil sie mit dem Pfahl unzufrieden sind, den Storch, der sie verzehrt!" Und einmal entreißt ihm der Unmut den Ausruf: „Rom ist nicht mehr als Jerusalem!"

Am 6. Mai verzeichnen Mary und Claire in ihren Tagebüchern: „Shelley's Abenteuer". Er fragte auf dem Postamte nach Briefen. Als er seinen Namen nannte, rief ein neben ihm stehender kräftiger Mann, der eine Uniform trug: „Wie, sind Sie der verdammte Atheist Shelley?" und versetzte ihm, ohne eine Antwort abzuwarten, einen Schlag, der ihn zu Boden warf[1]).

Es galt ihm als ein neuer, trauriger Beweis, daß ihm der Haß seiner Mitbürger auch in das Exil gefolgt war.

Aber der nächste Monat brachte noch weit Schlimmeres. Shelley überlegte allerlei Sommerpläne; man verabredete ein Wiedersehen mit den Gisbornes in Portici oder Castellammare. Da erkrankte William, ein zartes, schwächliches Kind. „Die Hoffnungen meines Lebens hängen an ihm," schrieb Mary am Lager des Kleinen. Fünf Tage später (7. Juni 1819) war William tot. Shelleys häusliches Glück erlitt durch den Verlust seines Lieblings einen Riß, der niemals ganz vernarbte. Er bittet Peacock, den Freunden die Trauerbotschaft mitzuteilen, die er ihm nur mit Anstrengung schreibe, und fügt hinzu: „Es scheint mir, als könnte ich, verfolgt von Mißgeschicken, wie ich bin, nun nie mehr fröhlich werden."

Auf dem englischen Kirchhofe an der Porta San Paolo, der Shelley immer so gut gefallen, wurde William begraben. Die An-

[1]) Medwin verlegt das Abenteuer nach Pisa und schreibt es dem Eindrucke zu, den der böswillige Aufsatz der „Quarterly" über „Die Empörung des Islam" auf das Publikum gemacht. Peacock läßt es in Florenz geschehen, verhält sich aber überhaupt skeptisch dazu.

ziehungskraft, die dieser Ort stets auf ihn ausgeübt, erschien ihm nun wie eine Vorahnung. Am 22. Dezember 1818 hatte er ihn Peacock ausführlich geschildert: „Ein grüner Abhang, nahe am Walde, unterhalb der Pyramide des Cestius und, wie mich dünkt, der schönste und feierlichste Friedhof der Welt. Wenn man die Sonne auf seinem glänzenden Grase sieht, das, als wir ihn zuerst besuchten, feucht war vom herbstlichen Tau; wenn man den Wind zwischen den Blättern der Bäume flüstern hört, die das Grab des Cestius beschatten, wenn man den sonnerwärmten Boden und die Gräber — meistens von Frauen und jungen Leuten — betrachtet, so möchte man sich im Tode den Schlaf wünschen, den sie zu schlafen scheinen. So ist der menschliche Geist, und so bevölkert er mit seinen Wünschen die Leere und die Vergangenheit."

Für Williams Grabstein schrieb Shelley folgende Worte: „Diese Stelle birgt einen heiligen Verlust, den die bange Unruhe eines Vaterherzens prophezeihte. Er ist unsterblich gemacht durch die Liebe, wie sein Andenken durch den Tod. Mein geliebtes Kind liegt hier begraben. Ich neide dem Tode den Körper weit weniger als den Unterdrückern den Geist derer, die sie mir entrissen haben. Jener tötet den Leib, die anderen vernichten die Neigung."

Mary und Shelley waren nun kinderlos; und selbst die Aussicht, im Herbst wieder ein kleines Wesen an ihr Herz zu drücken, gab ihnen weder Trost noch Hoffnung. Schon am 10. Juni verließen sie mit Claire Rom und begaben sich zunächst nach Livorno, um in der Nähe von Freunden zu sein. Wie gern wäre Shelley jetzt daheim gewesen. Der Gedanke an England hatte ihn auch in guten Tagen nicht verlassen. Im April heißt es in einem Briefe an Peacock, Mrs. Boinville möge sich seiner erinnern, wie ein Paria, ein Verbannter, hoffen dürfe, daß ein anerkanntes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ihn im Gedächtnis behalte. Fieberhaft verfolgt er alle Vorgänge jenseits des Kanals, stets auf dem Sprunge, bei einer etwaigen Veränderung die „heiligen Rechte" geltend zu machen, deren ihn Lord Eldons Schiedsspruch beraubt.

Er setzt Peacock die Möglichkeit seiner Rückkehr auseinander: „Ich werde von allen, die mich kennen, im Ganzen etwa fünf Personen ausgenommen, als ein Wunderding von Verderbtheit und von Sünde be-

trachtet, dessen bloßer Anblick ansteckend wirkt. Zwar entschädigen in der That Wenige für alle Uebrigen, und ich würde lachen, wenn ich allein, oder wenn ich reich genug wäre, alles zu thun — was ich nie sein werde. Bedaure mich, daß ich an jenen geselligen Freuden nicht teilnehmen kann, die England mir bieten würde, und die ich so sehr zu schätzen weiß. Dennoch werde ich eines schönen Tages zurückkehren, rein aus Schwachheit des Herzens."

Nun in den Tagen der Heimsuchung seufzt er: „Welch schwere Last, wenn zu der Verbannung und Einsamkeit das Unglück hinzukommt, als wäre es an dem vollgehäuften Maaße jener beiden nicht genug!"

Der Schmerz und die Nachtwachen hatten seine Gesundheit, die sich in der ersten römischen Zeit ein wenig gebessert, wieder untergraben. Das Schlimmste aber war, daß es schien, als wollte sein totes Kind auch die Mutter nachziehen. Mary war völlig gebrochen. Es half diesmal wenig, wenn Godwin ihr mit scharfen Worten vorhielt, daß die willenlose Hingabe an ihren Schmerz sie zu dem gewöhnlichen Pöbel ihres Geschlechtes herabwürdige. Shelley klagt:

„Dein Leib ist hier voll Lieblichkeit,
Allein du selbst entflohest weit,
Gingst in des Kummers dunkles Thal
Und sitzt an der Verzweiflung Mahl."

Der freudige Ausdruck ihrer Stimme, ihres Lächelns ist dahin, und er möchte fliehen, wohin jene flohen, müde, ohne sie durch's Leben zu pilgern.

Graue Haare begannen sich auf seinem Scheitel zu zeigen; sein Dasein war traurig und verödet, und nur die Briefe der Freunde brachten ein wenig Abwechselung und Erheiterung.

Shelley hatte die Villa Valsovano bezogen, ein freundliches Landhaus in der Nähe von Livorno. Eine verglaste Veranda im obersten Stocke gab ein Arbeitszimmer nach seinem Geschmacke. Hier hatten die glühenden Sonnenstrahlen ungehinderten Zutritt und konnten ihren wohlthuenden Einfluß auf ihn ausüben. Hier schweifte der Blick unbehindert in das schöne Land hinaus. Aber die herrlichen Apenninengipfel, die die Ebene umschließen, verschwebten in Rauch und Dunst vor den Bildern altvertrauter heimischer Gegenden. Zu-

kunftspläne für einen Aufenthalt in der Nähe von London sind seine liebste Zerstreuung und Erholung. „Denn was bedeuten die schönsten Berge, Bäume und Wolken im Vergleiche mit den Freunden!“

„Ich erwache gewöhnlich um sieben Uhr“, schreibt er an Peacock, „lese eine halbe Stunde, stehe dann auf, frühstücke, steige nach dem Frühstücke in „meinen Turm“ und lese oder schreibe bis zwei. Dann essen wir. Nach dem Mittagbrote lese ich mit Mary Dante, plaudere ein wenig, esse Trauben und Feigen, gehe manchesmal spazieren, obzwar selten, und mache um ½ 5 Uhr Mrs. Gisborne einen Besuch, die mit mir spanisch liest bis sieben. Dann holen wir Mary zum Abendbrote.“

In der Villa Valsovano vollendete Shelley im August „Die Cenci“.

Fast gleichzeitig kamen aus England die ersten Nachrichten von dem sogenannten Blutbade von Peterloo, einem Ereignisse, das Shelley's Geist völlig in Aufruhr versetzte.

Am 16. August wurde auf dem Petersfelde bei Manchester ein großer Reformmeeting abgehalten. Die Leute strömten zu Tausenden aus der Umgegend in die Stadt. Die Behörde, die alle Vorkehrungen zu der Versammlung ruhig hatte geschehen lassen, machte zu spät einen ungeschickten Versuch, sie aufzulösen und die Redner zu verhaften. Militär rückte aus, das Volk leistete Widerstand, man ward handgemein. Einzelne wurden im Gefechte verwundet und vier Personen getötet. Radikale Journalisten bemächtigten sich des Vorfalles, um durch übertriebene und wühlerische Berichte, in denen sie für „die heiligen, mit Füßen getretenen Rechte des Volkes“ eintraten, die Menge aufzuhetzen.

Shelley, dem ein solcher Artikel zu Gesicht kam, befürchtete eine Revolution in der Art der französischen. „Dies sind gleichsam die Donner des schrecklichen Gewitters, das herannaht,“ schreibt er den 9. September an Peacock. „Die Tyrannen haben hier wie in der französischen Revolution zuerst Blut vergossen. Möge das abscheuliche Beispiel, das sie geben, nicht mit gleicher Gelehrigkeit nachgeahmt werden. Ich glaube, man wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis finanzielle Ereignisse die Bedrücker und die Bedrückten zusammenbringen.“ Er meinte, ein großer Umschwung stünde bevor und sei notwendig. „Aber die Veränderung muß ihren Ausgang in den

höheren Klassen nehmen, oder die Anarchie wird nur der letzte Blitz vor dem Despotismus sein.“

In erster Linie waren es die Arbeiterverhältnisse, die seine Teilnahme erregten. Er faßte die Absicht, „einen Band volkstümlicher, rein politischer Lieder herauszugeben, um die Phantasie der Neuerer zu wecken und zu leiten.“ So entstanden sechs politische Gedichte, die aber erst nach Shelley's Tode veröffentlicht wurden.

1. In den „Versen unter der Verwaltung Lord Castlereagh's geschrieben“ [1]) (Lines written during the Castlereagh Administration) thut das absichtliche Streben nach einem populären Tone dem hohen Fluge der Phantasie, der Shelley natürlich ist, mitunter Gewalt an.

2. Das Gedicht: „Gleichnisse für zwei politische Charaktere, 1819“ [2]) (Similes for two political Characters of 1819) wendet sich an Castlereagh, den Minister des Aeußeren und an Sidmouth, den Minister des Innern. Castlereagh war der Träger einer falschen und treulosen Politik, von dem Byron im „Irish Avatar“ sagte, sein Name werde nicht ohne Fluch und Spott genannt [3]). Sidmouth hatte anläßlich des Manchester-Blutbades amtlich den Behörden die Zufriedenheit des Prinz-Regenten ausgedrückt über ihre raschen, entschiedenen und erfolgreichen Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ruhe. Shelley sagt, sowohl Castlereagh als Sidmouth hätten längst das Maß des Zornes gefüllt. Er vergleicht sie allen Raubtieren, Raubvögeln, Raubfischen und nennt sie zwei in einandergeschlungene Vipern, zwei Skorpione unter einem feuchten Steine.

3. Das „Lied an die Männer England's“ [4]) (Song to the Men of England) ist ein echtes Revolutionslied.

„Männer England's! was bestellt
Euren Zwingherren ihr das Feld?
Warum webet eure Hand
Der Tyrannen Prachtgewand?“

[1]) Erschienen in den Shelley-Papers, 1832.

[2]) Erschienen in Mrs Shelley's Gesamtausgabe von Shelley's Werken 1839.

[3]) Einen Monat nach Shelley's Tode (12. August 1822) legte Castlereagh in einen Anfalle von Trübsinn Hand an sich. Sein Nachfolger Canning war ein Vertreter der Whigs.

[4]) Erschienen in Mrs Shelley's Gesamtausgabe. 1839.

Und er rät:

„Säet Korn, — doch für den Zwingherrn nicht!
Schürft Gold, — doch nicht dem faulen Wicht!
Webt Kleider, — nicht dem Schelm zu Nutz!
Schweißt Waffen, — selber euch zum Schutz!" [1])

Oder webt euch euer Leichentuch und grabt euch euer Grab, bis das schöne England eure Gruft ist.

4. Dieselbe Lehre, daß Menschen, was sie redlich verdienen, auch besitzen sollen, predigt das Fragment „An das Volk von England" [2]) (To the People of England), worin Shelley zuerst auf jene furchtbare Einrichtung verweist, die später eine ganze Litteratur heraufbeschwor, auf den Frohndienst der Kinder. Müssiggang, sagt er, sei das Erbteil der Kleinen.

5. Das Sonett „England 1819" [3]) schildert die erbarmungswürdige Lage des Landes: ein alter, wahnsinniger, blinder, mißachteter, sterbender König; Prinzen, die Hefe ihres verkommenen Geschlechtes; Staatslenker, die wie Blutegel blind und fühllos am Lande saugen, bis sie blutgesättigt abfallen; ein verhungertes, gemordetes Volk, eine gottlose Religion. Und doch versiegt Shelley's unverwüstliche Zuversicht auch angesichts dieser dunkelsten Bilder nicht; er hofft auf eine glorreiche Gestalt, die aus dem Grabe der jetzigen Zustände erstehen und den stürmischen Tag erhellen werde.

6. In der „Nationalhymne" [4]) (National Anthem) bildet Shelley das God save the Queen zu einer großartigen Paraphrase an die Freiheit um. Sie ist Englands Königin, die gemordete Königin, die Gott aus Englands Grabe retten möge. Sie ist Englands reine Seele, die dem mächtigen Ganzen Gestalt giebt, sie ist die tiefe Liebe, die vom Himmel niederströmt. In unserem Herzen sei ihr ewiger Thron gegründet.

Aber auch eine größere Dichtung wurde durch das Manchester-Blutbad angeregt: „Das Maskenfest der Anarchie" (The Mask of Anarchy). Gleichfalls für die weiten Schichten bestimmt, war

[1]) Deutsch von Strodtmann.

[2]) Erschienen in Mrs. Shelley's Gesamtausgabe, 1839.

[3]) Erschienen in Mrs. Shelley's Gesamtausgabe, 1839.

[4]) Ebenda. Der Titel rührt von Rossetti her.

auch sie in einem etwas nachlässigen Tone gehalten, der sich in einer bei Shelley ungewöhnlichen Häufung unreiner und gebrochener Reime äußert. Sie solte im „Examiner" erscheinen. Doch Leigh Hunt meinte, das große Publikum unterscheide nicht scharf genug, um der Aufrichtigkeit und Vortrefflichkeit des Geistes gerecht zu werden, der im Flammengewande jener Verse einherschreite, und ihr Erfolg könnte ein dem beabsichtigten entgegengesetzter sein. 1832 gab er das „Maskenfest der Anarchie" mit einer Vorrede heraus, in der er betonte, daß die Ratschläge, welche der Dichter im Jahre 1819 erteilt, eine politische Antizipation wären, und sich als das einzig Richtige und Mögliche[seitdem erfüllt hätten, nämlich: „ruhige, gesetzmäßige, unbeugsame Vorbereitung auf den Widerstand in der Form einer protestirenden Menge, ein Widerstand der Vielen gegen die Wenigen, der Arbeitenden und Leidenden gegen die verwöhnten Kinder des Monopols, der Menschheit gegen die Torheit".

Shelley geht im „Maskenfest der Anarchie" von einer Vision aus. Der Dichter schläft in Italien ein und vernimmt eine Stimme, die über die See zu ihm dringt und ihn in die Traumgefilde der Poesie entführt. Unterwegs trifft er den Mord, den Betrug, die Heuchelei und schließlich den Anarchismus als Triumphator.

Die äußere Einkleidung fand Shelley bei Spenser (Feenkönigin IV) in Lucifera's Spazierfahrt. Hier reiten auf den sechs Tieren, welche Lucifera's goldenen Wagen ziehen, ihre sechs Staatsräte und zwar: der Müssiggang (ein Mönch) auf einem Esel, die Gefrässigkeit (ein mißgestaltetes Wesen) auf einem Schweine, die Unzucht auf einem Ziegenbocke, der Geiz auf einem goldbeladenen Kameele, der boshafte Neid auf einem Wolfe und die Rache mit der Brandfackel auf einem Löwen. Auf der Deichsel des Wagens aber hockt der Satan und jagt sie mit der Peitsche vorwärts.

Vielleicht kommen auch Petrarca's „Trionfi" schon bei dem „Maskenfest der Anarchie" als Vorbild in Betracht. Doch spielt Shelley seine Vision sehr bald auf realen Boden hinüber. Der Mord trägt Castlereagh's Antlitz; die sieben Bluthunde, die ihm folgen — jedenfalls Beamte des Ministers — sind mit Menschenherzen genährt. Shelley's Haß auf Castlereagh ist unerschöpflich. In einem Briefe an Peacock (26. Januar 1819) nennt er ihn einen Totengräber, der der Menschheit ein Grab gegraben; doch nun stehe

er mit dem Spaten in der Hand, zweifelnd, ob er nicht etwa selbst werde darin wohnen müssen.

Der Betrug ist in Lord Eldon's, des Oberkanzlers, Hermelin gehüllt, dessen Thränen — denn er versteht zu weinen — im Fallen zu Mühlsteinen werden und den Kindern, die rings um ihn spielen, das Gehirn zerschmettern. Auch Byron hatte in des „Teufels Spazierfahrt" die Thränen des grausamen Lordkanzlers erwähnt.

„Und Zähren Eldons Auge trüben,
Weil die Katholiken stille blieben."

Dasselbe aus „Troilus und Cressida"[1]) genommene Bild von den Thränen, die zu Mühlsteinen werden, hatte Shelley bereits in den „Versen an den Lordkanzler" (1817) gebraucht. Er flucht ihm hier:

„Bei deinem Lächeln, dem tödlichsten Hohn,
Bei deiner Augen listigem Trug,
— Das Krokodil übertriffst du im Weinen —
Bei deinen Zähren, den Mühlensteinen,
Die Menschengehirne zerschmettern im Flug."

Die Kinder, deren Hirn die tückischen Thränen des Kanzlers getroffen, sind Shelley's eigene Kinder Charles und Ianthe, die das Gericht unter dem Vorwande, ihr Seelenheil zu fördern, ihres geistigen Erbteils beraubt hat.

Die Heuchelei reitet auf einem Krokodile und ist wie Lord Sidmouth gekleidet. Eine Schaar von Masken, als Bischöfe, Advokaten, Peers und Spione vermummt, folgt ihm. Zuletzt naht, wie der Tod in der Apokalypse, der Anarchismus auf einem weißen Pferde. Er trägt königlichen Schmuck; auf seiner Stirn steht geschrieben: Ich bin Gott und König und Gesetz. Er durchzieht das englische Land und zertritt die Menge, die sich vor ihm beugt. In London begrüßen ihn gemietete Mörder als König und Heiland. Schon will er von der Stadt und dem Königspalaste Besitz nehmen, da wirft sich ihm die Hoffnung[2]), eine wahnsinnige Jungfrau, in den Weg, und im Augen-

[1]) I, 2. Pandarus: Königin Hecuba lachte, daß ihr die Augen übergingen. Cressida: Von Mühlsteinen.
(Der Sinn ist: keine Thräne haben; vollkommen hartherzig sein.)

[2]) Solche durch ihre Größe und Anschaulichkeit imponierende Personifikationen von Begriffen fand Shelley bei Chatterton vorbereitet, der die Hoffnung einmal als weißgekleidete Jungfrau einführt („Resignation"), einmal als „die heilige

blick, als der Huf seines Pferdes sie zu zertreten droht, erscheint eine Lichtgestalt in glänzendem Harnisch, einen Stern auf dem Helme. Sie ist die Aufklärung des Volkes. Und wie Blumen dem Fußtritt des Mai entsprießen, wie die Nacht Sterne aus ihrem losen Haare schüttelt, so entspringen Gedanken den Häuptern, die sie berührt.

Ehe man sich der Erscheinung recht bewußt geworden, ist sie entschwunden. Aber die Hoffnung erhebt sich vom Boden, nun eine blühende Jungfrau, klaren Geistes; der Anarchismus fällt tot zur Erde, und aus einer lichten Wolke tönen Worte, als erklängen sie im Herzen jedes einzelnen, Worte an die Männer von England, die Erben des Ruhmes, die Helden einer noch ungeschriebenen Geschichte: Erhebt euch wie der Leu vom Schlummer in unbesiegbarer Zahl, schüttelt wie Tau die Ketten ab, die euch im Schlafe gebunden; jener sind wenige, ihr seid viele! ruft die Stimme. Was ist Freiheit? Ihr wißt nur, was Sklaverei ist: Arbeiten und so viel Lohn erhalten, daß man das Leben fristet von Tag zu Tag, um weiter für den Tyrannen zu frohnen; eure Kinder schwach und elend sehen, sie sterben sehen; lechzen nach dem, was der Reiche von seinem Mahle den Hunden vorwirft. Von eurer Arbeit nährt sich die Goldgier, Papiergeld lügt euch Besitz vor. Ihr seid Sklaven in eurer Seele, ihr habt keine Macht über euren Willen und seid, was die anderen aus euch machen. Beklagt ihr euch, so reitet euch die Söldnerschar des Tyrannen nieder. Dann überkommt euch der Rachedurst. Blut um Blut! Unrecht für Unrecht! Jeder Vogel, jedes Tier hat sein Heim, nur der Brite hat keines. Dies ist Sklaverei. Was aber ist die Freiheit?

„Dem Arbeitsmann ist sie das Brot,
Tritt er nach des Tages Not
In sein saubres Häuschen ein,
Schmuck der Tisch gedeckt und rein.

Kleidung bist du, Glück und Mahl
Für der Unterdrückten Zahl; —
Nein, in keinem freien Land
Ward je solche Not gekannt,
Wie man sie in England fand.

Schwester, die durch den Himmel streift im lilienweißen Gewande, die goldene Krone auf dem Haupte." („Aella".) Die Freude schwebt mit Rosen bekränzt aus dem Walde, („Tournament") u. s. w.

Und ein Damm bist du dem Reichen,
Machst, daß er den Fuß läßt weichen,
Der dem Armen im Genicke,
Und die Natternbrut zerdrücke.

Noch nie hatte Shelley ein so konkretes Bild von dem bescheidenen irdischen Glücke des freien Arbeitsmannes entworfen, so frei von aller Ueberschwänglichkeit der visionären Zukunftsseligkeit seiner Milleniumsträume.

Den letzten Teil des „Maskenfestes der Anarchie" bildet ein langer Hymnus an die Freiheit. Sie ist die Gerechtigkeit, die Weisheit, der Frieden, die Liebe. Wissenschaft, Dichtung und Gedanke sind ihre Leuchten. Sie soll alle Furchtlosen und Freien auf Englands Boden versammeln, der blaue Himmel oben, die grüne Erde unten seien ihnen Zeugen. Von den fernsten Küsten, aus den Wohnungen des alltäglichen Lebens, aus den Palästen, den Gefängnissen des Reichtums und der Mode, sollen sie kommen und mit maßvollem Worte erklären, daß sie sind, wie Gott sie schuf, frei! Laßt die Tyrannen ringsum toben wie das erregte Meer, laßt die Soldaten reiten, die Bayonette blitzen, und:

„Stehet ruhig und fest ringsum
Wie ein Wald, gedrängt und stumm,
Mit verschränktem Arm, mit Blicken,
Die mit Angst den Feind berücken."

Die Landesgesetze, gleichviel ob gut, ob schlecht, seien Schiedsrichter des Kampfes, Englands alte grauhäuptige Gesetze, die Kinder einer weiseren Zeit, deren feierliche Stimme das Echo der Freiheit sein muß. Wer sie verletzt, über den komme das Blut, das vergossen werden muß.

„Und wenn's die Tyrannen wagen,
Laßt sie kommen und euch schlagen,
Laßt sie morden und nicht ruhn,
Was sie wollen, laßt sie thun.

Und im Blicke stolze Ruh,
Sehet ihrem Toben zu,
Ohne Staunen, ohne Bangen,
Bis die Mordbegier vergangen."

Beschämt werden sie zurückweichen; das vergossene Blut der Nation aber wird begeisternd und beredt wie ein Orakel zum Himmel aufsteigen.

So giebt Shelley seiner Bewunderung für die unblutige Revolution, die Revolution auf dem Wege des Rechtes und der Billigkeit, auch hier wie in „Laon und Cythna" Ausdruck unter dem Bilde der Patrioten, die sich widerstandslos hinmorden lassen. Ihre Hand muß rein von Blut, ihr Weg frei von jeglicher Schuld bleiben, wenn sie würdige Vertreter der Freiheit sein sollen.

Neu aber ist das Verweisen auf die alten Gesetze als Träger des zukünftigen Glückes, während er, Godwins treuer Schüler, sie bisher als die Urheber alles Uebels angeklagt hatte. Durch dieses Dringen auf ein streng rechtliches und gesetzmäßiges Vorgehen erhält „das Maskenfest", eine durch und durch sozialistische Dichtung, ihr eigenartiges Gepräge. Shelley kann es nicht oft genug wiederholen: raubt nicht, was euch ohnedies gehört; plündert nicht, wo euer Eigentum euch von selbst zufallen muß; verwehmt eure gerechte Sache nicht durch ungesetzliches Vorgehen. Nirgends offenbart er seinen bejahenden Geist so sehr, als wo er die Revolution predigt. Er will nicht zerstören, sondern aufrichten, und wo der Untergang des Vorhandenen ihm unvermeidlich und notwendig scheint, erbaut er aus den Ruinen des Gegenwärtigen den großen Zauberpalast der Zukunft.

Neben den eigenen Produktionen beschäftigten Shelley spanische Studien. Charles Clairmont, der eben aus Spanien angelangt war, mußte ihm oft den ganzen Tag spanisch vorlesen. Calderon dünkte ihn eine Art Shakespeare, und selbst sein eifriger Katholicismus hemmte diese Begeisterung nicht.

Im September waren die Bewohner der Villa Valsovano ihres Sommeraufenthaltes bereits müde und entschieden sich nach einigem Schwanken, wo das Winterlager am zweckmäßigsten aufgeschlagen würde, für Florenz. Am zweiten Oktober trafen sie in der Arnostadt ein und mieteten in Via Val Fonda für ein halbes Jahr eine Wohnung. Das Haus war eine Art Pension, in der Shelley eine Mündel seines Oheims Parker, Miß Sofie Stacey (später Mrs. Catty) als Mitbewohnerin vorfand. Sie war, wie Mary sich ausdrückt, „enthousiasmée", Shelley kennen zu lernen. Ein natürliches,

lebhaftes Geschöpf, aber, ihren Gesang abgerechnet, ohne hervorragende Eigenschaften, konnte sie dagegen auf Shelley keinen tieferen Eindruck machen. Dennoch widmete er ihr einige Gedichte von so begeistertem Schwunge, daß sie wohl die besten Beweise sind für die Exaltation, die ihn während des Schreibens für seinen Gegenstand ergriff und in unberechenbare Höhen der Phantasie emportrug, mit denen dieser Gegenstand selbst nichts mehr gemein hatte. In dem Gedichte „An Sofie" sagt er: Schön bist du, und wenige Nymphen der Erde und des Meeres sind schöner. Wie der Tau im Morgenwinde, wie die See, wenn sie der Sturm weckt, wie die Vögel, wenn sie der Donner warnt, wie alles Geheimnisvolle und tief Erschütternde, wie einer, der einen unsichtbaren Geist empfindet, so ist mein Herz, wenn deines naht.

Einem anderen Gedichte an Sofie, dem durch seine zarte Anmut populär gewordenen „Philosophie der Liebe" (Love's Philosophy) liegt ein französisches Lied zu Grunde[1]). Leicht dahin fließend und sangbar, wurde es wiederholt komponiert, auch von Gounod (1871).

In dem Sofie gewidmeten Fragmente: „Poesie und Musik" (Poetry and Music) nennt Shelley es süß, in Ruhe die Mären großer Dichter zu lesen und dabei lieblichen Klängen zu lauschen, wenn die Zerstreutheit die Lektüre unterbricht. Er liebte es, wenn Sofie sang, während er las.

Florenz erschien Shelley zwar nur als das Gespenst einer Republik, aber die landschaftliche Schönheit der Stadt und ihr Reichtum an Kunstschätzen hatte es ihm angethan. Er setzte seine Studien über bildende Kunst fort. Als dem gelehrigen Schüler Winckelmanns ist ihm die Niobe unter allen griechischen Altertümern die vollendetste Personifikation der Lieblichkeit, was das Gesicht betrifft, wie der Apoll vom Vatikan hinsichtlich der ganzen Gestalt. „Ihr Antlitz ist die Vollendung weiblicher Majestät und Lieblichkeit, über die hinaus die Einbildungskraft sich nichts vorzustellen vermag."

Lionardo's Medusa widmete er ein Gedicht, in dem er die Schönheit wie die Furchtbarkeit dieses Antlitzes gleich göttlich nennt. Jene versteinere den Beschauer noch mehr als diese.

[1]) „Les vents baisent les nuages" (nachgewiesen von Dixon (Notes and Queries, 1869).

Unter den Dichtern war jetzt Boccaccio der Gegenstand seines Studiums und seiner Begeisterung. „Ich halte ihn Dante und Petrarca sicherlich nicht für ebenbürtig," schreibt er, „Tasso und Ariost, den Kindern einer späteren, kälteren Zeit, aber weit überlegen. — Als die Dichter zweiten Ranges in Italien schrieben, hing der Mehlthau der Tyrannei schon an jeder Knospe des Genies."

Und an einer andern Stelle sagt er: „Boccaccio scheint mir einen tieferen Sinn für das schöne Ideal des menschlichen Lebens, in seinen sozialen Beziehungen betrachtet, zu haben. Seine ernsteren Ansichten über die Liebe stimmen mit den meinen besonders überein. Er ist ein moralischer Casuist, ein Gegner des christlichen, stoischen und des gegenwärtigen weltlichen Moralsystems."

Am 12. November hielt die Freude ihren Einzug in Shelley's Haus in Gestalt eines Knaben, der den Namen Percy Florence erhielt. Shelley nennt ihn „einen Trost für seine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Leiden" und fügt hinzu: „Die arme Mary scheint zum erstenmale etwas getröstet. Wir haben, wie Sie denken können, elende fünf Monate verbracht."

Allein neue aufregende Nachrichten aus England trübten die heitere Stimmung.

Der Verleger Richard Carlile, ein Mann aus dem Volke, einer der kühnsten und unbeugsamsten Vorkämpfer der Preßfreiheit, war, weil er deistische und republikanische Stellen aus Paine's „Zeitalter der Vernunft" abgedruckt, zu 1500 Pfd. Strafe und dreijähriger Gefängnishaft verurteilt worden. Seit dem Manchesterblutbade „hatte der Strom der Empörung nicht aufgehört, in Shelley's Adern zu kochen," und er wartete gespannt, „auf welche Weise das Land seine Empfindungen über diese blutige, mörderische Bedrückung seiner Zerstörer äußern werde." Bei der Nachricht dieses Prozesses loderte sein Zorn in neuen Flammen empor, und er schrieb in der ersten Entrüstung (am 3. November) einen für den „Examiner" bestimmten Brief an Hunt. Aber der vorsichtige Freund unterließ auch diesmal die Veröffentlichung [1]).

Shelley fragt: Weswegen wird Mr. Carlile verfolgt? Weil er die Gottheit Christi bestreitet? Ich bestreite sie. Weil er leugnet,

[1]) Erschienen 1841 in der „Westminster Review".

daß die ganze Masse der hebräischen Litteratur göttlichen Ursprungs sei? Ich leugne es. Ich hoffe, dies ist keine Blasphemie, und die Feindseligkeit meiner politischen Gegner wird mich nicht als ein Opfer der abergläubischen Wut der herrschenden Sekte in die Heimat schleppen. Doch bin ich bereit, meine Pflicht zu erfüllen und alle Folgen, die sich an ihre Erfüllung knüpfen mögen, zu ertragen."

Die Jury, die Carlile verurteilte, war Partei, also nicht fähig, ihn zu richten. Es ist das Vorrecht jedes Engländers, von Ebenbürtigen gerichtet zu werden. Ebenbürtige sind Personen gleichen Ranges, gleichen Standes, gleicher Konfession. Carlile aber ist Deist, seine Richter sind Christen. Aufs Entschiedenste fordert Shelley gleiche Gerechtigkeit für alle. Sind Carlile und Paine die einzigen Deisten? Waren es nicht auch Hume und Gibbon? Sind es nicht auch Drummond, Godwin und Bentham? Und welche Menschen von geistigem Range sind es nicht? Warum klagt man jene nicht an? Warum vernichtet man den armen Buchhändler? Mr. Carlile hat Anspruch auf ein neues Verhör von Männern seines Standes.

Mehr noch als die Gewaltthätigkeit der politischen Schergen mußte es Shelley empören, wenn er diejenigen, die zu Tröstern und Förderern der Menschheit und zu Wahrern des Fortschritts berufen waren, wenn er die Dichter im Dienste der Tyrannen und Finsterlinge sah. Er hatte Wordsworth's Fahnenflucht noch immer nicht verwunden; und die Empörung, die ihn seit seiner konservativen Wahl (1818) gegen ihn erfüllte, erhielt neue Nahrung, als Wordsworth im Sommer 1819 ein schon vor zwanzig Jahren geschriebenes Gedicht „Peter Bell" veröffentlichte. Die kleinlich-alltägliche, in unendlichen Wiederholungen ihre Armseligkeit offenbarende Manier des Dichters einmal zugestanden, war „Peter Bell" nicht ohne Vorzüge, und nur der Augenblick seiner Publikation in diesen Tagen sozialer und nationaler Kämpfe schlecht gewählt. Wen interessierte jetzt die Geschichte Peter Bells, oder vielmehr die Geschichte von des Töpfers klugem Esel, der den wüsten Gesellen Peter Bell, als er ihn auf einsamer Haide stehlen will, durch die wunderbare Treue gegen seinen toten Herrn läutert und zu einem guten, ehrlichen Menschen macht.

„Peter Bell" erfuhr eine scharfe Kritik durch die Patrioten. Leigh Hunt nannte es „einen didaktischen Greuel", der sich auf

die Grundsätze der Furcht und Bigotterie und auf krankhafte Impulse gründe. Hamilton Reynolds aber veröffentlichte noch vor dem Erscheinen des in litterarischen Kreisen bereits bekannten Gedichtes eine wunderbar gelungene Parodie auf Wordsworth, „Peter Bell II.“ [1]), die alle Lacher auf ihrer Seite hatte. Wordsworth's platter Styl, seine Selbstgefälligkeit, sein Größenwahn, seine Manier in Vers und Ausdruck, waren darin auf das witzigste und treffendste verspottet. Peter Bell, der Held, eine echt Wordsworth'sche Figur, alt, gebrechlich, versimpelt und tugendhaft, liest auf dem Kirchhofe die Inschriften der Grabsteine aller von Wordsworth geschaffenen und besungenen Gestalten und zuletzt, tief bewegt, die des Lakisten selbst:

„Here lies W. W.
Who will nevermore trouble you trouble you.“

Shelley sah in Wordsworth ein typisches Beispiel des Verrates, den der Dichter an seinem Genius begeht, und der sich durch einen raschen Niedergang der geistigen Fähigkeiten des Poeten rächt; er faßte die Sache ernster. Er schrieb „Peter Bell III.“, keine Erzählung aus der Wirklichkeit, sondern eine Warnung, wie Mary sagt, gewidmet „Thomas Brown Esq. H. F.“. Thomas Brown war das Pseudonym, unter welchem Moore die „Fudge-Family“ verfaßt hatte. Das „H. F.“, wahrscheinlich eine Abkürzung für Historian of the Fudges, sollte eine Verspottung des P. L. (poet laureate) sein, das Wordsworth Southey's Namen in seiner Widmung des „Peter Bell“ nachgesetzt hatte, und das der boshafte Hunt als precious looby (pretiöser Tölpel) deutete.

„Peter Bell III.“ sollte unter dem Pseudonym Miching Mallecho [2]) möglichst rasch erscheinen. Aber da Ollier fürchtete, es würde keinen Absatz haben, fügte Shelley sich bereitwillig seinem Urteile und stand von der Drucklegung ab.

Am 2. November schreibt er an Hunt: „Ich habe zu diesem Parteiflugblatte nur wenige Tage und natürlich nur wenig Mühe verwendet. Vers und Sprache ließ ich werden, wie sie wollten.“

[1]) Erschienen in „Odes and Adresses to great people.“

[2]) Hamlet, III, 2.

Ophelia: Was bedeutet dies, mein Herr?

Hamlet: Lustig! Dies ist miching mallecho, es bedeutet nichts! (miching mallecho = die heimlich schleichende Missethat.)

Und an anderer Stelle sagt er: „Ich halte „Peter“ nicht für schlecht in seiner Art, aber vielleicht wird Niemand an etwas Scherzhaftes von mir glauben wollen.“

In der That mußte es verblüffen, daß Shelley in demselben Jahr, das im „Entfesselten Prometheus“ die Vollendung seiner symbolischen Poesie, in der „Cenci“ eine gewaltige historische Tragödie und in den politischen Gedichten das begeisterte Erfassen der Forderungen seiner Zeit bewundert hatte, im „Peter Bell“ nun auch als Humorist auftrat. Allerdings ist seine Parodie nicht so gelungen wie die von Reynolds; das leichte Spiel des Humors unterbricht so mancher bittere Sarkasmus über eigene und fremde Kümmernis.

Die Satire hält sich weniger an die inneren Schäden der Gesinnung und die Gebrechen der Wordsworth'schen Muse als an die äußerlichen Fehler und kleinen Lächerlichkeiten seiner Dichtung. Sie setzt ein, da Peter Bell eben stirbt und ihn der Teufel holt. Der Teufel hat weder Huf noch Schwanz, er ist auch kein Geist, sondern völlig unseres gleichen, bald ein Edelmann, bald ein Dichter, der zum Sekt Lieder fabriziert, bald ein ränkeschmiedender Staatsmann. Peter wird des Teufels Bedienter, erhält eine Livrée und fährt mit ihm zur Hölle.

Die Hölle ist eine Stadt wie London, rauchig und übervölkert, wo allerhand Existenzen vernichtet werden, wo wenig Spaß und noch weniger Mitleid herrscht. Der Teufel, der, wie gesagt, in allen Berufen zu Hause ist, erscheint diesmal als Kleiderhändler, der sich im Kriege unredlicherweise bereichert hat. Er besitzt ein Haus in Grosvenor Square und ladet gern Männer von Geist zu seinen schwelgerischen Gelagen, eine deutliche Anspielung auf den eiteln Prinz-Regenten. Und die Schöngeister kommen zu ihm, wie man sich unter einem verfaulten Baume zur Mahlzeit lagert. Unter den Gästen befindet sich ein Dichter. Southey hatte in seiner „Vision des Gerichtes“ von einer „Satanischen Dichterschule“ gesprochen, welche in die bisher so reine englische Litteratur Ausgelassenheit und Gottlosigkeit gebracht. So parodiert nun Shelley in des Satans Hofpoeten voll witzigem Humor sich selbst. Er ist ein gewaltiger Dichter, ein feinsinniger Psycholog; er scheint alle Dinge zu verstehen, nur sein eigener Geist ist ihm Dunst und Nebel. Er

hätte die Hölle zum Himmel wandeln mögen und für sich selbst einen Himmel von Heiterkeit verdient, aber er vertraut in unklare Schatten und verdammt sich so zum Wahnsinn. Die Poesie ist ihm ein Licht der Liebe, ein Strahl der Wahrheit.

Peter wird begeistert und geht gleichfalls unter die Dichter. Er hat Erfolg und will nun nicht mehr des Teufels Bedienter sein. Da trifft ihn die Rache seines ehemaligen Herrn. Er sendet Peters Werke an alle Zeitschriften und heißt sie tadeln. Unerhörte Schmähungen und Beschuldigungen, die sein Privatleben wie seine Schriften in den Schmutz ziehen, aus der Luft gegriffene Verleumdungen regnen auf Peter nieder.

Shelley hatte selbst diesen Sommer böse Erfahrungen mit der Kritik gemacht. Die „Quarterly Review“ brachte einen Aufsatz über die „Empörung des Islam“, der, nachdem er das Werk in Grund und Boden kritisiert, Shelley's Privatleben in verleumderischer Weise angriff und sein künftiges Schicksal dem gerechten Untergange Pharao's im Roten Meere verglich. Shelley beschuldigte Southey, den Artikel geschrieben zu haben und dachte einen Augenblick an eine Erwiderung. Doch erkannte er noch rechtzeitig, daß es „ein trauriges Uebergreifen in fremdes Gebiet sei, wenn Dichter kritisieren. Sie sollen entzücken, aber nicht richten.“ Shelley's Verteidigung übernahm Hunt in drei Artikeln des „Examiner“ vom September und Oktober 1819. Er habe fast drei Monate in einem Hause mit Shelley gewohnt, sagte er, „und wie lebte dieser schamlose, ausschweifende Dichter? Wie Plato selbst — manche seiner Theorien gleichen ja denen Plato's — oder mehr noch, wie ein Pythagoräer.“

Einigen Trost brachten auch drei Aufsätze in „Blackwood Magazine“, der maßgebendsten Zeitschrift Englands, in denen Wilson, (Christopher North) der gefürchtetste Kritiker seiner Zeit, „Die Empörung des Islam“, „Alastor“ und „Rosalinde und Helene“ besprach und Shelley einen Dichter in der höchsten Bedeutung des geheimnisvollen Wortes nannte.

Peter Bell jedoch verschmäht es nicht wie sein Autor, sich in eigener Person zu verteidigen, und verfaßt lange Prosaschriften. Gleichzeitig aber geht eine Wandlung in ihm vor. Der Teufel verschafft ihm eine Uebersetzung von Kants Werken, in die er sich vertieft. Die Lakisten studierten ja alle eifrig deutsche Dichter und Denker. Peter dichtet

nun ohne eine klare Vorstellung der Dinge. Er ist weder Deist, noch Christ. Er weiß nur, daß Glück Unrecht sei. Sein Herz schmilzt aus Mitleid über den gefangenen Fisch, aber seiner sterbenden Heimat kann er ruhig in's Auge schauen. Er schreibt Oden an den Teufel, schmeichelt der Tyrannei und erntet ungeteilten Beifall. Der Teufel verschafft ihm eine Sinekure, und Peter kauft hoch beglückt Haus und Feld. Jede seiner Bewegungen scheint gewissermaßen einem Herrn den Fuß zu küssen. Da stirbt plötzlich sein Patron, der Teufel, und nun fällt ein sonderbarer Fluch auf Peter. Er wird stumpf und stumpfer, immer trübseliger, immer dümmer. Setzer und Kritiker schlafen bei seinen Gedichten ein, und derselbe Fluch der Langeweile legt sich auf seine ganze Person. Seine Nähe wird unerträglich, die Stumpfheit, die Schläfrigkeit teilt sich seiner Umgebung mit. Sein Weib und seine Kinder, seine Blumen und Tiere werden davon angesteckt, auf sieben Meilen im Umkreise lagert die Pest der Stumpfheit, die Gegend wird ein toter, verzauberter Bezirk, den Niemand zu betreten wagt.

Wordsworth's Meinung von Shelley war nicht viel besser als Shelley's Meinung von ihm. Als Trelawny ihn fragte: „Was halten Sie von Shelley als Dichter?" erwiderte er: „Nichts!" Und da er Trelawny's Erstaunen bemerkte, fügte er hinzu: „Von einem Dichter, der vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre kein gutes Gedicht hervorgebracht hat, können wir schließen, daß er auch keines mehr machen wird." „Aber ‚Die Cenci?'" warf Trelawny ein. „Taugt nichts!" versetzte Wordsworth.

In späteren Jahren kam der alte Dichter von seinem Vorurteile gegen den jüngeren zurück, trotz „Peter Bell", dessen Veröffentlichung durch Mary (1839) er noch erlebte.

Aber die Zeit war für derlei poetische Scherze zu ernst. Ja, es dünkte Shelley jetzt mitunter, als stünden die moralischen und politischen Wissenschaften überhaupt höher als die Poesie. „Wäre ich gesund", hatte er schon zu Beginn des Jahres an Peacock geschrieben, „so würde ich mich sicherlich der letzteren befleißen. Denn ich kann mir ein großes Werk denken, das die Entdeckungen aller Zeiten in sich vereinigen und die widersprechenden Bekenntnisse, die die Menschheit beherrschen, versöhnen sollte".

Nun verließ er thatsächlich, „die duftenden Gärten der Poesie, um durch die große Sandwüste der Politik zu reisen. Wie Sie denken können“, schreibt er an Mrs. Gisborne, „nicht ohne die Hoffnung, irgend ein verzaubertes Paradies zu finden“.

Um dieselbe Zeit definiert er in einem Briefe an Hunt die Aufgabe des Patrioten: „Die Wage halten zwischen der Ungeduld des Volkes und dem Eigensinn des Tyrannen; das Recht des Widerstandes und die Pflicht der Duldung einschärfen“. — „Sie wissen“, fährt er fort, „meine Prinzipien lassen mich in der Politik alles Gute, das ich erlangen kann, ergreifen und stets noch mehr anstreben. Ich bin einer von jenen, die nichts völlig befriedigen kann, aber die bereit sind, teilweise befriedigt zu sein mit allem, was ausführbar ist.

Er beschloß jetzt, ein Buch für die weiten Kreise zu schreiben, belehrend und zugleich lesbar, das seine Ansichten über politische und soziale Dinge klar darthun und sich nicht an die Leidenschaften sondern an die Vernunft der Menschen wenden sollte. In kühnem, aber gemäßigtem Tone gehalten, sollte es für die philosophischen Reformatoren in politischen Dingen ein maßgebendes, klassisches Buch werden. Im Dezember ging er an seine Ausarbeitung der „Philosophischen Betrachtung der Reform“ [1]) (Philosophical View of Reform). Shelley war nicht der einzige, der in jenen Tagen eine Krise im englischen Staatsleben für nahe bevorstehend hielt. Auch Southey, der gleichzeitig seine „Gespräche über den Fortschritt und die Zukunft der Gesellschaft“ schrieb, glaubte, man gehe einer großen Revolution im Staate, in der Religion und im Eigentumsrechte entgegen.

Shelley eröffnet seine „Philosophische Betrachtung“ mit einer kurzen Aufzählung jener Güter, auf welche die Menschheit in politischer und intellektualer Hinsicht Anwartschaft und Hoffnung habe, und wendet sich sodann der gegenwärtigen Lage Englands zu. Ueberall wird die Notwendigkeit eines Umschwunges in den socialen und politischen Verhältnissen empfunden. Das Volk ist zum Bewußtsein seines elenden Zustandes gelangt. Eine Hauptursache dieses Elends ist in Shelley's Augen die moderne Erfindung des Credits, welcher Leuten, deren Reichtum nichts weiter als betrügerisches Papier ist,

[1]) Ungedruckt. Auszüge mitgeteilt von Dowden. „Life of P. B. S.“

eine Reihe falscher Geldtransaktionen ermöglicht. Hierdurch entsteht eine neue Aristokratie, die sich auf Betrug gründet, wie die alte auf Gewalt.

Ein oft gerühmter Vorzug dieses Systems, daß es die nationale Industrie hebe, heißt weiter nichts, als daß es die Arbeit der Armen steigere, um dem Luxus der Reichen zu genügen. Der Arbeiter muß sechzehn Stunden arbeiten, wo er früher nur acht gearbeitet. Seine Kinder werden zu leblosen Maschinen gemacht in einem Alter, in dem sie sonst vor den Hütten der Eltern spielten. Und all dies nur darum, weil sich die Menge derer, welche den Vorteil der Arbeit genießen, unverhältnismäßig vermehrt hat. Das größte aller socialen Uebel aber ist die unter der Form der Nationalschuld bestehende ungerechte Verteilung des Produktes der Arbeit des Volkes und seiner Ahnen. Hier wurzelt die moderne Sklaverei. Die in zwei freiheitsmörderischen Kriegen [1]) aufgehäufte Nationalschuld ist in Wahrheit keine Schuld der Nation, sondern eine Schuld der bevorzugten Klassen gegen einen Bruchteil derselben Klassen. Das Geld, das man dem Volke zum Zwecke dieser Kriege abgenommen, hätte zur Verbesserung seiner Lage, zur Hebung der Künste verwendet werden können.

Es giebt zweierlei Arten von Eigentum. Dem einen liegen Arbeit, Handel, Sparsamkeit, Geschick, Genie zu Grunde, und die politischen Institutionen sollten Jedermann helfen, auf solche Art Erworbenes zu schützen. Aber es giebt noch eine andere Art des Eigentums, das seinen Quell in Usurpation, Betrug oder Gewalt hat, und dieses ist eine Last, die den redlichen Arbeitern aufgebürdet wird, um des Luxus einiger Weniger willen, die im Müssiggange leben.

Was die Reform der Volksvertretung anbelangt, so sieht Shelley in dem allgemeinen Wahlrecht das Ideal aller freien Völker. Doch hält er den Tag dafür noch nicht gekommen. Bentham und andern Schriftstellern, die die Zulassung der Frau zum Wahlrechte fordern, erwidert er, daß die Forderung berechtigt, aber der Zeitpunkt ihrer Erfüllung noch nicht da sei. Daß er dereinst kommen werde, ist ihm natürlich selbstverständlich. Die feste Zuversicht auf eine glückliche Zukunft verläßt ihn keinen Augenblick. Er hatte sich in Italien einen Ring machen lassen mit dem Motto: Il buon tempo verra.

[1]) Gegen Nordamerika.

Man habe in diesen Zeiten nicht viel Stimmung zur Poesie, schrieb Shelley an Medwin. Um nicht zu feiern, übertrug er den „Cyklop“ von Euripides in zierliche, fließende englische Blankverse, ein Meisterwerk der Uebersetzungskunst, obzwar nach Mary's Aussage die letzte Hand nicht daran gelegt wurde und Shelley, wie Swinburne nachgewiesen, einen fehlerhaften Text benützte.

Im Dezember fand er endlich die Stimmung zum vierten Akte des „Entfesselten Prometheus“, dieser Phantasie eines über jede irdische Schranke erhobenen Geistes. Und in demselben Monat entstand in den Cascine, in einer Waldpartie am Arno, die „Ode an den Westwind“. Trotzdem findet Shelley, daß er nur ziemlich fleißig sei, und schreibt: „Wären die Fähigkeiten meines Geistes nicht in einem Gefängnis eingekerkert, dessen Gitter tägliche Sorgen und vulgäre Schwierigkeiten sind, so könnte ich wohl etwas leisten, aber so —!“

Auch bei einem praktischen Unternehmen finden wir ihn um diese Zeit mit dem ganzen Eifer, mit dem er eine Sache ergriff. Mrs. Gisborne's Sohn, Henry Reveley, war mit der Konstruktion eines Dampfschiffes beschäftigt, damals ein Wunderwerk, an das sich nur ein unternehmender Geist heranwagte, und recht geeignet, Shelley's Phantasie anzuregen. Als Henry ihm berichtet, daß der Guß des Cylinders, des ersten in Italien, gelungen sei, schreibt ihm Shelley (17. November 1819): „Man könnte sich Gott vorstellen, daß er so begeistert seinem Werke zusah, als er die Erde machte und die granitenen Berge und steinernen Vorgebirge in ihre zerklüfteten Formen schießen sah; als sie, ineinander schmelzend, Millionen Meilen des leeren Raumes mit ihrem Glanze erfüllten wie der Schweif eines Kometen. Gott sieht seine Maschinen um die Sonne kreisen und freut sich ihres Fortschreitens; und er hat ein Patent genommen, alle Sonnen des Weltraumes mit gleichen Erzeugnissen zu versehen. Ihr Schiff wird dem Meere sein, was diese Erde der Flut des Aethers ist: ein glücklicher und rascher Wanderer.

Der neue Dampfer sollte zwischen Marseilles und Livorno regelmäßig kreuzen. Shelley, Feuer und Flamme für das Unternehmen, verpflichtete sich, zu den großen Kosten, die es verursachte, 250 Pfd. beizusteuern. „Mit unaussprechlicher Genugthuung denke ich daran,“ schreibt er am 13. Oktober an Mrs. Gisborne, „daß

mein Bitten und Ueberreden Ihre Bedenken in diesem Punkte besiegt hat, daß jeder Vorteil, der aus dem Unternehmen fließt, Ihnen gehören wird, während ein etwaiger Vorwurf der Unvorsichtigkeit auf mich fallen muß. Ich werde so die Freude des Erfolges teilen und den Tadel des Verlustes tragen (wenn dergleichen möglich sein sollte). Und was kann ein Mensch, der eines anderen Freund ist, mehr wünschen!"

Da aber zur selben Zeit auch Godwin mit neuen Forderungen an Shelley herantrat und die Geldsendungen aus England ungebührlich lange ausblieben, sah er sich zu Ende des Jahres in materielle Sorgen und Schwierigkeiten verwickelt, unter denen er mehr litt, als er die Freunde merken lassen wollte.

Auch verschlechterte der rauhe Florentiner Winter und das wenig zuträgliche Wasser seine Gesundheit, und so entschloß er sich im Januar, die bis zum März gemietete Wohnung aufzugeben und Florenz zu verlassen.

Am 26. Januar reiste Shelley mit den Seinen bis Empoli auf dem Arno, dann, da schlechtes Wetter eintrat, im Wagen nach Pisa, wo er in Casa Frasi am Lung Arno eine Wohnung bezog. Klima und Wasser erwiesen sich hier außerordentlich günstig. Auch fand Shelley in Dr. Vacca einen tüchtigen Arzt, der ihn endlich von seinen fortwährenden Schmerzen befreite, indem er ihn bewog, von allen Medikamenten abzusehen. Vacca, dem die Stadt Pisa später auf dem Campo Santo ein von Thorwaldsen geschaffenes Denkmal setzte, erwies sich zugleich als ein Mann von freien Ansichten in Politik und Philosophie, mit dem sich ein Stündchen angenehm verplaudern ließ.

Weniger zogen Shelley die Kunstschätze von Pisa an. An der Architektur der christlichen Aera und den Denkmälern der Frührenaissance konnte er keinen Geschmack finden, sie schienen ihm barbarisch. „Pisa sieht aus wie eine Universitätsstadt", schreibt er an Leigh Hunt; „viele Stadtteile scheinen aus Collegienhäusern zu bestehen, und wir haben ein Gefühl, als sollten wir im Amtskleide gehen." Einen besonderen Zauber übte der Sonnenuntergang in Pisa auf ihn aus, wenn sein Blick von dem marmornen Brückenbogen über den Fluß glitt, der gleichsam feurig glühte, und die anmutig geschwungene Linie der Paläste am Lung Arno verfolgte.

In Pisa lebte Lady Mountcashell, Mary Wollstonecraft's Lieblingsschülerin Margaret Kingston. Sie war eine Anhängerin Godwin'scher Ideen, eine demokratische Gräfin, und auch in ihren Ansichten über die Ehe eine Parteigängerin der neuen Prinzipien. Von Lord Mountcashell hatte sie sich getrennt und lebte seit Jahren mit Mr. George William Tighe in Italien als Mr. und Mrs. Mason[1]; nun schon in vorgerückterem Alter, hatte sie sich von der Politik zurückgezogen und führte in einer mit zwei Töchtern gesegneten Ehe, die die Gesetze nicht anerkannten, ein Haus, das als Muster eines gemütlichen Familienheims gelten konnte, und in dem nun auch die Shelleys manche freundliche Stunde verlebten.

Landor weilte gleichzeitig in Pisa, aber Shelley bekam ihn nicht zu Gesicht. Der grimme Löwe wollte von keinem Landsmann etwas wissen.

Im Ganzen verging die erste Hälfte des Jahres 1820 ereignislos. Shelley studirte Spinoza und trieb mit Mary Mathematik. Die „Sinnpflanze" entstand, deren Heldin, nach Medwin, Mrs. Mason ist. Aus dem Gedichte „Die Frage" spricht aufs Neue ein Gefühl trauriger Vereinsamung. Der Dichter sieht in einer Vision die winterliche Flur plötzlich im Frühlingsschmucke prangen. Er bindet im Traume die Blumen zum Strauß, er eilt, ihn anzubieten, und hält inne bei der Frage: wem, o wem?

Auch der „Zucca" und der Entwurf der „Fee des Atlas" stammen aus diesen Tagen.

Im Mai reisten die Gisborne's nach London. Die Ausführung des Dampfschiffprojektes war, als sie bereits ziemlich weit gediehen, auf Schwierigkeiten gestoßen, und da sich Henry Reveley nun in England eine feste Anstellung darbot, war Shelley der Erste, der ihm riet, sie zu ergreifen. „Lassen sie keine Rücksicht auf meine Interessen oder irgend eine Erinnerung an die Quellen, aus denen das Kapital floß, Ihren Entschluß zur Rückkehr beeinflussen," schreibt er ihm. „Ich bezweckte lediglich Ihren wahren Vorteil, und nur wenn ich durch irgend welche Rücksichtnahme auf eine Förmlichkeit um diesen betrogen werde, wird mir übel gelohnt sein."

[1]) Die Heldin in Mary Wollstonecraft's „Stories from Real Life" hieß Mrs. Mason.

Trotzdem war Shelley durch seine Beteiligung an dem Schiffbau in eine so bedrängte Lage geraten, daß er an Medwin schrieb: „Ein Mann wie ich kann thatsächlich nur Dichter sein, indem er sich im Essen und Trinken Beschränkung auferlegt, um seine Drucklegung zu bezahlen."

Der Druck der „Cenci" und des „Entfesselten Prometheus" war gegenwärtig das einzige Interesse in seiner unmittelbaren Umgebung. Seine Gedanken schweiften in die Heimat. Die Gisborne's mußten kleine Gaben für die Freunde mitnehmen. Er trägt ihnen auf, ihm über Godwin zu berichten, dessen geistige Kräfte und moralische Fähigkeiten er mit den Jahren mehr und mehr bewundern lerne. Er weist sie an Hunt und an Hogg. Hunt sehen, heiße ihn lieben, meint er; Hogg kennen, wenn Jemand ihn zu kennen vermöge, bedeute ein Wesen kennen, das von der großen Menge verschieden und ihr unendlich überlegen sei. Peacock lebte als Beamter der East-India-Company und junger Ehemann in behaglichen Verhältnissen. Medwin erntete als Dichter Beifall mit seinen „Skizzen aus Hindostan". Shelley nimmt Teil an ihrem Glücke; er möchte sie alle in Italien um sich versammeln und ladet sie ein „in das herrliche Paradies der Verbannten".

Einundzwanzigstes Kapitel.

„Die Cenci."

Das alte Cenci-Manuskript. Beatrices Portrait. Widmung. Englisches Drama. Milton. Dryden. Otway. Sheridan. Wordsworth. Southey. Coleridge. Godwin. Landor. Byron. Aufführung der Cenci. Inhalt. Shelley's Standpunkt. Incest. Realistik. Der alte Cenci. Beatrice. Tragische Schuld. Nebenpersonen. Scenischer Aufbau. Shakespeare. Byron's Urteil. Musikalische Komposition.

Am 20. April 1818 schrieb Shelley in Bezug auf seine geplante Tassotragödie an Peacock: „Du wirst sagen, ich hätte kein dramatisches Talent. Sehr wahr, in gewissem Sinne! Aber ich habe mir vorgenommen, zu versuchen, was für eine Tragödie jemand ohne dramatisches Talent schreiben kann."

In den Bädern von Lucca fiel ihm die Kopie eines alten Manuskriptes aus dem Familien-Archive der Cenci in die Hand, das den schrecklichen Ausgang des sündenbeladenen Hauses unter dem Pontifikate Clemens VIII. (1599) schilderte. Den tiefen Eindruck, den die Erzählung auf Shelley machte, erhöhte die außerordentliche Popularität, die sowohl der Name der Cenci als ihre furchtbare Geschichte noch immer in Rom genoß. Schon darum schien der Stoff für die dramatische Behandlung geeignet. Hierzu kam auch das lebhafte Interesse, das ihm Beatrice's Porträt einflößte. Guido Reni hatte es während ihrer Gefangenschaft gemalt. Shelley schildert Beatrice in der Vorrede des Drama's: „Fassung liegt auf ihren blassen Zügen. Sie scheint niedergeschlagen, doch Sanftmut und Milde erhellen ihre Verzweiflung. Ihre Gesichtszüge sind ungemein zart, die Augenbrauen hoch geschwungen. Um die Lippen spielt jener unverwüstliche Ausdruck von Phantasie und Empfindung, den die Leiden nicht

zerstört haben, und den, wie es scheint, auch der Tod nicht zu verwischen vermag. Ihre Stirn ist hoch und klar, ihre Augen, die Berichten zufolge, ihrer Lebhaftigkeit wegen berühmt waren, sind glanzlos, aber wunderbar milde und heiter, die Lider vom Weinen geschwollen. In dem ganzen Antlitze liegt eine Einfachheit und Würde, die im Vereine mit seiner Lieblichkeit und dem Kummer, den es ausdrückt, unsäglich ergreifend wirkt. Beatrice Cenci scheint eine jener seltenen Personen gewesen zu sein, in denen Energie und Sanftmut neben einander wohnen, ohne sich gegenseitig zu zerstören. Sie war eine schlichte, tiefe Natur. Das Verbrechen und das Elend, an dem sie handelnd und leidend Teil hatte, bildet gleichsam die Maske und den Mantel, in welche sie die Verhältnisse auf der Weltbühne gehüllt haben."

Die geheimnisvolle Verschmelzung hingebender Sanftmut und heroischer Kraft, die Shelley von jeher anzog, fesselte ihn auch an Beatrice. Mitte Mai 1819 begann er „Die Cenci", und Mitte August war sie vollendet. Shelley, der sonst nur schreibt, wenn das Gefühl ihn hinreißt, nur dichtet, um sein Herz zu entladen, experimentiert hier gewissermaßen und stellt in kühler Betrachtung eine Probe seiner Kraft an. Doch das Ergebnis scheint ihm kein unglückliches. Er widmet „Die Cenci" Leigh Hunt und schreibt dazu (13. September 1819): „Ich hätte es nicht ohne deine Zustimmung gethan, aber ich fragte gestern Abend dein Bild, und es lächelte zustimmend. Ich würde es dir nicht öffentlich anbieten, wenn ich es deiner nicht einigermaßen würdig hielte."

Er selbst findet „Die Cenci" anders als alles, was man von ihm erwarten sollte, populärer, doch von höherem Werte, wenn irgend etwas von ihm auf solchen Anspruch habe. Er glaubte behaupten zu dürfen, daß sein Drama als Kunstwerk keinem modernen Stücke nachstehe. Da er bei diesem Ausspruche nur die englische Bühne im Auge hatte, war damit freilich nicht viel gesagt. Denn seit den Klassikern des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschte im englischen Drama ein entschiedener Stillstand. Als nach dem Bürgerkriege, in dem man die Theater geschlossen und zum Teil niedergerissen hatte, neue Schauspielhäuser und neue Dramatiker erstanden, war das englische Drama fremden Einflüssen preisgegeben und hatte aufgehört, ein nationales Produkt zu sein. Milton ver-

suchte mit dem „Samson Agonistes“ eine Wiederholung der griechischen Tragödie, andre ahmten das spanische Theater nach, maßgebend aber wurde das französische Drydens und Otway's Dramen schreiten auf dem Cothurn Racine's einher, die Intrigue ersetzt die Handlung, Fratzen und Puppen die handelnden Personen, hohles Pathos die wahre Empfindung. Im Lustspiel erschien das französische Vorbild zu derben Zoten vergröbert oder zu abgeschmackten Späßen verplattet und war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts so maßgebend, daß es die Richtung des größten englischen Lustspieldichters, Sheridan, bestimmte.

Der Schwerpunkt der englischen Litteratur ging im 17. Jahrhundert vom Drama auf die Epik über. Die großen Novellisten des 18. Jahrhunderts gaben dem Wiederaufblühen der Poesie ihr Gepräge; das Schauspiel trat in den Hintergrund. Die Dichter aber, die sich nebenbei als Dramatiker versuchten, tragen eine Verachtung für die Bühne zur Schau, die in sonderbarem Widerspruche mit ihrem Schaffen steht.

Wordsworth schrieb 1795 eine wüste Tragödie „Die Grenzbewohner“, welche Motive aus „den Räubern“, „Cabale und Liebe“ und dem „Ewigen Juden“ enthielt, und die er erst 1842 herausgab, als der Geschmack des Publikums an wilden Phrasen und gigantischen Fratzen ohne Lebenswahrheit wieder erloschen war.

Southey verfaßte in seiner Jugend ein Drama „Wat Tyler“, ein revolutionäres Stück, knapp, frisch, lebendig, vielleicht das poetischste seiner Werke, das er aber später verleugnete.

Der junge Coleridge legte seine revolutionären Ansichten in einer deklamatorischen Tragödie, „Robespierre“, nieder und schrieb später noch zwei Dramen, „Zapolya“, eine Verherrlichung Ludwig XVIII. und „Reue“, (1813) dessen Held Osonio eine Variation des Geistersehers ist. Aber der dramatische Nerv fehlte ihm. Und nicht anders erging es Godwin, der mit einer äußerst schwachen Tragödie, „Antonio“, völliges Fiasko machte.

1812 trat Landor mit seinem „Graf Julian“ hervor, worin er die in der englischen Litteratur beliebte Geschichte Roderichs, des letzten Gothenkönigs, behandelte, gegen den Graf Julian die Mauren ins Land rief, weil er dessen Tochter entehrt hatte. Die Handlung

dieſes Dramas geht auf Stelzen, die Perſonen ſind ſentimental-heroiſche Schemen, ihre Rede kalte Rhetorik.

Byron wendete ſich erſt in Venedig dem Drama zu. Er war ein Bewunderer Pope's, ein Anhänger ſeiner klaſſiſchen Regeln, und betonte nachdrücklich, daß er bei ſeinen Dramen die Bühne nicht im Auge habe. Sein „Marino Faliero" war eine ſchönredneriſche Verwäſſerung der hiſtoriſchen Thatſachen, die Perſonen Schablonen ohne Lebensmark, das Ganze, bei zahlreichen lyriſchen und epiſchen Schönheiten, ohne dramatiſches Relief, ohne innere oder äußere Handlung. Shelley war trotz ſeiner Bewunderung für Byron damit nicht einverſtanden. „Wenn ‚Marino Faliero' ein Drama iſt, dann freilich iſt, ‚Die Cenci' keines," ſchrieb er Hunt; „doch dieſes nur entre nous!"

Mit dem Inſtinkte des Dramatikers fühlt er, daß erſt die Bühne dem Schauſpiele zu wahrem Leben verhelfe. Noch während der Arbeit an der „Cenci", im Juli 1819, ſchreibt er an Peacock: „Ich habe mich bemüht, mein Stück für die Aufführung geeignet zu machen".

Für dieſe Aufführung ſollte Peacock im Covent Garden Theater Schritte thun. „Die Hauptrolle, Beatrice, paßt vollkommen für Miß O'Nell und könnte für ſie geſchrieben ſein," meint Shelley; fügt aber hinzu: „Gott verhüte es, daß ich ſie jemals von ihr dargeſtellt ſähe; es würde meine Nerven in Stücke reißen. Die männliche Hauptrolle ſähe ich ſehr ungern von Jemand anderem als Kean geſpielt. Aber dies iſt unmöglich, und ich muß mich mit einem untergeordneten Schauſpieler begnügen".

Allein die ganze Aufführung kam nicht zuſtande. Covent Garden brachte den „Marino Faliero" und lehnte „Die Cenci" ab. Der Shelley-Geſellſchaft blieb es vorbehalten, am 7. Mai 1886 die erſte Aufführung des Dramas vor geladenen Gäſten im Grant Theatre Islington zu veranſtalten. Eine öffentliche Vorſtellung hatte der Lord Chamberlain unterſagt. Der dritte Akt war in zwei Abteilungen geſpalten; die Darſtellung der Hauptrollen durch Miß Alma Murray und Hermann Vezin vorzüglich, die Aufnahme durch ein aus der literariſchen Elite zuſammengeſetztes Auditorium begeiſtert; die Tagesblätter verhielten ſich insgeſammt ablehnend und ſtimmten in dem Urteil überein, der poetiſche Wert der „Cenci" ſei

unbestreitbar, ihren Anspruch, als Bühnenstück zu gelten, aber habe der Versuch der Shelleygesellschaft selbst ad absurdum geführt.

Erst nachdem Shelley seine Hoffnung auf eine Aufführung gescheitert sah, entschloß er sich zu einer Veröffentlichung in Buchform. „Die Cenci“ wurde unter seiner Aufsicht in Livorno gedruckt und erschien bei Ollier im Frühjahr 1820. Er hatte gewünscht, dem Drama das Bild der Beatrice von Guido beizugeben und Miß Curran um eine Kopie gebeten; aber diese Ausschmückung des Buches erwies sich als zu kostspielig und mußte unterbleiben.

Shelley betonte gern, daß er sich streng an die historischen Thatsachen, d. h. an das alte Manuskript aus dem Cenci-Archive gehalten. Das Drama „ist ohne irgend eines jener besonderen Gefühle geschrieben, die meine anderen Dichtungen charakterisieren,“ sagt er. Nachdem Byron eben in „Marino Faliero“ einen Beweis geliefert hatte, wie man historische Charaktere mißverstehen und durch Einmengung persönlicher Gefühle verfälschen könne, suchte Shelley die Charaktere seines Dramas „unparteiisch zu entwickeln, sie zu geben, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach in Wirklichkeit waren und den höchsten Grad der Volkstümlichkeit anzustreben, den eine solche Entwicklung hervorbringen kann.“

Zu Trelawny sagte er: „Mein Hauptaugenmerk war, eine Leidenschaft, die ich nie geteilt, in keuscher Sprache und den Regeln einer aufgeklärten Kunst gemäß zu schildern.“

Den Inhalt der alten Handschrift faßt er selbst folgendermaßen zusammen: „Cenci, ein alter Mann, hat sein Leben in Ausschweifung und Sünde hingebracht und wird schließlich von einem rätselhaften Hasse gegen seine Kinder gepackt, der sich seiner Tochter gegenüber ebenso heftig als grausam in einer unnatürlichen Leidenschaft äußert. Das Mädchen, ursprünglich von sanfter, liebenswürdiger Gemütsart, verbündet sich nach vergeblichen Versuchen die Schmach abzuwenden, mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder zum Morde des Tyrannen. Die That wird entdeckt, und der Papst verurteilt die Verbrecher zum Tode. In dem alten Cenci war ihm eine Quelle großer Einnahmen verloren gegangen.“

Shelley täuschte sich nicht darüber, daß die Geschichte der Cenci zu entsetzlich, zu abstoßend war, um eine trockene Darlegung ihrer Thatsachen auf der Bühne zu vertragen. „Wer ein solches Thema

behandeln will", sagt er in der Vorrede, „muß das ideale Moment verstärken und die Gräuel der Ereignisse dämpfen, so daß das Vergnügen, das uns die Poesie gewährt, und das eben im Ungestüme der Leiden und Verbrechen wurzelt, zugleich jenes peinliche Gefühl mildert, welches die Betrachtung dieser moralischen Ungeheuer in uns erregt."

Diesem doppelten Probleme der historischen Treue und der poetischen Verklärung wollte Shelley gerecht werden durch den Standpunkt, auf den er sich seinem Stoffe gegenüber stellte. „Man muß vermeiden, die Composition dem unterzuordnen, was man gewöhnlich einen moralischen Vorwurf nennt," sagt er. Also jenseits von gut und böse wollte er sich stellen und sich jedes eigenen Urteils enthalten. „Der höchste moralische Vorwurf der höchsten Gattung des Dramas ist: das menschliche Herz durch seine Neigungen und Abneigungen zu lehren, daß es sich selbst kenne. Das Maaß dieser Erkenntnis bestimmt den Grad der Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Duldsamkeit jedes menschlichen Wesens. Vermag das Dogma mehr, nun wohl! Doch ein Drama ist nicht das geeignete Mittel, es aufzudrängen."

Immer die Bühne vor Augen, wagte Shelley die verruchte That, auf welche der Schwerpunkt der Handlung fiel, nur leise zu berühren. Zwar äußerte er gegen Mrs. Gisborne: „Der Incest ist wie viele unstatthafte Dinge ein höchst poetischer Umstand, gleichviel ob er nun aus einem Uebermaaße der Liebe oder des Hasses entspringt oder aus der Geringschätzung alles anderen um eines Einzigen willen, gleichviel, ob er sich in die Glorie des höchsten Heroismus hüllt, oder in die cynische Wut, die, Gutes und Böses in den bestehenden Einrichtungen vermengend, die Sitte durchbricht, um in Selbstsucht und Haß zu schwelgen."

Trotz alledem, und obzwar Byron im Marino Faliero den Nerven des Publikums eine Hinrichtung auf offener Scene erfolgreich zugemutet hatte, zweifelte Shelley doch, ob sein Thema, wie immer er es auch auffaßte, auf der Bühne zugelassen würde. Er tröstete sich mit der historischen Wahrheit des Stoffes, mit der besonderen Zartheit, die er bei der Behandlung walten ließ und schalt es eine Zimperlichkeit, solche Themen von der Bühne auszuschließen, den „Ausfluß einer niedrigen Gesinnung des Publikums, die dem majestätischen,

selbstvertrauenden Wissen des goldenen Zeitalters unseres Landes unbekannt war.“ Aber es war alles umsonst. Nur dem künstlerischen Werte des Dramas kam die Vorsicht und Zurückhaltung zu Gute.

Shelley selbst hatte die Empfindung, etwas von seinen bisherigen Werken durchaus Verschiedenes geschaffen zu haben. „Die Arbeiten, die ich bis jetzt veröffentlichte“, sagt er in der Widmung, „waren wenig andres als Visionen, die meine persönlichen Ansichten über das Schöne und Gerechte verkörperten. Ich erkenne an ihnen auch die litterarischen Mängel, die der Jugend und dem Ungestüm eigen sind. Sie sind Träume dessen, was sein sollte und könnte. Das Drama, das ich jetzt biete, ist eine traurige Wirklichkeit. Ich lege die anmaßende Miene des Lehrers ab und bescheide mich mit den Farben, die meinem Herzen zu Gebote stehen, um wirklich Gewesenes zu malen.“

Und doch war es nur scheinbar ein seiner früheren Dichtung entgegengesetztes Gebiet, auf das er mit der „Cenci“ geriet. In Wirklichkeit war es eben das Märchenhafte, Ungeheuerliche, Unglaubliche und Phantastische dieses historischen Stoffes, das ihn anzog. Die moralische Sphäre der unmoralischen That war es, die ihn fesselte, die übermenschliche Gewalt dieser als menschlich verbürgten Leidenschaften, das Unglaubliche des überlieferten Textes, die Unnatur dieser geschehenen Ereignisse, die Ausnahme von der Regel des Allgemein-Menschlichen, die in der Geschichte der Cenci vorlag. Shelley verwahrt sich mit Eifer dagegen, daß er seine eigenen Ansichten über gut und böse, wahr und falsch in die Darstellung der Charaktere verwebt oder versucht habe, unter der durchsichtigen Hülle alter Namen und Handlungen eine kalte Personifikation seines eigenen Geistes zu geben. Aber die Cenci sind trotz ihres eifrigen Katholizismus und ihres historischen Blutgeruches nicht minder titanische und phantastische Gestalten als die meisten anderen Kinder der Shelley'schen Muse. Das moralisirende Pathos aber, mochte er es auch vermeiden wollen, lag ihm im Blute. In der Widmung an Hunt knüpft er an das Drama für sich und den Freund die Mahnung, „fortzufahren in jener geduldigen und unversöhnlichen Feindschaft gegen politische und häusliche Tyrannei und Betrügerei, die dein Leben kennzeichnet und meines kennzeichnen würde, wenn mir Gesundheit und Talent beschieden wäre, und uns in unserer Aufgabe stärkend, zu leben und zu sterben.“

Der thatsächliche Unterschied zwischen der „Cenci" und Shelley's früheren Werken lag nur darin, daß er bisher in einer überirdischen Welt des Lichtes und der Liebe verweilt hatte, während er hier eine über die Sphären des normalen Seins ebenso phantastisch hinausgehende Welt des Hasses und der Sünde schilderte. Die historische Fabel scheint nicht minder in der Luft zu hängen als die erfundenen seiner früheren Dichtungen.

Der alte Cenci ist ein Complex aller gemeinen und bösen Triebe im Menschen, eine Verkörperung des Bösen schlechtweg, ein abstraktes Nachtbild, ein Riese, ein Teufel an Lasterhaftigkeit und Bosheit. Er erinnert an Shelley's Bewunderung für „Die Räuber", denn er hat einen Zug des Franz, aber er ist noch hundertmal unmenschlicher und unerträglicher, denn er ist ein Greis, er hat das weiße Haar, das wir verehren wollen. Er tritt vor uns hin in der Ehrfurcht gebietenden Gestalt des Vaters. Auf diesen schauerlichen Widerspruch fällt der Schwerpunkt des Konfliktes. Cenci ist der verabscheuungswürdigste Verbrecher, der als Vater Achtung heischt. Er verkörpert die Lüge, die eine alte Ueberlieferung geheiligt hat, und die zu einem Krebsschaden der Gesellschaft geworden ist.

Beatrice sagt (I, Gastmahlscene):

„Weil Tyrannei und frevler Haß geschützt
Sind durch die grauen Haare eines Vaters,
Weil er in diese Glieder uns gehüllt,
Die er nun quält, und über die er siegt;
Weil wir, die Toten, die Verzweifelten,
Sein eigen Fleisch und Blut sind, seine Kinder,
Sein Weib, die er beschützen sollt' und lieben,
Wie, sollen in der unbarmherzigen Welt
Wir darum schutzlos sein?"

Der alte Cenci ist ein Uebermensch im Verbrechen. Die Frevel, die seine Phantasie ersinnt, und die Kraft, mit der er sie ausführt, übersteigen das Maaß des Sterblichen. Seine schaurige Größe imponirt, ja sie erdrückt fast. Der Maaßstab der gewöhnlichen Moral wagt sich an das Ungeheuer nicht heran. Kein Zug, der die Scheußlichkeit seines Charakters milderte; es wäre denn ein gewisser grausiger Humor. Wenn er in der Gastmahlscene die Gäste über die entsetzliche Veranlassung des Festes, den Tod seiner Söhne, erst täuscht, um

sich dann an ihrem Entsetzen zu weiden, wenn er vorgiebt, seine Familie hätte sich gegen ihn verschworen, und er müsse auf seinen Schutz bedacht sein, wenn er Lucretia mit unbegründeten Vorwürfen einschüchtert, so freut er sich an seiner Schlechtigkeit wie ein Schauspieler an einer dankbaren Rolle.

Er kennt weder Schwäche, noch Furcht, noch Scham, noch Reue, nichts von allem, was andere Sünder im Zaume hält. Er ist ein Feinschmecker im Verbrechen. Er genießt das Böse, das er thut, mit teuflischer Wollust. Alternd, sind seine Sinne stumpfer, übersättigt, er braucht immer stärkere Reizmittel, sein Interesse zu spannen, er sinnt auf immer größere, unerhörtere Verbrechen. Als er jung war und die Mannheit in ihm noch jeden rasch gefaßten Gedanken ausführte, war die Lust ihm süßer als die Rache. Er dachte an nichts als an Vergnügen, bis er dessen müde ward. Dann kam eine Zeit, da nur mehr eines ihn noch freute: die Todesqual der andern, da es ihm schien, als hätte er nicht gewußt, was Freude sei, ehe er das Röcheln seiner Feinde und das Stöhnen seiner Kinder vernommen. Nun ist er auch hierin übersättigt. Er wird geizig, denn das Gold ist des alten Mannes Schwert. Cenci ist ehrgeizig im Verbrechen. Wie der alternde Held seine ganze Kraft zu einer letzten Großthat anspannt, so er zu einer letzten kolossalen Missethat. Er will einen Trumpf ausspielen, der alles Böse, das bisher auf Erden verübt worden ist, in Schatten stellen soll. Langsam dämmert der wahnwitzige Plan in ihm auf; er selbst wagt sich erst kaum daran. Der rasche Jugendmut, der ihm sonst eigen war, steht ihm nicht mehr zu Gebote; er muß im Wein die Begeisterung zum Frevel suchen. Er handelt wie unter einem höheren Banne. Es muß geschehen! Seine schwarze Bosheit prallt bei dem ersten Anlaufe an Beatricens makelloser Reinheit ab. Er wird schwankend; er, der Unbeugsame, Ueberkräftige, stammelt vor ihr. Er muß sich selbst gut zureden, daß er die That vollführe.

„So sitzt ein Mensch am nassen Strande zitternd
Und streckt den Fuß wohl in den kalten Strom,
Versuchsweis! Einmal drin — wie freut sich der
Entzückte Geist!"

Es dünkt ihn selbst ein fürchterliches Ding, solchen Frevel zu verüben, wie er ihn ersonnen. Er empfindet ein Grauen davor.

„Ich wollt', es wär' gethan!"

Er entsagt aus freien Stücken der letzten Verfeinerung seines Racheaktes, daß die Unthat mit Beatricens Einwilligung geschehe und so auch ihre Seele für alle Ewigkeit verloren werde.

Als Cenci's Hauptverbrechen bezeichnet die alte Handschrift seinen Atheismus. In Shelley's Augen aber hätte dieser als eine Tugend die Reihe seiner Laster unterbrochen. Darum macht er aus Cenci einen bigotten Anhänger der kirchlichen Satzung. Er glaubt an einen persönlichen Gott, der ihm einen Beweis seines Wohlwollens gegeben, als er sein Flehen um den Tod der vier Söhne erfüllte, glaubt an den Weltenvater, der das Gebet eines Vaters gegen seine Kinder gewissermaaßen aus esprit de corps erhört. Das Vollgefühl seiner von Gott stammenden Autorität giebt ihm Sicherheit. Mit einem Vaterfluche entwaffnet Gott den Sieg und vernichtet blühende Städte. Cenci kniet nieder und flucht Beatricen. Was andrer Weiber Glück und Segen, soll ihr Verderben sein. Uebles entspringe ihrer Schönheit, sie verkehre sich in eklen Aussatz; in ihrem Busen nähre die Liebe keine Tugend; wenn sie ein Kind gebiert, so wachse es an Mißgestalt und Bosheit und mahne sie mit ihren eigenen Zügen an den Verhaßten, der das Uebermaß des Elends über sie gebracht. Noch im Schlafe murmelt er: Gott, höre eines Vaters Fluch! Bist du nicht unser Vater?

Seine Gattin Lucretia unterbricht die grausige Verwünschung. Sie sagt: Gott strafe solche Bitten durch ihre Gewährung. Da schnellt der kniende Cenci empor und ruft mit hoch erhobenem Arm: „Er thue seinen Willen, ich den meinen!" Er fühlt sich Gott ebenbürtig in seiner Macht, ein Dämon der Rache und des Verderbens. Die vollbrachte That erfüllt ihn mit Freude. Er ist am Ziel. Im Himmel soll man klagen hören wie über einen gefallenen Engel, auf Erden soll alles Gute verdorren. Er darf nun ausruhen von seinem Werke, er wird sich eine Stunde Schlaf gönnen. So legt er sich nieder zu dem Schlummer, von dem er nicht mehr erwacht.

Wie alles Dunkel auf den alten Cenci, so ist alles Licht auf Beatrice gehäuft. Er watet in Blut und Verbrechen, sie ist die Reinheit und Unschuld in Person; seiner unmenschlichen Grausamkeit steht ihre Sanftmut und Milde gegenüber, seiner sinnlichen Verworfenheit ihre unberührte Jungfräulichkeit; seinem Hasse ihr Herz

voll Liebe und Güte. Der Dichter hat alles gethan, um die Schuld ihrer grausigen That von ihr abzuwälzen und dem Schicksale zur Last zu legen. Beatrice fällt dem Leben und seiner furchtbaren Ungerechtigkeit zum Opfer. Sie ist eine kühle, keusche Mädchennatur. Nur flüchtig in erster Jugend hat eine Neigung zu einem Manne sie gestreift. Der junge Orsino gefiel ihr wohl, und als er um sie warb, gestand sie ihm offen ihre Liebe. Doch seitdem ist Orsino Priester geworden, und ihre bräutlichen Gefühle haben sich in die stille Neigung einer Schwester verwandelt. Sie hat allen Heiratsgedanken entsagt; sie will der Stiefmutter und dem Bruder ihr trauriges Loos im väterlichen Hause tragen helfen. Sie ist es, die jene vor dem Alten schützt, sie steht wie eine Mauer zwischen ihnen und dem Vater. Und doch war Beatrice, wie schon ihr Verhältnis zur Stiefmutter zeigt, zur liebevollsten und besten Tochter geschaffen. Gewaltig mußte das erlittene Unrecht sein, daß es Ehrfurcht und Liebe in ihrem weichen Herzen zu entwurzeln vermochte und die scheue Zurückhaltung ihres Wesens überwand. Vieles hat Beatrice ertragen und die heilige Hand geküßt, die sie zu Boden drückte; vieles hat sie entschuldigt, hat gezweifelt, und als kein Zweifel mehr möglich war, durch Langmut, Liebe und Thränen den unmenschlichen Vater zu erweichen gesucht. Sie hat eine Bittschrift an den Papst gerichtet, daß er sich ihrer annehme, aber sie blieb unbeantwortet.

Sie hat lange Nächte hindurch zu Gott, dem Vater aller, gefleht, und als auch er sie nicht erhörte, noch weiter geduldet, weiter getragen. Erst die Ermordung der Brüder und das Freudenfest des Vaters machen das Maß ihrer Duldsamkeit überfließen. Sie wendet sich an die fremden Gäste um Hilfe gegen den Vater, sie fleht: Nehmt uns hinweg!

Beatrice ist ein vertrauender, offener Charakter, aber es fehlt ihr nicht an Scharfsinn für die Winkelzüge anderer. Sie bemerkt und tadelt Orsino's doppelzüngiges Wesen und durchschaut mit dem Instinkte der Unschuld die verbrecherische Absicht des Vaters. Sie möchte sterben, doch religiöse Bedenken und die Anhänglichkeit an Lucretia, die ihr wie eine Mutter war, halten sie von dem letzten Schritte zurück. Denn bei allem Gegensatze zwischen ihr und dem Vater ist Beatrice eine echte Cenci. Sie teilt die Gewohnheit des alten, „den eigenen Geist wie den der andern grübelnd zu zer-

legen“, sie teilt seine dogmatische Strenggläubigkeit. Ihr Blut vermöchte das ungeheure Verbrechen nicht zu sühnen; vielleicht hätte sie selbst im Tode noch das Bewußtsein der ungesühnten Frevelthat. Sühnen ist besser als sterben. Auch ihr unbändiger Rachedurst ist ein väterliches Erbteil.

Als Beatrice nach Cenci's Unthat aus ihrer ersten wahnsinnähnlichen Betäubung erwacht ist, gewinnt das stolze Bewußtsein der Unschuld die Oberhand in ihr.

„Was hab' ich denn gethan? Bin ich nicht schuldlos?
Ist's mein Verbrechen, daß mit weißem Haar
Und mit gebieterischem Haupt ein Mann,
Der mich von unbewußter Kindheit auf
Gepeinigt hat, wie Eltern nur es dürfen,
Sich meinen Vater nennt und dennoch —“

Sie vermag es nicht zu nennen. Nicht aus Angst, ihre Schmach zu enthüllen; sie ist ja unschuldig, sie hat nur ein grenzenloses Unrecht erlitten, das alle Welt erfahren kann und soll, aber ihr reiner Geist ist nicht imstande, das Widernatürliche, Schmutzige in Worte zu kleiden. Sie käme um den Verstand, wenn sie es auszusprechen versuchte. Vermag sie es doch selbst nicht zu fassen, sich das Geschehene selbst nicht in Gedanken zu vergegenwärtigen. Eben so gut, ja eher, hätte sich die Sonne verfinstern können, als daß ihre Reinheit befleckt wurde. „Ich ward, was ihr nicht träumen könnt“, sagt sie. Sie geht zu Rate mit sich und ihrem Gotte; und während Lucretia die Blitze des Himmels herabfleht, faßt sie selbständig und allein den ungeheuren Racheplan. Es soll etwas geschehen, das im Vergleiche zu dem was sie erduldet hat, wie ein Schatten vor dem grellen Licht der Rache erscheinen wird. Beatrice, die in der Sanftmut ihrer süßen Jugend keinen Wurm zertrat, keine Blume zerdrückte, denen sie nicht Thränen des Mitleids nachgeweint hätte, Beatrice, in der Anmut und Weisheit in solcher Fülle herrschten, daß man staunte, wie nicht eine die andre verdränge, Beatrice beschließt nun kaltblütig den Tod des Vaters.

In diesem Rachedurste, nicht in ihrem Falle, erblickt Shelley ihre tragische Schuld. Denn „sicherlich kann kein Mensch entehrt werden durch die That eines anderen“, sagt er in der „Vorrede“, „und die richtige Vergeltung größter Ungerechtigkeit ist Güte, Duldung und

der Entschluß, den, der uns schädigt, in Liebe und Ruhe von seiner dunkeln Leidenschaft zu bekehren. Rache, Vergeltung, Sühne sind gefährliche Irrtümer. Hätte Beatrice so gedacht, so wäre sie weiser und besser, aber kein tragischer Charakter gewesen. In der rastlosen, zergliedernden Casuistik, mit der die Menschen Beatrice rein zu waschen suchen, trotzdem sie fühlen, daß sie der Rechtfertigung bedarf, in dem abergläubischen Entsetzen, mit dem sie das ihr widerfahrene Unrecht, wie ihre Rache, betrachten, liegt die dramatische Natur von Beatrice's Leiden und ihrer That."

Sie vollbringt diese That mit der gelassenen Sicherheit eines guten Gewissens. Es kommt ihr nicht in den Sinn, daß jemand aufstehen und sie einer Schuld zeihen könnte. „Ihr wißt, es ist eine hohe, heilige That!" sagt sie zu den Mördern, „und wir thun nur, was zu unterlassen Todsünde wäre." Und nachdem es geschehen: „Du warst ein Werkzeug in Gottes Hand zu gerechtem Zwecke. Lebe lange und glücklich! Und wenn du Sünden hast, bereue sie. Diese That ist keine!" Als Lucretia den Gesandten des Papstes ihre Unschuld beteuert, fährt Beatrice auf: „Wer wagt von Schuld zu sprechen? Ich bin weniger Schuld am Vatermorde als ein vaterlos geborenes Kind!"

Die gedungenen Mörder wagen nicht, den schlafenden alten Mann zu töten; sein graues Haar, seine ehrfurchtgebietende Stirn, die regelmäßigen Atemzüge seiner Brust, auf der er die Hände fromm gekreuzt, löschen das Andenken seiner Thaten in ihnen aus. Da greift Beatrice selbst zum Schwerte. Die Scheu vor der überlieferten Autorität des Alters ist ein Erbteil knechtischer Seelen, deren Entschluß wandelbar ist und von Zufällen bestimmt wird, und nachdem es vollbracht ist, kommt eine Feiertagsstimmung, eine wunderbare Ruhe über sie, die Ruhe nach gethaner Pflicht. Ihr Athem geht leichter, das Blut strömt freier durch ihre Adern, alles Böse ist vorüber.

Doch kaum ist Cenci ermordet, so erscheinen die päpstlichen Legaten, um ihn zu verhaften. So betont der Dichter auch durch die äußerliche Folge der Ereignisse die Zwecklosigkeit der Rache. Hätte Beatrice sich nicht selbst ihr Recht verschafft, es wäre ihr alsogleich und in weit höherem Maße geworden. Sie selbst hingegen erblickt in der Ankunft der Legaten ein zustimmendes Zeichen des Himmels. Die

Folgen ihrer That kümmern sie nicht. Sie fühlt sich frei wie das Licht, wie der Aether.

Trotzdem leugnet sie. Auf Bernardo's Ruf: „Mein Vater ist tot!" erwidert sie: „Nein, er schläft nur". Sie leugnet auch, Orsino's Brief zu kennen, mit dem der Mörder Marzio sich bei ihr einführte. Ja, sie leugnet, Marzio selbst zu kennen. „Wer bist du, daß du die Unschuld tötest? Wagst du zu sagen, daß ich meinen Vater mordete?" ruft sie ihm vor den Richtern zu. Sie selbst glaubt an ihre Unschuld. Sie hat nicht den Vater getötet, sondern den Vernichter ihrer Ehre, aber sie ist doch so weit eine Cenci, daß sie es nicht verschmäht, sich in sophistischer Beredtsamkeit gegen die falsche, ungerechte Welt mit einem Werkzeuge dieser Welt, mit der Lüge, zu verteidigen. Ehe man sie beschuldigt, solle man Gott anklagen, daß er eine solche That erlaubt, wie die, die sie erduldet, daß er sie unnennbar gemacht und Beatricen jede Rache, jede Sühne, jede Zuflucht nahm, bis auf die eine, die ihre Richter nun den Tod des Vaters nennen.

„Wie! Wollen menschliche Gesetze
Und jene, die sie handhaben, zuerst
Jedweden Weg der Sühne uns verschließen,
Und wenn der Himmel dann vollbringt, was ihr
Versäumt, alltägliche Geschöpfe zur
Vergeltung unerhörter Schmach bewaffnend,
Macht ihr die Opfer, welche dies erfleht,
Zu Schurken? Nein! Ihr selbst seid Schurken!
Der Arme, der dort bleich und zitternd steht,
Wenn's wahr ist, daß er Cenci mordete,
Er war ein Schwert nur in der Rechten Gottes,
Warum hätt' ich es schwingen sollen?"

Nur den Wunsch, ihren Vater tot zu sehen, und nichts als diesen, gesteht Beatrice im Verhöre der Richter. Es wäre ein Verbrechen, so groß wie das seine, gewesen, diesen Wunsch auch nur für einen Augenblick zu ersticken. Selbst Beweise für ihre Unschuld bringt sie.

„Und wär' ich von Natur so hart gewesen,
Die Unthat, die ihr mir zur Last gelegt,
Nur auszudenken, glaubet ihr, ich ließ
Dies zwiefach scharfe Werkzeug meiner Schuld [1])
Hier übrig? Sagt, was ist sein armes Leben?

[1]) Marzio.

Was sind dem Vatermörder tausend Leben?
Er tritt sie nieder gleichwie Staub."

Sie läßt Marzio sterben und ladet so neue Schuld auf sich. Von ihrem Wort und ihrem Blick gebannt, endet der Mörder auf der Folter, ohne gegen sie auszusagen. Sie aber schläft im Gefängnisse und träumt vom Paradiese; verglichen mit des Vaters Gegenwart ist ja der Kerker ein Paradies.

Die Tortur, welche ihre Anverwandten zum Geständnis treibt, verachtet sie.

„Mein Schmerz sitzt im Gemüte, in der Seele,
Im Herzen, daß ich, die mir angehören,
In dieser bösen Welt, in der nichts wahr,
Sich selber untreu sehen muß."

Sie beklagt das elende Leben, das sie gelebt, das elende Ende, zu dem es gekommen, die geringe Gerechtigkeit, die Himmel und Erde bekunden, beklagt die Welt der Bedrücker und Unterdrückten und klammert sich dennoch angesichts des Todes ängstlich an dieses Leben. Die Verkündung ihres Todesurteils hat einen Ausbruch des Schmerzes zur Folge. So jung hinabgehen in das kalte, modererfüllte Grab! Und wird sie im Jenseits nicht etwa den Vater treffen? War er doch auf Erden schon allmächtig und allgegenwärtig, lebt doch sein Geist hienieden fort und schafft ihr und den Ihren Verzweiflung, Leid und Schmach. Beatrice möchte, wie der Prinz von Homburg, leben, nur leben. Die unverwüstliche Daseinslust der Jugend kommt hier wie dort in einem der innersten Menschennatur abgelauschten Zuge ergreifend zum Ausdrucke.

Zum Schlusse gewinnt Beatrice ihre Festigkeit wieder, die inmitten ihrer charakterlosen Umgebung gleichfalls ein Erbteil des Vaters ist. Sie wird ruhig, gefaßt. „Was zu thun schwach war, ist zu beklagen, noch schwächer, wenn es einmal geschehen", sagt sie ihrem Bruder Giacomo. Und in dem Durcheinander widersprechender Eigenschaften, die ihre Gestalt vom Hauche des Lebens durchglüht erscheinen lassen, fehlt nun auch ein Zug weiblicher Eitelkeit nicht. Sie läßt sich zum letzten Gange Haar und Gürtel von der Mutter ordnen. Ihre letzte Sorge gilt einesteils dem jungfräulichen Bedenken, daß keine fremde Hand sie berühre, anderenteils ihrer holden Erscheinung, die ihr über die Menschen eine Macht gab deren sie

sich wohl bewußt war. Und dann zu Camillo gewendet: „Herr, wir sind ganz bereit! Es ist gut, ganz gut!"

Shelley war stolz auf diesen Schluß, auf das leise Ausklingen nach dem wilden Sturm der Leidenschaft.

Die Nebenpersonen sind mehr Folie der Helden als von selbstständigem Interesse. Sie veranschaulichen die Verworfenheit des Zeitalters, in dem ein Scheusal wie Cenci möglich war und eine Verquickung von Unschuld, Rachedurst und Frömmigkeit wie Beatrice, die, eine reine Blüte, von ihrer giftigen Atmosphäre angesteckt und von den Regengüssen eines feindlichen Geschickes in den Sumpf hinabgedrückt wurde, dem sie entsprossen war.

Der Papst benützt Cenci's Sünden als eine Quelle guter Einnahmen. Ein Mord wird gegen die Abtretung eines Gutes am Pincio verziehen. Cenci ist stets großer Absolutionen bedürftig, darauf bauen die Nepoten ihre Zukunftspläne. Aber der heilige Vater steht auf Cenci's Seite. Er hält es für gefährlich, die väterliche Autorität zu schwächen, die gewissermaßen der Schatten seiner eigenen ist. Er befiehlt Strenge gegen die des Vatermordes Beschuldigten, sonst würden noch die Jungen alle Alten erwürgen.

Von dem Papste hören wir nur, aber zwei Vertreter der Kirche treten handelnd auf: Cardinal Camillo und Orsino. Camillo ist das willenlose Werkzeug in der Hand des Bösen, an sich weder gut noch schlecht, und so für Shelley ein jämmerlicher Wicht, ein Gegenstand tiefster Verachtung. Er will es mit keinem Mächtigen verderben; er weint über Beatricens Los, ohne für sie einzutreten. In seinem kleinen Neffen, dem blauäugigen Kinde, das seines Lebens Stern war, führt Shelley seinen toten Knaben in die Dichtung ein.

Orsino, ein junger Prälat, ist ein Gemisch von Lüge, Sinnenlust und Gewissenlosigkeit. Er unterschlägt Beatrice's Bittschrift, die er dem Papste zu überreichen versprach, damit dieser sie nicht, wie ihre Schwester, an einen armen Verwandten verheirate und ihm die reiche Beute entziehe. Er will Beatrice besitzen und sich dabei doch keiner Gefahr aussetzen. Kalt und berechnend entwirft er seinen schurkischen Plan, der ihm ohne Wagnis den Genuß der Sünde sichern soll. Als die Sache schief geht, verrät er Giacomo, der ein Spielball in seiner Hand war, und entflieht. Doch die Fäden der

Komödie, die er zu lenken meinte, verwirren sich zum Netze, in dem er sich selbst fängt.

Giacomo dient noch im besonderen als Folie für Beatrice. Er ist ein haltloser Wicht. In einer zornigen Aufwallung giebt er seine Zustimmung zum Morde des Alten, der ihm die Güter seiner Gattin entlockt und ihn dann bei ihr verdächtigt hat, als hätte er selbst ihr Eigentum in unstatthafter Schwelgerei vergeudet. Beatrice dagegen rächt nach reiflicher Ueberlegung eine That, „mit der verglichen Vatermord ein frommes Werk ist“.

Lucretia ist das Prototyp weiblicher Schwäche und Hilflosigkeit, eine gute, treue Seele, die alles über sich ergehen läßt, weil sie es nicht zu ändern vermag; sie ist für die Sklaverei geboren wie Rosalinde in Shelley's Ekloge, während Beatrice, wie Cythna, kindliche Zartheit mit heroischer Kraft vereinigt. Auch Lucretia ist sehr religiös. Während die Schreckensthat vollzogen wird, verzehrt sie sich in Angst, daß Cenci ohne Beichte von hinnen fahren solle; das Burghorn, das die Ankunft der päpstlichen Gesandten verkündet, tönt ihr wie die Posaune des jüngsten Gerichtes; sie wünscht, daß ihr Tyrann noch lebte, und die Gewissensangst verrät sie.

Wie die Gruppierung der Personen, so ist auch der Aufbau des Stückes ein kunstvoller, meisterhaft vor allem die Exposition. Die drei Scenen des ersten Aktes führen uns in großartiger Steigerung rasch und kühn mitten in die Handlung hinein, die bis an's Ende unaufhaltsam fortschreitet, während die innere Entwickelung und Ausreifung jedes einzelnen Charakters mit der äußeren Aktion Schritt hält.

Das Gesetz der Einheiten, das Byron so respektierte, daß er ohne seine Beobachtung zwar Poesie, aber kein Drama für möglich hielt, läßt Shelley außer Acht. Cenci's Schuld fällt zwischen den zweiten und dritten Akt; der eigentliche Höhepunkt des Stückes ist Cenci's Fluch im vierten Akt. Wie seine Schuld, so wird auch ihre Sühne nur auf der Bühne besprochen, aber so völlig hat der Dichter uns in seinem Banne, daß wir das schier Unglaubliche, sowohl Cenci's Verbrechen als seine Ermordung, gläubig hinnehmen, trotzdem wir es nicht sehen.

Shakespeare, den Shelley lebenslang unausgesetzt studierte, ist sein unverkennbares Vorbild bei der „Cenci“. Dies tritt auch in den

Mängeln des Dramas zu Tage. „Die Cenci“ hat jene langen Reden, großen Monologe, das Sichselbst-Enthüllen der handelnden Personen, kurz das, was uns in manchen Stücken Shakespeares heut als veraltet auffällt. Zumal Beatrice spricht erstaunlich viel, nachdem sie ihrem Vater zum Opfer gefallen; sie schildert umständlich ihren Gemütszustand, den wir sehen sollten. Zwei Reminiscenzen mahnen an Othello. Das Schlummerlied, das Beatrice im Kerker singt, und das gegen ihre Absicht so traurig ist, klingt an Desdemona's Weidenlied an. /

Und als Giacomo und Orsino den Mordplan besprechen, geht die Lampe aus. Giacomo sagt:

„Wenn wir nicht Mitleid fühlen, so die Luft
Die unschuldsvolle helle Flamme löscht,
Warum wohl graute uns, wenn Cenci's Leben,
Das Licht, bei welchem alle bösen Geister
Die schlimmsten ihrer Thaten sehen, erlischt
Auf immer?
(indem er die Lampe wieder anzündet.)
Und doch,
Einmal verlöscht, kann ich des Vaters Leben
Nicht also neu entfachen [1].“

Auch mochte Jago, der Virtuose im Bösen, Shelley als Rechtfertigung für eine Figur wie Cenci dienen.

Trotzalledem aber besitzt „Die Cenci“ die eminente Bühnenfähigkeit nicht, die das Merkzeichen aller Shakespeare'schen Stücke ist, wenn sie auch unleugbar alle Elemente dramatischer Größe enthält. An dem unser Gefühl verletzenden Stoffe ist die Kunst des Dichters zu Schanden geworden.

Dennoch wurde schon im Mai 1820 eine zweite Auflage notwendig, da die erste von 250 Exemplaren vergriffen war. Es war

[1] Vergl. Othello, V, 2. Othello:
„Lösch aus das Licht und dann — lösch aus das Licht?
Ja lösch' ich dich, du flammenheller Diener,
Kann ich — sollt' ich's bereu'n — dein frühres Licht,
Dir wiedergeben; doch dein Licht verlöscht,
Du schönes Urbild herrlichster Natur,
Find' nie ich den Prometheusfunken wieder,
Dein Licht auf's neue zu entfachen.“

das einzige Werk, an dem Shelley eine solche Genugthuung erlebte. Aber in der Vorrede zu „Hellas" sagte er trotzdem: „Der Stoff der „Cenci" war ein ungünstiger und der Beifall, den sie errang größer, als sie verdiente".

Byron schrieb ihm (26. April 1821): „Ich lese „Die Cenci"; aber abgesehen davon, daß ich das Sujet wesentlich undramatisch finde, bewundere ich unsere alten Dramatiker nicht als Vorbilder. Ich leugne, daß die Engländer bisher überhaupt ein Drama gehabt haben. Ihre „Cenci" war jedoch ein mächtiges Werk und war Poesie. Was meine Dramen betrifft, so rächen Sie sich, bitte, an ihnen, indem Sie so freimütig gegen sie sind wie ich gegen das Ihre."

Beatrice's Lied wurde von C. A. Ranken (1876) in Musik gesetzt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Entfesselte Prometheus und andere Gedichte.

Entstehung des „Prometheus". Aeschylos. Inhalt. Prometheus-Gestalt. Milton's Satan. Byron's „Prometheus". „Manfred." Das Uebel. Phantom des Jupiter. Die Erde. Merkur. Die Furien. Christus. Französische Revolution. Die Geister des menschlichen Gemütes. Asia. Eva. Jone. Panthea. Der Traum. Demogorgon. Prometheus' Befreiung. Jupiter. Willensfreiheit. Die Vereinigung des Prometheus und der Asia. Millenium. Die Grotte. Der Erdgeist. Bacon. Der vierte Akt. Diction. Goethe's „Prometheus". Herder's „Prometheus." Faust. Literary Gazette. Kompositionen. „Die Sinnpflanze." — „Ueber das Leben." — „Die Vision des Meeres." — „Ode an den Himmel." — „Ermahnung." — „Die Schlange." — „Ode an den Westwind." — „Ode an die Freiheitskämpfer." — „Die Wolke." — „An die Lerche." — „Ode an die Freiheit."

Im August 1820 erschien: „Der Entfesselte Prometheus, ein lyrisches Drama in vier Akten, nebst anderen Gedichten". In der Villa dei Cappucini hatte Shelley den „Prometheus" begonnen, während er das Hauptwerk des Politikers und Oekonomen Malthus studierte, einen Essay über das Prinzip der Population, insofern die Verbesserung der Gesellschaft davon abhängt. Im März 1819 hatte er sein Drama, ursprünglich in drei Akten, in den Thermen des Caracalla beendet, „auf den Ruinenhügeln, inmitten blumenbesäter Wiesen, im Dickicht duftender, blühender Bäume, die sich auf ihren weiten Plattformen und schwindelnd hohen Bogen labyrinthisch ausbreiten. Roms klarer, blauer Himmel, der Eindruck des mächtig erwachenden Frühlings in jenem göttlichen Klima und das neue Leben, mit dem er die Geister bis zur Trunkenheit füllt, haben mir dieses Drama eingegeben", sagt er in der Vorrede.

Einige Monate später, nachdem er inzwischen „Die Cenci" geschrieben, kam ihm, wunderbar genug, inmitten der politischen und

sozialen Wirren, die ihn in Florenz beschäftigten, der Gedanke zu einem vierten Akte, einem rapsodieartigen Nachspiele. Das Ganze, das noch Ende Dezember 1819 vollendet war, wurde in England unter Peacocks Leitung gedruckt.

Die erste Idee einer Prometheusdichtung hatte Shelley bereits bei seiner Ankunft in Italien gefaßt. Sein Gegenstand sollte kein geringerer sein als die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes mit einem Ausblick in ungemessene Weiten der Vervollkommnung. Es war sein Lieblingswerk, er hielt es für seine vollendetste Arbeit. Am 6. September 1819 schreibt er an Ollier: „‚Prometheus‘ ist meiner Meinung nach von höherem Werte als alles, was ich bisher angestrebt und vielleicht weniger als alles eine Nachahmung von irgend etwas früherem".

Die erste Anregung zu seiner Dichtung war allerdings von dem verlorenen Drama des Aeschylos „Der Entfesselte Prometheus" ausgegangen. 1816 und 1817 steht in Mary's Tagebüchern Aeschylus auf der Liste der Bücher, die Shelley gelesen.

Aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken des alten Dramas ist ersichtlich, daß der Held seine Versöhnung mit Jupiter und seine Befreiung durch die Enthüllung eines Geheimnisses erkaufte. Dieses nur ihm allein bekannte Geheimnis ist: daß der Herrschaft des Jupiter Gefahr drohe, wenn er sich mit Thetis vermähle. Infolgedessen wird Thetis dem Peleus zur Gattin gegeben, und Herakles befreit zum Lohne den Prometheus. Aber diese Lösung, eine Versöhnung des Vorkämpfers der Menschheit mit ihrem Bedrücker, schien Shelley schwach. Er fand, daß das sittliche Interesse an der Handlung, das die Standhaftigkeit und die Leiden des Prometheus so mächtig erregen, vernichtet würde, wenn der Titane schließlich seine hohen Worte zurücknähme und sich vor seinem meineidigen Gegner beugte. Prometheus mußte als unbedingter Sieger ohne Compromiß aus dem ungleichen Kampfe hervorgehen. Dies forderte schon Shelley's unverbrüchlicher Glaube an eine glückliche Zukunft der Menschheit und an die durch kein feindliches Geschick zu vernichtenden guten Triebe der Menschennatur.

Shelley verwahrt sich in der Vorrede lebhaft gegen die naheliegende Vermutung, daß er mit seinem „Prometheus" eine Nachahmung oder Fortsetzung des Aeschylos gewagt, ähnlich wie Herder

es gelegentlich seines „Entfesselten Prometheus“ (Adrastea, 1802) that, den gleichfalls die Zeitgemäßheit der alten Mythe ergriff, „die uns zuzurufen scheint: gebraucht das Feuer, das euch Prometheus brachte, für euch! Laßt es heller und schöner glänzen, denn es ist die Flamme der immer fortschreitenden Menschenbildung!“

Aber schon die Form des „lyrischen Dramas“, in der Shelley's „Prometheus“ erscheint, entspricht dem aus Berichten und lyrischen Ergüssen zusammengefügten Drama der Griechen, und auch manche Wendung, mancher Ausdruck klingt wörtlich an Aeschylus an[1]). Im großen und ganzen jedoch dient die alte Mythe Shelley nur zur Einkleidung eines durchaus modernen Inhalts. Er entlehnt ihr im wesentlichen doch nur die äußeren Züge seiner Dichtung. Auch sein Prometheus ist von allen sterblichen und unsterblichen Wesen allein im Besitze des Geheimnisses, wie dereinst die Herrschaft des Zeus ende. Er allein weiß, daß aus der Verbindung des Himmelskönigs mit Thetis ein Sohn entspringen soll, der den Vater vom Throne stürzen wird. Prometheus hat dem Zeus zur Herrschaft verholfen; er gab ihm alles, er schuf den Menschen und stellte ihn unter die Gewalt des Zeus. Der Genius der Menschheit hat sich selbst die Ketten geschmiedet, gegen die er sich dann empört. Als Prometheus sich weigerte, die Tyrannei zu teilen, die Zeus sich über das neugeschaffene Geschlecht anmaßte, ward er an den Berg geschmiedet und der Adler gesandt, ihn zu zerfleischen. Und weil er sich fortdauernd weigert, sein Geheimnis zu entdecken, das allein imstande ist, der Herrschaft des Zeus und der Knechtschaft der Menschen ewige Dauer zu sichern, sendet Zeus ihm Qual auf Qual und Leid auf Leid. Von Zeit zu Zeit erneut er den Antrag, Prometheus solle ihm sein Geheimnis preisgeben und dafür die Seeligkeit des Himmels genießen. Aber der Titane bleibt standhaft; duldend läutert sich sein Gemüt, stählt sich sein Geist, und als die festgesetzte Stunde der Voll-

[1]) Shelley, I, 13; Der beschwingte Hund des Himmels. (der Adler)
— — 394: Die Hunde sind's des Zeus, die starken.
— — 518: Ich verließe diese traurigen Felsen nicht, 2c.

Aeschylos, Gef. Prom., Vers 800: Hab' Acht vor jenen Greifen, Zeus scharfzahnigen, stimmlosen Hunden.
Aeschylos, Vers 960: Für deinen Frohsinn gäb ich mein unselig Los, 2c.

endung erschienen ist, stürzt Zeus in den Abgrund, und Herakles löst die Bande des Prometheus. Der Titane geht ein zu ewigem Glücke. Er hat äußerlich nicht in die Handlung eingegriffen und nichts zu seiner Befreiung gethan; in seinem Innern aber hat sich eine großartige dramatische Entwicklung vollzogen.

In der Prometheus-Gestalt vereinigt Shelley alle Einzelzüge seiner früheren Helden zu einem großen Gesamtbilde der Menschheit und erweitert ihre individuellen Kämpfe zu dem Ringen und Streben des gesamten Menschengeistes. Was jene sich zu sein bemühten, das ist Prometheus, der Titane, und Shelley's immer wiederkehrendes Ideal eines passiven Widerstandes gegen tyrannische Gewalt findet seinen vollendetsten Ausdruck in dem großen Dulder, der nicht aus Schwäche, sondern aus unendlicher Macht über sich selbst alles Unrecht über sich ergehen läßt und das schier Unerträgliche erträgt. In großartigem Wachstum steigert sich der Charakter des Prometheus. Als er gefesselt wurde, war er voll starren Trotzes, voll Haß und Zorn über sein Geschick, unbändig im Gefühle seiner alles bezwingenden Kraft. Er forderte seinen Feind zu einem Wettkampfe der Rache heraus und fluchte ihm mit einem Fluche, den kein lebendes Geschöpf zu wiederholen wagt. Er hieß ihn, seine Kraft an ihm beweisen und seine Plagen auf ihn ausschütten im Hagelschlag, in Blitz und Glut und Regen. Es ist geschehen.

„Dreitausend Jahre, all' gewebt aus Stunden,
Die nie der Schlaf beschützt, aus Augenblicken,
Geteilt durch Leiden bis sie Jahre schienen,
Verachtung, Einsamkeit, Verzweiflung, Qual —"

sie waren des Titanen Reich. Aber der Jammer hat ihn weise gemacht. Die Rute, mit der ihn das Schicksal gezüchtigt, ist zur Wünschelrute geworden, die die verborgenen Goldadern seines Gemütes bloslegt.

Shelley's Prometheus wurde in entscheidender Weise durch Milton's Satan beeinflußt, den Shelley für das einzige Phantasiegebilde erklärt, das dem Prometheus in gewissem Grade gleiche. Doch dünkt der Prometheus ihn ein noch poetischerer Charakter, denn er ist frei von dem Makel des Ehrgeizes, des Neides und der Rache, frei von der Sucht nach persönlicher Größe. Auch Satan ist wie Prometheus stolz darauf, ein Gegner des allmächtigen Himmels-

königs zu sein. Doch sein Triumph führt ihn zum Uebermut, und dieser bringt ihn zu Falle. Von alledem weiß Prometheus nichts, sondern sein satanisches Vorbild gleicht hier mehr dem Jupiter als ihm. Hingegen teilt er mit ihm die Unbeugsamkeit in herbster Qual, die Standhaftigkeit im Leiden; Satan wird nie um Gnade flehen, wie Prometheus nie sein Geheimnis preisgeben wird. Byron nannte den Satan das große Vorbild für alle Helden, die mit der Vorsehung hadern.

Er selbst hatte in der Villa Diodati (1816) ein Gedicht „Prometheus" geschrieben, das den Titanen gleichfalls als den großen Dulder, den sich selbst bezwingenden Vertreter der Menschheit feierte und Shelley's Einfluß nicht verleugnete. In der dritten Strophe hieß es:

„Dein göttliches Vergehn war Güte,
Daß, lehrend, du zu mildern rangst
Der armen Menschheit Qual und Angst
Und Kraft verliehest dem Gemüte.
Ja, selbst vernichtet und in Haft
Hast du in nie gebeugter Kraft,
Mit deinem Geist, der nie durchdrungen,
Der schweigend litt und sich gewehrt,
Von Erd' und Himmel unbezwungen,
Ein mächtig Vorbild uns beschert.
Ein Sinnbild du für Staubgeborne
Von ihrer Kraft und ihrem Sein,
Wie du der Ewigkeit Erkorne,
Ein trüber Strom, die Quelle rein.
Es schaut zum Teil des Menschen Blick
Voraus sein düsteres Geschick,
Sein Elend, seinen Widerstand,
Den Wechsel, dem sich unverwandt
Sein kühner Geist entgegenstemmt,
Von keinem Leiden je gehemmt.
Ein fester Wille, tiefer Sinn,
Der selbst, wo ihn die Qual verzehrt,
Den Lohn entdeckt, der sein Gewinn,
Der triumphiert, wo er sich wehrt,
Und noch den Tod in Sieg verkehrt."

In der Villa dei Cappucini lernte Shelley nun Byrons „Manfred" kennen, und dieser wurde allerdings mehr durch die Macht des

Gegensatzes bedeutend für seinen Prometheus. Den Manfred hat die Menschenverachtung diktiert, den Prometheus die Menschenliebe; jener ist ganz Einzelwesen, Individuum, dieser ganz allgemein menschlicher Typus; Manfred büßt als einzelner Mensch eine persönliche Schuld, Prometheus vertritt die Menschheit als solche; Manfred sucht Vergessenheit, Prometheus dürstet wie Faust nach Wissen und Erkenntnis; jenen martert die Reue, dieser blickt ruhig und gelassen auf seine Vergangenheit. Manfred pocht auf seinen Stolz und seinen Trotz; („Geduld! das Wort ward für Lasttiere gemacht!") Prometheus bezwingt sein Geschick durch Langmut und edles Dulden. Und dadurch führt sein Unglück zu seiner Erhöhung.

Das Uebel ist für Shelley ein notwendiger Faktor in der Erziehung der Menschheit. „Die düstere, rauhe Wärterin der Tugend" hatte schon Gray das Mißgeschick genannt. Shelley hält die Menschen insgesamt für Kinder, die die Rute brauchen. Das Uebel leugnen wäre ein falscher Optimismus; der wahre Glaube an eine gute Weltordnung äußert sich in der Beweisführung, daß es, weit entfernt, dem Menschen zu schaden, ihm vielmehr nützt, indem es „als Teufel schaffen muß". Es spornt seine Thatkraft, es macht ihn besser und weiser. Prometheus wird ein anderer in seiner ehernen Haft. Sein Uebermut wandelt sich in Mut, seine leidenschaftliche Selbstüberhebung in kühnen Stolz, seine maßlos wilde Kraft in feste Ausdauer.

Das Phantom des Jupiter, eine phantasievolle Personifikation unseres zweiten Ichs, mit dem wir innerlich Zwiesprach pflegen, wiederholt den schrecklichen Fluch, den Prometheus einst auf Zeus geschleudert. Der Titane staunt. „War dies mein Wort? — Ich bereu' es." —

„Eitel ist
Und rasch das Wort; der Kummer ist oft blind,
Und so war meiner auch. Ich wünsche nimmer,
Daß irgend ein lebendiges Wesen leide."

Die Erde ist des Prometheus Mutter. Als Sohn der Allmutter, ist er ein Bruder aller Lebewesen, denen er sich in Liebe verwandt fühlt. Manfreds Naturliebe ist, wie die Byron's, eine Art Weltflucht. Aus dem Leben, das er nicht versteht, rettet er sich, ein Fremdling, in die Natur. Sein Geist wandelte von jugendauf

nicht mit den Menschenseelen und sah nicht mit Menschenaugen auf die Welt. Obzwar er Menschenform trug, hatte er kein Mitgefühl mit atmendem Fleisch. Wie anders Prometheus! Er fühlt sich eins mit allem Geschaffenen, bereit für die Menschheit zu leiden, in ihr aufzugehen.

Die Erde hält die Milde des Titanen zuerst für einen Beweis seiner Erschöpfung und bricht in Klagen aus. In Wahrheit aber ist seine Mäßigung und Selbstbeherrschung der erste große Schritt zu seiner Befreiung. Je aufrichtiger er der Rache entsagt, je vollständiger der Haß aus seinem Innern entschwindet, desto siegreicher erhebt er sich über die Gewalt des Uebels, die ihn gefesselt. So oft er der Versuchung zum Bösen siegreich wiederstanden, hat er dem Tyrannen ein Werkzeug entrissen, womit er ihn gefesselt und gedemütigt, hat er sich unabhängiger von ihm gemacht. Ist er aber erst innerlich frei, so kann seine äußere Befreiung nicht ausbleiben.

Die Botschaften des Zeus vermittelt Merkur. Er wird bei Shelley zum charakterlosen Schwächling, der sich aus Mangel an eigenem Willen von dem Tyrannen zum Bösen gebrauchen läßt. Er bewundert die Festigkeit des Prometheus und beklagt sie zugleich, denn sie zwingt ihn, den Auftrag des Zeus zu vollziehen.

Satz auf Satz erfüllt der Himmelskönig die aberwitzigen Herausforderungen, die Prometheus ihm in seinem Fluche entgegengeschleudert. Die Elemente, Frost und Glut und Hagel haben ihn gepeinigt, wie er selbst es verlangte. Er hieß Zeus, seinen Zorn an ihm zeigen „in der Furien Scharen, die ungezählt einher auf wilden Stürmen fahren.“ Und sie erscheinen, die Diener der Enttäuschung, der Angst, des Mißtrauens, des Haßes und des ewig haftenden Verbrechens.

Wie die Stimme, die Manfred zuruft, daß er niemals ruhen, niemals allein sein solle, nichts andres ist als das Bewußtsein seiner Schuld, so sind die Furien im „Prometheus“ Gewissenspein und Zweifel, die den Strebenden irre machen an der Vorzüglichkeit seines Werkes. Sie, die Diener der Enttäuschung, der Angst und des Mißtrauens, sind die niederschlagende Erkenntnis böser Stunden, daß das, woran der Reformator sein Herzblut gesetzt, zwecklos, ja vielleicht verderblich sei. Die Diener des Hasses und ewig haftenden Verbrechens

sind jene Anarchie, die die nächste Folge jeder großen Neuerung ist, und die ihrem Urheber in Augenblicken der Entmutigung seine großen Endziele verhüllen kann.

Dem gefesselten Prometheus zeigen die Furien eine durch die Schrecken der Revolution verheerte Stadt.

„Sieh, der Freund vom Freunde fällt,
Weinles' Tod und Sünde hält,
Und ein Blutstrom füllt die Welt,
Bis, von Angst gepackt und Pein,
Sie an Sklaven und Tyrannen fällt."

Tropfen blutiger Qual tauen von dem Antlitze des Titanen. Die Furien rufen ihm zu:

„Du prahlst, daß Erkenntnis du für die Menschen entdeckt?
In ihrem Innern ward damals ein Dürsten geweckt,
Das jene versiegende Quelle nicht löschet: Begehren
Und Hoffnung und Zweifel und Wünsche, die nun ihn verzehren."

„Wissen ist kein Glück", sagt auch Manfred, „Wissenschaft ist nur eine andere Art der Unwissenheit." Bei Shelley ist ein solcher Ausspruch nur als ein Sophismus der Furien möglich, der den Helden von seinem Ziele abbringen soll. Sie zeigen ihm das Bild des Milden, Edlen, dessen Lehre Mord und Unheil zum Gefolge hatte und Wahrheit, Liebe und Treue verdorrte; sie zeigen ihm „den Jüngling, geduldigen Blickes an ein Kreuz geheftet".

„Die Unrecht
Und Hohn und Ketten für den Menschen dulden,
Die häufen nur vertausendfachte Qual
Auf ihn und sich!"

Dies war das Los Christi, des erhabensten Reformators; dies der Erfolg der französischen Revolution. Das Werk des Prometheus ist in ihnen zu Schanden geworden. War all sein Leiden vergeblich?

„Thu' dein Schlimmstes!" hatte er dem Zeus einst zugerufen,

„Dein rasches Unheil falle
Vom Himmel auf der Menschen Schar herab;
Wenn dunkel auch dein böser Geist
Ob allem, was mir lieb ist, kreist: —

Auf mich und meiner Treuen Zahl
Nehm' frei ich deines Hasses Qual
Und weih' dies starre Haupt ruhloser Pein,
So lange noch die Herrschaft in den Höhen dein!"

Auch dieser Herausforderung ist Zeus nun nachgekommen. Prometheus aber bleibt standhaft. Er erwägt nicht, was die Furien thun, sondern was sie leiden, da sie böse sind. Er beklagt alle, die nicht leiden wie er. Da entschwinden die Furien. Und wie das Licht auf Schatten, so folgen ihnen die Geister des menschlichen Gemütes, folgen auf die dunkeln Bilder, die jene zu seiner Qual beschworen, die lieblichen Visionen tugendhafter Menschen. Prometheus, der in Gefahr war, an sich irre zu werden, gewinnt den Glauben an sein Werk wieder, sobald sein Vertrauen auf einen unvertilgbaren edlen Kern im Menschen sich wieder festigt. Die Geister des menschlichen Gemütes sind Lichtgenien, holdselige Gestalten. Sie zeigen dem Titanen die guten Thaten der Menschen: den Schiffbrüchigen, der die letzte Planke, an die er sich geklammert, dem Freunde reicht und schweigend in sein Flutengrab sinkt; den Dichter, den Weisen, den Triumph der Freiheit. Die Botschaft aber, die sie alle verkünden, die Hoffnung, der sie alle leben, hat ihren Anfang und ihr Ende in Prometheus.

Und als die Geister endlich entschwinden, denkt er Asia's, seiner Geliebten, die fern von ihm in einem blühenden Thale des Indischen Kaukasus weilt, also dort, wohin die Tradition das Paradies verlegt.

Von Asia verdankt Shelley der Mythe nichts als den Namen, den er bei Hesiod (Theogonie, 539) für die Mutter des Prometheus und bei Herodot (IV, 45) für die Tochter des Titanen fand. Die Gestalt ist sein eigenstes Eigentum.

Wie Prometheus die Quintessenz all seiner Helden, so ist Asia der Inbegriff alles dessen, was er als Ideal, Hoheit, Liebe, Freiheit, als das Ewig-Weibliche, die intellektuale Schönheit und die Natur besungen. Sie bildet den schärfsten Kontrast zu Miltons Eva, „dem schönen Fehler der Schöpfung". Milton hat die denkbar geringschätzigste Meinung vom Weibe. Unbedingte Unterwürfigkeit ist die einzige Tugend, die er ihm zugesteht. „Gott ist dein Gesetz, und du bist meines", sagt Eva zu Adam. „Nichts weiter zu wissen, ist

des Weibes höchste Wissenschaft und sein Glück". Eva wirkt nur durch ihre sinnliche Schönheit; ihr Anblick macht den Teufel für einen Augenblick „blödsinnig gut", gleich darauf aber wirft er seine Schlinge nach ihr, und sie geht in die Falle. Ihre That, die nur anscheinend die ihre ist, entspringt der Schwäche, kleinlichen egoistischen Beweggründen, sie bringt schwerstes Unheil über Eva und ihr Geschlecht und wird von Adam, um dessentwillen sie sie that, verflucht. Asia dagegen ist die geistige Schönheit, die Leiterin zur Freiheit und zum Licht. Sie ist des Prometheus zweites Ich, sein besseres Selbst, das ihn erlöst und befreit. Ursprünglich, im goldenen Zeitalter, waren Asia und Prometheus eins; es gab keinen Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen geistiger und sinnlicher Natur des Menschen, zwischen Wollen und Können, Besitzen und Verlangen. Während der Haft des Prometheus wurden sie getrennt; in den Fesseln des Lebens und der Leidenschaft ging dem Menschen die schöne Ganzheit des Gemütes verloren. Nur Asias liebliche Schwestern, Jone (die Hoffnung) und Panthea (der Glaube, die Zuversicht), blieben, wachend und tröstend an der Seite des Titanen und vermittelten seinen Verkehr mit Asia. Doch sehnt sich Asia nach Prometheus, wie er nach ihr verlangt. Die Annahme, daß dem Streben des Menschen nach dem Ideale eine Sehnsucht des Ideals, sich ihm zu vereinen, entspreche, ist einer der liebenswürdigsten Züge der Shelley'schen Philosophie.

Panthea, die Zuversicht, schaut als erste im Traume die verklärte Gestalt des befreiten Titanen, und der Traum, ein Wesen mit gesträubtem Haar und raschem Blick, durch dessen graues Kleid die Thausterne der Nacht erglänzen, zieht Panthea und Asia mit Zaubergewalt hinab zu dem Throne des Demogorgon, der über das Geschick des Prometheus zu entscheiden hat. So kommt der erste Impuls zu großen Thaten, die erste Regung gewaltiger Entschlüsse uns oft gleichsam im Traume, und wie von fremder Macht getrieben, führen wir sie aus. Eine magische Kraft treibt Asia und Panthea in den Mittelpunkt der Erde, zu Demogorgon's Throne, dem Throne aus Ebenholz, auf welchem er, ein gewaltiges, ungestaltetes Dunkel, herrscht.

Demogorgon, ein rätselhafter Gott der Magier, war Shelley als Demiurgos in Plato's „Timäos", als die Weltseele

der Neuplatoniker, als Demogorgon bei Milton und Spenser eine altvertraute Figur, die er bei seinem Studium der italienischen Dichter wiederfand. Boccaccio (Genealogia Deorum) nennt Demogorgon den Vater der Götter, bei Ariost sind ihm die Feen unterthänig. Doch entlehnte Shelley auch für diese Gestalt wenig mehr als den Namen. Sein Demorgorgon ist nach Mary's Ausdruck: die Urmacht der Welt. Die Urmacht der Welt aber war für Shelley jenes Gesetz, nach welchem mit höchster Notwendigkeit und folglich mit höchster Berechtigung und Gerechtigkeit ein Ding aus dem andern folgt. Die gerechte Vergeltung ist das oberste Prinzip, das die Welt zusammenhält, deren Schöpfer Demogorgon nicht ist.

Asia richtet eine Reihe von Fragen an ihn. Sie gelten jenen großen Rätseln, die Shelley selbst dauernd beschäftigten und ihm doch dauernd Rätsel bleiben mußten. So sind auch die Antworten Demogorgon's dunkel und unbefriedigend.

Wer schuf Verbrechen, Reue, Wahnsinn? Wer schuf die Hölle und ihre Angst? fragt Asia. Und Demogorgon erwidert: Er regiert.

Zeus regiert, das böse Prinzip, der Urheber des Uebels, der Fürst dieser Welt. Aber es liegt etwas Schwebendes in Demogorgon's Antwort. Sie bedeutet: er regiert im Augenblick, aber er und sein Regiment werden vergehen. Wenn die Zeit der Vergeltung gekommen, wenn der Edle reif ist zur Erlösung und der Böse zum Falle, jener durch höchste Duldung, dieser durch das Uebermaß des Frevels, so vollbringt die vorbestimmte Stunde das Werk der Gerechtigkeit. Dieses Uebermaß des Frevels hat Zeus erreicht, als er Thetis zu dem Bunde zwingt, den sie verabscheut. Die Liebe, deren innerstes Wesen freie Hingabe ist, kommandieren zu wollen, erscheint Shelley als die grausigste und lächerlichste Verirrung der Tyrannei, die nun an ihrem eigenen Uebermaße zu Grunde gehen muß. Dem erzwungenen Bunde der Thetis mit Zeus entspringt ein Geist, der von Demogorgon die körperliche Hülle erhält und nun in dessen eigener Gestalt, gleichsam als die gerechte Vergeltung in Person, den Himmel erklimmt und den Vater in den Abgrund zerrt.

Mary sagt: „Shelley liebte es, das Reale zu idealisiren, dem Mechanismus des materiellen Weltalls eine Seele und eine Stimme zu geben.“

Die Stunde der Vernichtung erscheint in der Personifikation eines Genius; auf einem Gefährte, das regenbogenbeschwingte Rosse über die Wolken tragen, stürmt er den Olymp empor. Sein leuchtendes Gelock fließt nieder wie das Flammenhaar eines Kometen; sein wilder Blick befeuert den Flug seines Gespannes. Gleichzeitig aber harrt ein zweiter lächelnder Geist mit dem Taubenblicke der Hoffnung auf seinem Muschelwagen, um Asia aus der Tiefe emporzutragen. Sie ist verklärt zu höchster Schönheit, deren Glanz selbst das Auge der Schwestern kaum erträgt. Das Ideal steigert sich zur äußersten Entfaltung; es ist reif, verwirklicht zu werden. In diesem Augenblicke ist Zeus gestürzt und Prometheus frei geworden. Seine Stimme erklingt durch die Lüfte und feiert Asia in Versen, die zu den schwungvollsten Shelley'scher Lyrik gehören, als Kind des Lichtes, der Erde Leuchte, des Lebens Leben! Asia fühlt ihre Seele auf den Silberwellen seines Sanges wie in einem Zauberkahne dahingleiten.

„Und wir segeln in die Ferne,
Ohne Wege, ohne Sterne,
Nur gelenkt von süßer Töne Geist.
Bis du, schönster der Gefährten,
Hin zu blühenden Inselgärten
Meiner Wünsche Schiff geleitet,
Wo kein sterblich Fahrzeug gleitet,
Allwo Lieb' die Luft bewegt,
Sich im Wind, im Wasser regt,
Himmlisch Fühlen auf die Erde trägt.“

Hin zu der blühenden Grotte, wo Asia und Prometheus in seligster Vereinigung endloses Glück genießen werden.

Von den beiden großen Geschehnissen dieser Schicksalsstunde, der Befreiung des Prometheus und dem Sturze des Zeus, neigt das Interesse des Dichters sich vorwiegend dem zweiten zu. Am Göttermahle, auf dem Gipfel des Uebermutes und Selbstvertrauens ereilt Jupiter das Verderben. Der Göttervater ist das Böse kurzweg, das Böse in jeder Form und Gestalt, in der es die Menschheit beherrscht, die politische und religiöse Tyrannei, die Macht übler Gewohnheit,

das heuchlerische Sittengesetz und die innere Unfreiheit und Sünde, die jenes hervorbringt. Aber der Tyrann, der die andern knechtet, ist selbst ein Sklave niedriger Knechteseigenschaften. Er ist feige und übermütig, verschlagen und mißgünstig; er täuscht sich selbst und sinkt, von seinem Schicksal ereilt, schauerlich vereinsamt in die Tiefe. Erde und Himmel freuen sich seines Falles; er hat keinen Freund, keine Stütze, wie der Tyrann in „Laon und Cythna", wie Cenci[1]). Des Prometheus Fluch hat sich auch hierin erfüllt:

„Und nach manch' fruchtlosem Vergehn geleit'
Verachtung deinen letzten Fall durch Raum und Zeit."

Ueber die Entfesselung des Titanen geht Shelley in auffallender Kürze hinweg, sie ist nur im Scenarium mit den dürren Worten angegeben: „Herakles entfesselt den Prometheus, der herabsteigt." Sie ist für Shelley rein nebensächlich, denn sie versteht sich von selbst. Der Höhepunkt des Interesses ist bereits überschritten. Denn daß Prometheus, sobald er durch innere Vollkommenheit zur Freiheit herangereift und ihrer würdig, sie auch erlangen muß, steht von vornherein fest. Wie sich nun diese Befreiung äußerlich vollzieht, darauf kommt nichts mehr an. Löste Herakles die Bande des Prometheus nicht, so fielen sie von selbst.

Prometheus hat jenen Freiheitskampf gekämpft und zu siegreichem Ende geführt, den Shelley in all seinen poetischen und politischen Werken unausgesetzt der Menschheit ans Herz legt: Widerstand gegen die tyrannische Gewalt ohne Blutvergießen, ohne andre Waffen als jene unbezwingbaren erhabenster Duldung und unausgesetzter Selbstveredlung. Sobald Prometheus zu innerer Freiheit durchgedrungen ist, muß ihm die äußere von selbst zufallen; sobald sein Gemüt in reiner Menschlichkeit und Abgeklärtheit strahlt, führt Asia, das Ideal, die Liebe, ihn ans Ziel.

Manfred wurde durch die Liebe in unsühnbare Schuld verstrickt, von der ihn nur der Tod — und vielleicht auch dieser nicht — erlöst. „Morgen enden deine irdischen Leiden", verkündet ihm Astarte. Für Prometheus ist die Liebe die große Erlöserin, die alle und alles umfängt.

[1]) Vergl. Gray, „Hymn to Adversity":
„And purple tyrants vainly groan
With pangs unfelt before, unpitied and alone."

„Alles Herzliche und Liebe von allen an alle“, schließt Shelley um diese Zeit einen Brief an Hunt; „dies sollte nicht nur das Vale eines Briefes, sondern eine Inschrift über dem Thore des Lebens sein.“

Felsenfest steht sein Glaube, daß Liebe und Wahrheit die Menschen durch Güte und Duldung, durch Tugend und Selbstbeschränkung zum Glück, zur Freiheit und ewigen Seligkeit emporführen.

„Der hervorstechendste Zug in seiner Theorie von der Bestimmung des Menschengeschlechtes war: daß das Uebel dem System der Schöpfung nicht inhärent, sondern etwas Zufälliges sei, das ausgeschieden werden könne“, sagt Mary. Der Schwerpunkt des Fluches, den Prometheus auf Zeus geschleudert, war:

„— Häuf' Frevel ohne Zahl
Auf deine Seel', und sei verdammt, zu schauen
Das Gute, beides endlos wie das All
Und deiner Einsamkeit selbstquälend Grauen.“

Mary findet diese Theorie mit dem Christentume verwandt. „Gott machte die Erde und den Menschen vollkommen, bis er durch seinen Fall

„Den Tod bracht' in die Welt und alles Weh.“

Shelley glaubte, die Menschheit brauche nur zu wollen, daß kein Uebel sei, und es würde auch keines mehr geben.“

Mit der Wiedervereinigung der Asia und des Prometheus bricht das goldene Zeitalter für das Weltall an; belebte und unbelebte Wesen werden in gleichem Maße der Seligkeit und des Friedens teilhaftig.

Shelley's Milleniumstraum steht im Gegensatz zu dem Rousseaus. Er erblickt das Ziel der Menschheit nicht in einer Rückkehr zu ihrem Naturzustande, nicht in dem Aufgeben und Vergessen alles dessen, was sie an Künsten und Kenntnissen im Laufe der Jahrhunderte erworben, sondern im unaufhaltsamen Fortschreiten. Mary sagt: „Shelley folgte einigen klassischen Autoritäten, indem er in Saturn das gute, in Zeus das usurpirte, böse Prinzip annahm und in Prometheus den Regenerator, der, außer Stande, die Menschheit zu ihrer ursprünglichen Unschuld zurückzuführen, sie, indem er das Wissen als Waffe benutzt, zu jenem Zustande geleitet, in dem sie tugendhaft ist aus Weisheit.“ Die kindliche Sündlosigkeit, die aus der Unwissenheit floß, ist ein für allemal vorbei; die darauf folgende Phase der Schuld hatte ihre

Ursache in dem halben Wissen, das den Geist vergiftet und in Sünde und Verderben stürzt, während das volle und ganze Wissen ihn reinigt und erlöst. In der christlichen Mythe verliert der Mensch das Paradies, weil er vom Baume der Erkenntnis genascht, wie Prometheus seine Freiheit verliert, weil er den Funken gestohlen. Gottes Sohn aber, der Ausfluß der höchsten Erkenntnis und Liebe, erobert das Paradies schöner und herrlicher für den Menschen zurück, wie Asia, die Göttliche, den Prometheus befreit.

Im Saturnischen Zeitalter kannten die Menschen weder gut noch böse, gerecht oder ungerecht. Im ehernen Zeitalter wurden die äußerlichen Begriffe Verdienst und Sünde geprägt, die die Welt noch immer regieren. Im zweiten goldenen Alter wird der Mensch über diese Begriffe hinaus sein. Er wird sich und die Welt aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten. Er wird gut sein, nicht weil die Pflicht es fordert, aus Angst vor der Strafe oder dem bösen Gewissen, sondern dem ungefesselten Triebe seiner Natur folgend. „Es war der wesentlichste Punkt seines Systemes, daß der Mensch sich hinreichend vervollkommnen könne, um das Böse aus seiner eigenen Natur und aus dem größten Teile der Schöpfung auszustoßen", sagt Mary.

Der Mensch steigert sich zum „Uebermenschen", zu einem Wesen, das die Prüfung bestanden, das durch strenge Selbstzucht und schwere Leiden innerlich erhöht und vervollkommnet, das Irdische bezwungen und die Sterblichkeit überwunden hat.

Gleichzeitig mit dem Menschen aber hat auch die gesamte Natur dieselbe Wandlung und Steigerung zu ihrem eigenen Ideale durchgemacht. Ein Schauer durchrieselt die Marmornerven der Erde, er bedeutet Leben, Freude. In gleicher Liebe wird sie fortan alle ihre Kinder ans Herz drücken; Vögel, Tiere, Fische, Menschen, sie alle sollen süße Nahrung empfangen und einander geben. In den Träumen der Nacht sollen sie Kraft schöpfen für die Freuden des folgenden Tages, selbst der Tod soll seinen Stachel verlieren. Der Zusammenhang zwischen der Natur und der Gemütswelt des Menschen ist für Shelley ein inniger, ihr Verhältnis ein wechselseitiges. Dem höchst gesteigerten Glück und der höchsten Vollendung des Menschen muß in der Natur ein höchstes Maß von Frieden und Ruhe entsprechen.

Eine zauberhafte Grotte, der Wohnort des Prometheus und der Asia, ist der Schauplatz des Milleniums. Die herrliche, südländische Landschaft Italiens und die Erinnerung an Southey's orientalische Märchendichtungen und Spenser's „Feenkönigin" fließen bei den zauberhaften Details jener Grotte ineinander. „Seine Liebe zur Natur war so groß", sagt Mary, „daß jede Seite seiner Dichtungen im Geiste seiner Freunde mit den lieblichsten Landschaften der Länder, die wir bewohnten, verknüpft ist."

Die Grotte des Prometheus liegt in der Nähe eines hellenischen Tempels von alter Herrlichkeit, der einst in der Blütezeit des hellenischen Geistes den Namen des Titanen trug, und wo die griechische Jugend ihm mit Festspielen und Gebeten huldigte. Shelley, Hellenist und Heide durch und durch, vermag sich kein Millenium zu denken ohne eine Wiederbelebung des klassischen Altertums, das in seinen Augen in Wahrheit das erste goldene Zeitalter der Menschheit war.

Als dritter Bewohner der Grotte gesellt sich zu Asia und Prometheus der Erdgeist. Die Erde nennt ihn ihren Fackelträger. Er erscheint in der Gestalt eines geflügelten Kindes und ist ein Genius des Glückes und der ewigen Jugend. Es wird angedeutet, daß Asia und Prometheus seine Eltern seien. In Asia's Auge blickend, ließ er seine Leuchte einst verlöschen. In dem sehnsüchtigen Aufschauen zu dem Ideale erlosch der Menschheit Glück und Jugendmut, wie dem Dichterjüngling in „Alastor". Dieselben Augen aber haben seine Fackel auf's neue entzündet, dasselbe Ideal hat Glück und Jugendfrische neu und dauernd entfacht.

Bei Bacon („The Wisdom of the Ancients") hatte Shelley (Kap. 26, Prometheus or the State of Man) folgende Stelle gefunden: „Bei einigen Völkern waren zu Ehren des Prometheus gewisse Spiele von Fackelträgern eingeführt, bei denen jene, welche sich um einen Preis bewarben, brennende Fackeln zu tragen pflegten. Wer seine Fackel ausgehen ließ, verlor seinen Platz wie den Sieg an den Nachfolgenden und mußte zurücktreten, so daß derjenige, welcher zuerst mit der brennenden Fackel ans Ziel kam, den Preis erhielt. Die Spiele mit brennenden Fackeln beziehen sich auf Kunst und Wissenschaft; sie sind das Feuer, zu dessen Gedächtnis sie eingesetzt worden, und sie enthalten eine weise Ermahnung, nämlich die, daß die Vervollkommnung nicht von der Geschicklichkeit und

Raschheit eines einzelnen Autors abhänge, sondern von der successiven Aufeinanderfolge der Autoren. Denn die Geschicktesten im Laufe und die Stärksten im Streite haben nicht das Glück, ihre Fackel brennend zu erhalten, da das Feuer ebenso leicht durch zu rasches als durch zu langsames Laufen erlöschen kann.“ Bacon möchte die Spiele wieder hergestellt sehen. „Die Menschen müßten ermahnt werden, ihren Geist zu wecken, eigene Kraft und Neigung zu erproben und nicht alles auf die Ansicht und Erkenntnis einiger Weniger zurückzuführen.“

Diese Wiederbelebung der prometheischen Spiele mit ihrer symbolischen Bedeutung sollte im goldenen Zeitalter stattfinden.

Der Geist der Stunde verkündet dem All die Vereinigung der Asia und des Prometheus. Seligkeit erfüllt die Welt. Die Wesen legen ihre bösartige Natur ab; Eidechsen, Kröten und Schlangen werden schön. Der Geist der Stunde aber bringt seine Renner zur Ruhe. Die Zeit steht still im Glücke. Throne, Altäre und Richterstühle sind leer; kein Mensch kriecht mehr vor dem anderen, keiner tritt seinen Nächsten in den Staub; nicht Haß, noch Furcht, Geringschätzung, Selbstverachtung oder Selbstliebe ist mehr auf Menschenstirnen eingeprägt; die Lüge ist aus der Welt geschwunden. Frauen schreiten einher

„So lauter, schön und freundlich wie der Himmel,
Der Licht und frischen Thau herniederströmt
Auf diese Erde; strahlende Gestalten,
Von keiner niedrigen Gewohnheit mehr
Befleckt; die Weisheit sprechend, die sie einst
Zu denken nicht vermochten, und im Blick
Gefühle, die sie zu empfinden einst
Sich fürchteten; in alles nun verwandelt,
Das einst sie nicht gewagt zu sein, und was,
Da sie es jetzo waren, diese Erde
Zum Himmel machte.“

Alles Böse ist verschwunden, der bunte Vorhang des Lebens ist hinweggezogen.

„Die niedere Maske fiel. Es bleibt der Mensch,
Nun frei und ohne Scepter, unbeschränkt,
In Gleichheit, ohne Kaste, Stamm und Volk;
Ein Mensch, von schwerer Angst befreit, von Hang
Und Anbetung, sein eigener König, weise,
Gerecht und milde; ohne Leidenschaft

Ein Mensch — nein! Obgleich frei von Leid und Schuld,
Die waren, weil sein Wille sie erschuf
Und duldete, und ob auch über sie
Wie über Sklaven herrschend, weder frei
Vom Tode, noch vom Wechsel oder Zufall,
Den Fesseln, ohne die er überflöge
Des nie erklommenen Himmels höchsten Stern,
Der matt erglänzet im unendlich Leeren."

Hier, mit dem Abschlusse des dritten Aktes, ist das Drama eigentlich zu Ende.

Ein halbes Jahr später fügte Shelley den vierten Akt hinzu, einen Jubelgesang der befreiten Welt, ein Durcheinanderschwirren von Chören und Hymnen in abstrakter Schönheit von höchstem lyrischem Schwunge. Das gewaltige Glück, das in den Grenzen der Menschheit nicht Raum findet, strömt über in das weite All. Erde und Mond jubeln einander zu in überschwänglicher Wonne. Die Frühlingspracht und das Frühlingsglück der Schöpfung, die sich mit dem Menschen verjüngt, die mit ihm in Liebesseligkeit schwelgt, strömen in vollen Akkorden aus.

Die Verbindung des Prometheus und der Asia und das allgemeine Werben und Lieben in der Natur, das sie begleitet, ist das ewig erneute und ewig neue und schöne Drama der Schöpfung, das sich immer und überall in jeder Stunde, in jeder Sekunde abspielt. „Wenn die Krokusblume im Frühjahre aufspringt nicht minder als beim Erwachen des menschlichen Geistes zu einer großen sozialen Revolution, ist Prometheus befreit", sagt Todhunter. „Wenn der Blütenstaub einer Orchydee, auf der Zunge einer Biene dahingetragen, eine andere Blüte befruchtet, wenn Planeten und Sterne sich umarmen, oder wenn sterbliche Liebende sich treffen, oder wenn die Seele des Weisen oder des Poeten im Erfassen einer göttlichen Idee erbebt, sind Asia und Prometheus vereinigt."

Körperlos durchflutet die Empfindung dieses gewaltige Finale, man kann von seinem Inhalte absehen und es wie ein musikalisches Kunstwerk im Hinblicke auf Rhytmus und Klangzauber genießen, ohne klar geprägte Gedanken, nur in unbestimmten Gefühlen schwelgend, die darin wogen. Alle Gesetze irdischer Schwere scheinen für den Dichter aufgehoben, er fühlt die Farbe, er sieht den Klang und hört das Sichtbare. An kein bestimmtes Organ mehr gebunden, fließen Geist

und Sinne in namenlosem Entzücken, in erschütterndem Genusse ineinander.

Jeder Satz aber erscheint getränkt und durchsättigt von der leuchtenden Schönheit des Ideals. Der Dichter schließt mit einem Zauberschlüssel das Weltall vor uns auf; wir fühlen das Wogen des Aethers, sehen das Rollen der Sphären, vernehmen das Schwirren der Geister. Aber es handelt sich hier nicht um Geister im üblichen Sinne. Die Stimmen von den Bergen, Quellen und Winden im ersten Akte haben noch eine gewiße Familienähnlikeit mit den elf Geistern der ersten Scene des „Manfred", obgleich auch sie sich nicht wie diese Geister dem Leser sozusagen vorstellen und schildern, sondern gleichsam unbekümmert vor sich hinsingen, ihr eignes Leben lebend, während uns der Dichter heimlich durch einen Spalt in das innere Naturgetriebe blicken läßt. Im vierten Akte aber ist dies noch in unendlich gesteigertem Maße der Fall.

Die Himmelslichter sind eine Heerde, die im Paradiesgarten geweidet wird. Die Mondscheibe umtanzt, ein verliebtes Mägdlein, den Erdball, ihren Geliebten; wohl das anmutigste der vielen Bilder, die Shelley für dieses Naturphänomen gefunden. In einem Fragmente aus dem Jahre 1820 ist der Mond die blaße sterbende Dame, die in ihren leuchtenden Schleier gehüllt, schwachen, irren Geistes, hinauswankt aus ihrer Kammer. In einem andern Fragmente desselben Jahres vergleicht er ihn dem freudlosen Auge, dessen Blick stets wechselt, weil er keinen Gegenstand findet, der seiner Beständigkeit würdig wäre. In den „Wanderern der Welt" (Wanderers of the World, 1819) ist er der blaße, graue Pilger auf den heimatlosen Pfaden des Himmels.

Nirgends hat Shelley seine unvergleichliche Meisterschaft in der Handhabung des Rhytmus glänzender geoffenbart als in diesem vierten Akte des Prometheus. Der Vers ist seine natürliche Sprache, die Manigfaltigkeit der Metra, die er verwendet, setzt in Erstaunen. Die Diktion ist von einer Pracht und Gewalt, von einer Zartheit und Schmiegsamkeit, daß nichts zu mächtig, nichts zu ätherisch ist, um vollsten Ausdruck zu finden. Seine Rede gleicht bald der Gewitterwolke, die der Blitz durchzuckt, und in der der Donner grollt, bald thaufeuchtem Spinngewebe, das in der Sonne farbig schimmert.

Das große Schlußwort des Ganzen spricht Demogorgon. Die Geister der Stunden haben die Vergangenheit zu Grabe getragen, und die Geister der Menschenseele nahen, in Wohlklang gehüllt wie in einen Schleier. Demogorgon ist für die regenerirte Menschheit nicht mehr wie früher die Notwendigkeit, das eherne: du mußt! sondern die Freiheit im Gesetze, das jubelnde: ich will! Und er ruft die Erde, die Gestirne, die Toten und Lebendigen, die Geister der Pflanzen und Tiere zu Zeugen seines großen Wortes auf:

„Dies ist der Tag, der auf des Erdgeborenen Wort
Reißet des Himmels Gewalt in den Abgrund fort.
Und der Sieg wird gefangen geschleift im Triumph;
Von ihrem Throne geduldiger Macht in den Herzen,
Von jener äußersten Stunde nun toter Schmerzen,
Von der Angst jäher Klippe und schlammigem Sumpf
Steiget die Liebe empor, und entfaltet hält
Mild sie die heilenden Schwingen über der Welt.

Tugend und Weisheit und Ordnung in schönem Verband
Sind der Versicherung Siegel und Unterpfand,
Welches den Abgrund schließt ob der Zerstörung Gewalt.
Wenn mit ermatteter Hand einst die Ewigkeit,
Mutter so manch einer That, auch die Schlange befreit,
Die sie in all ihrer Länge im Ringe umkrallt:
Dies sind die Zauberworte, die wiedererwerben
Herrschermacht über das losgelöste Verderben.

Leiden ertragen, das der Hoffnung dünkt endlose Not;
Unrecht vergeben, das schwärzer als Nacht ist und Tod;
Mächte, die übergewaltig erscheinen, nicht scheuen;
Lieben und dulden und hoffen, bis der Hoffnung Kraft
Neu aus dem eigenen Wrack das Ersehnte schafft;
Nimmer sich wandeln, nicht schwanken, noch jemals bereuen:
Dies heißt, Titan, wie dein Ruhm sein, groß, herrlich und rein,
Frei und beglückt, schön und gütig, und dies ist allein
Freude, Herrschaft und Sieg und wahrhaftiges Sein."

In den ihm zu Gebote stehenden Ueberreichtume an Bildern und Mythen hat Shelley nicht immer die Selbstbemeisterung nüchterner Auswahl. Manche Stelle, an der Ausleger und Uebersetzer sich vergeblich mühen, hat er in einem somnambulen Zustande poetischer Begeisterung vielleicht selbst mehr dunkel empfunden als klar gedacht. Wie Blake die Mystik der Bibel in die Dichtung herüber=

nahm, so Shelley die orphische Mystik des Hellenentums. Mary sagt: „Es erfordert einen ebenso feinen, durchdringenden Geist wie den seinen, um den mystischen Sinn zu fassen, der durch das ganze Gedicht ausgegossen ist. Er entzieht sich in seiner Zartheit und Abstraktheit dem Durchschnittsleser, aber er ist weit entfernt von jeder Unbestimmtheit."

Ob Shelley Goethes Prometheus gekannt, wird nirgends erwähnt. Die Ausgaben von 1806 und 1816 wären die letzten ihm möglicherweise zugänglichen, und es käme also nur die Ode in „Betracht, da sie die Scenenfragmente noch nicht enthalten.

Herders durch moralisierende Reflektionen verwässerte Darstellung des Prometheus, dem Pallas zum Schlusse zum Lohne seiner Beharrlichkeit, „der größten Tugend", Agathia, die reine Menschlichkeit, zuführt, ist hier belanglos.

Hingegen verleugnet Shelley's „Prometheus" des Dichters genaue Kenntnis des „Faust" nicht. Wie Goethe gestaltet er eine alte Volksmythe zum Liede von der Befreiung der Menschheit durch und zur Menschlichkeit. Bei Aeschylos kämpft der Gott gegen den Gott, der Dichter tritt in ehrfurchtsvoller Scheu in den Hintergrund und gestattet sich weder ein Urteil, noch eine Randbemerkung. Goethe's Prometheus ist der auf die Spitze seiner Persönlichkeit gestellte Mensch der Sturm- und Drangperiode, der die Begriffe Mensch und Titane ineinander flossen. Shelley's Prometheus geht durch die beiden Phasen des urgewaltigen Trotzes und des höchsten Selbstgefühles zu geläuterter Verklärung hindurch wie Faust.

Die Aufnahme des „Prometheus" im Publikum war die denkbar ungünstigste. Shelley hatte im März an Ollier geschrieben: „Wenn eine Zeitschrift mich tadelt, so schneiden Sie den Absatz aus, und schicken Sie ihn mir; wenn sie lobt, so brauchen Sie sich nicht zu bemühen. Ich schäme mich bei dem Gedanken, daß ich das letztere verdienen könnte. Das erstere ist, wie ich mir schmeichle, nur ein gerechter Tribut." Ollier hatte nun reichlich Gelegenheit, Zeitungsausschnitte für Shelley zu sammeln. Die „Literary Gazette" fand sich mit einem Witze ab, indem sie schrieb: Das Titelblatt des „Prometheus unbound" sei mit dem Wortspiele, das es enthalte, das beste Blatt des Buches, denn wer dächte daran, es binden zu lassen?

Man sprach von Unsinn, von den Delirien eines Wahnsinnigen, von einer Pestbeule der Schändlichkeit, Gottlosigkeit und Sinnlichkeit.

Mehrere Scenen des „Entfesselten Prometheus“ wurden vertont; so von Dolores: „My soul is an enchanted boat“, „The Dirge of Time“ und „No change, no pause“; C. H. Perry komponierte „Scenes from Shelley's Prometheus unbound“, und F. Mori: „My soul is an enchanted boat“.

* * *

Die neun Gedichte, die mit Prometheus in einem Bändchen vereinigt waren, entstammten insgesamt den letzten zwei Jahren. Jedes einzelne trägt den Stempel einer ausgeprägten dichterischen Individualität und genialer Meisterschaft.

1. „Die Sinnpflanze“ (The sensitive Plant) entstand zu Beginn des Jahres 1820, angeregt durch die zahlreichen Blumen, die Mary in ihrer Stube zog. „Unsere Fenster sind voll Pflanzen, die dem sonnigen Winter den Anschein des Frühlings geben“, schreibt Shelley im Januar. Aber der ideale Garten mit seiner idealen Hüterin war auch eine alte Phantasie Shelley's. Hogg erzählt von einem Spaziergange in Oxford, auf dem die Freunde einen Blumengarten entdeckten, bei dessen Anblick Shelley in eine Rhapsodie über eine seiner Einbildungskraft entsprungene Pflegerin des Gartens ausbrach. Bei Milton las er, daß Eva

„Hinausging, um nach ihren Blumen, Früchten
Zu sehn, ob sie gediehen, Blüt' und Knospe,
Die ihrer Hut vertraut; und als sie nahte,
Erwuchsen freudiger sie in ihrer holden Pflege.“

Und bei Spenser und Tasso fand er Schilderungen paradiesischer Gärten voll Beziehungen des Blühens und Welkens der Pflanzen auf das Menschenleben [1]).

[1]) Feenkönigin II, 2, Str. LXXV.
„So passes in the passing of a day
Of mortal life the leaf; the bud, the flower
No more does flurish after first decay;
That earst was sought to deck both bed and ower
Of many a lady and many a paramour;

„Die Sinnpflanze" hat drei Teile und einen Schlußgesang. Der erste schildert den Garten zur Frühlingszeit. Der Lenz ist wie der Geist der Liebe in ihm eingekehrt. Alle Blüten des Jahres prangen in ihm.

„Das Maiglöckchen, einer Najade gleich,
So jugendschön und so leidenschaftsbleich;
— — — — — — — — — — —
Die Rose, die Nymphe, die den Gürtel gelöst,
Zum Bade den schimmerden Busen entblößt,
Bis die Seel' ihrer Liebe und Schönheit klar
Vor dem schmachtenden Aether enthüllet war;
Die Lilie, die wie der Mänaden Chor
Den mondfarbigen Kelch schwang hoch empor;"

und Wasserlilien hängen am Busen des unbeständigen Stromes, und jegliche Blüte ist erfüllt und durchdrungen von ihres Nachbars Duft und Glanz,

„Wie Verliebte, von Jugend und Neigung beglückt,
In einander verloren und weltentrückt."

Nur die Sinnpflanze steht allein, gefährtenlos.

„Sie nährten die Lüfte mit Silberthau;
Und sie öffnet dem Lichte die Blätter sacht
Und schloß sie unter den Küssen der Nacht."

Die Mimose ist das einsame, zarte, nach Liebe dürstende Dichtergemüt. Wie der Poet im praktischen Leben nur wenig fördert, so treibt die Sinnpflanze nur geringe Frucht; doch um so größer ist ihr Mitgefühl. Sie nimmt und giebt mehr Liebe als alle anderen.

„Denn versagt ist der Sinnpflanze Duft und Glanz,
Versagt der strahlenden Blüten Kranz;
Sie liebt wie die Liebe, und was ihr gebricht,
Ersehnt sie im Herzen, der Schönheit Licht."

In dem Garten waltet eine Jungfrau, ein Wunder an Wuchs und Antlitz,

Gather therefore the Rose whilest yet is prime,
For soon comes age that will her pride deflower;
Gather the rose of love whilest yet is time,
Whilest loving thou mayst loved be with equal crime."
(Dasselbe: „Befreites Jerusalem", XVI, 14)

„Eine Eva im Eden, der Huldgöttin gleich,
Die den Blumen, ob wachend oder im Traum,
War wie Gott den Gestirnen im Weltenraum.“

Der zweite Teil schildert das anmutige Walten der Jungfrau im Garten. Ihr Fuß schien das Gras, das er trat, zu beklagen,

„Und ihr wallendes Haar auf grünender Flur
Verwischte des schwebenden Fußes Spur,
Vorüberstreichend gleich einer Brise,
Die Sonnenglanz bringt auf die dunkle Wiese.

Ich glaube, die Blumen freuten sich alle
Bei ihres Fußtritts leisem Schalle;
Ich glaube, ihr innerstes Wesen empfand
Die Berührung ihrer zarten Hand.

Sie besprengte mit blauer Wasserflut,
Die ermattet und welk von der Sonnenglut,
Und entleert' aus den Blütenkelchen der Au
Des Gewitterregens zu schweren Thau.

Sie hob ihre Köpfchen mit zarter Hand,
Die Stiele an stützende Ruten sie band,
Und wären ihr Kinder die Blumen im Garten,
Sie könnte ihrer nicht liebreicher warten.

Doch der Käfer und nagenden Würmer Schaar
Und alles, was häßlich und schädlich war,
Das trug sie in einem Körbchen fort
In des wilden Waldes entferntesten Ort.

Einem Körbchen aus Bambus, das ihre Hand
Mit den frischesten Gräsern gefüllt, die sie fand,
Den armen Verbannten zum Trost, deren Sinn
Nicht schuldig, ob böse ihr Thun auch erschien.“

Die göttliche Maid ist die Asia des Gartens, die ideale Macht, in deren Verkehr das zartempfindende Gemüt Leben und Gedeihen findet. Sie waltet den Sommer hindurch, doch ehe das Laub sich färbt, ist sie tot.

Der dritte Teil schildert den herbstlichen Verfall des Gartens, das Sterben der Blumen, deren Seele mit der Jungfrau entschwand. Wie ihr toter Leib, so verwandelt sich alles ringsum. Das Moos

ist mit Rosenblättern bestreut, wie mit blutigem Schnee; die welken Blätter, gelb und braun und rot und bleich — bleich wie der Tod —

„Sie fuhren wie Geister auf Stürmen landein
Und jagten den Vögeln Entsetzen ein.“

Und dann kommt Regen und Nebel; häßliches Unkraut schießt in die Höhe und giftige Pilze, die nicht wachsen durften, so lange die gute, lichte Fee im Garten herrschte. Die Sinnpflanze wird vom Sturme geknickt, ihre Blätter fallen, unter ihren Wurzeln verhungert das Murmelthier. Der Winter ist da, dessen Geißel der Sturm ist; er hat den erstarrten Finger an die Lippen gelegt, und die Katarakte, die er von den Felsen reißt, klirren, erstarrt, wie eisige Ketten an seinem Gürtel.

„Und der wirbelnde Nord, der das Land durchfuhr,
Glich dem Wolf, der dem toten Kind auf der Spur;
Er schüttelt die starren Aeste im Haag
Und brach sie mit einem gewaltigen Schlag.

Als der Winter verging und der Frühling kam,
War die Sinnpflanze ein entlaubter Stamm,
Doch Lolche und Giftpilze standen zu Hauf,
Wie Tote aus ihren Gräbern, auf.“

Das edle Gemüt stirbt mit seinem Ideale, ohne das Pilze und Lolche ganz gut weiter leben können.

Aber wo Shelley vom Tode spricht, stellt sich seinem Geiste ein Fragezeichen dar, an dem er nicht ohne weiteres vorübergehen kann. Und nun, da er um seinen Liebling William trauert, den er so gern nicht ganz, nicht auf ewig verloren haben möchte, fesselt ihn das Problem erst recht mit erhöhter Kraft. Der Unsterblichkeitsfrage ist der Schlußgesang der Sinnpflanze gewidmet. Ist der Tod wirklich etwas Reales, oder ist nicht, wie Berkeley lehrt, der Geist ewig und die materielle Welt nur das Spiegelbild seiner Wahrnehmungen? Empfinden die Toten den Wechsel, wenn sie in das ewige Sein oder in das ewige Nichtsein übergehen? Der Dichter wagt keine Antwort auf diese Fragen zu geben; allein er schließt:

„In diesem Sein
Des Wahns, der Verblendung und ringenden Pein,
Allwo nichts Wesen, alles Schein
Und wir des Traumes Schatten allein,

Ist es bescheidenes Vertrauen
Und lieblich, dran sich zu erbauen,
Daß auch der Tod, die letzte Frist,
Wie alles Trug und Täuschung ist.

Die schöne Maid, der holde Ort,
Die süßen Gestalten und Düfte dort
Vergingen in Wahrheit nimmer und nie,
Wir sind's, die vergehen und wechseln, nicht sie[1]).

Für Schönheit, Liebe, Begeisterung
Ist Tod und Wechsel nicht; ihr Schwung
Ueberfliegt unsern Sinn, der kein Licht erträgt,
Weil Dunkel nur in ihn selbst gelegt[2])."

Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb Shelley einen Prosaaufsatz über das gleiche Thema: „Ueber das Leben" (On Live, 1819), in dem er sich durch die Berkeley'sche Philosophie stark beeinflußt zeigt. Auch hier wirft er die Fragen auf: Was ist das Leben? Was sind wir? Wohin gehen wir? Ist die Geburt der Anfang, ist der Tod das Ende unseres Seins? Aber die Fragen bleiben offen. In nüchterner Prosa ließ sich die Antwort noch weniger finden als in der begeisterten Stimmung der Poesie. Eines nur wird ihm klar: „Das Leben ist der Wunder größtes, über das wir uns nur darum nicht wundern, weil wir zu vertraut mit ihm sind."

Der Materialismus, zu dem Shelley sich einst bekannte oder zu bekennen glaubte, scheint ihm nun ein verführerisches System für junge oberflächliche Geister. Er selbst ist ein Anhänger des „intellektualen Systems", d. h. Berkeley's, geworden, denn dieses System allein verträgt sich mit der Anschauung, daß der Mensch ein Wesen mit hoher Anwartschaft sei, das mit der Vergänglichkeit und dem Verfalle nichts gemein haben will, ein Wesen, unfähig, sich die Vernichtung vorzustellen, in der Zukunft lebend, wie in der Vergangenheit. Er giebt einen Abriß der intellektualen Philosophie, die das Leben als

[1]) Erschienen bruchstückweise in den Shelley-Papers 1832, vollständig in den Essays, Letters from abroad etc. by P. B. Shelley, 1840.

[2]) Vergl. Anne Radcliffe, „The Mysteries of Udolpho" I, p. 220: „In the sight of God", said Emily, „my dear father now exists as truly as he yesterday existed to me; it is to us only that he is dead; to God and to himself he yet lives."

Einheit erfaßt. Alles existiert nur so, wie es wahrgenommen wird. Der Unterschied zwischen den zwei Klassen von Gedanken, die gewöhnlich als Ideen und äußere Gegenstände von einander unterschieden werden, ist nur nominell. Die Existenz von einander unterschiedener, individueller Geister ist gleichfalls eine Täuschung. Die Worte: ich, du, er drücken keine wirkliche Verschiedenheit der so bezeichneten Gedanken aus, sondern sind nur Zeichen für die verschiedenen Modifikationen des einen Geistes. Alle Völker haben sich bemüht, die Frage nach dem Urgrunde des Lebens zu beantworten. Das Ergebnis dieses Bemühens waren die Religionen.

2. Das zweite der mit dem „Entfesselten Prometheus" veröffentlichten Gedichte war: „Die Vision des Meeres" (A Vision of the Sea), ebenfalls 1820 in Pisa entstanden, ein Fragment, dessen Gegenstand einer Reisebeschreibung entnommen scheint.

Ein Schiff mit zahlreicher Bemannung ist durch völlige Windstille lange in einer tropischen Gegend festgehalten; eine Seuche bricht unter der Mannschaft aus und rafft alle bis auf sieben hinweg. In ihren Hängematten werden die Toten versenkt, Nahrung für die Fische. Da entsteht ein furchtbares Unwetter; der Blitz erschlägt die sieben, die die Seuche verschont hat; zwei Tiger, die sich auf dem Schiffe befinden, zersprengen ihre Fesseln, das Fahrzeug geht aus den Fugen in dem gewaltigen Aufruhr der Elemente. Ein schönes Weib aber mit ihrem lieblichen Kinde sitzt gelassen am Steuer. Das Kind ruft die Tiger und neckt sie; es lacht in die tobende Meerflut. Am Morgen hat sich der Sturm gelegt; die Sonne strahlt über der glatten See. Einzelne Wracke des Schiffes treiben auf den Wogen, einer der Tiger kämpft grimmig mit einer Seeschlange. Da naht ein Boot mit zwölf Ruderern und drei kundigen Schützen. Sie zielen, und die Kugel sitzt in der Brust des Tigers. Das schöne Weib klammert sich mit der Linken an eine Planke, während die Rechte das Kind hält,

„Und das Kind und der Ocean
Lachen wie Bruder und Schwester sich an."

Hier bricht das Gedicht ab. Sollte das schöne Weib gerettet werden? Sollte die vertrauensvolle Unschuld, die sich sicher fühlt im Kampfe der Elemente, unversehrt aus dem allgemeinen Untergange hervorgehen?

War das Ideal hier als die mütterliche Führerin des Menschen durch das sturmbewegte Lebensmeer gedacht? Wollte der Dichter sagen, daß der Mensch in ihren Armen jedwedes tobende Unwetter heiter und spielend überdaure?

„Hör' auf, zu hoffen, dein kurzlebig Boot
Könnt' auf des Schicksals unschiffbarer Flut
Sanft abwärts gleiten."

So hatte Prior in seiner Ode dem Menschen zugerufen: Vielleicht sollte die „Vision des Meeres" das Gegenteil behaupten. Niemals hat Shelley das Meer in Sturm und Unwetter herrlicher und gewaltiger geschildert. Die Fetzen des Segels flattern wie Bänder im furchtbaren Ozean, die schwarzen Strähne des Regens fließen und fallen wie eine Sintflut vom Himmel, als stürzte das Firmament mit ihnen hernieder, als senkte sich der Ozean unter ihnen. Das Schiff wird bald emporgehoben in die Nebel der Donnerwolken, bald sinkt es tief in die Wogen, während es der Schaum wie ein Chaos von Sternen, wie ein Wirbel von feurigflüssigem Eisen mit Glanz und Schrecken umgiebt. Der Orkan fegt zwischen Himmel und Meer dahin, selbst ein Meer, bis er an den Saum der Welt gelangt, wo, von Säulen und Wällen umgeben, auf dem Ozean fußend und in den Himmel ragend, der Palast des Sturmes steht. Dann strömt aus der Kluft, aus der früher der Wind kam, die klare Morgenluft, die Strahlen der aufgehenden Sonne brechen golden, krystallisch hervor, unaufhaltsam, wie verbündete Heere von Licht und Luft. Nach dem Gewitter der Sonnenaufgang, nach der stürmischen Nacht die Ruhe. Wie die Gegenwart der Liebe die Leidenschaft besänftigt, so spiegeln nun die Wogen, still dahingleitend, den blauen Himmel.

Eine Häufung von Bildern und Adjektiven macht die „Vision des Meeres" dunkel und ermüdend, sodaß sie trotz der Größe jener Bilder charakteristischer für Shelley's Fehler als für seine Vorzüge ist.

Auch hier beschäftigt ihn die Frage: Was ist das Leben? Was ist der Tod? Was sind wir, daß wir, wenn ein Schiff versinkt, aufhören zu sein?

Angesichts des Todes spricht das Weib zu dem Kinde: „Wie, dich nicht mehr sehen? Dich nicht mehr fühlen? Nach dem Leben sein, was wir vorher waren? Diese lieben Hände nicht mehr berühren?

Nicht auf diese Augen sehen, diese Lippen, dieses Haar, diese ganze lächelnde Hülle, in welche du dich gekleidet, holder Geist, den ich so lange Tag auf Tag mein Kind genannt!" Williams zarte Gestalt ließ den Dichter nicht ruhen, sie schwebte ihm auch bei diesem Kinde vor, das die Mutterliebe im Leben festhalten möchte.

3. Die „Ode an den Himmel", (Ode to Heaven) 1819 entstanden, ein Geisterchor, dessen Vorbild möglicherweise die Engelchöre des „Prologs im Himmel" sind. Der Anblick des gestirnten Himmels, wie er den Dichter in mancher italienischen Nacht überwältigen mochte, hat sie ihm eingegeben.

Drei Geister lassen ihre Stimme ertönen. Der erste preist den Himmel und schildert ihn als eine Wölbung über und unter der Erde, die in ihm schwebt; als Palastdach wolkenloser Nächte, Paradiesesgarten goldener Lichter, Empfangssaal, Tempel, Heimat künftiger Thaten und Zeitenalter. Er ist der Wohnort jener Macht, die da ein Spiegel ist, in welchem der Mensch seine eigene Natur beschaut. Denn der Mensch schuf sich seine Götter nach seinem eigenen Bilde und sagte dann in selbstschmeichelnder Umkehrung des Verhältnisses, er sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen.

Der Himmel ist jedoch noch höher und göttlicher als die Götter.

„Menschen und ihre Götter verwehen,
Wie wogende Flüsse vorübergehen,
Du aber, du bleibst ewig bestehen."

Ein zweiter Geist, eine entferntere Stimme, feiert den Himmel als des Geistes Vorgemach, an dem die junge Phantasie emporklettert, wie schwache Insekten an den Wänden einer Grotte. Einstens aber wird es anders sein. Du bist der Eingang zum Grabe, sagt der Geist, zum Grabe, das der Eingang zum Leben ist, zu einer Welt neuen Entzückens, gegen das deine größten Herrlichkeiten nur ein schwacher Abendschimmer, nur der Schatten eines Traums sein werden.

Da erklingt die Stimme des dritten Geistes, noch entfernter, aber lauter als die frühere, und gebietet Schweigen. Der Abgrund des Himmels ist mit Verachtung bekränzt ob der Anmaßung Staubgeborener, ihn zu ergründen oder nur zu preisen. Dieses „Mit

Verachtung bekränzt", (the abyss is wreathed with scorn)[1]) ist ein charakteristisches Beispiel, wie Shelley's Bilder entstehen. Die zürnende Verachtung runzelt die Stirn. Die Runzeln legen sich um die Stirn wie ein Kranz. So kränzt Verachtung den personifizierten Himmel, der uns nun plötzlich dräuend wie ein Jupiterhaupt entgegenblickt.

Was ist er, und wer seid ihr? ruft der Geist. Alle Wesen sind nur Tropfen, welche das mächtige Herz der Natur durch dünnste Adern treibt als Teile jenes Geistes, der die Sonnen und Sphären lenkt. Entschwindet! Und nun, in der Schlußstrophe, sagt jener dritte, eingeweihte Geist, was der Himmel ist: Ein Tropfen Thau, der morgens in einer Sternblume ruht, deren junge Blätter in einer ungeahnten Welt erwachen. Sein schwaches, vergängliches Rund enthält feste Sonnen und ungemessene Welten, zehn Millionen auf einmal; sie erzittern, erglänzen und verschwinden. Also, den Himmel, der so gewaltig ist, daß kein Geist ihn zu fassen vermag, der den Göttern, die er beherbergt, an Macht überlegen ist, ihn umschließt der Thautropfen in einem Blumenkelche. Der Dichter, dem das Wunderbarste natürlich scheint, findet im Natürlichen und Alltäglichen das Wunderbare heraus und erblickt im Kleinsten das große Ganze. Voll Andacht und Ehrfurcht schaut er in die Welt mit weit geöffneten Augen. Im Wurme ist er der Gottheit auf der Spur; darum giebt es für ihn nichts Geringes oder Verächtliches.

4. Das Gedicht „Ermahnung" (An Exhortation, 1819) führt Shelley's Lieblingsvergleich des Dichters mit dem Chameleon aus. In dem Fragment „Die Schlange" (auch 1819) erscheint ihm der somnambule Dichtergeist unter dem Bilde der Schlange, die schlafend durch Gras und Blüten gleitet. Wecke sie nicht! ruft der Dichter, sie wüßte sonst nicht, welchen Weg sie zu wandeln hat.

Die „Ermahnung" beruht auf der Sage, daß das Chameleon sich von Licht und Luft nähre. Des Dichters Nahrung ist die Liebe und der Ruhm, welcher verkleidete Liebe ist. Fände der Poet in dieser Welt der Sorgen sie beide so leicht, wie das Chameleon seine Nahrung findet, so wechselte er wohl nicht Farbe wie jenes. Wo Licht ist,

[1]) Vergl. „Laon und Cythna": „Lips wreathed by long scorn" und „Lips wreathed with fear", die zurückgehen auf Landor's „Hope wreathed her mouth with smiles" (Gebir, II.)

verändert sich das Chameleon, und wo keine Liebe ist, da thut es der Dichter. In einem Briefe an Mr. Gisborne nennt Shelley das Gedicht eine Entschuldigung für Wordsworth. Die Ermahnung selbst aber gilt sowohl der Welt als den Dichtern. Wagt nicht, mit Reichtum oder Macht des Dichters freien Himmelsgeist zu beflecken! Genösse das Chameleon andre Nahrung als Licht und Luft, es würde bald so irdisch wie seine Schwester, die Eidechse. Den Dichtern aber ruft er zu:

„Kinder einer lichtern Welt,
Die im Monde Heimat haben,
Weigert euch der Gaben!“

Zwischen den Zeilen stand zu lesen: nehmt kein Laureateship an wie Southey, der doch selbst einmal („Joan of Arc“) jene Dichter als lebendige Leichen in die Hölle versetzt hatte, die ihren Gesang, des Himmels göttlichste Gabe, dem Dienste des Teufels gewidmet haben.

5. Die „Ode an den Westwind“ (Ode to the West Wind), entstand im Herbst 1819, wie Shelley in einer Anmerkung sagt „in einem Walde, der in der Nähe von Florenz den Arno streift, eines Tages, als jener stürmische Wind, dessen Temperatur zugleich milde und belebend ist, die Dämpfe sammelte, aus denen die Herbstregen herniederströmen. Sie begannen, wie ich es voraussah, bei Sonnenuntergange mit einem heftigen Unwetter von Hagel und Wolkenbrüchen, begleitet von jenem herrlichen Blitze und Donner, der der cisalpinen Region eigen ist.“

Die Ode ist in mustergiltigen Terzinen geschrieben und besteht aus fünf Abteilungen. Jede Abteilung schließt mit einem Reimpaare, das in den drei ersten Abteilungen — eine große Seltenheit bei Shelley — in dieselben Worte: o höre mich! ausklingt, mehr eine eindringliche Verstärkung des inbrünstigen Flehens als ein Refrain.

In der ersten Abteilung apostrophirt der Dichter den Westwind als den Lebenshauch des Herbstes. Coleridge hatte sich in dem Gedichte „Dejection“ in gesuchten Bildern für den Westwind erschöpft. Er hatte ihn dem tollen Lautenschläger verglichen, zu dessen Spiel Teufel ihren winterlichen Gesang heulen; dem Schauspieler, der in allen tragischen Tönen gewandt ist; dem Dichter, der selbst dem Wahnsinne noch kühn erscheint. Shelley versucht nichts dergleichen. Er

schildert einfach die Thätigkeit des Westwindes im Weltall. Vor seiner unsichtbaren Gegenwart fliehen die Blätter, wie die Geister vor dem Zauberer. Er trägt den geflügelten Samen in sein dunkles winterliches Bett, wo er tot und kalt liegt wie eine Leiche, bis des Westwindes azurne Schwester, die laue Frühlingsluft, über der träumenden Welt in ihr Horn stoßen und Ebene und Hügel füllen wird mit lebendigen Farben und Düften, holde Knospen wie Heerden weidend.

„Allgegenwärtiger Geist, ich rufe dich,
Zerstörer und Erhalter, höre mich!“

Die zweite Abteilung der Ode schildert die Thätigkeit des Westwindes im Himmel. Sein Strom ist mit leichten Wolken wie mit welken Blättern besät, und aus dem verschlungenen Geäste des Himmels und des Ozeans schüttelt er die Engel des Regens und des Blitzes hernieder. Auf der blauen Fläche seiner luftigen Wogen breitet sich, wie das strahlende Haar einer Mänade, das Gelock des Sturmes aus. Er ist das Klagelied des sterbenden Jahres, dessen Grabmal die Nacht sein wird, aufgetürmt aus Dämpfen,

„Aus denen Regen, Hagel, Feuer sich
Gar bald entladen wird; — o höre mich!“

Die dritte Abteilung schildert die Thätigkeit des Westwindes auf dem Ozean. Er hat das blaue Mittelmeer erweckt, das schlummernd in Bajae's Bucht gelegen hat und im Traum moosüberwachsene Paläste und Türme in der krystallhellen Flut erglänzen sah. „Du, vor dessen Schritt das Meer sich spaltet“, ruft der Dichter, „dessen Stimme den Seeblumen und schlammigen Wäldern der Tiefe bekannt ist,

„Daß sie erbleicht und neiget sich
Und zitternd sinkt wie Laub — o höre mich!“

Die vierte Abteilung schildert die Wirkung des Westwindes auf das Gemüt des Dichters. O, wäre er das tote Blatt, das der Westwind dahinträgt, die rasche Wolke, die mit ihm flieht, die Welle die unter seiner Macht erzittert, und teilte seine Kraft, nur weniger frei als er! Wäre er wenigstens, wie in seiner Kindheit, der Gefährte seiner Wanderung durch den Himmel, wie damals, als es ihm fast kein Traum erschien, seinen Flug durch die Lüfte zu überholen!

„Dann räng' ich im Gebet nicht so mit dir;
O, nimm mich auf als Wolke, Welle, Blatt!
Ich fall' auf Dornen — ich verblute hier!"

Die schweren Stunden des Lebens haben ihn gebeugt, ihn, der dem Westwinde nur allzu gleich war an Unbändigkeit, Raschheit und Stolz.

In der fünften Abteilung erhebt sich der Dichter aus seiner Niedergeschlagenheit. Die Herbststimmung in der Natur und im Gemüte weicht siegessicherer, froher Frühlingsahnung. Wie ein Sonnenstrahl die winterlichen Nebel, so durchbricht die Trauer die Ueberzeugung des Dichters, daß das Wirken der Natur ein kreisförmig geschlossenes ist, daß nichts von ihrer Kraft verloren geht, daß aus dem Tode neues Leben, aus der Zerstörung frisches Sein und aus dem Winter der Frühling quillt. Mach mich zu deiner Leier, wie der Wald sie ist! ruft er dem Westwinde zu; mögen deine Harmonien auch mir, wie ihm, einen herbstlichen Ton entreißen, süß in seiner Traurigkeit. Sei du, gewaltiger Geist, mein Geist! Sei ich, du Ungestümer! Trage meine toten Gedanken über das Weltall, daß sie, gleich den welken Blättern, neues Leben fördern. Bei der Zauberkraft dieses Verses! Streue mein Wort aus unter den Menschen, wie die unverlöschte Glut des Heerdes Asche und Funken! Durch meinen Mund sei du der schlummernden Erde die Posaune einer Prophezeihung:

„O Wind, sag' an,
Wenn's Winter ist, muß nicht der Frühling nahn[1])?"

Der Wind ist für Shelley ein lebendiger Geist; er spricht zu ihm wie zu seinesgleichen, oder vielmehr wie zu einem Ueberlegenen. Er fordert ihn zur Arbeitsgemeinschaft auf, wie er einst in Lynmouth Wind und Wellen zu Trägern seines Wortes erkor.

[1]) Vergl. Feenkönigin VII, 7, wo die Natur die höchste Instanz des Wechsels genannt wird. Str. 18:

„For all that from her springs and is ybredde,
However faire it flourish for a time,
Yet see we soon decay, and being dead,
To turn again unto their earthly slime.
Yet out of their decay and mortal crime
We daily see new creatures to arise,
And of their winter springs another Prime,
Unlike in form, and changed by strange disguise:
So turn they still about and change in restless wise."

6. Die „Ode an die Freiheitskämpfer" führt in Shelley's Manuskript den langen Titel: „Ode, geschrieben im Oktober 1819, ehe die Spanier ihre Freiheit wieder erlangt hatten" (An Ode written October 1819 before the Spaniards had recovered their liberty). In einer gewaltigen Kunststrophe, wie Shelley sie jetzt mit Vorliebe verwendet, strömt schwungvoll und glühend die Klage um die Toten aus, und an die Klage schließt sich eine Ermahnung an die Ueberlebenden.

Blut bedeckt die Erde, die euch Brot verweigert, sagt der Dichter; eure Söhne, Weiber, Brüder liegen erschlagen. Wer sagt, daß sie am Tage der Schlacht gefallen? Erwacht! Erwacht! Erwacht! Sklave und Tyrann sind Feinde, die als Zwillinge geboren wurden. Schüttelt eure kalten Ketten in den Staub, in dem eure Lieben ruhen. Im Grabe wird sich ihr Gebein regen, wenn sie eure Stimme erschallen hören im heiligen Kampfe. Hoch laßt das Banner wehen, wenn die Freiheit zum Siege reitet, ob auch Mühsal und Hungersnot ihre Sklaven sind. Erhebet die Hände nicht zum Kampfe, die ihr dem Wagen der Freiheit folgt, aber haltet euch bereit, sie zu verteidigen, deren Kinder ihr seid.

„Heil, Heil, Heil
Denen, die Großes gethan und erlitten!
Nie ward zu Teil
Größerer Ruhm, als ihr ihn erstritten!
Krieger und Kämpfer den Feind nur befriegen,
Dessen Rache und Stolz zu Boden nun liegen;
Ihr werdet glorreicher selbst euch besiegen [1])!"

Blumengewinde, Veilchen und Epheu und Lilien sollen die Sieger schmücken, die süßen und göttlichen Farben der Natur sollen die Blutspuren verdecken: grüne Kraft, blaue Hoffnung. Doch kein Vergißmeinnicht [2]) sei darunter; es wäre überflüssig:

Ihr wurdet gekränkt; das bedeutet Gedenken!"

[1]) Im Originale: pansy.

[2]) Vergl. „Paradise Lost", VII.:
„For therein stands the office of a king,
His honour, virtue, merit and chief praise,
That for the public all this weight he bears;
Yet he who reigns within himself and rules

7. „Die Wolke" (The Cloud) wurde einer mißverstandnen Aeußerung Mary's zufolge von Rossetti schon in das Jahr 1818 verlegt, fällt aber thatsächlich in die Zeit von Shelley's gereifter Künstlerschaft in Italien und reiht sich dem Inhalte wie der Form nach unter die Gedichte des Jahres 1820. Mary schreibt nämlich in ihrer Vorrede zu Shelley's Gedichten: „Andre, wie die „Ode an die Lerche" und „Die Wolke", tragen in den Augen vieler Kritiker ein reineres, poetisches Gepräge als alle seine andern Werke. Sie wurden geschrieben, wie der Geist sie ihm eingab; dem Liede des Vogels hoch in Italiens blauen Lüften lauschend, oder die Wolke beobachtend, die durch den Himmel jagte, während er in seinem Boote auf der Themse dahinschwamm". Dies sollte jedoch nichts andres heißen, als daß Shelley's Art zu dichten sich jederzeit gleich blieb und an der Themse dieselbe war wie in Italien, nicht aber, daß die Wolke an den Ufern der Themse entstanden sei. Die meisterhafte Handhabung der kunstvollen Strophe, die vollendete Herrschaft über das Wort, die herrliche Darstellung des symbolisch-natürlichen Vorganges, dies alles weist auf ihre spätere Entstehung.

Das Gedicht führt die Wolke selbstredend ein. Sie ist eine Persönlichkeit, eine Individualität, die dem Dichter ihr innerstes Fühlen und Denken offenbart. Sie schildert ihr Leben, frei und unabhängig vom Menschen, so wie es ist. So war es Jahrtausende bevor er in die Welt kam, so wird es sein Jahrtausende nach ihm. Sie bringt den dürstenden Blumen, den Seen und Flüssen frische Regenschauer und spendet den Blättern leichten Schatten zu ihrem Mittagsschlafe. Sie schüttelt aus ihren Schwingen den Tau, der die zarten Knospen weckt, die schlafend an der Brust ihrer Mutter ruhen, welche die Sonne umtanzt. Sie schwingt die Geißel des Hagels und macht die Ebenen weiß und löst den Hagel in Regen auf und zieht lachend im Donner vorüber.

Sie siebt den Schnee auf die Berge nieder; er ist ihr weißes

Passions, desires and fears is more a king,
Which every wise and virtuous man attains:
And who attains not ill aspires to rule
Cities of man or headstrong multitudes,
Subject himself to anarchy within,
Or lawless passions in him which he serves." Etc.

Kissen, auf dem sie die Nacht über ruht, schlafend in den Armen des Sturmes. Unten, in einer Höhle, ist der Donner gefesselt und bäumt sich und heult; auf dem Turme ihres Luftpalastes weilt der Blitz, ihr Pilote, der sie sacht über Erde und Ozean leitet, gelenkt von der Liebe der Geister im purpurnen Meer. Er führt sie über Seen und Ebenen, Klüfte und Hügel, und während er sich in Regen löst, schaukelt die Wolke sich im blauen Lächeln des Himmels.

Die blutige Morgenröte mit den leuchtenden Augen und den ausgebreiteten glühenden Schwingen springt auf den Rücken der segelnden Wolke, wenn der Morgenstern erbleicht, wie Adler einen Augenblick im Glanze ihrer goldenen Flügel auf einem Berggipfel ruhen, den das Erdbeben schwingen und schwanken läßt. Und wenn der Sonnenuntergang aus den Tiefen der leuchtenden See Ruhe und Liebe empor haucht und des Abends purpurner Mantel vom Himmel niederfällt, sitzt die Wolke wie eine brütende Taube mit gefalteten Schwingen auf ihrem luftigen Neste.

Die mit weißem Feuer beladene Jungfrau, welche Sterbliche Mond nennen, gleitet schimmernd über das Teppichfell der Wolke, das die mitternächtigen Winde ausgebreitet haben. Und wo der leise Tritt ihrer unsichtbaren Füße, der nur den Engeln vernehmbar ist, das dünne Gewebe der Wolke durchbricht, lugen die Sterne herein. Und die Wolke lacht, wenn die Sterne wie goldene Bienen schwärmen, und erweitert den Riß, bis Bäche und Flüsse und Seen vom Mond und von den Sternen bedeckt sind, als wäre durch den Wolkenspalt ein Stück Himmel niedergefallen.

Die Wolke umgiebt die Sonne mit einer glühenden Zone und den Mond mit einem Gürtel von Perlen. Entfaltet der Wind das Banner der Wolke, so geben Sterne und Vulkane trüben Schein. Sie spannt sich von Kap zu Kap wie eine Brücke über die schäumende See, Berge sind ihre Pfeiler. Der millionenfarbige Bogen ist die Triumphpforte, durch welche die Wolke mit Sturm und Feuer und Schnee zieht, die Mächte der Luft sind an ihren Wagen gefesselt. In sanfter Pracht erglühen die Sphären, und die feuchte Erde lächelt tief unten.

Die Wolke ist die Tochter der Erde und des Wassers und das Pflegekind des Himmels, sie drängt durch die Poren des Landes und der See; sie wechselt, doch sie stirbt nicht. Nach dem Regen, wenn der

Himmel fleckenlos und klar ist, wenn Wind und Sonnenstrahlen den blauen Dom des Aethers erbauen, der das Grabmal der Wolke ist, lacht sie ihrer Mühe; denn:

„Aus den Höhlen des Regens nahe ich wieder
Wie ein Kind aus dem Schoos, wie ein Geist aus dem Grab,
Nahe und reiße es nieder!"

Das Naturphänomen hat in Shelley's Augen alle vielseitigen, häufig sich widersprechenden Eigenschaften und Fähigkeiten organischer Wesen, den selbstbewußten Willen und die unzerstörbare Fortdauer beseelter Geschöpfe. Es ist, wie diese, ein Teil des ewigen Geistes, der sich in der Natur wie im Menschengemüte äußert. Die Wolke, wie Shelley sie uns vorführt, ist gewissermaßen ein Naturgeist, der traumhaft webt und schafft, wie es das Vorrecht der Götter und der Dichter ist, zielbewußt wie die Menschen, aber ohne die klare Nüchternheit irdischen Denkens. „Poesie di pura natura" nennt ein geistvoller italienischer Essayist, Enrico Nencioni[1]) diese Gedichte und sagt speziell von der „Wolke", der natürliche Gegenstand sei in ihr gleichsam von jeder menschlichen Beziehung und Aehnlichkeit isoliert und völlig in seinen elementaren Formen aufgefaßt und beobachtet. Wie immer jedoch Shelley die Natur auch studiert haben mag, das Wesentliche eines Gedichtes wie „Die Wolke" ist nicht die empirische Beobachtung die ihm zu Grunde liegt, sondern eine Gefühlsintuition, eine Naturoffenbarung. Aus demselben Geiste heraus, aus dem Shelley hier dichtet, haben die alten Völker ihre Mythen gebildet. Um so merkwürdiger berührt es, daß er sich um diese Zeit über eine Abnahme der Innigkeit in seinem Verkehr mit der Natur beklagt. „Ich sehe von meinem Fenster die Berge, den Himmel und die Bäume," schreibt er den 20. Juli 1820 an Medwin, „und denke, wie ein alter Mann seiner Jugendgeliebten, der Freuden eines innigeren Verkehres; aber ohne sein Bedauern, denn ihre Gestalten leben noch in meinem Geiste".

Musikalische Kompositionen der „Wolke" haben G. A. Osborne, Farebroker und Whitley versucht.

8. „An eine Lerche" (To a Skylark) ist das volkstümlichste unter Shelley's Gedichten, vielleicht das einzige, auf das diese Be-

[1]) „Nel primo Centenario di P. B. Shelley", Nuova Antologia, 1892.

zeichnung überhaupt anwendbar ist. Es entstand im Sommer 1820 in Livorno, als er an einem schönen Abend mit Mary auf den Wiesen spazieren ging, deren Myrtengebüsche den Leuchtkäfern als Lauben dienten.

Der scheinbar einfache Bau der Strophe mit ihren kurzen, jubelnd emporwirbelnden Versen ist von kunstvoller Lautmalerei und dabei sangbar, anmutig.

Höher und höher schwingt sich die Lerche in den blauen Aether und steigt singend und singt steigend, ein Symbol des Dichters. Wie er, wenn die Begeisterung ihn in höchste Sphären trägt, entschwindet die Lerche dem Auge der Menschen, die tief unten ihr entzücktes Lied vernehmen, während sie oben wie die verkörperte Freude in den Lüften schwebt:

„Wie der Silbersterne
Strahlenschimmer sprüht,
Dessen Licht, das ferne,
Morgens schnell verglüht [1]."

Keine höchste Sangeskunst, kein Wein-, kein Braut-, kein Siegeslied vermag die jubelnde Freude so ohne Rückhalt, ohne Bruchteil von Leid zum Ausdrucke zu bringen wie der kleine, unscheinbare Vogel. Welches ist der Quell, aus dem ihre Lieder fließen? Ist es Feld und Berg? Ist es die Liebe, die Unkenntnis aller Pein? Mit solcher Freudigkeit verträgt sich kein Leid; ihr kann keine Qual bekannt sein. Sie liebt, doch von dem Ueberdrusse der Liebe weiß sie nichts. Wachend und im Schlafe muß ihr mehr über den Tod bewußt sein als Sterblichen in ihrem Traume.

„Uns zerquält das Morgen
Oder Gestern heut,
Uns wird, ach, durch Sorgen
Jede Lust entweiht."

Mehr als die entzückendsten Klänge, mehr als alle Schätze gedruckter Weisheit taugte dem Dichter die freudige Kunst der Lerche, die die Erde verachtet.

„Halb nur deine Lust
Wolle mit mir tauschen —
Dann aus meiner Brust
Sollt' ein Lied entrauschen,
Dem würde, wie ich dir gelauscht, der Erdball lauschen."

[1]) Deutsch von Strodtmann.

„Das niedrigste unserer Nebenwesen besitzt Eigenschaften, die wir lieben und bewundern müssen“, schreibt Shelley 1819 in sein Notizbuch zu Wordsworth's Ausspruche: „Wahres Wissen führt zur Liebe“. Auch Wordsworth hatte die Lerche besungen. Ihr Lied haucht ihm Zufriedenheit mit seinem dürftigen Loose ein und giebt ihm Hoffnung auf höhere Freuden, wenn dieses Lebens Tag vollbracht sein wird. Welcher Abstand zwischen Wordsworth's selbstzufriedener Behaglichkeit und Shelley's kühn emporstrebendem Geiste, der dennoch in der Lerche eine Meisterin bewundert und beneidet. Denn sie, ganz Natur, besitzt jene Ganzheit und Freudigkeit, die ihre Erwählten verschönt und veredelt.

Das „Lied an die Lerche“ wurde von Thomas Anderton und von Dolores vertont.

9. Die „Ode an die Freiheit“ (Ode to Liberty) wurde durch die Erhebung der Spanier 1820 veranlaßt. „Ich denke, Sie werden die Nachricht vernommen haben, daß der geliebte Ferdinand die Konstitution von 1812 proklamiert und die Cortes einberufen hat“, schreibt Mary den 26. März 1820 an Mrs. Gisborne. „Die Inquisition ist abgesetzt, die Gefängnisse geöffnet, und die Patrioten entströmen aus ihnen. Das ist gut. Ich möchte jetzt in Madrid sein.“

Die Ode, der ein Motto von Byron vorangestellt wurde, schildert das Erwachen eines großen Volkes. Die Freiheit, der Blitz der Nationen, zuckt leuchtend über Spanien hin; ringsum sprühen die zündenden Funken, der Blitz springt von Turm zu Turm, von Herz zu Herz. Es ist das hohe Lied der Freiheit, das Shelley in neunzehn wuchtigen fünfzehnzeiligen Strophen in die Welt schmettert. Er selbst charakterisiert am treffendsten den Flug, den er hier nimmt, wenn er sich dem jungen Adler vergleicht, der in die Morgenwolken emporsteigt. Seine Seele schleudert die Ketten des Unmutes von sich und hüllt sich erhaben und kräftig in die raschen Schwingen des Liedes.

Da vernimmt er eine Stimme aus dem Abgrunde. Feierlich, als riefe er die Muse der Geschichte, daß sie uns aus vergangenen Thatsachen die Gewähr einer glücklichen Zukunft gebe, entrollt der Dichter einen Abriß der Weltgeschichte oder vielmehr der Geschichte der Freiheit vor uns. Im Anfange war das All ein Chaos, weil die Freiheit noch nicht geschaffen war. Die Erde stöhnte, denn der Wurm befehdete den Wurm, der Mensch den Menschen. Jedes Herz war eine Hölle voll Stürmen. Und über den rohen Menschen schwebte

die Tyrannei wie eine drohende Wolke über der Wasserwüste. Da erstand in dem vom Himmel bevorzugten Griechenland Athen. Nun lebte die Freiheit, und ihre allerschaffende Kraft bevölkerte mit Gestalten von marmorner Unsterblichkeit jenen Hügel, der der erste Thron und das letzte Orakel der Freiheit war. Dann kam Rom, wo holde Freiheitsliebe so manche That schrecklicher Rechtschaffenheit heiligte.

Von der antiken Welt geht Shelley auf die christliche über.

Als aus dem Meer des Todes die Galiläische Schlange hervorkroch, zu morden und zu sengen und die Welt über den Haufen zu werfen, da stöhnte und jammerte die Freiheit. Bei aller Bewunderung für die lichte Menschengestalt Christi, die ihren Ausdruck im „Prometheus" gefunden hatte, blieb in Shelley's Herzen doch stets eine Unterströmung der Abneigung gegen den Gründer einer Religion, die Zwietracht und Blutvergießen unter die Menschheit gebracht. Am 11. April 1822 schrieb er an Horace Smith: „Ich weiche von Moore's Ansicht ab, daß das Christentum der Welt genützt habe. Kein vernünftiger Mensch kann dies behaupten. — Ich stimme ihm bei, daß die Lehren der französischen materialistischen Philosophen ebenso falsch als gefährlich sind; aber immerhin sind sie noch besser als das Christentum, insofern Anarchie besser ist als Despotismus, weil jene vorübergehend, dieser aber ewig ist." Tausend Jahre vergingen nach dem Erscheinen des Christentums, bis die Erde der Freiheit rief: wo bist du? Da endlich fiel der Schatten ihrer nahenden Gestalt auf die olivenbekränzte Stirn des Sachsen Alfred, und auch im heiligen Italien bot manche Stadt in mauergekrönter Majestät der stürmenden See von Königen und Priestern Trotz, und der erweckende Lichtstrahl der Freiheit traf Luther, und Milton sah ihn mit dem Auge seines Geistes. Und endlich nahte die Freiheit wie die Sonne des Himmels, gegürtet mit ihrem eigenen strahlenden Lichte; und vor dem ungewohnten Blitze ihrer Augen fuhren die Menschen erstaunt aus dem Schlafe. Es war die französische Revolution. Rings um Frankreich aber schwelgten im blutigen Bacchanal die szeptertragenden Sklaven der Zerstörung. „Die Tyrannen sind Sklaven; sie sind nur eine Art Demagogen", sagt Shelley in seinem Briefe über Carlile; „sie müssen dem großen Tiere schmeicheln", nämlich der Menge. Einer jedoch ersteht, der ihnen gleicht, aber mächtiger ist als sie, der Anarch der irregeleiteten Freiheit; und die Heere mengen sich, wie

Wolken im Kampfe. Und nun ruft Spanien das schlafende England. Sie sind Schicksalsgenossen, sie wollen sich vereint an den Westen, an Amerika, wenden und ihm wie ein Siegel einprägen, was sie gethan und gedacht, was Republikanern ziemt. Das Grab des Arminius gebe seine Toten zurück; sein Geist fege hin über die Häupter der Tyrannen. Von Königen getäuschtes Deutschland! ruft der Dichter, du Trinkgelage des geheimnißvollen Weins der Wahrheit! Hermann's Geist lebt in dir! — Italien redet er an als: Verlorenes Paradies dieser göttlichen, glorreichen Welt! Blühende Wildniß! Eiland der Ewigkeit! Heiligtum, in welchem die Verzweiflung, in Lieblichkeit gehüllt, das Wesen verehrt, das du einst warst! Sammle das Blut in deinem Herzen, dränge die Tiere zurück, die deine heiligen Paläste zu ihren Höhlen machen! — Die freie Welt trete den gottlosen Namen König in den Staub; die Freiheit erhebe das blitzende Siegesschwert und zerschneide den gordischen Knoten dieses Schlangenwortes, dessen Klang giftig ist. Der Weise aber entfache aus seinem klaren Geiste eine Leuchte, in deren Glanze der bleiche Name Priester in die Hölle schwindet, aus der er kam; fürder knie der menschliche Gedanke einzig vor dem Throne des Gerichtes in seiner eigenen furchtlosen Seele. Komm! ruft der Dichter der Freiheit zu, doch führe aus den innersten Höhlen des menschlichen Geistes die Weisheit, sowie der Morgenstern die Sonne aus den östlichen Wellen geleitet. Schon vernimmt er die Schwingen ihres Wagens. Sie kommt, zu Gericht zu sitzen über die schlecht bemessenen Lebensloose. Die blinde Liebe kommt, die Gerechtigkeit, die Ruhe des Vergangenen, die Hoffnung des Zukünftigen, die eins sind mit der Freiheit, deren Schätze der Weise mit blutigen Thränen erkaufte.

Coleridge hatte in der „Ode an Frankreich" (1798), die Shelley die schönste Ode in englischer Sprache nannte, wehmutsvoll gestanden, daß die Freiheit auf Erden immer nur Wunsch und Traum und alles Mühen, sie zu verwirklichen, vergeblich sei. Nirgends sei Freiheit als auf den Alpen und an den Seen, in der Abgeschiedenheit der Natur. Shelley's kühne Zuversicht will nichts von Weltflucht hören; sie vertraut auf ihre Löwenkraft, sie wird mit der Welt fertig werden, auch wo die Verworfenheit am wildesten tobt.

Sein Gesang verstummt wie ein wilder Schwan, der, vom Pfeile durchbohrt, kopfüber stürzt, wie die Wolke sich löst, wie die

Fackel verlöscht. Der Wiederhall seiner gewaltigen Stimme umfängt den Dichter gleich den Wogen, die sich in stürmischem Spiele über dem Haupte des Ertrinkenden schließen. Nicht er selbst, ein Geist in seinem Innern, die Stimmme des Abgrunds, hat gesungen, wie Shelley den Prozeß des Dichtens so häufig objectivirt. Es ist ein elementarer Vorgang, der sich in ihm vollzieht, eine Naturmacht die in ihm wirkt und waltet ohne sein Zuthun, ohne seinen Willen.

Mit der Vollendung dieses Bändchens hatte Shelley als Dichter den Höhepunkt seines Lebens erreicht und sich einen Platz unter den klassischen Lyrikern der Weltlitteratur gesichert.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Die Fee des Atlas." — „Oedipus Tyrannus."

Leben in Pisa. Godwin. Paolo Fuggi's Verleumdung. Uebersetzung der Hymnen des Homer. Nach Livorno. „Epistel an Maria Gisborne." San Giuliano. „Die Aziola." Monte Pellegrino. „Die Fee des Atlas." — „Ode an Neapel." Englische Zustände. „Oedipus Tyrannus." Keats' Erkrankung. Kritik der „Quarterley". Streit mit den Gisbornes. Claire's Entfernung. Medwin's Besuch. „Aus dem Arabischen." — „Valperga." — Ueberschwemmung. Nach Pisa.

Shelley's Leben in Pisa (1820) war zwar, wie er an Medwin schrieb, „zu philosophisch, um äußeren Luxus zu bieten", doch vereinigte es alle wesentlichen Momente einer behaglichen Existenz. Der kleine Percy gedieh, und die zitternde Sorge der schwergeprüften Eltern zerstreute sich allmählich. Shelley nennt ihn „das lustigste Kind der Welt". Nur die Nachrichten aus England waren ein Schatten in seiner heiteren Existenz. Godwin, wieder einmal mit völligem Banquerott bedroht, brauchte 1800—2000 Pfd. Seinen Forderungen konnte keine Gabe genügen, die Shelley aufzubringen im Stande war. Trotzdem er ihm durch Horace Smith 100 Pfund zukommen ließ, äußerte Godwin zu Mrs. Gisborne, sein Schwiegersohn sei grausam und ungerecht gegen ihn und würde noch sein Tod sein. Shelley erklärte sich bereit, für die Summe von 400 Pfd. zu haften, wenn Mrs. Gisborne in der Lage wäre, sie vorzustrecken. Sie aber lehnte den Vorschlag ab, und in der That war Godwins Schuldenlast eine zu große, als daß eine derartige Intervention noch von Nutzen sein konnte. Die Folge dieses Zwischenfalls aber war eine überaus unerquickliche Korrespondenz, die von Godwin's Seite in so gereiztem Tone geführt wurde und Mary in so hohem Grade

verletzte und erregte, daß Shelley sich aus Rücksicht auf ihre Gesundheit gezwungen sah, ihr die Briefe des Vaters von nun an vorzuenthalten.

Bald darauf trug ein zweites verdrießliches Ereignis zur Störung des häuslichen Behagens bei. Shelley's Diener Paolo Fuggi, den er 1818 zu sich genommen und für einen Ausbund an Tüchtigkeit gehalten hatte, entpuppte sich nach und nach als Spitzbube und wurde in Neapel entlassen. Bald darauf heiratete er Allegra's Kindermädchen Elise. Im Juni 1820 trat nun Paolo mit einem Gelderpressungsversuche an Shelley heran und drohte, ihn öffentlich schrecklicher Verbrechen zu beschuldigen, wenn er seine Forderungen nicht erfüllte. „Der Schurke Paolo hat aus meiner Lage in Neapel, im Dezember 1818 Vorteil gezogen", schreibt er im Juli 1820. In der That waren seine häuslichen Verhältnisse damals verworren genug, um neugierigen und treulosen Dienstboten, die obendrein die Sprache ihrer Herrschaft nicht verstanden, reichlichen Anlaß zu thörichtem und böswilligem Klatsche zu geben. Die geheimnißvolle Dame, Claire's Erkrankung, ein fremdes Kind, dessen Shelley sich annahm, Allegra, die Elise nach Venedig gebracht hatte — es waren ebenso viele Rätsel. Die Beschuldigung, mit welcher Paolo drohte, war nun die: Shelley hätte ein Kind, das Claire ihm geboren, im Findelhause untergebracht. Paolo stand in Pisa mit einigen Engländern in Verbindung, und diese haßten Shelley, wie er selbst sagt, mit einer Energie, welche ihrem phlegmatischen Gehirn Ehre machte. Sie waren geneigt, das Schlechteste von ihm zu glauben und zu verbreiten. „Wenn ein frischgebackener Skandal über uns zu Ihnen gelangt", schrieb Mary an Miß Curran, so seien Sie versichert, daß es eine Lüge ist. Wir armen Teufel! Wir leben unschuldig, wie Sie wohl wissen. Thäten wir es nicht, zehn gegen eins, wir wären nicht so unglücklich!"

Shelley sah sich gezwungen, einen Prozeß gegen Paolo anzustrengen. Während dieser im Gange war, starb Shelleys neapolitanische Mündel. Zu den gegenwärtigen verworrenen Verhältnissen kamen alte Geschichten aus der Zeit der Ehescheidung, die man wieder aufwärmte. Am 26. Juni 1820 schrieb Shelley an Southey und bat ihn um eine persönliche Bestätigung, daß er nicht der Ver-

fasser jenes Schmähartikels in der „Quarterly-Review“ sei[1]), wie Shelley vermutet hatte. Southey erwiderte umgehend, er habe niemals in einer seiner Schriften Shelley's Namen erwähnt, oder auch nur im Entferntesten auf ihn als Menschen oder Dichter angespielt, auch den „Alastor“ ausgenommen, keine seiner Publikationen gelesen. Nichtsdestoweniger meinte er, der Artikel treffe die Wahrheit in Bezug auf das Unglück, das Shelley's Ansichten in seine häuslichen Verhältnisse gebracht. „Was ich zufällig in Zeitschriften fand“, schreibt Southey, „hat meine Meinung bestätigt, daß Ihre Begabung für die Poesie eine hohe ist, aber die Art, wie Sie diese Begabung verwenden, ist eine solche, daß sie jeden Wunsch nach mehr solchen monströsen und gefährlichen Schöpfungen erstickt.“

Shelley nennt in seiner Antwort die Gerichtshöfe milde im Vergleiche zu Southey. „Sie heben einen einzelnen Vorfall aus einem Leben heraus (Shelley's Trennung von Harriet), das im Uebrigen nicht nur fleckenlos ist, sondern in leidenschaftlichem Streben nach Tugend verbracht wurde, einen Vorfall, der wie ein Makel aussieht, lediglich, weil ich meine häuslichen Anordnungen regelte, ohne auf die Ansichten der Menge Rücksicht zu nehmen, obzwar ich ganz ebenso hätte handeln können, wenn ich zu ihren niedrigen Gedanken hinabgestiegen wäre. Dies nennen Sie Schuld. Ich könnte Ihnen in andrer Weise antworten, aber ich nehme Gott zum Zeugen, wenn ein solches Wesen jetzt auf Sie und mich herabblickt; und ich hafte dafür, wenn wir uns, wie Sie vielleicht erwarten, in seiner Gegenwart treffen: Sie beschuldigen mich fälschlich. Ich bin unschuldig an allem Schlechten. Die Folgen, auf welche Sie anspielen, gingen in keiner Weise von mir aus. Wären Sie mein Freund, so könnte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen die Augen öffnen würde; aber ich werde sicherlich niemals das Publikum zu meinem Vertrauten machen.“

Infolge des Prozesses gegen Paolo übersiedelte Shelley, um in der Nähe seines Advokaten Del Rosso zu sein, nach Livorno, wo ihm die Gisborne's ihr Haus, die Casa Ricci, zur Verfügung stellten. Unter den obwaltenden Umständen konnte seine Stimmung nicht heiter sein. „Weh!“ ruft er in dem Fragmente „Hoffnung,

[1]) Der wirkliche Verfasser war John Tailor Coleridge, Shelley's Schulgenosse in Eton.

Furcht und Zweifel," „dies ist es nicht, wie ich mir das Leben dachte!" Und er bewaffnet seine schwache Brust mit dem dreifachen Erze der Ruhe und Duldung gegen Haß und Furcht und Verachtung.

„Wir sind unglücklich und unzufrieden", heißt es am 17. Juni in Mary's Tagebuche. Am 18. schreibt sie an Mrs. Gisborne: „Paolo ist der größte Schurke. Ich hoffe, wir sind fertig mit ihm, aber ich weiß es nicht, da wir erst noch einen Helfershelfer ausfindig machen müssen. — Unser Lebenspfad ist ein dornenvoller; Sie wissen es. Shelley ist natürlich nicht wohl. Die Sorgen haben ihm ein Gallenleiden zugezogen."

Zu alledem kam noch, daß über Allegra spärliche und ungünstige Nachrichten einliefen, die Claire mehr und mehr verstimmten. Sie bat Byron, ihr Kind besuchen zu dürfen; er antwortete mit der Drohung, wenn sie fortfahre, ihn der Kleinen wegen zu belästigen, würde er sie in ein Kloster geben, wo sie von ihm wie von ihr getrennt wäre; eine Maßregel, in welcher Claire das größte aller Uebel erblickte. Endlich trug es das Erbarmen mit der Verlassenen in Shelley über seine Abneigung gegen die Rolle des Vermittlers davon, und er schrieb an Byron: „Ich wundre mich, daß Sie sich über das ärgern können, was Claire schreibt. Sie sind sich bewußt, Ihre Pflicht gegen Allegra zu erfüllen, und halten es für einen Teil dieser Pflicht, zu verbieten, daß sie Claire bei dieser Entfernung besuche. Daß Claire wünscht, sie zu sehen, ist natürlich. Daß die Enttäuschung sie kränkt und die Kränkung sie Unsinn schreiben ließ, liegt in der Natur der Dinge. Aber das arme Wesen! sie ist sehr unglücklich und nicht gesund und sollte mit so viel Nachsicht als möglich behandelt werden. Die Schwachen und Thörichten sind in dieser Hinsicht Könige; sie können nicht Unrecht thun!"

Die gereizte Stimmung der Hausgenossen hatte einen fortwährenden Krieg zwischen Mary und Claire zur Folge. Jeder Tag brachte seinen kleinen Zank. „Ein besserer Tag als die meisten", verzeichnet Mary den 8. Juni in ihrem Tagebuche, „und guter Grund dazu, obzwar Shelley nicht wohl; Claire ist in Pugnano."

Eine Quelle der Erheiterung war für Mary das Treiben des italienischen Volks; in seiner stilvollen Lebendigkeit schien es ihr wie aus der Komödie gegriffen. Sie begann ihre griechischen und lateinischen Studien wieder, während Shelley im Juli fünf Hymnen

des Homer ins Englische übertrug. Er selbst hielt wenig von der Uebersetzungskunst, der er sich stets nur in verlorenen Stunden widmete. In der „Verteidigung der Poesie" sagt er, es wäre ebenso weise, ein Veilchen in einen Schmelztigel zu werfen, um zu erkennen, nach welchem Gesetze sein Duft und seine Farbe gebildet seien, als die Schöpfungen eines Dichters aus einer Sprache in eine andre zu übertragen. „Die Blume muß aus dem Samen springen, oder sie wird keine Blüten tragen."

Die „Hymne des Merkur" übersetzte Shelley in Stanzen. „Meine Stanze," schreibt er, „schließt natürlich eine wörtliche Uebersetzung aus. Ich bemühe mich in erster Linie, sie lesbar zu machen, eine sehr wünschenswerte Eigenschaft bei einer Uebersetzung." Und dieses Bemühen erscheint in der That von höchstem Erfolge gekrönt; die spielende Leichtigkeit, die tändelnde Anmut und liebenswürdige Grazie dieser Stanzen ist unübertrefflich. Nur der Humor der Situation ist in der Uebersetzung vielleicht stärker betont, als sich mit der gläubigen Naivität des Originals verträgt, und bringt einen modernen Zug in die antike Dichtung. Charakteristisch für Shelley's Abneigung gegen grobe Späße ist es, daß er auch hier eine etwas derb realistische Stelle überspringt. Im Uebrigen mußte die Hymne von dem neugeborenen göttlichen Schelm, dessen Lied die Götter mit all seinen Streichen versöhnt, so recht nach Shelley's Herzen sein.

Auch eine eigene Dichtung entstand in diesem Sommer im Zeichen der heiteren und spielenden Anmut. Die „Epistel an Maria Gisborne" ist vom 1. Juli 1820[1]) datiert. Shelley schildert der fernen Freundin seinen gemütlichen Aufenthalt in ihrem Hause. Draußen streicht der Libeccio, der böse Wind, der Shelley's Nerven so viel zu schaffen machte; das Korn wogt wie ein Ocean, die Reben schwanken am Spalier; das Meer rauscht, der Donner grollt in der Ferne, und nur durch einen Wolkenspalt lächelt, wie das Auge der Liebe, der Himmel herab auf die rastlose Welt. Der Dichter aber ist geborgen in Henry's Arbeitszimmer, von Maschinen, Modellen, Zeichnungen und Büchern umgeben, wie ein der Magie kundiger Archimedes; und die Fee der Erinnerung zaubert das Bild der abwesenden Freundin vor ihn hin. Maria hat ihn die majestätische Sprache

[1]) Erschienen in den nachgelassenen Gedichten 1824.

gelehrt, die Calderon durch die Wüste der Zeiten und Völker geschwungen, die Sprache des Landes, das nun frei ist. Der Dichter gedenkt Londons, wo Maria nun weilt, der großen See, deren Ebbe und Flut, taub und lärmend, Trümmer an's Land wirft und stets nach neuen gierig heult. Und dennoch, welche Schätze in ihrer Tiefe! Die Freunde, mit denen Maria nun verkehrt, treten vor seine Seele: Godwin; kein größerer als er, obzwar er gefallen, böser Zeit anheimgefallen! Coleridge, der, erblindet vom eigenen Glanze, mühsam durch das Dunkel der Verzweiflung tappt. Hunt, eine der glücklichen Seelen, die das Salz der Erde sind. Hogg, eine Perle in einer Austernmuschel, von dessen Tugenden man nicht sprechen kann, weil er sie verbirgt und die Thür verrammelt, hinter der sie hausen. Peacock, dessen Dichtung, zu hoch für das schale Zeitalter, die auserwählten Geister bezaubert und ihres Lohnes in ferner Zukunft harrt. Horace Smith, der alles in sich vereint, was diese trübe Welt entzückend machen kann. Und sie alle ladet er noch einmal für den nächsten Winter ein in ein italienisches Paradies, in welchem es an Büchern, philosophischen Gesprächen und herzerquickender Heiterkeit nicht fehlen soll.

Auch dieses Gedicht ließ Ollier liegen, und es wurde erst nach Shelley's Tode in den „Nachgelassenen Gedichten“ 1824, veröffentlicht.

Im August steigerte sich die Hitze in Livorno zur Unerträglichkeit, und Shelley begab sich mit den Seinen in den vier Meilen nördlich von Pisa gelegenen Badeort San Giuliano di Pisa. Er fand hier ein freundliches, stilles Landhaus, erquickende warme Bäder und die Einsamkeit inmitten einer schönen Natur, die ihm stets wohlthat.

In San Giuliano ereignete sich das heitere Mißverständnis, das Shelley in der „Aziola“ zu einem anmutigen Gedichtchen verarbeitet hat. „Hörst du die Aziola schreien? Sie muß in der Nähe sein!“ sagt Mary, als er in der Dämmerung traulich mit ihr beisammen sitzt. Und er, in der Meinung, die Aziola wäre ein langweiliges Frauenzimmer, fragt: „Wer ist Aziola?“ Aber Mary, die ihm in's Herz sieht, lacht und sagt: „Beunruhige dich nicht! Es ist nur eine kleine, flaumige Eule!“ — „Wie erleichtert fühlte ich mich, als ich hörte, daß sie nichts Menschliches sei!“ ruft der Dichter aus und schließt: „Trübselige Aziola! Von diesem Augenblicke an liebte ich dich und deinen traurigen Ruf!“

An einem sehr heißen Augusttage bestieg Shelley allein den Monte Pellegrino, auf dessen Gipfel sich eine Wallfahrtskapelle befindet. Tags darauf kam er, obzwar übermüdet, entzückt und begeistert von dem Ausfluge heim. Er hatte unterwegs die Idee zur „Fee des Atlas“ gefaßt, die er in den drei folgenden Tagen niederschrieb.

Mary nennt das Gedicht, das in den melodischen Stanzen der „Hymne des Merkur“ geschrieben ist, eine Anhäufung von Ideen, wie sein Geist sie auf Spaziergängen auf dem Lande, das er so sehr liebte, sammelte, und wie seine Phantasie sie färbte. Von einem stofflichen Inhalte der „Fee“ kann in der That kaum die Rede sein. Der Faden des Gedichtes ist folgender: Im goldenen Alter, ehe noch die Zeit und der Wechsel ihre Zwillingskinder Wahrheit und Irrtum zeugten, lebte in einer Höhle des Atlas an einem verborgenen Quell eine Zauberin. Die Zeit und der Wechsel waren Tochter und Vater, und die Kinder, die ihrer blutschänderischen Gemeinschaft entsprangen, Wahrheit und Irrtum, tilgten alles Schöne von der Erde, das ihren Frühling geziert hatte. Wahrheit und Irrtum sind also keine Urmächte, Zeit und Wechsel bringen sie hervor, sie entspringen den Anschauungen und Bedingungen jedes Zeitalters und kommen und gehen mit diesem. Das goldene Zeitalter, in dem es weder Wahrheit noch Irrtum geben kann, liegt vor ihrer Geburt oder nach ihrem Ende. Im ersten goldenen Alter ist die Fee des Atlas durch ein Wunder entstanden. Der Sonnengott küßte mit seinen Strahlen eine der schönen Atlantiden. Sie löste sich bei seiner Umarmung in einen Wonnetraum auf, und als der Mond sich zum zehntenmale erneute, nahm ein feuchter Nebel in der Grotte Gestalt und Bewegung an, die Zauberin war geboren. Das Licht ihrer eigenen Schönheit umhüllte sie; ihre Stimme klang wie die Liebe; ihr sanfter Blick zähmte die wilden Tiere, und alle Götter und Geister huldigten ihr auf ihrem smaragdenen Throne, und der große Pan liebte sie — „denn sie war schön“. So schön, daß alles Uebrige im Schatten verschwamm. Wer sie einmal erschaut hatte, für den gab es auf Erden nichts andres und im Himmel keine Hoffnung mehr. Darum webte sie aus drei Fäden von Nebel und drei Fäden von Licht einen Schleier über ihr Antlitz, einen Schatten für den Glanz ihrer Liebe. Ihre Grotte war reich an wunderbaren Schätzen und an süßen Klängen, wie wir sie in der Jugend vernehmen und für

unvergänglich halten; reich an herrlichen Visionen, mit denen das Herz der Weisen gesegnet ist, die da anbeten im Heiligtume der Liebe; reich an paradiesischen Düften und klaren Tränken, die der kranken Seele den Schlaf bringen und die Nacht des Todes in glorreiche Träume verwandeln. Die Zauberin lebte einsam. Sie entzifferte in alten Pergamenten geheimnisvolle Lehren, wie der Mensch das goldene Zeitalter zurückgewinnen könne. Daß und wie sie es verloren, da die Dichtung ja vor dem goldenen Zeitalter anhebt, hat der Dichter übersprungen. Auf ein Zaubergewebe stickt die Fee Poesie in Bildern. Sie schläft niemals, aber ein magnetischer Zustand fesselt des Nachts und im Winter ihre Glieder in der Tiefe des grünen Flusses. Auf ihrem Herde glimmt ein Feuer von Sandelholz, Gummi und Zimmt. Die Menschen ahnen ja nicht, wie schön das Feuer ist. Jede Flamme ist ein Edelstein, aufgelöst in bewegliches Feuer, und jedem gehörig, der ihn betrachtet. Die Zauberin besitzt das schönste, leichteste Boot, rasch wie ein Gedanke im Herzen des blinden Homer. Und die Fee knetet Feuer und Schnee und bändigt Widerstrebendes durch Liebe und bildet eine schöne Gestalt daraus, ein lebendiges Wesen, das die Anmut beider Geschlechter und keinen ihrer Fehler geerbt hat, und das sie Hermaphroditus nennt. Sie setzt es in das Boot, und seine Schwingen beflügeln es wie Ruder auf ihrer gemeinsamen Fahrt durch Flüsse und Seen, Ströme, Wasserfälle und Meere. Ist die Fee ermüdet, so ruht sie aus in dem Zelte, das ihre dienstbaren Geister ihr in Wolken bauen, und lauscht den Erzählungen ihrer Untergebenen von Dingen auf Erden und im Himmel und lacht und weint. Dann wieder reitet sie singend durch die Luft und schreitet leichten Fußes durch die Behausungen der Menschen, schaut die Kinder in ihrem Schlummer, den einsamen Jüngling, die Liebenden, die sich unschuldsvoll umschlingen, und das stille Alter. Durch des Schlafes dünne Schleier blickt sie in die Seele und freut sich des Schönen; das Böse aber hat keine Kraft, sie zu betrüben. Heitern Auges und leichten Herzens schwebt sie zwischen den Sterblichen hin und giebt den Schönsten im Schlafe die Panacee des ewigen Lebens. Den minder Schönen verleiht sie sonderbare Träume, die ihre harten Vorsätze vereiteln. Da schreiben Priester die Wahrheit, wie Gott Apis nur ein Stier sei; der König bekleidet einen Affen mit den Insignien seiner Würde, und die Soldaten benützen ihre

Schwerter als Pflüge. Doch scheuen Liebenden bescheert die Fee Erfüllung ihres tiefinnigsten Sehnens; und sie halten es für Traum, bis die Zeit erfüllt ist und alles offenbar wird. Dann sorgt die Fee für sie und verbindet sie in glücklicher Ehe. Dies sind ihre Streiche, die uns der Dichter in achtzehn Stanzen erzählt. Wir haben die Empfindung, als könnte das Lied, ohne Handlung, wie es ist, aus dem unerschöpflichen Born seiner Phantasie auch ins unendliche fortfließen. Es gleicht einer Arabeske, die sich ziellos fortspinnt.

Die Fee erinnert auf den ersten Blick an Merkutio's träumespendende Frau Mab. Aber selbst diese auf ihrem Spinnenwebengefährte erscheint noch derb im Vergleiche mit Shelley's aetherischer Zauberin. Königin Mab zeigt jedem im Traume, was er für sein Glück hält; die Fee des Atlas spendet ihm im Schlafe, was sein wahres Heil ist. Sie, in der Schönheit und Wahrheit sich einen, die Götter, Menschen und Tiere erfreut und erhebt, die der große Pan, d. h. die Natur, liebt, jenes Ideal der Liebe und intellektualen Schönheit, das Shelley schon in mancher Gestalt besungen, erscheint hier einmal in leichter Märchenumhüllung, und das hermaphroditische Wesen, das sie aus Gegensätzen erschafft, und das ihren Flug durch die Welt teilen darf, ist der durch die Macht des Ideales umgeschaffene Mensch. Seine Geschlechtslosigkeit versinnlicht den Wollstonecraft'schen Gedanken, daß die Tugend an kein Geschlecht gebunden, daß gut und böse nicht verschieden ist für Mann und Weib. Daß seine Schwingen das Boot der Fee beschleunigen und so ein Einfluß vom Geschöpfe zum Schöpfer zurückgeht, ist ein neuer Ausdruck der Shelley'schen Idee von der Wechselwirkung zwischen dem Ideale und dem Menschen. Er fördert und steigert seinerseits das Ideal, das ihn erhöht.

Den Weg durch die Wechselfälle des Lebens schildert aufs neue eine Bootfahrt in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Bilder. Der verblüffende Reichtum der Phantasie und die sonderbare Eintönigkeit der Motive, die Ueberfülle poetischen Gehaltes und die merkwürdige Dürftigkeit des stofflichen Inhaltes fällt nirgends mehr ins Auge als bei der „Fee des Atlas“. Wenn Shelley sich in den meisten seiner Dichtungen mit einem Sandkörnchen Wirklichkeit begnügt, um eine ganze Welt voll Poesie und Phantasie daraus zu gestalten, so hat er hier beinahe auch auf dieses Sandkorn verzichtet. Seine

Einbildungskraft ergeht sich in freiem, schwebendem Spiele ohne Zweck und Ziel, zu eigenem Ergötzen. Wie die Sonnenstäubchen in der Mittagsglut vor seinem Auge tanzten, als er an jenem Hochsommertage den Monte Pellegrino emporstieg, so schwirren Gedanken und Empfindungen traumverloren, geisterhaft in diesem Gedichte.

Shelley war höchlich erstaunt, als Mary an der „Fee des Atlas“ nur bedingtes Gefallen fand und ihr den Mangel an menschlichem Interesse zum Vorwurfe machte. Sie hätte gewünscht, daß Shelley seine Kraft an wesenhaften Stoffen wie „Die Cenci“ versuche, die ihm den Beifall der Welt erringen konnten, den er ja, wie stolz er sich auch stellte, doch entbehrte. Aus diesem kleinen Streite gingen die anmutigen Einleitungsstrophen zur „Fee des Atlas“ hervor, die das lose Spiel der Phantasie verteidigen. Darf ein junges Kätzchen, weil es keine Mäuse fängt, nicht wie die großen Katzen hüpfen und spielen, bis ihm die Krallen wachsen? fragt der Dichter und bringt zum Schluße ein trauriges Argument für seine Dichtung vor: es wäre ja doch egal, was er schreibe.

„Laß mich nicht in dem Wahne schweben,
Was ich geschaffen, könnte leben.“

In einem Briefe aus jener Zeit heißt es: „Die Aufnahme die mir das Publikum bereitet, ist derart, daß sie den Enthusiasmus jedes Menschen dämpfen müßte.“

Und dennoch flammte seine Begeisterung wieder lichterloh auf, als im Juli die Revolution in Neapel ausbrach. „In Neapel hat die konstitutionelle Partei dem österreichischen Minister erklärt, falls der Kaiser sie bekriegen wolle, werde ihre erste That die Ermordung sämtlicher Mitglieder der königlichen Familie sein“, schreibt Shelley am 1. September. Ja, die Erregung übermannt ihn so sehr, daß er seinem Ideale vom passiven Widerstande der Patrioten untreu wird und den Plan des Königsmordes, „bei solcher Ungleichheit der Kräfte zwischen den Kämpfenden eine sehr gerechte und notwendige Maßregel“ nennt. „Es wäre bewundernswert, würden die Könige allenthalben die Geißeln der Freiheit!“

Bei den Freiheitsnachrichten aus Neapel erwachen die Erinnerungen an seinen Aufenthalt in der wonnevollen Stadt, die Freude an ihrer Schönheit mengt sich in die Begeisterung über ihre Freiheit,

und so entsteht die „Ode an Neapel“ im August 1820. Er sieht sich wieder in Pompei: er hört das Fallen der herbstlichen Blätter, das dem leisen Fußtritt von Geistern gleicht, er vernimmt die Stimme der Berge und fühlt, was die Erde in ihrem tiefsten Herzen spricht. Leise Winde tragen, wie Engel, die Seele des Dichters über die Wellen des Aethers; sie sieht den Himmel offen; ein prophetischer Geist kommt über sie, und was er ihr eingiebt, muß sie verkünden. Wie in der Ode an die Freiheit ist der Dichter nur das Werkzeug einer höheren Macht, die aus ihm spricht, die Posaune für eine mächtige Stimme, die aus ihm tönt. Er apostrophirt Neapel, das Herz der Menschheit, die lange verlorene, spät gewonnene elysische Stadt; er mahnt sie, den Mut nicht sinken zu lassen. In den Panzer der Weisheit gehüllt, schwinge sie herzhaft die blitzende Lanze. Was können die cimbrischen Anarchen ihr anhaben? Das Schwert der Bedrücker kehrt sich gegen diese selbst. Neapel ziehe die gottlose Hülle von der göttlichen Gestalt der Freiheit, von dem Heiligtume der Natur, sie zerreiße den Schleier des Irrtums. Ganz Italien blickt auf sie, Venedig, Genua, Mailand. Florenz macht die Erwartung, die Freiheit zu sehen, erröten; Rom reißt die Priesterkappe von dem hoffnungssprühenden Auge.

„Hört ihr, wie die erdgeborenen Gestalten
Zum Kampfe ziehen mit den ewigen Göttern?
Wie aus der Berge und Wolken Schluchten und Falten
Hervor sie stürzen und krachen und schmettern?“

Die Barbaren sind über die Alpen gekommen, die Felder verheerend, die Küste mit Blut färbend. Der Dichter fleht zu dem großen Geiste, der alle Wesen Italiens beherrscht und belebt, zu dem Geiste der Schönheit, der tiefsten Liebe, daß er seine Sonnenstrahlen in den Brand des Blitzes, den Thau in Gift, die Fülle der Erde in Tod verkehre, oder daß er seine Söhne erhebe in seiner einigenden Glut, daß er des Menschen erhabenes Hoffen und seinen unauslöschlichen Willen zu einem göttlichen Werkzeuge mache: auf daß die Stadt, die ihn verehrt, frei werde und bleibe. Die Ueberschrift der Strophen: Epode, Antistrophe, sollen das Versmaß zu einem antiken stempeln. Allein die an den Anfang gestellte Epode und die gereimten Strophen sind eine willkürliche Anordnung des Dichters.

Noch schwungvoller als die „Ode an Neapel“ feiert das kleine Gedicht „Freiheit“ die neapolitanischen Ereignisse. Es braust

dahin wie ein Jubelruf, wie eine schmetternde Fanfare. Die feurigen Berge rufen einander, die stürmenden Meere wecken sich gegenseitig, das Erdbeben stürzt Städte in Asche:

„Doch heller dein Blick als des Blitzes Schein,
Und wie du, so dröhnet die Erde nimmer;
Des Meeres Getös', der Vulkane Spein
Uebertönst, überstrahlst du; der Sonne Schimmer
Ist vor dir wie Irrlichtsgeflimmer.

Von Berg und Woge und jagender Wolke
Glänzt dir Sonne durch Nebel und dunstigen Flor;
Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor —
Wie Schatten der Nacht fliehen Sklav' und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann [1]."

Mit dem Aufschwunge Spaniens und Neapels kontrastierten die politischen Zustände Englands in trauriger Weise. „Wann wird England von dem heiligen Feuer ergriffen werden?" schreibt Shelley in diesen Tagen revolutionärer Spannung.

Am 29. Januar 1820 war Georg III. gestorben, „der gute alte König, den man nicht umhin könne, zu betrauern", wie Byron schreibt. Seit zehn Jahren hatte er blind, hinfällig und wahnsinnig, ein Hohnbild menschlicher Größe, ein schattenhaftes Scheinleben in Windsorpalace geführt. Aber wie zahlreich seine Fehler auch sein mochten, eine gute Eigenschaft hatte wie ein lichter Punkt unter ihnen geglänzt: sein bürgerlich schönes Familienleben. Nun war der Prinz-Regent auch dem Namen nach König, und die erste That Georg IV. war, daß er die Ehre seines Hauses und des königlichen Namens in einem skandalösen Ehescheidungsprozesse preisgab. Er war seit 1795 mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig vermählt, hatte sie aber schon 1796, bald nach der Geburt der Prinzessin Charlotte, verstoßen, worauf sie zehn Jahre in einem Landhause zu Blackheath lebte. 1806 setzte der Prinz-Regent eine Kommission zur Untersuchung des Betragens seiner Gattin ein, weil er sie eines ungeziemenden Lebenswandels beschuldigte. Aber man konnte ihr keine thatsächlichen Vergehen nachweisen. Caroline unternahm eine Reise in den Orient und lebte dann längere Zeit am Comersee,

[1] Deutsch von Strodtmann.

wo sich abermals anstößige Gerüchte über ihren Verkehr mit einem Italiener, den sie als Courier in ihre Dienste genommen hatte, verbreiteten. Nach seiner Thronbesteigung forderte Georg sie auf, dem Titel und den Rechten einer Königin zu entsagen und nicht mehr nach England zurückzukehren. Allein am 6. Juni 1820 hielt Karoline, ein kühnes, gefährliches und freches Weib, dessen Mut Eldon und dessen Geist Wilberforce bewunderte, unter dem Jubel des Volkes, als Heilige und Märtyrerin begrüßt, einen triumphalen Einzug in London. Nun trat Lord Liverpool mit einer Klage auf Ehebruch im Parlamente gegen sie hervor, und ein schamloser Prozeß begann. Fast aus allen Ländern hatte die Regierung Zeugen verschrieben, die öffentliche Stimme aber sprach sich so entschieden zu Gunsten der Königin aus, daß man die Strafbill fallen ließ. Karoline blieb im Besitze ihrer Würde, starb aber schon am 7. August 1821.

Am 12. Juli 1820 schreibt Shelley an Peacock: „Nichts, denke ich, offenbart die großmütige Leichtgläubigkeit des englischen Volkes mehr, als daß es Ihre geheiligte Majestät zur Heldin des Tages gemacht. Ich für mein Teil wünsche ihr natürlich nichts Böses, selbst wenn sie sich, wie ich glaube, in etwas unstatthafter Weise mit einem Courier oder Baron unterhalten hätte. Aber ich kann nicht umhin, es als eine der Abnormitäten des Thrones zu bezeichnen, daß ein gemeines Weib von niedriger Gesinnung, die das gewöhnliche Urteil als Laster bezeichnen würde, daß eine Person mit Gewohnheiten und Sitten, die sie im gewöhnlichen Leben zu einem von allen gemiedenen Wesen machen würden, eine Person, die keine Tugend besitzt, welche für jene Laster entschädigte, zur Heldin erhoben wird, weil sie eine Königin ist, oder — ein gleichbedeutender Grund — weil ihr Gatte ein König ist, und weil er und seine Minister so hassenswürdig sind, daß alles noch so Ekelhafte, wenn es ihnen gegenüber gestellt ist, bewundernswert erscheint."

Und an Medwin schreibt Shelley acht Tage später: „Ich bin begierig, was in allerwelt die Königin gethan hat. Nach dem Geflüster zu schließen, das mir zu Ohren gekommen ist, würde ich mich nicht wundern, wenn der grüne Sack[1]) Beweise enthielte, daß sie Pasiphae nachgeahmt, und wenn der Parlaments-Ausschuß eine Bill

[1]) In einem grünen Sacke pflegte Castlereagh seine Papiere ins Parlament zu bringen. Der grüne Sack war berüchtigt.

vorschlüge, die alle Minotaur von der Thronfolge ausschlösse. Was für einfältiges Zeug ist dies, daß eine große Nation sich damit abgiebt! Ich wollte, der König und die Königin föchten, wie Punch und sein Weib, ihren Streit in Person aus."

Am 24. August traf es sich, als Mrs. Mason in San Giuliano zu Besuch war und Shelley ihr seine „Ode an die Freiheit" vorlas, daß im Orte Jahrmarkt und der Platz unter seinem Fenster voll Leben und Bewegung war. Das Grunzen der Schweine, die man unten zum Verkaufe zusammengetrieben, unterbrach seine Lektüre. „Er verglich es dem Chore der Frösche im Satyr-Drama des Aristophanes", erzählt Mary, „und da es eine heitere Stunde war und eine lustige Bemerkung die andere gab, entwarf Shelley ein Drama, eine politische Satyre auf die Tagesereignisse, die der Gegenstand unseres Gespräches waren. Die Schweine sollten den Chor darin bilden, und so wurde „Dickfuß" begonnen."

Schon Southey hatte in des „Teufels Spaziergang" das Volk unter dem Bilde eines verwundeten Schweines, das gegen Wind und Wellen ankämpfend, den Fluß hinabschwimmt, dargestellt [1]).

[1]) Southey, „The Devils Walk":

9.

„He saw a pig rapidly
Down a river float,
The pig swam well, but every stroke
Was cutting his own throat.

10.

Satan gave thereat his tail
A twirl of admiration,
For he thought of his daughter War
And her suckling babe Taxation.

11.

— — — — —

12.

For as piggy plied with wind and tide
His way with such celerity,
And at every stroke the water died
With his own red blood, the Devil cried:
„Behold a swinish nations pride
In cotton spun prosperity!"

„Oedipus oder Dickfuß der Tyrann (Swellfoot the Tyrant), Tragödie in zwei Akten, aus dem dorischen Originale übersetzt", wurde in der launigen Vorrede als Teil einer Trilogie bezeichnet, die die wunderbaren und schrecklichen Schicksale der Dickfuß-Dynastie zum Vorwurf gehabt habe, und deren beide andere Teile, „Dickfuß in Angaria"[1]) und „Charité", verloren gegangen seien. Nach ihrer Stumpfheit zu schließen, falle ihre Abfassung vor die Aufhebung des Einfuhrzolles, den die Böotarchen auf das attische Salz gesetzt.

Trotz dieser Einleitung und trotz der griechischen Personennamen macht jedoch Shelley kein Hehl daraus, daß England der Schauplatz seines Dramas ist. Er erwähnt Allan's Sümpfe, das Geschlecht derer von Hounslow-Heath, Tyburn[2]) und New-Drop, und die Schweine, die den Tempel der Hungersnot umlagern, sind mit Klee, Disteln und Eicheln bekränzt.

Georg IV., der neue Moden und Gerichte erfand und in seiner maßlosen Eitelkeit auch als Dandy und Feinschmecker eine erste Rolle spielen wollte, wird als König Oedipus zum Putzmacher der rothaarigen Bellona. Das neue Gericht seines Perserkoches, das der Oberpriester der Hungersnot vorsetzt, und dessen Zuthaten für den Unterhalt von einigen Dutzend Familien durch einen Winter oder zwei genügen würden, erinnert an die Gelage in Buckingham Palace, auf die schon „Peter Bell" anspielte. Oedipus ist korpulent wie der alternde Adonis auf dem englischen Throne; wie dieser erblickt er in dem Jammer des hungernden Volkes der Schweine Empörung und Lästerung. Er ruft die drei Hofjuden zu seiner Züchtigung herbei: Salomon, den Hof-Sauhirten (Rothschild, der damals in die Höhe kam), Zephanias, den Schweineschlächter, (der Beamte, der bei dem Manchester-Blutbade das Militär zu Hilfe rief) und Moses, den Schweinekastrierer, (Malthus, der die Uebervölkerung des Landes als Quelle der sozialen Uebelstände angegeben hatte). Der König aber übertrifft die drei Juden an Grausamkeit und will die Schweine töten lassen, damit ihn ihr ewiges Grunzen und Wimmern nicht mehr belästige. Genau genommen freilich, regiert nicht sowohl der König, sondern sein oberster Staatsrat, Mammon, der Oberpriester der Hungersnot,

[1]) Angariation = Frohndienst.

[2]) Tyburn, der Hinrichtungsplatz.

und die drei Zauberkundigen und Minister: Dacry, Laoctonos und Purganax.

Mammon schlägt vor, das mangelnde Gold durch Papiergeld zu ersetzen. Todhunter hält ihn für den Schatzmeister Lord Liverpool, den Anwalt der Königin. Doch erinnert er in wesentlichen Zügen an Sidmouth, den starren Anhänger konservativer Grundsätze und Hauptgegner der Katholikenemanzipation, der im „Maskenfest der Anarchie" als „Heuchelei" erschienen war. Auch hier verspottet er die Orakel, die er verkündet; seinen Sohn Chrysaor enterbt er, weil er in Volksversammlungen über allgemeine Redlichkeit, Sparsamkeit, unverfälschte Münze und derartige ultraradikale Gemeinplätze schwatzt, und macht zur Erbin seine Tochter Banquerottine, die er dem Galgen, einem Sprößling aus altadligem Geschlechte, vermählt.

Dacry ist der spitzfindige und heuchlerische Eldon. Er spricht zum Volke von Zartgefühl, Gesetz und Gnade, von Moral, Gerechtigkeit und Reinheit und vergießt Thränen wie Eldon, der „Betrug" im „Maskenfeste". Und auch hier heißt es wieder:

„Dann weint' ich über meine eigene
Beredsamkeit, und jede Thräne ward
Zum Mühlstein und schlug einem kleinen Ferkel,
Das gaffend stand, den Schädel ein."

Purganax ist Castlereagh. Er besitzt ein gutes Mundwerk und übernimmt darum den Verkehr mit dem Volke und die Handhabung des grünen Sackes, der Mammon's Eigentum ist. Der grüne Sack ist der Giftsack einer Riesenspinne. Der Betrug, der des Teufels Oberkanzler ist, hat ihn mit seinem Siegel verschlossen. Der Inhalt des Sackes, das schrecklichste Gift, ist boshafte Verleumdung. Um das Unheil abzuwenden, das dem Könige droht, hat Purganax mit seinem Zauberstabe drei abscheuliche Gestalten aus der Hölle zitiert. Eine Wespe, die eine schmetternde Trompete am Munde und tausend spitze Stacheln am Schwanze hat und sich von Mist nährt (das Gerücht, der Klatsch); einen Blutegel, voll von Blut, das er Menschenherzen ausgesaugt, und so unersättlich, daß der Vollblütigste ihm nicht genug thut (die Besteuerung, auch hieß der Vizekanzler beim Regierungsantritt Georg IV. Leach); und eine Ratte, grau und so dünn, daß sie

durch jede schmale Ritze, durch jedes schmutzige Loch kriecht, (die Spionage der Regierung).

Die Königin Jona Taurina ist eine Nachkommin der Pasiphaë, Gattin des frommen Kreterkönigs, die in Liebe zu dem herrlichen Stiere des Poseidon entbrannte und den Minotaur gebar. Das Volk der Thebaner rühmt sich, von dem freien Minotauros abzustammen; obzwar im Laufe der Zeit entartet, nennt es sich noch immer Bull, und was auf einen Bull Bezug hat, ist volkstümlich in Theben. Schon Byron hatte im zweiten Gesang des „Don Juan" die Sage des Minotaur mit den rindfleischessenden Engländern in Verbindung gebracht [1]).

Shelley erinnert sich jener weißen Ochsen, die auf seiner Reise durch Mittelitalien sein Wohlgefallen erregten; Purganax sagt:

„Man deutet an, daß ein gewisser Bull —
Dies ist es, was man weiß: die weißen Bullen,
Die am Clitumnus, an den klaren Seen
Der cisalpin'schen Berge fröhlich weiden,
Im blütenreichen Asphodil, im Tau
Des Lotosgrases sich das Silberhaar
Behaglich glätten und mit süßem Hauch
Den Morgenwind erfüllen, daß er, matt
Von dem lebendigen Wohlgeruche, sinkt —
Sie sind so schön! Nun, nun, ich sage nichts!"

Eine bestimmte Anklage wird gegen Jona so wenig erhoben, wie gegen ihr Urbild, die Königin Karoline, aber Winke und Andeutungen über ihren Wandel lassen es den Dienern des Oedipus ratsam erscheinen, die Ehe der königlichen Gatten zu trennen.

[1]) „Don Juan", II, St. CLV (vollendet 20. Januar 1819):

„I say that beef is rare, and can't help thinking,
That the old fable of the Minotaur —
From which our modern morals, rightly shrinking
Condemn the royal lady's taste, who wore
A cow's shape for a mask — was only (sinking
The allegory) a mere type, no more;
That Pasiphae promoted breeding cattle,
To make the Cretans bloodier in battle,

For we all know, that English people are
Fed upon beef."

Die Wespe des Purganax, dieselbe, die Juno aussandte, um Jo zu verfolgen, und die, wie Ezechiel berichtet, der Herr einst über Babylon und Mesopotamien sandte, hat Jona Taurina aus Theben getrieben,

„Von dem Alpensee und der Berge Schnee,
Von Marocco's Vesten, Byzanz' Palästen,
Von dem heiligen Land, wo der Tempel stand,
Von Athen und Rom —"

so ziemlich dieselbe Reise, die Karoline zurückgelegt. Nun kehrt Jona heim, und diese ihre Rückkehr bringt infolge eines Orakels, das an sie geknüpft ist, allgemeine Bestürzung hervor. Das Orakel lautet:

„Böotien, wähl' Reformen oder Kriegesschauer,
Siehst eine Königin du durch deine Gassen rasen,
Die einen König hetzt mit Schweinen wie 'nen Hasen
Und sieghaft reitet auf dem jon'schen Minotaur!"

Ein Land, das so tief gesunken war, um einen derartigen öffentlichen Skandal wie diesen Prozeß zuzulassen, hatte nach Shelley's Meinung nur die Wahl zwischen Reformen oder Krieg, d. h. Anarchie.

Das Volk der Schweine nimmt, wie das englische, begeistert für die Königin Partei. Dickfuß aber sähe sie lieber in der Hölle als an seiner Seite, und sein General Laoctonos, der mehr Blut vergossen und mehr Wein getrunken als ein anderer Mann in Theben, (Wellington, ein heftiger Gegner der Königin) soll ihm ihr Haupt, womöglich vom Rumpfe getrennt, bringen.

Die schlauen Magier und Minister beschließen, Jona zu verderben, indem sie scheinbar ihre Partei ergreifen. Man sagt dem Volke der Schweine, der Inhalt des grünen Sackes, der über die Königin ergossen werden soll, sei der Prüfstein der Tugend. Er werde die unschuldige Königin in einen Engel verklären. Jona aber überlistet die Listigen. Mit dem gelassenen Stolze der Tugend unterzieht sie sich der Probe. Hatte doch Königin Karoline sogar hochfahrend eine öffentliche Untersuchung ihres Falles gefordert. Die heilige Handlung findet im Tempel der Hungersnot statt, deren Kultusbild ein auf Schädeln und Brotlaiben sitzendes Gerippe ist. Der König

stellt sich abseits, damit ihn der Inhalt des grünen Sackes nicht besudle.

Purganax sagt:

„Mir kann ein Flecken oder zwei nicht schaden;
Im Gegenteil, vielleicht verbergen sie
Das Blut, mit dem der traurige Genius
Der grünen Insel wie mit Zaubersaft
Die Stirne mir gezeichnet, jenes Blut,
Das alle seine Seen zu beflecken
Genügte, und das alle Seen nicht
Verwischen."

Purganax-Castlereagh, ein geborener Irländer, war der eifrigste Unterstützer von Pitt's Unterdrückungssystem gegen die Irländer gewesen; seine Energie hatte die Union mit England durchgesetzt.

Jona Taurina läßt mit der Ergebung einer Heiligen alle Vorbereitungen zu dem Gottesurteil geschehen; doch in dem Augenblicke, als Purganax den Sack entsiegelt und im Begriffe ist, ihn über ihr Haupt zu entleeren, entreißt sie ihn mit lautem Triumphgelächter seiner Hand und ergießt ihn über Dickfuß und seinen Hof. Im Nu verwandeln sich alle in schmutzige, häßliche Tiere und stürzen aus dem Tempel. Das Bild der Hungersnot steigt mit furchtbarem Geräusche herab; die Schweine stürzen sich auf die Brote, und die davon gegessen haben, verwandeln sich in Bullen. Das Bild der Hungersnot versinkt, und ein Minotaur steigt aus der Erde. Er ist der gewaltigste des Stiergeschlechtes, seine Name ist Jon, von seinen Ahnen, welche Jonier waren; Jon ist recht gedeutet John. Auf gut Thebanisch also ist sein Name John Bull. Die Königin zieht, die Schweine mit dem leeren Sacke vor sich hertreibend, mit einem lustigen Jagdliede ab. Ein Schelm hat die andern überlistet, sie sind betrogene Betrüger, und es geschieht ihnen nur ihr Recht, wenn die Schuldige frei ausgeht, denn sie ist nicht schuldiger als jene, die sich zu ihren Richtern aufwarfen.

Man merkt es dem „Oedipus" an, daß Shelley sich auf dem Gebiete der Posse nicht heimisch fühlt. Seinem Humor fehlt die Harmlosigkeit; sein Scherz schlägt oft in Bitterkeit um. Purganax sagt:

„Es wachsen mit
Der wachsenden Bevölkerung der Schweine
Der magern Schweine Steuern auch, die Taxen,

Die wahren Quellen aller Schweinerei;
(Wo fänd' ich einen passenderen Ausdruck,
Um Religion, Moral und Frieden, Wohlstand
Und alles das zusamm'zufassen, was
Böotien zu einem Lande macht,
Geeignet, alle anderen Nationen
Zu lehren, wie sie leben sollten?)"

„Ein bittrer Narr", wie es im „Lear" heißt. Im Grunde hat derselbe ernste und heilige Geist, der die „Ode an die Freiheit" durchweht, auch den „Oedipus" eingegeben und verleugnet sich hier so wenig wie dort. Ueberall ragt die hohe Dichtergestalt aus dem Schellenkleide hervor. Wie tief ernst ist der Chor der Schweine an die Hungersnot:

„Heil dir, o Hungersnot, scheu du verehrt!
Auf Blut steht dein Thron, und zerfetzt ist dein Kleid,
Du Teufel, den die Verdammnis ernährt,
Dem grüne Säcke und Lügen geweiht!
Wenn du in Erbarmen und Schrecken erstehst,
Wenn du die Pläne der Weisen verwehst,
Wenn sich deine knochigen Glieder erheben,
Wenn Schädel und Brote dich rollend umgeben,
Dann grüßen wir laut dich — des Sturmes Gewalt
Wird dann von unserem Ruf überhallt!

Drum heil dir, o Hungersnot, heil dir, heil!
Heil, Erdenkaiserin, weit und breit!
Du kommst und teilest die Güter der Welt,
Du kommst, und die Bedrückung fällt,
Im Stolze gespenstischer Heiterkeit!
Ueber Tempel und Gräber und Schlosses Wall
Geleiten wir, deine Diener, dich all
Und folgen dir nach in langem Chor,
Bis alles gleich ist, wie zuvor!"

Während Jona sich anschickt, die Probe des grünen Sackes zu bestehen, schwebt unbemerkt eine anmutige Gestalt durch den Tempel. Auf ihrer Stirn strahlt das Wort „Freiheit" durch den halb durchsichtigen Schleier, der sie umhüllt. Sie kniet auf den Stufen des Altars und spricht erst mit leiser, dann mit immer lauterer Stimme zu dem Bilde der Hungersnot:

„Du Kaiserin, von Schreck umbebt,
Du Stiefmutter von dem, was lebt!
Bei ihm, der dich schuf in solcher Gestalt,
Bei deiner Berührung Zaubergewalt,
Bei üppigem Gelage und Hungertod,
Bei deinem Selbst, o Hungersnot,
Beschwör' ich dich: Weckst du das Volk zur That,
So lenk' es nicht auf blutigen Pfad;
Denn keinen ird'scher Segen trifft,
Der da mit blinder Rache Gift
Des Lebens Becher füllet — nein,
Er blüht dem Reinen, dem Hohen allein,
Den Bannerträgern im Wechsel blos,
Wär' Mühe und Alter und Leid auch ihr Los.
Gebiete, Königin, deinem Grimme,
Sei nicht du selbst! Mit leiser Stimme
Ruft Freiheit die Hungersnot zur Stund',
Den ewigen Feind, zu kurzem Bund!"

Es ist Shelley's altes Lied: Aergstes Uebel wird zur Freiheit führen, und seine alte Mahnung: Geht menschlich vor in dem heiligen Kampfe.

Als der „Oedipus" gedruckt werden sollte, war Shelley mit Ollier auf gespanntem Fuße. Hunt hatte, einer Verabredung gemäß, auf den Namen des Dichters eine Anleihe bei Ollier machen wollen und dieser sich geweigert, sein Geld auf's Spiel zu setzen. Shelley war gegen ihn verstimmt, und der „Oedipus" erschien 1820 bei dem Verleger Johnston. Aber kaum waren sieben Exemplare verkauft, als die Society for the Suppression of Vice den Verleger mit einer Anklage bedrohte, wenn er die anstößige Novität nicht zurückziehe. Johnston fügte sich, und so verschwand „Oedipus Tyrannus" fast unbemerkt wieder vom Schauplatze.

In San Giuliano erhielt Shelley die Nachricht von Keats' lebensgefährlicher Erkrankung an der Schwindsucht. Das Uebel war in seiner Familie erblich; Keats hatte in Oxford (1817) eine Zeit lang flott gelebt, und dies, sowie eine anstrengende Fußreise im Schottischen Hochlande (1819), beschleunigte den Ausbruch der Krankheit. Im Sommer 1820 verbrachte er einige Zeit bei Leigh Hunt in Kentish Town. Am 27. Juli schrieb ihm Shelley: „Diese Schwind-

sucht ist eine Krankheit, die jene Leute besonders liebt, die so gute Verse schreiben wie Sie, und im Verein mit einem englischen Winter ist sie wohl im Stande, ihrer Vorliebe zu fröhnen. Ich finde nicht, daß junge, liebenswürdige Dichter verpflichtet sind, ihre Gelüste zu befriedigen. Dazu haben Sie keinen Bund mit den Musen geschlossen. Doch ernstlich — denn ich schreibe über etwas, das mir sehr am Herzen liegt — ich glaube, Sie würden gut thun, den Winter in Italien zu verbringen, um ein schreckliches Unglück zu verhüten. Falls dies Ihnen so notwendig scheint wie mir, sind Sie von Mrs. Shelley und mir gebeten, Ihren Aufenthalt bei uns zu nehmen, wenn Pisa oder seine Umgegend Ihnen zusagen sollte."

Den bald nach Shelley's Abreise von England erschienenen „Endymion" hatte er zuerst schwer lesbar gefunden, und nur einzelne Stellen schienen ihm künftige Größe zu verraten. Nun schrieb er darüber: „Ich habe vor kurzem Ihren „Endymion" wiedergelesen und auf's neue empfunden, was für poetische Perlen er enthält, obzwar Perlen, die in ungleicher Fülle ausgestreut sind. Dies mögen die Leute gewöhnlich nicht, und dies ist der Grund der verhältnismäßig geringen Zahl von Exemplaren, die abgesetzt wurden. Ich bin überzeugt, daß Sie des Höchsten fähig sind, wenn Sie nur wollen."

Keats lehnte auch diese Einladung Shelley's ab und gab ihm für sein litterarisches Urteil ein weniger verbindliches zurück, indem er ihn bat, „seine Erhabenheit zu mäßigen". Bei der „Empörung des Islam" hatte er ausgerufen: „Der arme Shelley! Ich glaube, er hat auch einige gute Eigenschaften!" In Bezug auf „Die Cenci" riet er ihm, mehr Künstler zu sein, jede Spalte seines Gegenstandes mit Erz auszufüllen. Keats ermangelte der Ehrfurcht vor dem Größeren. Byron machte sich über ihn lustig, weil er mit Geringschätzung von Pope sprach und sich anmaßte, Gesetze zu geben, während er selbst als Dichter die Kinderschuhe noch nicht vertreten hatte. Shelley wurde weder als Mensch noch als Dichter von Keats gewürdigt, während er eben um jene Zeit über den neu erschienenen Band Gedichte, der das Fragment „Hyperion" enthielt, voll enthusiastischer Bewunderung war. „Es ist eine erstaunliche Arbeit und giebt mir einen Begriff von Keats, den ich, wie ich gestehe, früher nicht hatte," schreibt er an Peacock (18. November 1820). Und selbst Byron wußte Shelley so dafür einzunehmen, daß er nach Keats' Tode äußerte,

„Hyperion“ scheine ihm unmittelbar von den Titanen eingegeben und erhaben wie Aeschylos.

Am 11. November schreibt Shelley an Hunt, er beabsichtige, Keats jede mögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. „Ich halte sein Leben für sehr wertvoll und interessiere mich lebhaft für seine Sicherheit. Ich beabsichtige, der Arzt seines Leibes und seiner Seele zu werden, jenen warm zu halten und diese Griechisch und Spanisch zu lehren. Ich bin mir zum Teil bewußt, daß ich mir einen Rivalen heranziehe, der mich überflügeln wird, und dies ist ein Grund mehr und wird ein Vergnügen mehr sein.“

Während Shelley von solchem Enthusiasmus für Keats erfüllt war, fiel ihm eine Kritik des „Endymion“ im Septemberhefte der „Quarterly Review“ in die Hände, die das Gedicht eine schlechte Nachahmung Leigh Hunt's schalt. Wie sehr man Keats zu nahe trat, wenn man ihn als Dichter mit Hunt in eine Reihe stellte, empfand auch Shelley nicht, der, wie alle Zeitgenossen, Hunt als Haupt der Cockney-Schule gelten ließ. Keats wurde einfach, weil er in London lebte, zu dieser Schule gerechnet. Schon im April 1820 hatte „Blakwood Magazine“ einen insultierenden Angriff auf die Cockneys gebracht, dessen Spitze sich gegen Hunt wandte, und den der Verfasser, der Hauptmitarbeiter des „Blakwood Magazine“ Wilson durch eine Abschwenkung gegen „jüngere und weniger bedeutende Kräfte wie Keats, Shelley und Webbs“, zu mildern dachte. Hunt selbst nannte den „Endymion“ ein gewagtes, unreifes Werk. Die Fehler, welche ihm die Kritik der „Quarterly“ zur Last legte, waren größtenteils wirklich vorhanden; die meisten Einwendungen waren begründet; nur die Art, in der sie vorgebracht wurden, war eine böswillige und nicht frei von persönlicher Feindseligkeit.

Shelley hörte, die Kränkung hätte Keats' Uebel in furchtbarem Grade gefördert, und schrieb in der ersten Aufwallung seiner Entrüstung im November einen Brief an die „Quarterly“. „Er nehme sonst von anonymen Angriffen keine Notiz. Der Elende, der sie schreibe, finde zweifellos den verdienten Lohn, außer in den dreißig Guineen pro Seite, oder was sie ihm tragen mögen, in dem Bewußtsein seiner Motive. Anders aber liege der Fall bei dem unglücklichen Verfasser des „Endymion“. — „Der arme Keats geriet in eine schreckliche Stimmung durch diese Kritik, welche gewiß nicht in der Absicht

geschrieben war, einen solchen Eindruck zu machen, sein Dasein zu verbittern und eine Krankheit hervorzubringen, für deren Heilung jetzt nur schwache Hoffnung vorhanden ist. Der erste Eindruck soll, wie man mir mitteilt, dem Wahnsinne geglichen haben; nur fortwährende Aufsicht vermochte, ihn vom Selbstmorde abzuhalten. Die Qual seiner Leiden verursachte endlich den Bruch eines Blutgefäßes in der Lunge, und der gewöhnliche Verlauf der Schwindsucht scheint nunmehr begonnen zu haben." Shelley fordert für seinen Schützling nichts von dem Mitleide der Kritiker; er lenkt nur ihre Aufmerksamkeit auf „Hyperion", dessen Fortsetzung die vernichtende Kritik des „Endymion" verhindere.

Zuletzt aber sandte Shelley den Brief doch nicht ab. Er war sprunghaft und wandelbar in seinen Empfindungen. Hierfür brachte der Oktober dieses Jahres einen vielsagenden Beweis. Die Gisbornes kehrten aus England nach Italien zurück, und Shelley, der sich bis jetzt in der Bewunderung und selbstlosesten Hingebung für die Freunde nie genug gethan, fand nun plötzlich, „daß sie sich in der Dampfschiff-Angelegenheit so schlecht wie möglich gegen ihn benähmen". Sie wollten ihm sein Geld entwenden. Er berichtet (29. Oktober 1820) an Claire über eine scharfe Auseinandersetzung, die er mit Henry Reveley gehabt, sagt, daß er jede fernere Teilnahme an dem Unternehmen verweigert und sein Darlehen, oder was die Gisbornes zu geben imstande wären, zurückgefordert, ja gedroht habe, es unter die Freunde zu bringen, wie häßlich sie an ihm gehandelt hätten. Vier Wochen später war das alte Einvernehmen wieder hergestellt. Das Dampfschiff wurde verauktioniert und der Ertrag dem Dichter pünktlich übergeben.

Am 20. Oktober begleitete Shelley Claire nach Florenz. Die Empfindung, daß sie in Mary's Hause ein überflüssiges, wo nicht ein störendes Element sei, hatte sie endlich bewogen, die Stelle einer Gouvernante im Hause des Professors Boiti in Florenz anzunehmen. Shelley fühlte tiefes Mitleid mit dem verlassenen, gekränkten Mädchen, das nun in trüber und sorgenvoller Stimmung unter Fremden ihr Fortkommen suchen sollte. Seit dem Mai fehlte jede Nachricht von Allegra; selbst Mary war im September der Ansicht, Shelley werde wohl nachsehen müssen, was aus dem armen kleinen Dinge geworden sei.

Doch war es bei seinem Gesundheitszustande nicht abzusehen, wie oder wann er die weite Reise machen konnte.

Von Florenz zurückkehrend, traf Shelley in den „Tre Donzelle“ in Pisa seinen Vetter und fröhlichen Schulkameraden Thomas Medwin, jetzt ein flotter Dragonerhauptmann, der erst vor kurzem aus Bombay zurückgekehrt war und sich sogleich bereit fand, Shelley nach San Giuliano zu begleiten. „Fast sieben Jahre hatten wir uns nicht gesehen“, schreibt Medwin, „aber ich hätte ihn im Augenblick unter vielen erkannt. Seine Gestalt war abgezehrt und etwas gebeugt infolge seiner Kurzsichtigkeit, die ihn zwang, sich über die Bücher zu neigen, so daß sein Auge sie fast berührte. Sein noch immer reiches natürlich gelocktes Haar war von grauen Fäden durchzogen, aber seine Erscheinung jugendlich und sein Ausdruck, gleichviel ob in Ruhe oder Erregung, auffallend geistvoll. Auch besaß seine Haut eine Frische und Reinheit, die sich nie verlor.“ Ueber Shelley's Gesundheit war Medwin weniger befriedigt. Er wälzte sich mitunter vor Schmerzen auf dem Boden. „Es war traurig, seinen Zustand mitanzusehen. Dennoch wurde er niemals übellaunig und verletzte niemals seine Umgebung durch ein gereiztes Wort.“ Medwin versuchte eine magnetische Kur an Shelley. In der Hypnose improvisierte er mitunter italienische Verse.

Medwin gab nun interessante und wunderbare Erzählungen aus dem Innern von Indien zum Besten und ein Gedicht über „Indische Jagden“, das Shelley mit der ihm eigenen Nachsicht für die Dichtungen seiner Freunde Ollier als „eine elegante, wenn auch nicht dem höchsten Stile der Poesie angehörige Komposition“ wärmstens empfahl. Noch interessanter aber war, was Medwin von einem reichen Freunde erzählte, der ein eigenes Schiff besaß und als begeisterter Verehrer von Shelley's Muse eine Einladung zu einer gemeinsamen Reise nach Griechenland für ihn in Bereitschaft haben sollte. Shelley begann bei Medwin Arabisch zu lernen, und das Gedicht „Aus dem Arabischen“ (komponiert von Bennett, Dolores, K. Loder, A. S. Sullivan und Mont,) soll nach der Aussage des Vetters eine Wiedergabe eines orientalischen Originales sein. Daneben las er wie gewöhnlich Spanisch und Griechisch. „Plato und Calderon sind meine Götter,“ schreibt er um diese Zeit.

Mary arbeitete an einem historischen Romane „Valperga“ oder „Leben und Abenteuer Castruccio's, Prinzen von Lucca“, einer Schilderung mittelalterlicher Zustände in Italien, deren Kenntnis sie „aus fünfzig alten Büchern zusammengetragen“. So fehlte es dem Zusammenleben in dem kleinen Badeorte, der sich nun im Herbste geleert hatte, nicht an Anregung. Da trat in der Nacht zum 25. Oktober infolge ungeheuerer Regengüsse eine Ueberschwemmung des Serchio ein, die alles in Angst und Schrecken versetzte. Der Fluß durchbrach seine Dämme. „Es war ein malerischer Anblick“, schreibt Mary, „wie die Bauern in der Nacht das Vieh aus der Ebene auf die Hügel trieben. Um es durch die Flut zu führen, mußte ein Feuer unterhalten werden, und die Gestalten der Männer und der Tiere hoben sich dunkel von dem roten Glanze der Flamme ab, die sich in der Flut, welche den ganzen Platz erfüllte, spiegelte“. In Shelley's Hause stand das Wasser vier Fuß hoch. Er rettete sich und die Seinen aus einem Fenster in ein Boot und flüchtete nach Pisa.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Epipsychidion."

Palazzo Galetti. Torre della Fame. Uebersetzung der Ugolino-Episode. Claire's Besuch. Taaffe. Sgricci. „Orpheus." Pacchiani. Maurocordato. Emilia Viviani. Besuch im St. Annenkloster. „Die wahre Liebe." Vierbund. „Fiordespina." „Gute Nacht." Fragment einer Fabel. „Essay über die Liebe." „Allegorie." „Epipsychidion." Motto. Vorrede. Name. Vita Nuova. Symposion. Drei Teile. Von der irdischen zur himmlichen Liebe. Lebensabriß. Epipsychidion und Millenium. Don Juanismus des Ideals. „Lodore." — „Der letzte Mensch." — „Wechsel." — „Ginevra." Emiliens Heirat und Tod.

Im Palazzo Galetti am Lung Arno fand Shelley eine Wohnung, die ihn durch zwei abgesonderte Stuben im vierten Stock lockte. Die eine erhielt Medwin, die andere wurde Shelley's Arbeitszimmer. „Gratuliere mir zu meiner Abgeschlossenheit!" schreibt er an Claire; „heute noch werde ich meine Bücher ordnen und meine Papiere sammeln".

Aber nun hatte sein Fleiß all zu großen Spielraum. „Er machte zu wenig Bewegung und las und sann zu viel", sagt Medwin. „Er vergießt niemals sein Buch, aber häufig seine Mahlzeit. ‚Mary', fragt er oft erschrocken, ‚habe ich gegessen?' Manchesmal war er heiter wie die Kinder, mit denen er stundenlang auf dem Boden spielen konnte, und sein Witz strömte in ununterbrochenem Flusse."

Von den Fenstern seines Studierzimmers hatte Shelley einen schönen Ausblick auf den Sonnenuntergang. Wenn das Wasser, der Himmel und die Marmorpaläste, die den herrlichen Halbmond des Lung Arno begrenzen, purpurn erglühten, wenn der Fluß in eine goldene Flut geschmolzenen Goldes verwandelt schien, während die Torre della Fame

sich dunkel vom Himmel abhob, pflegte er wohl, aufgelöst in Bewunderung, auszurufen: „Was für eine herrliche Welt! alles in allem giebt es doch etwas, wofür es sich verlohnt zu leben! Dies läßt mich den Wunsch zurücknehmen, ich wäre nie geboren!“ In Terzinen besang er das angebliche Gefängnis Ugolino's, die Torre della Fame, „den Turm, der mitten unter anderen Türmen und heiligen Domen, die stillen, italienischen Lüfte verdüstert, die sich scheu vor ihm verziehen, als schliche ein Gespenst sich in die Gesellschaft holder Damen“.

Medwin übersetzte die Ugolino-Episode aus dem 33. Gesang der „Hölle“, den schon Gray in schönen reimlosen Blankversen in's Englische übertragen hatte. Shelley ging ihm mit mancher Verbesserung an die Hand. Die letzte Zeile:

„Più che'l dolor potè'l digiuno“

hatte Medwin mit

„Famine of grief can get the mastery“

wiedergegeben. Byron entschied sich für die Annahme, daß Ugolino sich von den Leichen der Kinder genährt habe, wofür die Strafe seines Peinigers und der Antrag der Kinder, sich für den Vater zu opfern, sprechen sollte. Shelley widersetzte sich dieser Ansicht auf's entschiedenste. Er meinte, die Geschichte sei schrecklich genug, auch ohne diese Auslegung.

Nach vier Wochen gesellte sich zu den Bewohnern des Palazzo Galetti auch Claire. Ihre Stellung in Florenz war ihr unerträglich geworden, Shelley selbst hatte ihr zugeredet, einen Urlaub zu nehmen, teils aus Mitleid mit ihr, teils weil er ihre anregende Gegenwart vermißte.

Die Briefe, die er ihr als Trösteinsamkeit geschrieben hatte, mochten jedem, der nicht in Shelley's Gefühlsüberschwänglichkeit eingeweiht war, als Liebesbriefe erscheinen. Er selbst hatte die Empfindung, daß sogar Mary sie übertrieben finden mußte und sandte sie ab, ohne sie ihr zu zeigen. In Casa Galetti atmete Claire nun wieder auf. Hier gab es eine Fülle von Zerstreuung und Anregung, hier war sie in ihrem Elemente, hier wurden ihre geselligen Gaben gewürdigt. Shelley, der in dem Liede „An den Geist der Freude“ gesagt: ich liebe die Einsamkeit und solche Gesellschaft, die still, weise

und gut ist, hatte diese in Pisa gefunden. Und da auch Mary sich in der anregenden Geselligkeit wohl fühlte, gab es diesmal weder Niedergeschlagenheit noch Gereiztheit.

Da war der irische Graf Taaffe, Dante-Uebersetzer und Commentator, der stets — mitunter freilich gegen seine Absicht — ein heiteres Element in die Gesellschaft brachte. Ferner Sgricci, der Improvisator, dessen lyrische und dramatische Inspirationen Shelley bewunderte, während Byron, der ihn 1816 in Mailand gehört, ihn „recht geschickt“, seine Poesie aber „mechanischer als man glaubt“ nennt. Durch Sgricci angeregt, versuchte auch Shelley sich, wie es scheint, in der Kunst des Improvisierens, die damals Mode war. Das Gedicht „Orpheus“, Einzelgesang und Chor, dürfte eine solche Schöpfung des Augenblickes sein. Es ist von Mary's Hand geschrieben und trägt in italienischer Sprache folgende Randbemerkung: „Ich warte, bis die Flut kommt, und suche dann seine Verse einzudämmen.“ Schon der an eine moderne Situationsnovelle erinnernde Anfang mit einer Ortsbestimmung: „Nicht weit von hier“ ist etwas bei Shelley ganz Ungewöhnliches und macht den Eindruck, als hätte der Dichter, über sein Thema nicht im Klaren, sich selbst erst orientieren wollen. Auch ist das Gedicht — ebenfalls eine Ausnahme bei Shelley — nicht in Reimen geschrieben; es ist in Form und Inhalt mehr skizziert als ausgeführt und weit entfernt von der ausgefeilten Rundung seiner übrigen Dichtungen, sodaß dieser improvisirte „Orpheus“ nur den Beweis liefert, wieviel Arbeit und Studium er gewöhnlich auf seine Dichtung verwandte, die den Eindruck spontaner Intuition macht.

Ein besonders nützliches Mitglied des Shelley'schen Bekanntenkreises war der Professor der Physik Pacchiani, als „Teufel Pacchiani“ eine populäre Persönlichkeit in Pisa. Er hatte seine Laufbahn als Geistlicher begonnen; seine Kutte pflegte er seinen Tartuffeometro zu nennen. Geschäftig über die Maßen und ein wenig von allem, machte er sich „als Cicerone, Conosciatore, Dilettante und Ruffiano“ nützlich, doch so, daß sein Diensteifer in der Regel auch einen kleinen Gewinn für ihn selbst abwarf. Mary schildert ihn in ihrem Romane „Valperga“. Shelley verliebte sich anfangs förmlich in ihn, denn er besaß eine brillante Conversationsgabe und citierte häufig schöne Stellen aus seinen Tragödien, die

Madame de Staël, mit der er bekannt geworden war, „imaginäre“ nannte, weil er sie niemals niederschrieb. Shelley's Begeisterung für Pacchiani dauerte aber nicht lange. Als er ihm einmal eine schmutzige Geschichte erzählte, wurde er ihm widerwärtig.

Pacchiani hatte einen ausgebreiteten Bekanntenkreis. Er machte Shelley mit dem Prinzen Alexander Maurocordato, dem Vorkämpfer des griechischen Aufstandes, bekannt, der bald in Byron's Leben eine entscheidende Rolle spielen sollte.

Prinz Maurocordato war um zwei Jahre älter als Shelley, der Sohn eines wallachischen Hospodars, der sich ins Privatleben zurückgezogen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war dann eine zeitlang Sekretär seines Oheims, des Fürsten Carabja in Bukarest, gewesen. Als dieser entfloh, weil er hörte, daß die seidene Schnur, das übliche Ende der Vizekönige, seiner harre, begleitete ihn Maurocordato in die Schweiz und nach Italien. Er war von kleiner Statur, aber sein Kopf charakteristisch und interessant, seine Arbeitsfähigkeit und seine Lernbegier unermüdlich; sein ganzes Herz gehörte dem Vaterlande; um ihm zu dienen, wünschte er sich in jeder Weise zu vervollkommnen. Shelley und Mary fühlten sich ungemein von ihm angezogen; er las mit Shelley Milton und unterrichtete Mary im Griechischen. Shelley nennt ihn einen perfekten Kenner der klassischen Litteratur, nur des Prinzen Aussprache im Griechischen war seinem englischen Ohre unerträglich.

Die wichtigste Bekanntschaft aber, die Pacchiani vermittelte, war die der jungen Gräfin Viviani. Er war der Freund und Vertraute des Hauses Viviani, eines der vornehmsten in Pisa, und unterrichtete die beiden Töchter in Sprache und Litteratur. Nun hatte der Graf den bereits erwachsenen, schönen Mädchen eine fast gleichaltrige Stiefmutter gegeben, und diese bewog ihren Gatten, die Töchter in ein Kloster zu schicken. Der Vater wünschte, sie zu verheiraten, suchte aber einen Mann, der sie ohne Mitgift nähme, und mittlerweile schmachtete nun die ältere, Teresa Emilia, seit zwei Jahren im St. Annenkloster. Pacchiani sprach in Casa Galetti mit Begeisterung von der Schönheit und den Vorzügen der jungen Dame. „Poverina!“ sagte er, „sie siecht dahin, wie der Vogel im Käfige, sie sehnt sich aus dem Gefängnisse, sie war zur Liebe geschaffen. Das Kloster St. Anna ist ein elender Aufenthalt. Sie

würden die Zöglinge bedauern, sähen Sie sie wie ich, im Sommer in den engen dumpfigen Straßen eingeschlossen und im Winter bebend vor Kälte, nur mit ein wenig Glut versehen, die sie in einem Tongefäße umhertragen!"

Was war geeigneter, Shelley's tiefste Teilnahme zu erregen als diese Berichte. Am 1. Dezember meldet Mary's Tagebuch zum erstenmale: „Besuch bei la Viviani".

Das Kloster St. Anna war ein verfallenes Gebäude in einer abgelegenen Straße der Vorstadt. „Nachdem wir ein dunkles Portal passiert hatten, das in ein mit Kreuzen, Erinnerungszeichen der alten klösterlichen Zeit, erfülltes Viereck führte, standen wir bald vor Emilien." So erzählt Medwin. „Sie war in der That lieblich und interessant. Ihr reiches, schwarzes Haar, nach der Art einer griechischen Muse in der florentinischen Galerie in den einfachsten Knoten geschlungen, zeigte die Stirn in ihrer ganzen Höhe, schön wie der Marmor, von dem ich spreche. Sie war auch ungefähr von der Größe der antiken Statue, ihre Züge von selten tadellosen, fast griechischen Umrissen; Nase und Stirn bildeten eine gerade Linie. Ihr Auge hatte, wo nicht die Farbe, so den Ausdruck schläfriger Ueppigkeit, wie das der Beatrice Cenci. Es hatte eigentlich keine bestimmte Farbe, sondern sie schwankte je nach der Stimmung ins Helle oder Dunkle. Ihre Wangen waren blaß wie Marmor infolge ihrer Haft, oder vielleicht infolge des ‚Denkens'[1]). In dem Wohnzimmer war eine Lerche, die man kürzlich gefangen. ‚Arme Gefangene!' sagte Emilia, indem sie sie mitleidig anblickte, ‚du wirst vor Kummer sterben! Wie ich dich bedaure! Wie mußt du leiden, wenn aus den Wolken die

[1]) In „Lodore" schildert Mary Clorinda folgendermaßen: „Ihr Teint war zart, obzwar dunkel und ohne viel Farbe; ihr Haar seidenweich und glänzend wie Rabenschwingen; ihr großes schwarzes Auge leuchtend, ihre Brauen vollendete Bogen, ihre Stirn wie Marmor und von harmonischer Anmut, wie man sie, Statuen ausgenommen, die den Griechen nachgeahmt sind, nur in diesen Gegenden sieht. Der untere Teil ihres Gesichtes war nicht so gut. Ihr Lächeln entbehrte der Milde und ihre Stimme des Wohlklanges. Ihre Gebärden waren ausdrucksvoll, aber rasch und ohne Anmut. Sie war angenehm, wenn sie schwieg, und man konnte sie wie ein Bild betrachten. Ihr Gespräch war einschmeichelnd, und ihr Wesen gewinnend durch Offenheit und Leichtigkeit." Im Verlaufe der Handlung steigert Mary die südländische Leidenschaftlichkeit ihrer Heldin ins Schablonenhafte.

Lieder deiner Schwestervögel zu dir bringen, oder wenn du eine Schaar von Vögeln deiner Art in andre Gefilde, zu anderen Freuden ziehen siehst. Wie mich wird man dich zwingen, immer hier zu bleiben, dein elendes Leben hier zu verbringen. Warum kann ich dich nicht befreien?' — Emilia klagte nicht, sie bemühte sich, heiter zu scheinen; sie hatte sich an ihre Leiden gewöhnt, sie waren gleichsam ihr Lebenselement geworden."

Emilia, wie Shelley von Plato, Dante und Petrarca begeistert, dichtete. Ihre Prosa-Rhapsodie „Die wahre Liebe" (Il vero amore) war eine Verherrlichung der idealen, der himmlischen Liebe, welche die Weltseele, die Quelle alles Guten, alles Schönen ist; jener Liebe, die, indem sie sich unseres ganzen Herzens bemächtigt, uns über jedes Wesen unserer Art erhebt, und kraftvoll, rein und göttlich, uns nur hohe Handlungen eingiebt. Das Weltall faßt die Gedanken der Liebenden nicht, die nichts zu fesseln vermag. Emilia ist ganz Liebe: sie kann ohne Liebe nicht leben. Die Welt wird ihr zur unerträglichen, unwirtlichen Wüste ohne sie, und um dieser Wüste zu entfliehen, möchte sie ihre Zuflucht zur geheimnisvollen stillen Behausung des Todes nehmen. Aber wie ist die Liebe herabgewürdigt! Was für Schandthaten verüben die Söhne der Erde in ihrem göttlichen Namen. Die Liebe will Tugend, sie ist der Quell edelster Thaten und wahrer Glückseligkeit. Sie ist ein Feuer, das, brennend, nicht verzehrt, ein Gemenge von Freude und Leid, geistig, unendlich, rein und himmlisch. Jedes andere Gefühl, das von diesem verschieden ist, verdient den heiligen Namen der Liebe nicht, und die Gottlosen, die ihn in den Staub ziehen, wird die allmächtige Gottheit strafen.

In Emilia hatte Shelley die schöne Seele gefunden, den ohne Verschulden gefesselten und innerlich freien Geist, verkörpert in weiblicher Hülle, das Ideal, das seine Phantasie so oft geträumt, das er zeitlebens in der Wirklichkeit gesucht hatte, und sein Gemüt bemächtigte sich der lieblichen Erscheinung mit aller ihm zu Gebote stehenden Glut. Aber auch Claire, auch Mary war ebenso plötzlich und ebenso vollständig von Emilia bezaubert. Eine äußerst gefühlvolle Korrespondenz entspann sich. Emilia's Herz war in den Klostermauern nicht erstorben. Claire berichtet in ihrem Tagebuche: „Sie betet immer zu einem Heiligen, und jedesmal, wenn sie ihren Geliebten

wechselt, wechselt sie auch ihren Heiligen, indem sie den ihres Geliebten annimmt." Die Bezeichnung „Geliebter" gilt hier selbstredend nur im allerplatonischsten Sinne. In demselben Sinne, aber dennoch mit der ganzen Glut und Ueberschwänglichkeit der jungen Südländerin, kommt sie nun Shelley's Empfindungen entgegen, und es entspinnt sich ein Verhältnis, wie es nur zu Anfang dieses Jahrhunderts möglich war, in der Blütezeit jener romantischen Freundschafts- und Seelenbündnisse zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes, die unserer nüchternen Anschauung nicht frei von Gefühlsduselei erscheinen.

Am 12. Dezember versichert Emilia, nichts in der Welt könnte ihr Herz, ihre Seele von ihrem lieben Bruder, ihren lieben Schwestern trennen. Wenige Tage später nennt sie Shelley ihren lieben, guten Freund, ihren mitfühlenden Percy, ihre angelica creatura. Haarlocken werden getauscht. Sie dichtet ein „Bildnis des Tirsis" und schildert in dem Helden Shelley, seinen treffenden Blick, der das Herz stiehlt. „Die Seele wohnt in seinem Auge, eine Seele, o Gott! wie sie der Himmel Sterblichen nur selten gewährt!" Aber auch Mary ist ihre angebetete Freundin, ihre teuerste, schöne Schwester, obzwar sie, die Besonnenste des kleinen Kreises[1]), mehr Ruhe bewahrt als die anderen, was als Abneigung gedeutet wird und Emilie kränkt, bis Shelley versichert, daß die scheinbare Kälte ein liebendes Herz verdecke. Shelley schickt der neuen Freundin Vögel und Bücher, um ihre Haft zu erheitern; er geht abends mit ihr spazieren und liest Mary dann die „Vita Nuova" vor, „eine idealistische Geschichte jener Periode in Dante's Leben, die der Liebe gewidmet war, eine unerschöpfliche Quelle lauterster Empfindung und Sprache", und seiner jetzigen Stimmung so völlig entsprechend. Er setzt auf Emiliens Wunsch eine Petition um ihre Freilassung an die Großherzogin auf und bemüht sich, daß sie überreicht werde. Claire unterrichtet Emilia im Englischen, Mary ladet die Verlassene ein und schickt ihr zu

[1]) In „Lodore" heißt es: „Zwischen Ethel (Mary) und Clorinda bestand nicht grade eine Kluft, aber doch ein trennendes Element. Die junge Engländerin konnte nicht ergründen, worin es bestand, und warum sie es nicht zu überkommen vermochte. Sie wurde nicht vertrauter mit ihr als am ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Es war etwas in ihrer Art, das beständig sagte: du bist eine Italienerin und ich eine Engländerin, und es herrscht von Natur aus Krieg zwischen dem Feuer und dem Schnee".

Weihnachten eine Kette als Angebinde. Am 29. Dezember schreibt sie an Hunt: „Es ist ein betrübender Anblick, wie das schöne Mädchen die besten Jahre seines Lebens in einem abscheulichen Kloster verbringt, wo Körper und Geist aus Mangel an angenehmer Uebung erkranken. Ich glaube, sie hat großes Talent, wenn nicht Genie. Woher, wenn nicht aus einem inneren Quell, käme ihr jene Meisterschaft über ihre Sprache, die sie so schön schreibt, kämen ihr jene Ideen, die sie so hoch über die anderen Italienerinnen erheben? Sie hat nicht viel gelernt, und nun fühlt sie sich, durch eine fünfjährige (?) Gefangenschaft entmutigt, von allem angewidert, sodaß sie selbst eine Milderung ihres Loses nur mit Haß und Ekel erwägt. Ihre einzige Hoffnung ist auf eine Heirat gerichtet, die, wie ihre Eltern ihr sagen, bereits für sie abgeschlossen ist, obzwar sie den ihr bestimmten Mann niemals gesehen."

Allmählich wird Mary kälter gegen Emilia, Shelley's wachsende Glut wirkt ernüchternd und verstimmend auf ihre eigenen Gefühle. Ihre fein empfindende, reizbare Natur mußte es peinlich berühren, wenn Shelley sich nun in eine Leidenschaft für Emilia hineinphantasierte, wie einst in seinen Jünglingsjahren für Miß Hitchener, wenn eine ideale und geistige Leidenschaft sein ganzes Leben absorbierte, mehr als eine profane Liebe es gethan hätte[1].

In der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Emilia dichtete Shelley das liebliche Fragment „Fiordespina", woraus viele

[1] Vergl. „Lodore": „In seinen jüngeren Tagen hatte Horatio gesagt: ‚Ich bin in eine Idee verliebt, und darum haben Weiber keine Macht über mich.' Aber es kam die Zeit, da sein Herz von einer Phantasie getäuscht werden sollte. So war es mit seiner ersten Liebe, so, fürchte ich, täuschte er sich jetzt über Clorinda. Er erklärte in der That, daß seine Neigung für sie keine absorbierende Leidenschaft war wie seine erste Liebe, sondern ein Gemisch von Mitleid, Bewunderung und jener Zärtlichkeit, zu der sein warmes Herz stets bereit war. Er beschrieb sie als ein Wesen voll feuriger Gewalt, aber getrübt durch Kummer, gegen ihre Fesseln ankämpfend. Er besuchte sie wieder, er wollte sie trösten, er bot ihr seine Dienste an. Es war das erstemal, daß sich ein edler männlicher Geist dem verlassenen Mädchen widmete. Der hochherzige Engländer erschien neben ihren filzigen Landsleuten wie ein Gott, und wahrhaftig! Horatio wäre im Vergleiche mit jedwedem seines Geschlechtes als solcher erschienen. Seine Anziehungskraft war unwiderstehlich. Clorinda fühlte sie, sie liebte ihn mit italienischer Glut. Sein erstes freundliches Wort erregte einen Sturm von Dankbarkeit und Leidenschaft."

Stellen in „Epipsychidion“ übergegangen sein sollen. Fiordespina und Cosmo sind Geschwisterkinder und miteinander aufgewachsen, wie Shelley es für sich und Emilia gewünscht hätte. Die Herzen, die sich in wahrer Liebe zugethan sind, sollten sich von Geburt an nahe sein und alles miteinander teilen. „Wer liebte je wie du?“ sagt Cosmo zu Fiordespina. Seinen Busen erfüllt eine Vision, die alle anderen Bilder verdunkelt; er vergeht, er schmilzt in einem Meer von Liebe; „du aber bist wie ein Stern hoch oben, du aber bist die Liebe selbst, die die Geister beherrscht.“ Shelley bemächtigt sich der Sprache seiner Angebeteten; er schreibt das zarte Liebesgedicht „Gute Nacht“ (Good Night) in englischer und italienischer Version, welche letztere allerdings einen Beleg zu seinem Ausspruche im „Boot auf dem Serchio“ liefert: sein „transalpinisches Toskanisch“ wäre geeignet, jeden „della Crusca“ zu töten. In schöner italienischer Prosa dagegen ist das Fragment einer Fabel abgefaßt, die das Thema des „Alastor“ noch einmal behandelt. Ein Jüngling irrt durch die Welt, er sucht ein Weib, das er liebt. Im fünfzehnten Frühlinge seines Lebens weckt ihn Amor und verkündet ihm, daß ein Weib, das er oft in Träumen geschaut, seiner harre. Amor selbst will sein Führer sein. So ahnt und sucht der Mensch die Liebe von Kind auf und schaut sie in Träumen, lange, ehe sie ihm wirklich erscheint. Unter den verschleierten Gestalten, welche dem Amor dienen, heißt eine das Leben und ist eine listige Gauklerin. Auf ihr Geheiß verläßt Amor den Jüngling, und nun schämt sich das Leben, daß es ihn verriet und zieht sich in die Grotte seines Zwillingsbruders, des Todes, zurück. Der Jüngling bleibt allein; die verschleierten Gestalten umtanzen ihn wie Gespenster. Das Leben hat ihn irregeleitet, ihn seinen Idealen abwendig gemacht und ihn dann im Stich gelassen. Der von dem Dasein betrogene und enttäuschte Mensch fällt quälenden Erinnerungen und schmerzlichen Gedanken anheim, die ihn wie verschleierte Gespenster umschwirren. Er möchte sterben. Der Jüngling kommt in die Grotte des Todes. Der Tod (bei Shelley weiblich) ist eine Zauberin mit süßer Stimme; der Jüngling entbrennt in Liebe zu ihr, sie aber weist ihn zurück. Liebtest du mich nicht, so würde ich dich vielleicht lieben, spricht sie zu ihm; doch da du mich liebst, verlasse ich dich und fliehe. Der Tod flieht häufig die, die ihn suchen, und erhascht jene, die ihn meiden. Der Jüngling folgt seiner

Spur. Und da, in tiefster Verzweiflung, findet er das Weib, das er von Anbeginn gesucht. Wahrscheinlich, sagt der Dichter, ließ Amor, der ihn früher nicht würdig hielt, ihn erst irren und leiden. Es ist der häufig bei Shelley wiederkehrende Gedanke, daß das Ungemach die Vorschule des Glückes ist. Der Kampf um's Dasein erzieht und bildet den Edlen, während die gemeinere Natur durch die Wechselfälle des Lebens jagt, ohne sich ihrer auch nur recht bewußt zu werden, sagt er in einem anderen Gedichte („Allegorie"). Nun, da der Jüngling im Besitze der lange gesuchten Geliebten den Tod verabscheut, verlangt dieser nach ihm. Er bietet den Liebenden eine Heimstätte im Paradiese, aber sie weisen sie ab. Da, als sie in thörichter Verblendung das Leben gegen den Tod anrufen, bricht das Fragment ab.

Trelawny versichert, daß auch „Epipsychidion" zuerst in italienischer Sprache geschrieben wurde. Es entstand im Januar 1821, zur Zeit, als sein Verkehr mit Emilia den Höhepunkt der Innigkeit erreicht hatte. Es war eine Liebe, die, wie ein hoch aufschießendes Gewächs, nur mit den winzigen Wurzelfasern im Irdischen fußt. Sie schwebte in höheren Sphären, und ihr Wesen war, was Shelley die Heiligkeit der Seele genannt hat. Seine Briefe an Claire, die nach Weihnachten wieder in das Haus des Professors Boiti nach Florenz zurückkehrte, enthalten mancherlei Bemerkungen über seinen Verkehr mit Emilien. „Ich sehe Emilie manchmal, die immer von dir spricht", schreibt er, „und deine Abwesenheit beklagt. Sie fährt fort, mich unendlich zu entzücken, und ich schmeichle mir, daß ich ihr die Qual der Gefangenschaft erleichtere, indem ich ihr das Interesse, das sie in mir erweckt, zeige."

Und am 16. Januar: „Ich interessiere mich lebhaft für ihr Schicksal, auf das dieses Interesse doch keinen Einfluß zu nehmen vermag. Sie ist indessen nicht unempfindlich für meine Sympathie und zählt sie zu den Dingen, die ihr Los erleichtern. Aber so viel sie an meiner Neigung gewinnt, so viel verliere ich. Es ist kein Grund vorhanden, irgend eine Beimengung von dem, was Du Liebe nennst, zu befürchten. Meine Meinung von Emiliens Talenten steigert sich täglich. Ihre geistige Natur ist schön, aber sie steht nicht über

den Verhältnissen. Doch halte ich sie für wahr und sanft, was immerhin etwas ist" [1]).

Emilia war die äußere Veranlassung zum „Epipsychidion", wie Beatrice die zur „Vita Nuova" war. Shelley selbst vergleicht sein Gedicht der „Vita Nuova" in Bezug auf die Umsetzung des Realen in Ideales.

Als Motto, gleichsam als Andeutung des Grundthemas, stellte er Emiliens Worte aus der „Wahren Liebe" voran: „Die Seele schwingt sich aus der Sphäre des Geschaffenen hinaus und schafft sich im unendlichen Raume eine von dieser dunkeln, ängstlichen Höhle verschiedene Welt für sich, erfreut sich unausgesetzt süßen Entzückens und ist warhaft gesegnet".

Shelley wünschte, daß „Epipsychidion" nur in etwa hundert Exemplaren gedruckt würde, und daß Ollier es nur „unter den wenigen Esoterikern zirkulieren lasse; denn die Zahl derer, welche fähig seien, eine so abstruse Komposition richtig zu empfinden und zu beurteilen, erreiche sicherlich die hundert nicht". Der Name des Autors sollte geheim gehalten werden, um die Bosheit jener zu vermeiden, die

[1]) In „Lodore" wird Clorinda das Opfer der leidenschaftlichen Heftigkeit und der ungeregelten Gefühle, die in ihrer Heimat zu Hause sind und durch ihr wunderbares Schicksal in's Unnatürliche gesteigert werden. „Als Saville sie zum erstenmale in ihrem Kloster sah, schmachtete sie nach Freiheit. Sie dachte an kein anderes Glück als das, der lästigen Zudringlichkeit der Nonnen und der Eintönigkeit des klösterlichen Lebens zu entfliehen, sich den Menschen, die sie liebte, zuzugesellen und die gewöhnlichen Gewohnheiten des Daseins zu genießen, unbehindert durch die Einschränkungen, die ihr ihr jetziges Leben zu einer Last machten. Aber trotzdem sie nicht mehr wünschte, war ihr Abscheu vor der Gegenwart und ihre Sehnsucht nach einer Veränderung eine mächtige Leidenschaft. Clorinda war durch Talente, durch Genie geschmückt; sie war beredt und schön, voll Enthusiasmus und Gefühl, Saville bedauerte sie. Er beklagte das Schicksal, das ihrer inmitten ihrer unwürdigen Landsleute harrte. Er trachtete, sie zu bilden, zu trösten, ihr wohlzuthun. Sein Herz, das der Zärtlichkeit so zugänglich war, gab ihr bereitwillig eines Bruders Neigung. Andre mochten ihn von einer wärmeren Empfindung beseelt glauben, wenn sie das Wohlwollen, das lebhafte Interesse sahen, das dieses Gefühl erregte. Er aber kannte den Unterschied wohl. Er wünschte eifrigst ihr Glück, aber er suchte in diesem nicht sein eigenes. Er besuchte sie häufig, brachte ihr Bücher, lehrte sie Englisch. Man gestattete ihnen, sich in Gegenwart einer weiblichen Begleiterin täglich in der Wohnstube des Klosters zu sehen. Sie sprachen von Kunst, Litteratur und Dichtern" 2c.

süße Nahrung in Gift verkehren". Seine Vorsorge war überflüssig, „Epipsychidion" blieb völlig unbeachtet.

In der Vorrede giebt Shelley das Gedicht für die Arbeit eines jungen Mannes aus, der in Florenz gestorben, als er sich eben zu einer Reise nach einer der wildesten Sporaden anschickte, wo er ein neues, besseres soziales System zu verwirklichen hoffte. „‚Epipsychidion' ist ein Mysterium" schrieb er im Oktober 1820 am Mrs. Gisborne. „Was wirkliches Fleisch und Blut betrifft, so wissen Sie, daß ich in diesen Dingen nicht handle. Sie könnten ebenso gut in einem Branntweingeschäft eine Hammelkeule verlangen, als etwas Menschliches oder Irdisches von mir erwarten." Und im Juni 1822 nennt er es: „eine idealisierte Geschichte seines Lebens und Empfindens".

Ein Mysterium war schon der Name: Epipsychidion. Man hat vergeblich nach der griechischen Quelle gesucht, aus der Shelley das Wort geschöpft haben könnte. Forman übersetzt es mit: „Ein Gedichtchen über die Seele" (a little poem about the soul.). Aber abgesehen davon, daß ein Gedicht von 24 Seiten Text (Originalausgabe) nicht füglich ein kleines genannt werden kann und eine Deutung, die sich auf einen so äußerlichen Umstand stützt, wenig in Shelley's Sinne scheint, ist der Diminutiv hier fälschlich von Seele auf Gedicht übertragen. Shelley bildete Epipsychidion aus animula. In Spartian, dem Geschichtschreiber der späteren römischen Kaiser, las er die angeblichen letzten Worte des sterbenden Hadrian:

„Animula vagula blandula
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula rigida nudula
Nec ut soles dabis jocos[1])."

[1]) „Du schwankende, liebliche Seele,
Gefährte und Gast du des Körpers,
Nun wirst du in einsame Orte,
In dämmerige, kalte, hinweggehn
Und scherzen nicht mehr, wie du pflegtest."

Daß Shelley diese Stelle kannte, beweist ein deutlicher Anklang in der 17. Stanze des „Adonais":

„Der Fluch des Kain treffe dessen Haupt,
Der grimm durchbohrend diese Brust gefaßt
Und draus die Engelseele trieb, die drin zu Gast."

In der englischen Poesie war diese Strophe unter dem Titel „Adriani morientis ad animam suam“ im Anschlusse an eine französische Uebersetzung des Fontenelle bereits durch Prior, allerdings in wenig charakteristischer Form, nachgebildet[1].

Den Schlüssel zur Erklärung des Namens „Epipsychidion“ hat Stopford Brooke gegeben durch eine einfache Umänderung des Artikels. Nicht „über die Seele“ heißt Epipsychidion, sondern „über der Seele“; eine Seele über der Seele, wie Epicyclus in der Ptolemäischen Astronomie einen Kreis über dem Kreise bedeutet. „Die Seele meiner Seele“, wie es in dem Gedichte heißt, das innerste und höchste Ideal der Seele, die Ueber-Seele, wenn ein solches Analogon zu dem in jüngster Zeit geprägten Terminus „Ueber-Mensch“ gestattet ist. Der Diminutiv aber erklärt sich aus dem „Essay über die Liebe“[2]) (Essay on love), für dessen mit „Epipsychidion“ gleichzeitige Entstehung dieses Vorherrschen einer und derselben Idee spricht.

Hier heißt es: „Wir sehen dunkel in unserer geistigen Natur gleichsam ein Miniaturbild unseres ganzen Selbst, doch frei von allem, was wir verachten oder mißbilligen, das ideale Prototyp von allem Vorzüglichen und Lieblichen, das wir in der menschlichen Natur wahrnehmen.“ Dieses Miniatur-Urbild der Seele ist das Epipsychidion. „Eine Seele innerhalb einer Seele“ nennt es Shelley in seinem Aufsatze „Ueber die Liebe“. „Auf sie übertragen wir alle unsere Empfindungen voll Sehnsucht, daß sie ihr gleichen, oder mit ihr im Einklange seien. Die Auffindung ihres Gegenbildes, das Zusammentreffen mit einem Geiste, der fähig ist, den unseren rein zu würdigen, mit einer Phantasie, die einzugehen vermag in die feinen, zarten Einzelheiten, welche wir heimlich entfaltet und gehegt, mit einem Körper, dessen Nerven mit den unseren vibrieren wie die Saiten zweier Leiern, die eine herrliche Stimme begleiten, und alles beisammen im richtigen Maße: dies ist das unsichtbare, unerreichbare Ziel, nach dem die Liebe trachtet.“

Daneben allerdings schmilzt auch, wie so häufig bei Shelley, die Liebe zum Weibe mit dieser Liebe zum Ideale zusammen, und das Gedicht ist als Verherrlichung des Ideals zugleich eine Verherrlichung

[1]) Im Anschlusse daran redet Prior in seiner Dichtung „Salomon“ (II) die Seele an: „Come little inmate of this breast.“

[2]) Erschienen im Athenaeum vom 29. September 1832.

der Geliebten, die den Dichter zu diesem Ideale emporleitet und unversehens selbst zu einer Personifikation des Ideals wird.

Shelley weist in der Vorrede auf die „Vita Nuova" hin, und in der That ergeben sich zwischen beiden Dichtungen ungezwungen mancherlei Vergleichungspunkte. „Epipsychidion" ist, wie die „Vita Nuova", die Geschichte einer reinen und tiefen Liebe zu einer schönen, tugendhaften Jungfrau, die hier durch den Tod, dort durch irdische Drangsale verklärt, dem Dichter allmählich zum Inbegriffe der höchsten, göttlichen Schönheit und Tugend wird.

Drei Momente machen sich in der „Vita Nuova" geltend [1]: Beatrice ist anfangs ein wirkliches Weib und die Liebe zu ihr eine reine und ideale, aber in der realen Welt wurzelnde, die sich in Thränen und Sehnen äußert, und der sogar eine Regung der Eifersucht und des Schmollens nicht fremd ist.

Mit dem 18. Abschnitt beginnt die zweite Phase. Der Dichter hat auf jede Verwirklichung seiner Liebe in der realen Welt verzichtet und fühlt sich glücklich in der stillen Anbetung der Geliebten, die ihm zu einer Stellvertreterin des Ideals auf Erden wird.

Das dritte Moment tritt mit Beatrice's Tode ein. Sie wird nun Gott gleich gemacht, sie wird das Ideal selbst, das fortan der Leitstern des Dichters ist, der Inbegriff jener Philosophie, die ihn mit dem Besitze der Wahrheit beglückt, der Inbegriff der Gottheit, deren Glanz ihn blendet, und von der er Gnade hofft.

Dieselben Phasen sind im „Epipsychidion" nachweisbar. Daneben aber macht sich in entscheidender Weise noch ein anderer Einfluß geltend, der des „Symposion". Die Liebe zu einem schönen Körper, lehrt Diotima den Sokrates (Symp. 27, 28), ist die erste Stufe der Liebe; die zweite ist die Liebe für alle schönen Körper, denn die Schönheit des einen ist mit der Schönheit des anderen verschwistert, und darum ist die Liebe zu allen ein Fortschritt in der Erkenntnis der in der allgemeinen Form beruhenden Schönheit. Aber bei weiterem Fortschreiten muß die an den Seelen haftende Schönheit für höher und schätzenswerter erkannt werden als die Körperliebe. Der Mensch begreift, daß alles Schöne unter sich verwandt ist, er erblickt das

[1]) Vergl.: La Vita Nuova di Dante Allighieri, riscontrata su codici e stampe, preceduta da uno studio su Beatrice e seguita da illustrazioni per cura di Alessandro d' Ancona.

Schöne in seiner Mannigfaltigkeit und widmet sich nicht nur einem einzigen. Wer bis hierher gelangt, erfaßt das Urschöne in seiner Reinheit und Unvergänglichkeit und wird selbst vortrefflich und unsterblich. Dieses Emporklimmen von der Verkörperung der Schönheit zu ihrem reinen Begriffe ist auch im „Epipsychidion“ vorhanden, doch ist Shelley zu sehr Künstler, um die körperliche Hülle der Idee gänzlich zu verschmähen. Während Plato's höchstes Ziel die abstrakte Idee des Schönen ist, so erblickt Shelley dieses Ziel in der Incarnation jener Idee. Dennoch aber ist trotz Dante und Plato grade „Epipsychidion“ aus der eigensten Eigenart und innersten Seele des Dichters geflossen und nur aus dieser heraus zu erklären. Es ist die Krone jener mit „Alastor“ beginnenden Reihe symbolischer Dichtungen, deren Inhalt das Suchen nach dem Ideale unter dem Bilde der Liebe zu einem Weibe ist. Shelley's Schwärmerei für Emilia Viviani bietet nur die zufällige äußere Veranlassung dazu; wäre es nicht Emilia, so würde es eine andere gewesen sein.

„Epipsychidion“ zerfällt, wie gesagt, in drei Teile.

Der erste (bis Vers 190, „Ein Wesen war, dem oft mein Geist begegnet“) bildet eine einzige lange Apostrophe an Emilia. Der Dichter ringt mit seiner Liebe zu ihr, die, an sich lauter und himmlisch, doch einen irdischen Beigeschmack hat, indem sie ihn den Konflikt empfinden läßt, in welchen sie ihn mit seiner Umgebung bringt. Emilia pflegte Mary als Schwester anzureden. Auf diese Gewohnheit anspielend, nennt Shelley Emilie die Schwester jenes verwaisten Geistes (— Mary hatte bei der Geburt die Mutter und durch die Zwistigkeiten der letzten Zeit den Vater so gut wie verloren —), dessen Bereich der Name sei, der Emilien so häufig Thränen entrissen, nämlich Shelley's eigener Name. Er fühlt sich als das Bindeglied zwischen beiden Frauen, als den Punkt, in dem ihre Interessen sich begegnen. Könnte es nur immer in Glück und Frieden sein. „O wären wir Zwillingsgeschwister!“ ruft er wieder aus; „o wäre der Name, den mein Herz einer anderen gab, ein schwesterliches Band für sie und dich, zwei Strahlen zu einer Ewigkeit vermengend.“ Er täuscht sich nicht darüber, daß seine Liebe ihn in Zwiespalt mit den Sitten und Gewohnheiten der Welt bringt. „Emilia, ich liebe dich, obzwar die Welt mit keinem leichten Schleier diese Liebe vor der unverdienten Schande birgt.“ — „Zu spät Geliebte!“ nennt er sie,

„oder zu früh Angebetete!“ In den Gefilden der Unsterblichkeit hätte sein Geist dem ihren zuerst begegnen oder ihn von Geburt an als der Schatten ihres Wesens begleiten müssen. Doch seine Glut füllt kein Begriff irdischer Liebe aus. Sie ist ihm zugleich Geliebte, Gattin, Schwester, Engel. Sie ist der Pilote jenes Schicksals, dessen Lauf so sternenlos gewesen, die holde Leuchte, an der seine Muse ihre Schmetterlingsflügel verbrannt.

„Seraph des Himmels, überirdisch milde,
Der in des Weibes strahlend schönem Bilde
Du birgst, was sonst uns zur Vernichtung triebe,
Unsterblichkeit und Licht und Liebe!
Du Segen, der den finstern Fluch erhellt,
Verhülltes Licht in dieser dunkeln Welt!
Du Mond in Wolken! Wesen, das da lebt
Bei Toten! Stern, der ob dem Sturme schwebt!
Du Wunder, Schönheit, Schreckbild dieser Flur,
Du Harmonie kunstfertiger Natur!
Du Spiegel, draus, wie in der Sonne Licht,
Verklärt das Abbild jedes Wesens bricht.“

Sie ist die Verwirklichung seiner Jugendträume, die er so herrlich vor seinem Tode nicht gehofft. Wie sie vor ihm steht, ein sterblich Wesen, von Liebe und Leben, Licht und Ewigkeit erfüllt und voll Bewegung, die wechseln, doch nicht sterben kann, erscheint sie ihm als ein Bild der strahlenden Unsterblichkeit, als der Schatten eines goldenen Traumes, als ein Glanz, der die dritte Sphäre ohne Lenker läßt. Die dritte Sphäre ist der Himmel der Venus. Shelley entlehnt sie aus der Canzone: „Voi che intendendo il terzo ciel movete“ (Convito) worin Dante schildert, wie seine erste Herrin, Beatrice, von einer andern, der Philosophie, verdrängt und er hierdurch erst der wahren Liebe Beatricen's würdig wird. Shelley macht Emilie zur Lenkerin dieser dritten Sphäre. Er bittet sie, was in seinem Liede sterblich und häßlich ist, mit einer Thräne auszulöschen und es anzulächeln, auf daß es nicht untergehe. Ihre Lichtgestalt blendet ihn. Worauf hat er den Blick zu erheben gewagt? Wie soll er es ertragen? Aber sein Herz verkündet ihm die freudige Wahrheit, daß die Liebe alle Dinge einander gleich mache.

„Der Geist des Wurms tief in der Erde Reich
Wird Gott in Liebe und Verehrung gleich.“

Emilia traf ihn auf des Lebens rauhem Pfade und lockte ihn zum süßen Tode; wie der Tag die Nacht, der Lenz den Winter, wie die Hoffnung den Gram in's Dasein ruft, so lockte sie ihn in's Licht und in den Frieden. Er hat seine Persönlichkeit, sein individuelles Leben aufgegeben, um in ihr aufzugehen, zu sterben oder vielmehr zu neuem Leben zu erwachen. Ja, wären sie noch so eng durch Bande der Natur und des Gesetzes verbunden, er vermöchte doch niemals der Ihre zu sein, denn:

„Weh mir!
Ich bin nicht dein, ich bin ein Teil von dir!"

Ihre Weisheit spricht in ihm und warnt ihn vor den Klippen, an denen hohe Herzen scheitern.

„Zur großen Menge mocht' ich nie mich zählen,
Die lehrt, man solle einen Freund sich wählen,
Ein Liebchen, und die andern all, sie seien
Auch gut und weise, dem Vergessen weihen.
— — — — — — — —
So unterscheidet Liebe sich von Gold und Staub:
Für sie bedeutet Teilung nimmer Raub.
Die Liebe gleicht dem Geist, der sich erhellt,
Je mehr der Wahrheit ihm ins Auge fällt.
— — — — — — — —
Eng ist das Herz, das nur ein Wesen liebt,
Das Leben, das sich einem Ziele giebt,
Das Hirn, das einen Gegenstand errafft,
Der Geist, der nur ein einzig Ding erschafft,
Und der in alle Ewigkeit allein
Ein Grabmal nur sich thürmet, Stein auf Stein."

So tritt dem Dichter, während er seine Liebe erklärt und rechtfertigt, die irdische Gestalt, die sie erregte, bereits hinter allgemeinen Betrachtungen zurück. Die Liebe wird Anbetung, Verzückung; sie vergißt alles andere über sich selbst, sie führt zur Apotheose des Gegenstandes, den sie erkoren, indem sie sich zugleich zu einer Liebe für das große Ganze verallgemeinert, erweitert und steigert. Die Geliebte ist ein Repräsentant dieses großen Ganzen; in ihr liebt er das Ideal, dessen Träger alles Gute und Schöne, nicht nur im Menschen, sondern in der Natur überhaupt ist, und seine Liebe und Sehnsucht gleicht der Liebe, wie er sie in seinem „Essay über die Liebe" schildert: „Liebe

ist der mächtige Drang nach allem, was wir wahrnehmen oder fürchten oder von außen hoffen, wenn wir innerhalb unserer eigenen Gedanken die Kluft einer ungenügenden Leere fühlen und in allen Dingen, welche sind, eine Gemeinschaft mit dem, was wir in uns selbst erfahren, zu erwecken suchen. Wenn wir urteilen, möchten wir verstanden sein; wenn wir träumen, möchten wir, daß die luftigen Kinder unserer Phantasie von einer anderen Phantasie wiedergeboren würden. Wenn wir fühlen, möchten wir, daß die Nerven eines anderen mit den unsrigen vibrieren, daß der Blick seiner Augen sich allsogleich entzünde und mit dem unseren verschmelze; daß nicht starre, eisige Lippen den Lippen antworten, die glühen und beben vom edelsten Herzblute. Dies ist das Band und die Weihe, die nicht nur den Menschen mit dem Menschen verbindet, sondern mit allem was lebt. In der Einsamkeit oder in jenem vereinsamten Zustande, wenn wir von menschlichen Geschöpfen umgeben sind, die nicht mit uns fühlen, lieben wir die Blumen, das Gras, das Wasser, den Himmel. Im Rauschen der Blätter des Frühlings, im blauen Aether finden wir eine geheime Verwandtschaft mit unserem Herzen. Im stummen Winde ist Beredsamkeit und Wohlklang im plätschernden Bache und im Rauschen des Schilfes, das durch seine unbegreifliche Verbindung mit einem Etwas in unserer Seele im Geiste atemlose Wonne erregt und Thränen geheimnisvoller Rührung in's Auge treibt, gleich der Begeisterung über einen Sieg für das Vaterland oder gleich der Stimme einer Geliebten, die allein für dich singt. Ist dies Bedürfnis oder diese Macht dahin, so wird der Mensch sein eigenes wandelndes Grabmal, und was noch übrig bleibt, ist die bloße Hülle dessen, was er einst gewesen."

Der zweite Teil des „Epipsychidion" (von Vers 199—383) schildert des Dichters Sehnen und Streben nach dieser allesumfassenden Liebe. Er giebt einen kurzen Abriß seines Lebens. In der goldenen Frühlingszeit seiner aufdämmernden Jugend ist seinem Geiste eine Gestalt erschienen, in Glanz gehüllt, sodaß sie sich seinem Auge entzog. In der Einsamkeit, in den Höhlen des Schlafes, auf den sonnenbeschienenen Märchenwiesen herrlicher Landschaft hat er ihre Stimme vernommen, in hoher Dichtung und edler Philosophie. Der Geist dieses Wesens war die Harmonie der Wahrheit. Aus den trüben Höhlen seiner träumerischen Jugend hat er sich auf feurigen

Schwingen emporgehoben, dem Leitsterne dieses einzigen, heißen Sehnens folgend. Sie aber, die weder Thränen noch Gebete zu fassen vermochten, zog an ihm vorüber, wie eine Gottheit auf einem geflügelten Planeten. Er wollte ihr folgen, obgleich das Grab zwischen ihnen gähnte, da sprach eine Stimme: „O, du schwächlichstes aller Herzen! Das Phantom, das du suchst, ist neben dir!"

Also eine Wiederholung jener Mahnung im „Alastor": Suche nicht im Jenseits, nicht in unerreichbarer Ferne, was dir das Leben in nächster Nähe und in dir selbst bescheert. Noch einmal erzählt der Dichter, wie er, nach der entschwundenen Erscheinung suchend, durch die Welt geirrt. Er fragt alle stummen Lüfte, wohin die Seele seiner Seele entflohen. Aber nichts vermag die Nacht zu durchdringen, die sie umhüllt. So schweift er — eine Reminiscenz an Dante — durch den winterlichen Wald unseres Lebens. Da findet er in einer Nachtschattenlaube ein Weib, dessen Stimme vergifteter Wohllaut, dessen Berührung elektrisches Gift ist, und dessen Hauch sein junges Herz mit Gift durchdringt und seinen knospenden Frühling verdorren macht. Es ist die Truggestalt, die von dem wahren Ideale ablenkt, indem sie seine Züge trägt, die Venus Pandemos, und insofern Shelley in diesem Lebenslaufe auf eigene Erlebnisse anspielt, Harriet.

In mancherlei sterblichen Gestalten sucht der Dichter den Schatten seines Ideals:

„Und manche waren schön — doch Schönheit muß verfliegen,
Und andre klug — doch süße Worte trügen,
Und eine wahr — o warum mir nicht wahr!"

Die Deutung dieser Zeilen auf die in Shelley's Leben eine Rolle spielenden Frauen hat Commentatoren und Biographen viel Kopfzerbrechen verursacht. Es läßt sich in Frage stellen, ob in diesem Gedichte von so transcendentalem Inhalte der Stelle überhaupt eine Anspielung auf persönliche Verhältnisse zu Grunde liege. Zwar verwendet Shelley in der Vorrede folgendes Citat aus Dante: „Große Schande wäre es, wenn man, über das in das Gewand des Bildes und in die Farbe der Rhetorik Gehüllte befragt, nicht dieses Gewand von den Worten streifen könnte, so, daß ihnen wahrer Sinn verbliebe". Doch verschmäht er es, selbst eine Deutung zu geben. Sein Gedicht, sagt er, „werde einer Klasse von Lesern auch ohne eine Geschichte der

Thatsachen, auf die es sich bezieht, verständlich sein, anderen aber müßte es immer unverständlich bleiben, weil ihnen das Organ für die Wahrnehmung der Ideen, von denen es handelt, fehlt."

So ist der Vermutung ein weites Feld geöffnet. Doch scheint es am einleuchtendsten, daß die Frauen gemeint seien, die auf Shelley's geistige Entwickelung entscheidenden Einfluß übten; demnach dürfte sich die erste Zeile:

„Und manche waren schön — doch Schönheit muß verfliegen"

auf Harriet Grove und Harriet Westbrook, die zweite:

„Und manche klug — doch süße Worte trügen"

auf Elisabeth Hitchener, die dritte:

„Und eine wahr — o warum mir nicht wahr!"

auf Madame de Boinville, seine Maimuna, beziehen, die sich nach seiner Verbindung mit Mary von ihm lossagte.

Endlich naht dem Dichter, den Truggestalten wie ein Wild gehetzt, die Erlösung in Gestalt eines Wesens, das seinem Traumbilde gleicht wie der Mond der Sonne. Dem Monde ähnelt auch die kühle, keusche Schönheit dieses Wesens, die leuchtet, aber nicht wärmt. In die Wirklichkeit übersetzt, ist diese Gestalt Mary. Sie bringt ihn zur Ruhe in einem kalten, keuschen Bette und wacht ob seinem Schlafe. Klagen über Mary's Kälte und Verschlossenheit werden schon früher mitunter laut. In London schrieb Shelley auf ein Fenster die drei letzten Verse des elften Sonetts der „Vita Nuova", auf Mary angewandt:

„Was Mary ist, wenn sie ein wenig lächelt,
Kann ich nicht sagen, noch dem Geiste künden,"

woraus hervorzugehen scheint, daß ihre Laune für gewöhnlich keine heitere war.

Der ersten Zeit ihrer Verbindung und der vorhergegangenen Kämpfe denkend, seufzt der Dichter: Ich war damals weder tot, noch lebendig!

Er schildert Mary's mächtigen Einfluß auf ihn; je nach ihrem Willen verdüstert oder erhellt sich sein Gemüt, ihre Stimme verhängt Leben oder Tod über ihn. Aber Stürme erschüttern das Meer seines Daseins und verfinstern den Mond. Ein schreckliches Ereignis will er verschweigen. Wie seine Seele einer dunkeln See glich, und wer der Sturm war, der sie erregte, und wie der Frost

die Wasser dieser See beschlich und das Erdbeben sie schüttelte, als sie, der Stern jener Stunde, verlöschte, während der weiße Mond immer gleich kalt auf ihn niederlächelte — dies alles will er verschweigen. Eine Andeutung, die sich zweifellos auf die geheimnisvolle Katastrophe in Neapel bezieht.

Als der Dichter den Höhepunkt der Leiden erreicht hat, naht ihm im dunkeln Walde, vom Lichtglanze des Morgens umflossen, das Wesen, das er sein lebenlang gesucht, die Venus Urania. Sie schwebt wie eine Verkörperung der Sonne, wenn sich das Licht in Liebe wandelt, in die Grotte, in welcher er ruht, und er nennt sie mit Namen:

„Ich wußt', daß es das Bild, so manches Jahr
Vor mir verhüllt, daß es Emilia war!"

Und er bittet Sonne und Mond, ihn durch das Leben zu geleiten, wie die Zwillingssphären des Lichtes am Himmel die Erde, diese Welt der Liebe, dieses „Ich", regieren, ihre Blumen erweckend, ihr Herz erregend, ihre Stürme beruhigend und ihren Lauf nach ewigen Gesetzen lenkend.

Der Vergleich der beiden Frauen mit Sonne und Mond ist vielleicht aus Shelley's Calderon-Studien geflossen. Im „Arzt seiner Ehre" vergleicht Don Gutiere Leonore, die er früher geliebt, dem Monde, und Mencia, die ihn nun entflammt, der Sonne[1]).

[1]) I. Akt (deutsch von Gries):

„Gestern schien die Sonne nicht,
Mir gefiel des Mondes Licht.
Heute strahlt der Sonne Pracht,
Und wie Tag sich stellt zur Nacht,
Weiß ich jetzt mit Zuversicht.
Such's ein Beispiel darzustellen:
Eine Flamm' im nächtigen Dunkel
Glänzt mit reinen Lichts Gefunkel,
Dessen sanfte Strahlenwellen
Rings die luftige Sphär' erhellen.
Doch am Himmel steigt nunmehr
Auf die Sonne, stolz und hehr;
Flamme, Strahl und Licht ermatten,
Alles sinkt vor ihren Schatten,
Denn die Sonn' ist Strahlenmeer.
Wend' ich's an: ich liebt' ein Licht,
Aber glänzender erhub
Ein Planet sich und begrub
Alle jene Strahlen dicht.
Eine Flamme war's, doch nicht
Konnte sie vor deinem Prangen
Zu bestehn sich unterfangen,
Als du strahltest in den Höhn;
Denn ein Stern erscheint nur schön,
Bis die Sonn' heraufgegangen."

Von den beiden Gestirnen, die seine Welt regieren, wendet sich der Dichter an jenen schönen, schrecklichen Kometen, der das Herz dieses seines schwanken Alls beeinflußt. Der Komet ist Claire. Bald haben ihre Sphären sich angezogen, bald abgestoßen, und so hat ihr Zusammenleben Schiffbruch gelitten in furchtbarer Erregung; ihr Herz ging in die Ferne, seines ward zerrissen. „Schwebe aufs neue in unseren blauen Himmel", ruft er ihr zu, „und sei bei deiner Rückkehr der Stern der Liebe!"

Nach dieser Abschweifung kehrt der Dichter im dritten Teile zu der Dame seines Herzens zurück. Er bittet sie, diese schwachen Blüten nicht zu verschmähen, die seines Herzens Herz getrieben und deren Frucht, wenn Emilia's Sonnenauge sie gereift, der Frucht des Paradies-Baumes gleich sein wird. Was der Schönheit und Liebe entsprossen, wird höchste Erkenntnis werden.

Aber die Emilia dieses dritten Absatzes ist nicht mehr dieselbe wie im ersten. Unvermerkt hat sich der Dichter von dem irdischen Abbilde des Ideals zu diesem selbst gewandt, das keiner Verkörperung mehr bedarf, das er nicht mehr in der Welt der Erscheinungen sucht. Sein Blick hat sich tief in das eigene Innere versenkt; was ihm nun vorschwebt, ist weder eine irdische noch eine himmlische Geliebte, ist überhaupt keine andere Seele mehr, sondern das „Epipsychidion", das göttliche Miniatururbild seiner eigenen Seele. Noch ist sie eingekerkert in dem Gefängnisse des irdischen Leibes und der körperlichen Welt, wie Emilia in ihren Klostermauern. Das Bild der eingekerkerten Seele war Shelley aus Plato [1]) und Spenser's „Vision der Eitelkeit der Welt" bekannt, wo es heißt: „My spirit shaking off her earthly prison" 2c. Auch Mary Wollstonecraft hatte (Mai 1787) als sie ihr Ende gekommen glaubte, geschrieben: „Die Gefängnismauern verfallen, und die Gefangene wird binnen kurzem frei sein." So naht nun auch für Shelley's Seele der Tag der Befreiung. Der Stern ging auf, der bald auf einen leeren Kerker blickt. Die

[1]) Vergl. Phädon, 82 E.: „Denn die Freunde des Wissens erkennen, daß ihre Seele, wenn die Philosophie sie übernimmt, im Körper gefesselt und festgeklebt und gezwungen ist, alles Seiende durch ihn wie durch einen vergitterten Kerker zu betrachten," u. s. w.

Exaltation des Dichters hat jetzt einen Höhepunkt erreicht, auf dem er kein Bedenken, keine Schranken, keinen Zwiespalt mehr kennt. Wahre Liebe überklimmt Wälle und Wachen. Die schöne Gefangene soll mit ihm fliehen.

„Im Hafen liegt bereit ein Schiff,
Der Wind umfächelt leise Fels und Riff;
Ein Pfad führt auf des Meeres blauer Flur,
Ein Pfad, den nie zuvor ein Kiel befuhr,
Eisvögel nisten, wo ein Eiland ragt,
Das Meer hat seinen Tücken dort entsagt.
Die lustigen Schiffer, sie sind frei und kühn —
Sag, meines Herzens Schwester, willst du ziehn?
Dem Albatrosse gleich ist unser Boot,
Sein Nest ein Paradies im Morgenrot;
Und unter seinen Schwingen ruhn wir sacht;
Und unsre Diener, Sturm und Ruhe, Nacht
Und Tag, ziehn über's grenzenlose Meer
In rascher Folge unbeachtet her."

Eine ionische Insel ist das Eden, das als Ziel winkt. Eine Reise nach dem frei werdenden Griechenland war damals Shelley's Traum. Er schildert nun wieder ein Inselparadies mit Büchern und Musikinstrumenten, mit denen hohe Geister die Zukunft aus ihrer Wiege, die Vergangenheit aus ihrem Grabe wecken und der Gegenwart Dauer verleihen.

„Und jede Regung, jeder Duft und Klang
Fließt über in den wunderbaren Sang,
Der, eine Seele in der Seele, schwebt,
Ein Echo jenes Traumes, eh' man lebt."

Doch in dem stillen Paradies der Einsamkeit soll das göttliche Urbild seiner Seele, das er in bräutlicher Liebe aus irdischen Banden befreien und aus der Welt flüchten will, als Herrin schalten, durch keine feindliche Macht mehr beengt und eingeschränkt. Es ist eine Hochzeit wie die des Prometheus mit der Asia; der Dualismus alles irdischen Seins wird einer bruchlosen Einheit weichen, wenn das Millenium anbricht; es wird ein Geist sein in zwei Gestalten, eine Leidenschaft in Zwillingsherzen, die wächst und wächst, bis beide sich in einer Flamme vereinigen, glühend, doch unverzehrbar; eine

Hoffnung in zwei Willen, ein Wille in zwei Geistern, ein Leben, ein Tod, eine Unsterblichkeit und eine Vernichtung.

Mit diesen Phantasien hat sich der Dichter in eine Sphäre geschwungen, in der menschliche Organe nicht mehr zu atmen vermögen. Er möchte den letzten Rest des Irdischen abschütteln; selbst die beflügelten Worte, auf denen seine Seele in das Reich der Liebe bringen wollte, werden in seinem feurigen Fluge zu bleiernen Ketten, und mit dem Ausrufe: „Ich keuche, sinke, bebe, sterbe!“ schließt das Gedicht.

Ein Dante nachgebildetes Envoi mit Anklängen an die „Vita Nuova“ entsendet „Epipsychidion“ an Marina, Vanna und Primus. Sie sollen einander lieben und gesegnet sein; sie sollen die Heerde der Menschen verlassen und kommen und des Dichters Gäste sein, denn er sei der Liebe Gast. Marina, Vanna und Primus haben viel zu raten geben. Die Anlehnung an Monna Bice und Monna Vanna ist unverkennbar. Mary unterschreibt sich in einem Briefe an Hunt (Marlow, 1817) Marina. In einem anderen Briefe (Juli 1821) redet Hunt Shelley und Mary als „die zwei oceanischen Gestalten Conchiglioso und Marina“[1]) an. Wäre im „Epipsychidion“ Mary mit Marina gemeint, so würde unter Vanna Claire zu verstehen sein, deren eigentlicher Name ja Jane war, und die Mahnung, einander zu lieben, wäre nicht aus der Luft gegriffen. Doch ist es nicht ganz wahrscheinlich, daß ihnen, die in dem Gedichte eine wesentliche Rolle spielen, auch das Envoi gelte. Er hat sie bereits aufgefordert, sich in Liebe und Eintracht um ihn zu vereinigen; diese erneute Bitte dürfte den Freunden und Freundinnen gelten. Marina bedeutet wohl Maria Gisborne und Vanna Jane Williams, die Shelley in den Tagen des „Epipsychidion“ kennen lernte, und auf welche ihm Dante's Erklärung dieses Namens passend schien: „Und der Name dieser Frau war Giovanna, nur daß man ihr ihrer Schönheit wegen, wie andre meinen, den Namen Primavera gegeben“, der andeute, daß Giovanna Beatricen vorangehe[2]). Und genau genommen bedeute auch Johanna

[1]) Marina, das auf dem Meere geborene Töchterlein des Perikles, (Shakespeare) und Foscari's Gattin. (Byron).

[2]) Vita Nuova (24): Prima verra lo di, che Beatrice si mostrera dopo l'imaginazione del suo fedele.

dasselbe wie Primavera, denn es kommt von jenem Johannes, der dem wahren Lichte voranging.

Primavera aber mag die Quelle von Primus sein, der Erste, Edelste, Beste. Mit diesem Namen mochte Shelley den Helden des Tages, den Prinzen Maurocordato grüßen, der, für Griechenlands Freiheit entbrannt, nach Kräften das revolutionäre Feuer in der Heimat zu schüren strebte. Vielleicht war hier auch ein Wortspiel beabsichtigt. Prime ist das Zündpulver; primipilar, was den Hauptmann der Vorwache betrifft. Prime aber ist auch der Lenz und der Morgen und kommt in dieser Bedeutung wiederholt bei Spenser [1]) und anderen Dichtern vor. So mochte Shelley mit dem Namen Primus auch die junge Kraft eines neuen Tages, eines neuen Lenzes für die Menschheit andeuten, den Maurocordato heraufzuführen bestimmt war.

Die kleinen Mystifikationen, die Shelley in die ernste Dichtung hineingeheimnist, machten ihm Spaß. In dem Fragment einer Widmung an Emilia sagt er: wer neugierig sei, ob er ihr Freund oder ihr Liebhaber, der solle seinen Witz an Shakespeare's Sonnetten schärfen, oder die klugen Worte lesen, mit denen Diotima ihren Lehrer unterweist. Und dann wieder: „Ob Freundin, ob Geliebte, s'ist eine Form. Vielleicht wünschte ich, sie wären eins".

„Epipsychidion" ist der klassische Ausdruck für jenen „Don-Juanismus des Ideals" [2]), den Shelley verkündete, und den er selbst am treffendsten charakterisiert mit den Worten: „Ich glaube, man ist immer in das eine oder andere Ding verliebt. Der Irrtum — und ich gestehe, es ist für Geister, die in Fleisch und Blut gebannt, nicht leicht, ihn zu vermeiden — liegt darin, daß man in einem sterblichen Wesen sucht, was vielleicht unsterblich ist."

[1]) Z. B. Belphöbe ist die Tochter des Morgenthaus
„And her conception of the joyous Prime." III, 6, 3
Die Glocke wird geläutet „at evening and at prime". etc. II, 9,25.

[2]) „Sowie der sinnliche Don Juan in jeder schönen Form die Befriedigung der Sinne sucht, so sucht der andere Don Juan in jeder schönen Seele das Ideal, von dem seine Phantasie erfüllt ist. Er hält den Zug, der ihn zu diesem oder jenem Wesen hinzieht, für die bleibende Liebe, und doch genügt ein Blick, eine Melodie, ein augenblickliches, sympathisches Empfinden, um seine Phantasie anderswo zu fesseln." (Memoiren einer Idealistin.)

Aber er täuscht sich nicht darüber, „daß selbst unter den ζυνετοι manche geneigt sein würden, ihn und Emilia auf das Niveau einer Dienstmagd und ihres Herzallerliebsten zu setzen". Mary's Anschauung der Verhältnisse und die Vornehmheit ihrer Gesinnung war groß genug, um sie dem „Epipsychidion" gegenüber den richtigen Standpunkt finden zu lassen. Selbst eine Dichterseele, vermochte sie jenen sonderbaren Gemütszustand nachzuempfinden, der nur einer Dichterseele widerfahren kann. Als Weib und Gattin jedoch mußte ihr die Teilung der Liebe widerstehen, die Shelley proklamierte, und die Ansicht, daß die eheliche Liebe nur eine der vielen gleichberechtigten Formen der Liebe sei, konnte ihr nicht einleuchten. So mag es wohl auf keinem Zufall beruhen, daß „Epipsychidion" die einzige unter Shelley's Dichtungen ist, die Mary nicht mit Anmerkungen versehen hat. In zweien ihrer eigenen Werke kommt sie später auf diese Episode ihres Lebens zurück. In „Lodore" schildert sie in Clorinde Emilien, und in „Der letzte Mensch" schreibt Perdita, in der Mary ein Selbstportrait beabsichtigt, ihrem Gatten: „Gewöhnliche Neigung mag sich mit gewöhnlichen Sitten bescheiden. Ich glaubte, du läsest in meinem Herzen, du kenntest seine Neigung, seine unwandelbare Treue. Ich habe nie jemanden geliebt außer dir, du tratest vor mich hin, das verkörperte Bild meiner seligsten Träume. Das Lob der Menschen, Macht und hohe Anwartschaft kennzeichneten deine Bahn[1]). Die Liebe zu dir hüllte mir die Welt in ein Zauberlicht, es war nicht mehr die Erde, auf der ich wandelte, die gemeinsame Mutter, die uns nur abgelebte Wiederholungen aller Dinge und Verhältnisse bietet. Ich lebte in einem Tempel, verherrlicht durch tiefstes Gefühl der Hingebung und Entzückung; ich schritt einher, ein geheiligtes Wesen, nur deine Macht, deine Vorzüge im Auge. — Es ist keine gewöhnliche Untreue, die ich beklage; es ist die Entzweiung eines Ganzen, das keine Teile haben sollte."

Shelley's Begeisterung für Emilia verflog rasch wie seine früheren phantastischen Neigungen und machte einem Gefühl der Trauer und Enttäuschung Platz, und dieses steigerte sich durch die Wahrnehmung, daß Mary sich verstimmt von ihm zurückzog.

[1]) Perdita's Gatte Raymond ist nicht Shelley, sondern Byron; Shelley ist in Adrian Earl of Windsor geschildert.

Als er „Epipsychidion" im Februar 1821 an Ollier schickte, war die in der Vorrede enthaltene Aussage, das Gedicht rühre von einem Toten her, nur die poetische Verkleidung einer Thatsache. Die Empfindung, aus der es gequollen, war erstorben. Er schrieb dem Verleger: „Ich wünsche, daß das längere Gedicht nicht als mein Eigentum angesehen werde; in der That ist es in gewissem Sinne das Produkt eines Teiles von mir, der bereits tot ist."

Wie die Ueberschwänglichkeit seiner Gefühle diesmal alle seine früheren Exaltationen übertroffen hatte, so war auch die Reaktion eine tiefere und peinlichere und nicht viel anders als ein moralischer Katzenjammer. In dem Gedichte „Wechsel" [1] (Mutability) dem zweiten dieses Namens, fragt er: was ist die Freude der Welt? Ein Blitz in der Nacht, so flüchtig als hell! Und die Tugend — wie schwach! Die Freundschaft — wie selten! Die Liebe tauscht für armseliges Glück Verzweiflung ein. Wir überleben die Freude und alles, was wir unser nannten. Träume, so lange die Blumen blühen, so lange die sanften Stunden währen, und erwache, um zu weinen!

Als ihm Emilia im März Reseda und Basilikum schickt, die Sinnbilder der Liebe und der Gesundheit, fragt er in einem poetischen Fragmente, ob sie von Küssen feucht seien oder von Thränen?

Im April wird Emiliens Heirat beschlossen; Shelley fühlt seine Seele von einem peinlichen Gefühle erleichtert. „Das arme Ding litt entsetzlich in ihrem Gefängnisse!" Trotzdem findet er, daß Emilia hingeopfert werde. So entsteht das Gedicht „Ginevra", dessen stofflicher Inhalt, wie Mary berichtet, einer Erzählung des „Osservatore fiorentino" entnommen ist. Die schöne Ginevra tritt in fürstlichem Brautschmucke bleich und verstört vom Traualtare, an den sie die Freundinnen geleitet, verwundert, daß sie den heiteren, reinen Himmel der elterlichen Liebe für des Lebens große Täuschung hingeben könne, ein Ding, süß in der Einbildung, aber bitter in der Erfahrung. Ginevra hat eine andere Liebe im Herzen und willigte in die Vermählung nur im Vorgefühle ihres nahen Todes. Als man abends in der geschmückten Halle des Bräutigams der Braut harrt, findet man Ginevra kalt und starr. Das Hochzeitsfest wird zur Trauerfeier, und das Gedicht schließt mit einer Totenklage.

[1] „The flower that smiles", komponiert von J. Lodge, Mounsay, C. W. von Gluck und Arnolfi.

Ein Jahr später, am 9. März 1822, schreibt Mary an Mrs. Gisborne: „Emilia hat Biondi geheiratet. Wir hören, daß sie ihm und seiner Mutter das Leben zur Hölle macht. Das Ende unserer Freundschaft (à la Italiana) erinnert mich an ein Kinderstubenlied, das also lautet:

„Ich ging einmal durch Cranbourne Lane,
Cranbourne Lane war schmutzig;
Da thät ein Mägdelein ich sehn,
Die knixte mir gar putzig.

Ich gab ihr Kuchen, gab ihr Wein,
Gab Zuckerkandis ihr,
Doch, ach, das schlimme Mägdelein
Verlangte Schnaps von mir!"

Verwandeln Sie Cranbourne Lane in die Pisaner Bekanntschaften, die sicherlich schmutzig genug sind, und Schnaps in das, womit man Schnaps kauft (und dies però keine kleine Summe), und Sie haben die ganze Geschichte von Shelley's platonischen Neigungen in Italien."

Etwas später, im Juni 1822, schreibt Shelley selbst an Mrs. Gisborne über „Epipsychidion": „Ich kann es nicht ansehen. Die Person die es verherrlicht, war eine Wolke statt der Juno, und der arme Ixion schaudert vor dem Wesen, das das Erzeugnis seiner eigenen Umarmung war. Aber wenn Sie neugierig sind, zu hören, was ich bin und war, wird es Ihnen etwas davon erzählen."

Nach sechs Jahren einer unglücklichen Ehe trennte sich Emilia von ihrem Gatten und bezog ein abgelegenes Landhaus, das ihr Vater für sie gemietet hatte. Dort lebte sie mit einer Dienerin in tiefster Einsamkeit. Medwin besuchte sie. Sie lag krank und abgezehrt im Bette, von ihrer Schönheit war keine Spur mehr zu entdecken. Sie weinte, als er von Shelley sprach. Endlich wurden die Fesseln ihrer Ehe gelöst, aber sie überlebte ihre Befreiung nicht lange. Der Kummer und die Malaria machten ihrem Dasein ein frühzeitiges Ende.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Adonais."

Medwins Abreise. Edward Williams. „Der Herzog von Mantua." — „Proserpina." „Arethusa." — „Der Gesang Proserpina's." Uebersetzung aus dem Purgatorio. „Midas." Hymnen des Apoll und des Pan. „Ein Jahr, ein Monat und ein Tag." — Epithalamium. — „An die Nacht." Jane Williams. „Die Verteidigung der Poesie." — Peacock's „Vier Zeitalter der Poesie". Uebersetzung des „Ion". Schiller. Allegra nach Bagna Cavallo. Keats' Tod. Schiffbruch. San Giuliano. „Das Boot auf dem Serchio." — „Klage." — „Erinnerung." — „An Mary." — „An Jane." — „An Edward Williams." — „Lied." — „Adonais." — Name. Versmaß. Spenser. Bion und Moschos. Shelley's Uebersetzung. Keats. Totenklage. Ausfall auf die Kritik. Apotheose. Unsterblichkeitsglaube. — „Die beiden Geister." — „An William." — Lycidas. — Kritik der „Literary Gazette". Nachdruck der „Königin Mab".

Im Februar 1821 verließ Medwin Pisa. Er hatte im Winter eine schwere Krankheit durchgemacht, in der ihn Shelley wie ein Bruder pflegte. Mit der Zeit aber begann er seinen Gastfreunden beschwerlich zu fallen. — „Du hast keinen Begriff, wie sehr wir wünschen, Medwin nach Florenz zu verpflanzen;" schreibt Mary im Januar an Claire, „auf gut Italienisch: er ist eine seccatura. Er sitzt immer bei uns und unterbricht einen, gleichviel ob man lese oder schreibe, jeden Augenblick, um die schönen Dinge zu recitieren die er liest oder schreibt."

Doch ehe Medwin schied, hatte er Shelley noch eine wertvolle Bekanntschaft zugeführt, die des Dragonerleutnants Edward Elliker Williams und seiner Gattin Jane. Er hatte sie am Genfersee kennen gelernt und sie im Januar veranlaßt, nach Pisa zu kommen.

Williams (1793 oder 1794 geboren) war 1805 Shelley's Schulgenosse in Eton gewesen. Aber die Knaben traten sich nicht

näher, und es blieb ihnen keine Erinnerung an einander. Williams kam in die Marine, verließ sie aber bald wieder. „Ich liebte die See“, erzählte er, „aber ich verabscheute die Tyrannei, unter der die Marinesoldaten stehen.“ Er trat in die Landarmee und wurde nach Indien geschickt. Durch die Wiederverheiratung seiner Mutter, einer wohlhabenden Witwe, kam er um einen Teil seines Vermögens; seine eigene Heirat vereitelte die Aussicht auf rasche Beförderung; so quittierte er den Dienst und verließ England.

Williams war eine heitere, frische, anspruchslose Natur. „Nie hat es einen sanfteren, edleren, furchtloseren Mann gegeben“, sagte Mary von ihm. Er hatte Interesse und Begabung für Malerei und Poesie. Im Februar saß Mary ihm bereits zu einem Porträt. Er hatte ein Trauerspiel „Der Herzog von Mantua“ geschrieben, und nun beschäftigten ihn mythologische Singspiele. „Proserpina“ behandelte in zwei Akten die Geschichte der Proserpina; „Midas“, ebenfalls in zwei Akten, den Wettgesang des Apoll und des Pan, bei dem Midas den Schiedsrichter machte und für sein Urteil zu Gunsten des Pan von Apoll gestraft wurde. Die lyrischen Einlagen dieser Dramen übernahm Shelley. Für „Proserpina“ verfaßte er das Gedicht „Arethusa“. Die Quellnymphe, eine Gespielin der Proserpina auf der Flur von Enna, erzählt, als Ceres sie verlassen, um sich zum Göttermahle zu begeben, ihre Geschichte. Im Versmaß der „Wolke“ (nur mit einem kurzen Reimpaare statt der langen Zeile mit Binnenreim), schildert der Dichter die anmutige, tändelnde Quellnymphe mit den Regenbogenlocken, die, ihre leichten Wellen treibend, über Stock und Stein hüpft und den kühnen Flußgott Alphäus, der mit dem Dreizack auf den Berg stößt, daß die Felsen schüttern. Sie flieht vor ihm; er packt sie beim Haar; der Ozean nimmt die Flüchtige auf. Wie ein Sonnenstrahl gleitet sie unter seine Fläche, aber Alphäus folgt ihr. Durch Korallenfelder, durch schattige Wellen, grün wie Waldesnacht, eilen sie auf dem Meeresgrunde hin, durch die Spalten der Berge ihrer Dorischen Heimat zu und durch das Thal von Enna nach dem olympischen Meere:

„Geistern gleich
In des Himmels Reich,
Wenn sie lieben, doch nicht leben.“

„Arethusa“ wurde 1861 von Dolores (Elisabeth Dickson) vertont.

Auch Proserpina's Gesang in demselben Drama (Song of Proserpina while gathering flowers on the Plain of Enna) ist von Shelley. „Proserpina, während sie auf der Flur von Enna Blumen pflückt,“ erinnert an Milton's:

„Das schöne Feld von Enna,
Wo, Blumen pflückend, einst Proserpina,
Sie selbst die schönste Blume, ward gepflückt
Vom düstern Hades.“ (P. L., IV.)

In zwei Strophen besingt Shelley's Proserpina die Allmutter Erde, deren ewigem Schoße Götter und Menschen, Tiere und Blumen entspringen. Er hatte vor Kurzem 51 Verse, aus dem 28. Gesange des „Purgatorio“ in schönen Terzinen übersetzt, jene Stelle, da Dante an einem Flusse von überirdischer Klarheit Matilda singend und Blumen pflückend trifft. Hier fand er die Anregung zu Proserpina's Gesang.

Für Williams „Midas“ dichtete Shelley die Wettgesänge der Götter. Die „Hymne des Apoll“ feiert die Allgewalt des Lichtes. Die Pfeile der Sonne vernichten den Betrug, der die Nacht liebt. Die „Hymne des Pan“ preist die Allgewalt lieblichen Gesanges. Die dritte Strophe scheint auf Shelley's Verhältnis zu Emilia Viviani anzuspielen:

„Ich sang, wie einst in Messalus Thal,
Ein Mägdlein verfolgend, ein Rohr ich gewann;
So täuschen sich Götter und Menschen all.
Es sticht uns ins Herz, und wir bluten dann.“

In Williams' Drama „Das Versprechen“ oder „Ein Jahr, ein Monat und ein Tag“, das aus zwei Erzählungen des Boccaccio entlehnt war, fügte Shelley das anmutsvolle „Epithalamium“ ein, Wechselgesänge von Knaben und Mädchen, für Musik bestimmt und später noch in zwei Versionen wiederholt.

Die Stimmung des Epithalamium kehrt in dem Liebesliede „An die Nacht“ (To Night) wieder[1]).

„Hurtig komme über des Westens Wogen,
Geist der Nacht!
Aus des Ostens Höhlen gezogen,
Wo den einsamen Tag du verbracht,

[1]) Wiederholt in Musik gesetzt; als Quartett von P. David 1866 („Swiftly walk over the western waves“).

Thränen spinnend aus Furcht und Freude,
Wachsend an Schrecken und Anmut durch beide,
Komm' rasch, o Nacht!

Hüll' in den grauen Mantel die Glieder,
Sternendurchwebt!
Lege dein Haar vor des Tages Lider,
Küß ihn, bis er müde erbebt;
Wandre dann über Meer und Land,
Den betäubenden Mohn in der Hand,
Komm', lang' erstrebt!

Als ich, erwachend, die Dämmerung fand,
Seufzt' ich nach dir;
Auf stieg das Licht, der Thau entschwand,
Schwer lag die Glut auf dem Waldrevier;
Zögernd und müd' ging der Tag zur Rast,
Schleichend, ein ungeliebter Gast,
Da seufzt' ich nach dir!

Der Tod naht', dein Bruder, und redet' mir zu:
Willst du mich?
Der Schlaf, dein Kind, mit den Augen voll Ruh,
Summt' wie die Biene schläferig:
Soll ich mich neben dir niederlassen,
Willst du mich? Und ich sagte gelassen:
Nein, nicht dich!

Der Tod wird kommen, wenn du verblassest,
Bald, zu bald;
Der Schlaf wird kommen, wenn du mich lassest;
Ich erflehe von keiner Gewalt,
Was ich von dir erflehe, o Nacht! —
Rasch sei dein nahender Flug vollbracht,
Komm' bald, o Nacht!"

Es ist ein Liebeslied in echt Shelley'scher Manier. Die Nacht erweckt nicht seine Sehnsucht nach der Geliebten, zaubert ihm nicht ihr Bild vor die ungeduldigen Sinne, sondern sie selbst wird ihm zur sehnsuchtsvoll erwarteten Geliebten.

Shelley's Neigung zu Williams fand die vollste Erwiderung. Er schreibt: „Shelley ist ein Mann von erstaunlichem Genie; er sieht außerordentlich jung aus und hat ein sanftes, liebenswürdiges Benehmen, ist aber voll Leben und Heiterkeit."

Noch mehr als zu Williams fühlte Shelley sich zu Jane, seiner Gattin, hingezogen. Sie erinnerte ihn an die Jungfrau in seiner „Sinnpflanze“; er sagt von ihr, sie mache zwar keinen sehr klugen Eindruck, aber sie gewinne jeden durch ihre Lieblichkeit und Sanftmut. Nach Medwins Abreise setzte Jane die magnetische Kur mit dem Dichter fort, und auf die Frage: „Wie kann Ihre Krankheit geheilt werden?“ gab er ihr einmal in der Hypnose die rätselhafte Antwort: „Was mich heilen würde, das würde mich töten.“

Ende Februar und Anfang März 1821 war Shelley mit der Abfassung der vollendetsten seiner Prosaarbeiten beschäftigt, mit der „Verteidigung der Poesie.“ (A Defence of Poetry). Die äußere Veranlassung dazu war Peacock's 1820 in Ollier's „Literary Miscellany“ erschienener Aufsatz: „Die vier Zeitalter der Poesie“, den Shelley ebenso geistreich als unrichtig fand, und dem er ein „Gegengift“ bieten wollte.

Peacock hatte in der Poesie ein eisernes, goldenes, silbernes und ehernes Zeitalter unterschieden. Im eisernen Alter waren die Menschen Krieger. Der tapfere Degen sucht, seinen Besitz zu wahren und was ihm erreichbar ist, zu erraffen. Der König aber will nebstbei noch Ruhm für sich und sein Land. Ihn bietet der Barde, und als Gegengabe empfängt er den Trunk, an dem er sich hinwiederum begeistert. So ist der Anfang aller Poesie panegyrisch. Im goldenen Zeitalter führt gesteigerte Beobachtung, hellere Erkenntnis die Poesie zu höchster Blüte in Homer. Das silberne Zeitalter ist die Poesie des civilisierten Lebens. Sie ist nachahmend (Virgil) oder auch original (Horaz, Juvenal). Aeußere Glätte und Vollendung der Form kennzeichnen sie. Hiermit hat die Poesie ihre Aufgabe vollendet, ihre Rolle ausgespielt. Reine Vernunft, leidenschaftslose Wahrheit würden sich in Versen lächerlich machen (z. B. Euklid). Wenn die Wissenschaften der Vollendung entgegenschreiten, vermag die Poesie nicht, mit ihnen Schritt zu halten und tritt in den Hintergrund. Das eherne Zeitalter bedeutet einen Rückschritt zur Barbarei. Nonnus repräsentiert es charakteristisch mit seiner „Dionysiaca“.

In der modernen Welt durchläuft die Poesie dieselbe Bahn noch einmal. Die Minnesänger und Epiker des Mittelalters vertreten das eiserne, Ariost und Shakespeare das goldene, Dryden, Pope

und Goldsmith das silberne Zeitalter. Milton steht zwischen beiden. Hume, Voltaire und Rousseau erschüttern das Reich der Poesie. Die Gegenwart aber ist völlig ungeeignet für sie. In unseren Tagen der Aufklärung vermag sie nichts zu schaffen, und es ist bedauerlich, gute Köpfe die Zeit, die sie besser verwenden könnten, mit ihr vergeuden zu sehen. Die Poesie war geeignet, den Geist des Menschen zu wecken; nun, in seiner Reife, steht ihm das Spielzeug seiner Kindheit übel an. Die Poesie der Gegenwart ist Unsinn[1]).

Obzwar Shelley wünschte, daß alle, die ihn mit poetischen Zusendungen beehrten, sich „Die vier Zeitalter" zu Herzen nähmen, fand er doch, daß Peacock nicht genügend zwischen, „Unsinn in Terzinen und Oktaven" und unsterblichem Gesange unterschieden habe. „Ihr Anathem gegen die Poesie hat einen heiligen Zorn oder eine caloëthes scribendi in mir erregt, die beleidigten Musen zu rechtfertigen," schreibt er den 15. Februar an Peacock. „Ich hatte den größten Wunsch, innerhalb der Spalten eines Magazins, für die Ehre meiner Herrin Urania eine Lanze mit Ihnen zu brechen. Aber Gott wollte, daß ich zu faul war und gab Ihnen den Sieg. Da Sie die Poesie und das Urteil der Weisesten aller Zeiten über den Haufen gerannt, hätten Sie leichten Sieg über mich gehabt, den Ritter vom Schattenbilde und der Lanze von Mariengarn."

Wenige Tage später, als ein Augenübel, das ihn zu Beginn des Jahres belästigte, sich besserte, begann Shelley die „Verteidigung der Poesie" nach dem Vorbilde seines Ahnherrn Sir Philipp Sidney, der eine in Form und Inhalt ausgezeichnete „Defense of Poetry" verfaßt hatte. Peacock's Streitschrift wurde darin nicht erwähnt. Es sollte eine selbständige Abhandlung von größerem Umfange werden; doch ist von den geplanten drei Abteilungen nur die erste geschrieben worden, die sich auf die Anfänge der Poesie bezieht.

[1]) Peacock sagt: „Die höchste Inspiration der Poesie kann in drei Bestandteile aufgelöst werden: in den Schwulst ungeregelter Leidenschaften, das Wimmern übertriebener Empfindung und die Heuchelei erkünstelter Gefühle. Sie kann deshalb nur dazu dienen, einen glänzenden Narren wie Alexander, einen winselnden Geiferer wie Werther und einen krankhaften Träumer wie Wordsworth auszubilden. — Während der Geschichtschreiber und der Philosoph den Fortschritt der Wissenschaft beschleunigen, wälzt sich der Dichter in dem Unsinn vergangener Unwissenheit und wühlt die Asche toter Weisen auf, um Tand und Klappern für die großen Kinder unserer Zeit darin zu finden."

Für Shelley ist die Dichtung nichts weniger als der Luxusartikel, der auf Befehl eines Königs erzeugt wird. Sie ist die Ordnung und Schönheit der Welt, wie sie sich im Menschengeiste offenbart. Es giebt zwei Arten von geistiger Thätigkeit: die des Verstandes (τὸ λογίζειν) und die der Phantasie (τὸ ποιεῖν). Der Ausdruck der Phantasie ist die Poesie. Wie das Kind seine Freude am Spiele durch Stimme und Bewegung ausdrückt, so die jugendliche Menschheit ihren Frohsinn durch Gesang und Tanz. Ordnung und Rhytmus erhöhen die Freude, sie sind das Schöne. Die, denen es in hohem Grade eigen ist, sind Dichter. In der Kindheit der Gesellschaft ist jeder Autor ein Dichter, denn die Sprache selbst ist Poesie. Durch ihren Einfluß auf die anderen werden sie die Gesetzgeber, Gründer und Lehrer der Gesellschaft. Sie bringen die Wahrnehmungen und Mächte einer unsichtbaren Welt, die Religion, mit dem Wahren und Schönen in Verbindung. Alle Religion ist Allegorie oder ist der Allegorie fähig, und hat, wie Janus, ein Doppelgesicht, ein wahres und ein falsches. Der Dichter, durchschaut nicht nur die Gegenwart, erkennt nicht nur die Gesetze der gegenwärtigen Dinge, sondern er sieht im Gegenwärtigen das Zukünftige, und seine Gedanken sind Keim, Blüte und Frucht späterer Zeiten. Er hat Teil am Ewigen, Unendlichen, Einen. In Bezug auf sein Werk gilt weder Zeit, noch Raum, noch Zahl.

Shelley nimmt Plato's Identifikation von Dichten und Erfinden aus dem „Ion" in sein System herüber. Die Dichtkunst wird zur Repräsentantin der Kunst überhaupt. Aber auch die Philosophie ist ihm eins mit der Poesie. Plato war durch und durch Dichter, ebenso Bacon. Alle Urheber revolutionärer Ideen sind notwendigerweise Dichter, weil sie Erfinder sind, weil sie die ewige Analogie der Dinge durch Bilder offenbaren, weil ihre Sprache eine begeisterte ist. Andererseits sind Shakespeare, Dante, Milton Philosophen höchsten Ranges. Dante, der erste religiöse Reformator, der Erwecker des schlafenden Europas, wird in seinen Angriffen auf das Papsttum von Luther mehr an Feindseligkeit als an Kühnheit übertroffen.

Alle Poesie ist ewig, ist ein Quell, der ewig überströmt von den Wassern der Weisheit und Freude. Aber es ist ein Unterschied zwischen einem Gedichte und einem Berichte von Thatsachen.

Dem wahren Dichter sind die Fehler der Zeitgenossen nur das zufällige Gewand, durch das die natürliche Schönheit seiner Gestalten

hindurch leuchtet. Die Poesie ist die Helfershelferin der Moral. Denn das Geheimnis der Moral ist die Liebe; die Identifikation des eigenen Ichs mit dem, was in anderen Thaten, Gedanken und Personen schön ist. Ein wahrhaft guter Mensch muß eine besonders lebhafte Vorstellungsgabe haben, muß sich an die Stelle anderer setzen, ihre Freuden und Leiden mitempfinden können. Indem die Poesie die Phantasie erweitert und durch Uebung kräftigt, stärkt sie zugleich die sittliche Natur des Menschen. „Der Dichter ist Herr alles menschlichen Wissens, er wandelt den Weg der Erkenntnis und zeigt ihn verlockend", hatte auch Sir Philipp Sidney gesagt.

Shelley beweist, daß die Blüte des Dramas, der vollkommensten Art der Dichtung, immer mit der höchsten Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft zusammenfällt; sein Niedergang ist ein Merkmal der Corruption der Sitten, des Verlöschens der Energie. Aber die Poesie ist nicht an Bücher gebunden. Rom's wahre Poesie lebte in seinen Institutionen. Das Leben des Camillus, der Tod des Regulus sind Episoden jenes cyklischen Gedichtes, das die Zeit in das Gedächtnis des Menschen schreibt. In den Lehren Christi war Poesie, die die dunklen Stürme des Wachstumes dieser Religion überdauerte. Das Christentum hatte die Befreiung des Weibes und diese die Poesie der Liebe zur Folge.

Der Hauptzweck der Poesie aber ist die Hervorbringung des höchsten aller menschlichen Gefühle, der Freude, welche nicht in der Befriedigung unserer animalen Bedürfnisse, nicht in der Sicherstellung unseres Lebens liegt, sondern sich oft des Kummers, der Angst, der Verzweiflung bedient, um sich dem höchsten Gute zu nähern. Aus dieser Eigenheit leitet Shelley zugleich unsere Freude an tragischen Gegenständen ab.

Die Dichter sind der Welt notwendiger als die Philosophen; denn wir besitzen moralische, politische und historische Wissenschaft die Fülle, Poesie des Lebens aber thut uns not.

Den Schluß der Abhandlung bildet ein begeisterter Hymnus auf die Dichtkunst und die Dichter, der in Tasso's Worten gipfelt: „Niemand verdient den Namen Schöpfer als Gott und der Dichter".

Wie Plato Gott den größten aller Poeten nennt, so macht Shelley die Poesie zum Ausflusse der Gottheit. Sie ist der Leitstern und die Sonne alles Wissens, die Wurzel und die Blüte aller anderen

Gedankensysteme; das, woraus alles entspringt, was alles schmückt und was, zerstört, den Lebensbaum verdorren macht. Was wären Tugend, Freundschaft, Patriotismus, was wäre das schöne Weltall, das wir bewohnen, was wäre unser Trost diesseits des Grabes und was unsere Hoffnung jenseits, stiege die Poesie nicht herab, um aus den ewigen Regionen Licht und Glut zu bringen. Die Poesie hält fest, was die höchsten und besten Geister in ihren höchsten Augenblicken sind; die Poesie erlöst den Gott, der zu den Menschen kam, aus dem Grabe; sie erhöht die Schönheit der Schönsten und verklärt selbst die Häßlichkeit; sie versöhnt die Gegensätze; sie ist ein Sein innerhalb unseres Seins und macht uns zu Bewohnern einer Welt, gegen die unsere alltägliche Welt ein Chaos ist.

Shelley übersetzte zu jener Zeit den „Jon" [1]) des Plato. Die Beweisführung des Sokrates, daß der Rhapsode nicht vermöge seiner Erkenntnis und Gelehrsamkeit, sondern durch göttliche Eingebung und Begeisterung dichte, zog ihn mächtig an. Die Poesie ist nicht Menschenwerk, sie stammt von den Göttern, und die Dichter sind nur die begeisterten Ausleger der Gottheit. Nach Shelley ist der Dichter der Urheber höchster Weisheit, Freude, Tugend und Glorie der anderen, und, insofern er Dichter ist, auch persönlich der glücklichste, weiseste und beste Mensch. Die größten Dichter waren Menschen von fleckenloser Tugend und höchster Klugheit, und hätten wir einen vollen Einblick in ihr inneres Leben, so wüßten wir auch, daß sie die glücklichsten Menschen waren. Der Dichter selbst aber staunt vielleicht von allen am meisten über das Wunderbare, das er vollbringt. Denn er ist nur der Hierophant einer unnahbaren Begeisterung, der Spiegel, der die gigantischen Schatten auffängt, welche die Zukunft auf die Gegenwart wirft, die Posaune, die zur Schlacht ruft. So ist er unbewußt der Gesetzgeber der Welt.

Dem deutschen Leser springt die Aehnlichkeit zwischen den allgemeinen Grundsätzen der „Verteidigung der Poesie" und Schiller's ästhetischen Schriften ins Auge. Shelley hatte im Winter die „Jungfrau von Orleans" gelesen, deren Hauptverdienst er in der Behandlung der christlichen Religion als Mythologie erblickte, und der er in hundert Jahren größere Anerkennung als in der

[1]) Von Mary vollendet und 1840 veröffentlicht.

Gegenwart prophezeite. Daß Shelley Schiller's Prosaschriften gekannt hätte, wird nicht erwähnt. Die Uebereinstimmung beider Dichter wäre also ein Beleg zu Shelley's Behauptung, daß der Geist seines Zeitalters im Dichter waltet und webt. Es ist derselbe humanitäre, freiheits- und schönheitsbegeisterte Genius des scheidenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, der sich bei Shelley wie bei Schiller äußert und vor allem in der beiden gemeinsamen hohen Auffassung des Dichterberufes zur Geltung kommt.

In der „Aesthetischen Erziehung des Menschengeschlechtes" nennt Schiller das Schöne, die Kunst, einen Gegenstand, der mit dem besten Teile unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, mit dem moralischen Adel unserer Natur in keiner entfernten Verbindung stehe. Durch die Schönheit gelangt man zur Freiheit. In den „Künstlern" dehnt er. die Lehre von dem erziehenden, veredelnden, erhebenden Einflusse der Poesie und der erhabenen Stellung des Dichters auf die Kunst und die Künstler im allgemeinen aus. In manchen Parallelstellen zu Shelley machen sich die gemeinsamen Quellen geltend: Plato, Spinoza, Kant, Rousseau. In den „Vier Weltaltern" wiederholt sich die begeisterte Verkündigung von der führenden Rolle des Dichters. Die Poesie wird, wie von Peacock, in vier Zeitalter geteilt und die Veredelung der Liebe durch das Christentum, wie von Shelley, hervorgehoben. Wie dieser, verkündet Schiller, daß der Mensch allein durch seine Sitte frei und mächtig sein könne; er lehrt ihn die „Drei Worte des Glaubens": Freiheit, Tugend und Gott. Gott aber ist der heilige Wille, der über dem schwankenden des Menschen waltet, der höchste Gedanke, der über Raum und Zeit herrscht, der ruhige Geist, der im Wechsel beharrt. Und in „Ideal und Leben" stehen die Worte: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron" u. s. w., u. s. w.

Der zweite Teil der „Verteidigung der Poesie" sollte die Anwendung der im ersten proklamierten allgemeinen Sätze auf die gegenwärtige Poesie Englands enthalten, in der Shelley keinen Niedergang, sondern das Aufdämmern einer neuen Aera erblickte. Er wollte Peacock's Aeußerung widerlegen, daß die Kultur unserer Tage die Poesie ausschließe, daß der Dichter notwendigerweise ein Halbbarbar, ein Wilder, seine Welt die Vergangenheit, sein Gang

ein krebsartiges Rückwärtsschreiten sein müßte. Dieser Teil wurde jedoch nicht geschrieben, und auch der erste, den Ollier in den „Literary Miscellany“ veröffentlichen wollte, blieb bis nach Shelley's Tode liegen[1]).

Shelley's große Hoffnungen für die Freiheit Italiens wurden im Februar enttäuscht. Oesterreichische Truppen überschwemmten das Land: „Wir sind in einer Krise, in einem Augenblicke gespannter Erwartung“, schreibt er den 15. Februar an Peacock. „Eine Niederlage der Oesterreicher wäre das Signal zu einem Aufstande ganz Italiens.“ Aber die Niederlage traf die Patrioten. Der König von Neapel nahm unter dem Schutze der fremden Soldaten alle seine gegebenen Versprechungen wieder zurück. Es war ein trauriges Schauspiel für das freiheitsdurstige Auge des Dichters. In Griechenland hingegen gingen die Wogen der Begeisterung täglich höher. Europa begann, sich für die Befreiung von Hellas zu entflammen. Byron hatte schon im dritten Gesange des „Don Juan“ dem Sänger Haidee's und Juan's ein Lied voll rührender Klage über Griechenlands Los, voll begeisterten Sehnens und Hoffens nach Befreiung und Erlösung in den Mund gelegt. Nun schien die Zeit der Erfüllung gekommen. Prinz Maurocordato „war heiter wie ein Adler, der soeben dem Käfige entflohen.“ Er brachte den Shelley's die Proklamation Ypsilantis. Mary verzichtete auf ihre griechischen Stunden, um ihn keinen Augenblick seiner großen Aufgabe zu entziehen, und er antwortete ihr in mehr begeistertem als korrektem Französisch: „Très chère et généreuse amie, si une seule goutte de sang ne coulait pas dans mes veines, votre chère lettre de hier aurait été assez suffisante pour réveiller dans mon âme l'amour de la liberté.“

Am 2. April schreibt Mary an Claire: „Griechenland hat seine Freiheit erklärt! Prinz Maurocordato ließ uns die Erreignisse seit eingen Wochen voraussehen. Gestern kam er rayonnant de joie. Er war einige Tage krank gewesen, aber er vergaß alle seine Schmerzen. Ypsilanti, ein griechischer General, hat 10000 Griechen gesammelt und ist in die Walachei eingedrungen, die Freiheit seines Landes proklamierend. Morea, Epirus, Serbien stehen auf. Griechenland

[1]) Erschienen in „Essays and letters from abroad“, 1840.

wird ganz sicher frei. Der Nachteil dieser Neuigkeit für uns ist, daß der liebenswürdige Prinz uns verläßt. Er wird sich natürlich so bald als möglich seinen Landsleuten anschließen. Nie erschien ein Mensch so beglückt, dennoch opfert er Familie, Vermögen, alles der Hoffnung, sein Vaterland zu befreien. Solchen Menschen wird mit solchem Erfolge gelohnt. Du kannst dir denken, wie tief wir bei dieser Gelegenheit seine Freude mitfühlen, von Furcht über den zweifelhaften Erfolg gefärbt, wie sie nun ist, und durch die Gewißheit daß Blut fließen muß, verdüstert. Wie herrlich wird es sein, das freie Griechenland zu besuchen."

Die Begeisterung dieser Stunden war für Shelley „die kurze Süßigkeit, welche ein Pfund Bitternis aufwiegt".

Claire hingegen, die einen fröhlichen Carneval in Florenz verlebt hatte, war gerade in diesen Tagen dem Jubel über Griechenlands Befreiung weniger zugänglich. Sie hatte am 15. März die Nachricht erhalten, daß Byron Allegra in das Kloster Bagna Cavallo gebracht. Vergeblich beschwor sie ihn, diese Entschließung rückgängig zu machen: „Was sind die in Klöstern erzogenen italienischen Frauen?" fragt sie, „schlechte Gattinnen und unnatürliche Mütter, unwissend und leichtsinnig". Sie sucht ihn bei seiner schwächsten Seite zu fassen. Was wird die Welt dazu sagen? Wie wird diese Behandlung seiner Tochter Byron in dem allgemeinen Urteil schaden und Lady Byron's Benehmen rechtfertigen? Aber alles war vergeblich. Er ging von seinem Plane nicht ab, dem allerdings auch Shelley und Mary unter den obwaltenden Umständen zustimmten. Byron handelte nicht in böser Absicht. Er liebte seine Töchter, in denen er eine Stütze für sein Alter zu finden hoffte. Allegra wird häufig in seinen Briefen genannt. Er berichtet Mrs. Hoppener (31. März 1821): „Allegra ist, wie ich glaube, hübscher, aber ebenso eigensinnig wie ein Maultier und gefräßig wie ein Geier. Gesundheit, dem Anschein nach, gut; Temperament geht an, bis auf Eitelkeit und Keckheit. Sie hält sich für hübsch und will thun, was ihr beliebt."

Und am 3. April: „Da sie nun volle vier Jahre alt und der Dienerschaft gänzlich entwachsen war, und da ein Mann, der keine Frau an der Spitze seines Haushaltes hat, die Kinderstube nicht wohl versehen kann, blieb mir keine andere Zuflucht, als sie für einige Zeit (zu einer hohen Pension dazu) in das Kloster Bagna Cavallo zwölf

Meilen von hier, zu geben, wo die Luft gut ist, wo sie wenigstens im Lernen Forschritte machen und in Religion und Sitte unterwiesen werden wird. Ich hatte noch einen anderen Grund. Die Dinge waren und sind hier in einem Zustande, daß ich keine Veranlassung habe, von meiner persönlichen Sicherheit besonders überzeugt zu sein; und ich dachte, es wäre am besten, das Kind jetzt jeder Gefahr aus dem Wege zu räumen. Es ziemt sich auch, hinzuzufügen, daß ich keineswegs beabsichtige, einem natürlichen Kinde eine englische Erziehung zu geben, weil bei dem Nachteil ihrer Geburt ihre spätere Versorgung doppelt schwierig wäre. Auswärts mit einer guten kontinentalen Erziehung und einem Vermögen von 5—6000 Pfd. kann sie sehr anständig heiraten. In England wäre eine solche Mitgift eine Lumperei. Es ist nebstdem mein Wunsch, daß sie in der römisch-katholischen Kirche erzogen werde, die ich für die beste Religion halte, wie sie sicherlich die älteste der verschiedenen Zweige des Christentums ist."

Byron's tolles Leben in Venedig hatte ein Ende genommen, seit er im Herbste 1818 die schöne, junge Gräfin Teresa Guiccioli kennen gelernt, die, seit kurzem mit einem ungeliebten Manne verheiratet, eine leidenschaftliche Neigung zu dem Dichter faßte. Es war die erste edle und selbstlose Neigung, die ihm entgegengebracht wurde, und übte den günstigsten Einfluß auf ihn aus, der aber Allegra nicht zu statten kam; denn der Gräfin zu Gefallen, wechselte er nun seinen Aufenthalt. Vielleicht war es auch dem Einfluß der frommen Teresa zuzuschreiben, daß Byron jetzt so glimpflich über die Religion urteilte.

So mußte Claire sich in das Unvermeidliche fügen, zumal auch Shelley nichts dagegen einwandte. Sein Geist stand noch völlig im Banne einer Nachricht, die er aus dem Märzhefte des „Examiner" erfahren hatte. Keats war am 23. Februar 1821 gestorben. Der unglückliche Dichter hatte sich im Herbste nach Italien begeben; aber eine hysterische Sehnsucht nach seiner in England zurückgebliebenen Braut, drückendste Armut und schweres Siechtum, hatten seinen Aufenthalt in dem gelobten Lande zu einer langgedehnten Todesqual gemacht. Nur sein treuer Freund, der Maler Severn, hatte bei ihm ausgehalten und ihn nun in Rom begraben.

Als Shelley Keats zuletzt bei Leigh Hunt sah, hätte er alles eher gedacht, als daß er ihn überleben würde. Der Tod des hoffnungsvollen jungen Dichters erschütterte ihn tief, und das Gerücht, das die Nachricht von seinem Hinscheiden begleitete, Keats sei der Bosheit seiner Feinde zum Opfer gefallen, steigerte den furchtbaren Eindruck, den Shelley monatelang nicht loswerden konnte. Zwar brachte das herrliche Aprilwetter Erheiterung. Statt, wie Vaccà riet, ein Pferd zu kaufen, schaffte Shelley sich ein Boot an, das er nun fast ein Jahr entbehrt hatte. Aber auf der ersten Fahrt, einer Mondscheinpartie von Livorno nach Pisa, schlug der Kahn durch eine rasche Bewegung von Williams um. Die Freunde waren in Lebensgefahr. „Der Kanal ist breit und tief", schreibt Henry Reveley, der glücklicherweise mit an Bord war; „da ich nicht auf den Grund kam, schickte ich Williams, der ein wenig schwimmen kann, an's Ufer und packte Shelley, indem ich ihm sagte: wenn er sich still verhielte, würde ich ihn an's Land bringen. Die für seinen unerschütterlichen Mut charakteristische Antwort lautete: „Gut, gut! War nie im Leben wohler! Machen Sie mit mir, was Sie wollen!" Aber als ich ihn am Ufer niederließ, fiel er bewußtlos auf's Gesicht."

Nachdem sie in einem nahen Hause trockene Kleider und eine Erfrischung erhalten hatten, setzten Shelley und Williams die Reise nach Pisa fort, während Henry Reveley das Boot zur Reparatur nach Florenz brachte. Am folgenden Tage schrieb ihm Shelley: „Unser gestriges Untertauchen hat meinen nautischen Eifer nur befeuert, statt ihn zu ersticken. Ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß es übel beginnt, weil es dann um so wahrscheinlicher gut enden wird."

Im Mai zogen Mary und Shelley wieder in die Sommerfrische nach San Giuliano, wo sie sich im Vorjahre so wohl gefühlt hatten. Die Williams ließen sich in dem nahen Pugniano nieder, und so war für angenehmen Verkehr gesorgt. „Wir fuhren in unserem Boote auf dem Kanal hin und her, um sie zu besuchen", schreibt Mary. Der Kanal, dem der Serchio Wasser giebt, war, obzwar künstlich angelegt, ein voller, malerischer Strom, zwischen grünen Ufern und von Bäumen beschattet, deren Zweige in das murmelnde Wasser tauchten. Bei Tag flatterten Scharen von Libellen über seiner Fläche, bei Nacht kamen die Leuchtkäfer aus dem Gebüsche des Ufers; mittags summten die Cicaden, und der Ruf der Aziola klang durch

den stillen Abend. Alles war gut, bis auf Shelley's Gesundheit und seinen beunruhigten Geist. Dennoch schien er vergnügt, und seine Neigung für das Land, in das der Zufall ihn verschlagen, steigerte sich mehr und mehr.

„Das Boot auf dem Serchio" (The Boat on the Serchio) hält die Erinnerung an die schönen Frühlingstage in San Giuliano fest. Der thätige rüstige Melchior (Williams) und der träumerische Lionel (Shelley) haben sich aus dem Gewühle der Menschen geflüchtet und ihr Heim auf jenem grünen Hügel gegründet, „der Lucca vor des Pisaners neidischem Auge schützt." Ihr Boot schläft auf dem Serchio. Seine Segel sind gefaltet wie Gedanken im Traume. Wovon träumt das Schiff? „Von unserer Faulheit, wenn anders Morgenträume wahr sind", sagt der wackere Melchior. Der Tag erwacht und weckt alles ringsum zu neuem Leben. Die Landschaft erscheint in dem poetischen Schleier der Dämmerung; Jugenderinnerungen erwachen in dem Dichter. Er denkt der leidenden Menschheit und denkt dessen, „der uns nach seiner Absicht, nicht nach der unseren, bildete." Die Freunde versehen sich mit Proviant und segeln im lachenden Morgenwinde gegen die Strömung des Serchio, der, bei Ripafratta die Marmorfelsen durchbrechend, seine Wellen durch die gefürchtete Schlucht rollt, sich dann freudig und klar in die Ebene stürzt, zu Füßen des Arno seinen Tribut an Wein und Korn niederlegt und durch die pestaushauchende Einöde von Moor und Wald und verkrüppelten Pinien in den Ozean strömt.

Die ersten Stunden, die Shelley auf dem Boote zubrachte, klangen noch lange in seinem Gemüte nach. „Sagen Sie Williams, daß ich von nichts als Segeln und Korallenfischen träumte", schreibt er an Jane. Seine vorherrschende Stimmung aber war Niedergeschlagenheit und Enttäuschung. Keats' Tod und die Reaktion seiner Emilia-Extase lasteten auf seinem Gemüte. „Wann kehrt der Glanz deiner Jugend wieder?" fragt er in dem Gedichte „Klage"[1]) (A Lament) und antwortet: Nimmermehr! Er klimmt die Stufen der Zeit empor und schaudert vor denen, auf welchen er zuvor gestanden. Die Erinnerung peinigt ihn, er verzweifelt an der Zukunft, selbst die

[1]) Vertont von Flowers, 1867.

Hoffnung, die von dem reichen Morgen für das Heute borgt, verläßt ihn.

„Vergeblich wünscht mein Herz den Morgen,
Der Schlummer selbst bringt ihm nur Sorgen;
Vergeblich wollt' mein Winter borgen
Von einem Strauche sonnige Blätter."

So heißt es in der „Erinnerung"[1] (Remembrance). Das Pansy wird seine Lieblingsblume. Schmerzlich empfindet er Mary's zurückhaltendes Wesen und spricht wiederholt von seinem kalten Heim.

In dem Gedichte „An Mary" wünscht er, daß Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit dauern könnte, wenn der Sturm der Leidenschaft verraucht sei, dann wollte er nicht klagen. Aber das Veilchen im Walde erwacht aus dem Winterschlafe, alle Dinge stehen wieder auf, nur zwei nicht, die alle anderen bewegen und bilden: das Leben und die Liebe. Es gab Zeiten, in denen seiner liebedürstenden Seele keine dargebrachte Neigung genug that. „Als Dichter mit einem Geiste begabt, der schlecht geeignet ist für solche Prüfungen, habe ich überall Sympathie gesucht und nur Abneigung und Enttäuschung gefunden", klagte er schon in dem „Essay über die Liebe."

Jane's musikalisches Talent erfreute und erheiterte Shelley. In dem Gedichte „An Jane" sagt er, sein Herz dürfte wie eine sterbende Blume nach der göttlichen Musik. Der Geist der holden Klänge löst die Schlange, mit der die Sorge sein Herz umschnürt, um es zu erstarren. Er kann der sanften Freundin nicht geben, was die Menschen Liebe nennen, aber er bietet ihr die Verehrung, welche das Herz erhebt, und die der Himmel nicht verwirft. Er sehnt sich nach ihr wie die Motte nach dem Lichte, wie die Nacht nach dem Morgen, wie der Glaube nach etwas über der Sphäre unserer Sorgen. Und doch ist auch im Wonnekelche dieser neuen Freundschaft ein Tropfen Wermut. Der Dichter hat die Strenge der Welt erfahren und legt seiner reinen Empfindung für Jane Zurückhaltung auf. Dem Gatten der Freundin spricht er seine Gefühle für sie selbst aus, denn Williams ist glücklich und hat dennoch ein Herz für die Leiden anderer. „Die Schlange ist aus dem Paradiese ausgeschlossen", sagt Shelley in dem Gedichte „An Edward Willams" mit einer Anspielung auf den

[1] Vertont von Pratten, Linley, Harris, Verrinder, Hamilton.

Spitznamen, den Byron für ihn aufgebracht. Er flieht die Blicke, welche stets auf's neue Kummer in ihm entfachen, der ruhen sollte, und Hoffnungen in ihm erregen, die nimmer sterben können. Doch ist der Pfeil so tief gedrungen, daß er an der Wunde stürbe, zöge man ihn aus. Er befragt das Blumenorakel. Jede Blume sagt: Sie liebt mich — liebt mich nicht. Ob dies eine längst entflohene Erscheinung bedeute, ob Glück, ob Ruhm und Frieden, ob was er nicht auszusprechen wage, und was das Freundespaar doch nur zu gut wisse, — das Orakel spricht auf jeden Fall Wahrheit.

In jenen Tagen dichtete Shelley das schöne „Lied" (Song) an den Geist der Freude, der ihn in letzter Zeit so selten heimgesucht, und den er doch über alles liebe, ihn, der besitzt, wonach der Dichter sich sehnt. „Du bist die Liebe und das Leben" ruft ihm der Dichter zu, „komme und mache mein Herz wieder zu deinem Heim!" [1]) Die düstere Stimmung, die bei Shelley immer die fruchtbarste ist, strömt auch diesmal in edelster Poesie aus. In den ersten Wochen seines Aufenthaltes in San Giuliano entsteht ‚Adonais', die Totenklage um Keats, die er gleich bei der Nachricht von seinem Tode beschlossen hatte.

Am 8. Juni schreibt er an Ollier: „Es ist eine Klage auf den Tod des armen Keats mit eingestreuten Hieben auf die Mörder seines Friedens und seines Ruhmes." Und am 11. Juni: „‚Adonais' ist fertig, und Sie werden es bald erhalten. Es ist wenig geeignet für die Popularität, aber vielleicht das am wenigsten unvollkommene meiner Werke."

An Claire berichtet er den 16. Juni: „Ich habe meine Feder in Feuer getaucht, das seine Verderber verzehren soll." Eine Kritik des „Hyperion" sollte die Einleitung bilden; aber weil er im rechten Augenblick den Band Keats nicht finden konnte, der das Gedicht enthielt, unterblieb der Aufsatz.

Am 11. November gesteht er Ollier, daß er erstaunt wäre, wenn dieses Gedicht einer Ewigkeit des Vergessens anheimfiele. Von der Gegenwart erhofft er so wenig Teilnahme dafür als für Keats'

[1]) „Rarely, rarely comest thou", komponiert von Barnety, Dolores und Hullah.

eigene Werke. Er selbst riet Severn ab, Keats' Nachlaß und Lebensbeschreibung herauszugeben.

„Adonais" wurde unter dem Eindrucke geschrieben, daß Keats durch seine böswilligen Kritiker getötet worden sei. Byron schreibt an Murray: „Wer an einem Zeitungsartikel stirbt, wäre wahrscheinlich auch an etwas anderem gleich Trivialen gestorben." Und an Shelley (26. April 1821): „Ich hätte der Kritik keine so tötliche Wirkung zugetraut. Obzwar ich in der Wertschätzung seiner (Keats') Arbeiten sehr von Ihnen abweiche, so verabscheue ich doch allen überflüssigen Schmerz so sehr, daß mir lieber wäre, er säße auf der höchsten Spitze des Parnaß, als daß er auf solche Weise umgekommen."

Für Shelley aber stand es fest, daß „Neid und Undankbarkeit dieses große Genie aus der Welt getrieben". Den ausführlichen Bericht über sein Ende, der ihm herzzerreißend schien, erhielt er jedoch erst nachträglich durch Gisborne, und es war gut, denn er glaubte, er hätte sonst nicht die Fassung gefunden, sein Gedicht zu schreiben.

„Adonais" wurde unter der Aufsicht des Dichters gedruckt, um die Druckfehler zu vermeiden, die die Dunkelheit des „Prometheus" erhöht hatten, und war im Juli bereits aus der Presse.

Shelley selbst nennt „Adonais" wiederholt ein sorgfältig ausgearbeitetes Kunstwerk. Die Spenser'schen Stanzen, in denen es geschrieben ist, sind die vollendetsten des Dichters und an sich mustergiltig. Doch verdankt „Adonais" Spenser noch mehr als die äußere Form. Die Klage um die edle Jungfrau Dido in „The Shepherd's Calender" (November) schwebte Shelley in maßgebender Weise bei seiner Dichtung vor.

Auf den Namen „Adonais" wurde er durch die Elegie des Bion auf den Tod des Adonis und durch Keats selbst geführt, der im zweiten Gesange seines „Endymion", den Helden in einem Myrtengebüsche im Innern der Erde den scheinbar toten Adonis finden läßt. Eroten umgeben ihn; die Liebe der Venus belebt ihn jeden Frühling auf's neue durch einen langen Kuß. Endymion wird Zeuge der Wiedererweckung des Adonis, und die Göttin empfiehlt ihn selbst der Gunst eines Eroten. Der Vergleich des frühverstorbenen Jünglings Adonis, der einem wilden Ungeheuer

zum Raube fiel und durch die Macht der Göttin unsterblich fortlebte, mit dem Dichter, der ihn besungen, lag nahe. Auffallend ist die Veränderung von Adonis in Adonais. Aphrodite hatte von Adonis den Beinamen Ἀδωναία. Im Hebräischen wurde für Gott Adonai (plur. majest. Domini mei) gesagt. Bei Shelley's großer אדני Belesenheit, die sich in letzter Zeit durch Medwin auch auf orientalische Litteratur ausgedehnt hatte, ist eine hebräische Quelle des Namens keineswegs ausgeschlossen. Durch das Hinüberspielen des Jünglings Adonis in die Göttin Adonaia oder den Herrn der Heerscharen Adonai war auch schon der Standpunkt gegenüber dem Helden der Dichtung gegeben. Kein individueller Mensch, nicht Keats, noch irgend ein Staubgeborner, sondern ein typisch gehaltenes, verklärtes, vergöttertes Idealbild war gemeint.

Nach der asiatischen Auffassung der ursprünglich syrischen Mythe bezeichnet Adonis das Leben der Natur, das im Frühling erwacht und im Herbste stirbt, um im nächsten Lenze wieder zu erwachen. Der sterbende und wieder auflebende Gott, ursprünglich ein Bild der untergehenden und wieder aufleuchtenden Sonne, der welkenden und wieder aufkeimenden Natur, wird schließlich zum Symbol der Regeneration des Geistes, die sich durch die Bewältigung des Irdischen im Menschen vollzieht. Hieran knüpft Shelley seine Dichtung; und indem er aus Adonis Adonais macht und den Namen der Gottheit auf seinen Helden überträgt, deutet er gleichsam an, daß dieser nichts mehr mit dem sterblichen Menschen zu thun hat, der den Namen Keats trug. Das Göttliche und Unsterbliche in ihm, seine Seele, der Inbegriff seines Wesens und seines Geistes allein ist Adonais. Also wieder eine Art Epipsychidion.

Schon die Wahl des Namens spricht für ein bewußtes Zurückgehen auf klassische Vorbilder. Bion war einer von Shelley's Lieblingsdichtern. Er hat von Spenser bis Wordsworth Einfluß auf die englische Litteratur ausgeübt [1]) und stand jener freundschaftsbegeisterten Zeit besonders nahe. Southey und Lovell gaben 1794 unter den Namen Moschos und Bion einen Band Gedichte heraus. In der Alastor-Zeit hatte Shelley sich mit Uebersetzungen aus Bion und Moschos beschäftigt, vielleicht im Wettstreit mit den Freunden, von denen Leigh Hunt 1818 eine Uebersetzung der Elegie

[1]) Siehe Anmerkung auf S. 524 und 525.

des Moschos auf den Tod des Bion veröffentlichte. Shelley übertrug nebst einem Fragmente von 13 Versen aus dieser Elegie und dem mit „Alastor" veröffentlichten Gedichte, noch „Pan, Echo und der Satyr" von Moschos und ein Bruchstück von Bion's Elegie auf den Tod des Adonis. Im ersten Teile des „Adonais" ist eine Anlehnung an Bion nicht zu verkennen. Manche Stellen stimmen wörtlich mit Shelleys fragmentarischer Uebersetzung der Elegie auf Adonis überein.

Auch in „Adonais" unterscheiden sich wie im „Epipsychidion" zwanglos drei Teile. Der erste, (St. 1—37) ist der Klage um Adonais

[1]) Elegie des Bion. (Sh'.s Uebersetzung.)	Sidney. (Dirge.)	Spenser. (Sheph's Cal.)	Milton.(Lycidas.)
V. 1. I mourn Adonis dead	Weep, neighbours, weep, do you not hear it said,	For dead is Dido, dead, helas! and drowned!	For Lycidas is dead, dead, ere his prime.
2. Dead, dead Adonis.	That love is dead —		
3. Sleep no more, Venus,		Up then, Melpomene! The mournful Muse of nine —	Begin then sisters of the sacred well,
5. t'is Misery calls.			
13. A deep, deep wound, Adonis —			
14. A deeper Venus bears within her heart.			
39. Stay Adonis! Stay dearest One — Wake yet a while, Adonis — o, but once — That I may kiss thee now for the last time.	Alas! I lie; rage has this error bred; Love is not dead, Love is not dead, but sleepeth In her unmatched mind.		Weep no more, woeful shepherds, weep no more, For Lycidas, your sorrow, is not dead.

gewidmet. Der Dichter fordert die Stunde, in der Adonais starb, zu ewiger Trauer auf und heißt sie ihre Schwestern zu gleicher Klage erwecken; ähnlich wie er in der „Totenklage für das Jahr" (1. Januar 1821)[1]) die Stunden klagen heißt um das tote Jahr; auch hier läßt er die Wendung nicht außer Acht: klaget und lächelt, denn es liegt nur im Schlafe und wird mit neuer Liebe im Blicke erstehen.

Venus, bei Bion die Mutter des Adonis, bei Keats seine Geliebte, wird bei Shelley zur Urania. In Adonais selbst kommt

Pope (Winter, a Pastoral)	Prior. (The Turtle and the Sparrow.)	Adonais.
Ye gentle Muses, leave your crystal Spring, Let nymphs and sylvans cypress garlands bring: Ye weeping Loves, the stream with myrtle hide, And break your bows as when Adonis died; And with your golden darts, now useless grown, Inscribe a verse on this relenting stone.	I cried, Columbo and Adonis died. Weep all ye streams, ye mountains groan, I mourn Columbo, dead and gone.	St. 1. I weep for Adonais, 2. O weep for Adonais. St. 22. Wake thou, cried Misery St., 22. — — slake in thy hearts core A wound more fierce than his with tears and sighs. St. 22. Stay yet a while! Kiss me so long but as a Kiss may live. St. 11. One from a lucid urn of stary dew Washed his light limbs as if enbalming them; Another clipt her profuse locks and threw The wreath upon him, like an anadem, Which frozen tears instead of pearls begem; Another in her wilful grief would break Her bow and wingèd reeds, etc. St. 31. Peace, peace, he is not dead, he does not sleep!

[1]) „Orphan Hours, the year is dead", komponiert von Arnold 1859.

Keats' Persönlichkeit nicht mehr in Betracht als die der Emilia in „Epipsychidion". Shelley's Gedichte sind zwar alle im Goethe'schen Sinne Gelegenheitsgedichte, aber der wahre Quell seiner Poesie strömt aus seinem innersten Wesen und hat wenig mit der Außenwelt zu thun. Wäre Keats, wie er leibte und lebte, Adonais, so paßte eher Venus als Urania für seine Mutter. Die Liebe als weltbewegende, hehre Macht, wie Shelley sie darstellte, war Keats fremd. Er sagte, daß er im Großen und Ganzen die Menschheit nicht liebe. Den Frauen gegenüber hatte er eine überspannte sensuelle Empfindung; was ihn erfüllte, war mehr Verliebtheit als Liebe. Er selbst gesteht, daß er in Frauengesellschaft schlechter werde; sie erscheinen ihm wie Kinder, denen er lieber eine verzuckerte Pflaume giebt als seine Zeit, und in seinen Büchern verweigert er ihnen eine dominierende Stellung und setzt sie in eine Reihe mit Rosen und Zuckerwerk. Und doch nimmt die Liebe gegen seinen Willen einen breiten Raum in seinem Leben und seiner Dichtung ein. Er stellt sie dar glühend und sinnlich. Sein Endymion liebt wie ein Tannhäuser. Im „Basilikum" schildert Keats in künstlerisch gerundeter Form die treue, reine Liebe von Boccaccio's Lorenzo und Isabella; im „St. Agnes-Abend" behandelt er ein heikles Liebesmotiv mit anmutiger Grazie. Der Hauptinhalt seiner Werke ist immer Liebe oder Naturschilderung, beides ohne Beimengung eines politischen, ethischen oder methaphysischen Interesses. „Nichts ergreift mich über den Augenblick hinaus", schreibt er 1817. „Die untergehende Sonne wird mich immer wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber wenn ein Sperling vor mein Fenster kommt, nehme ich teil an seinem Leben und suche im Kies umher."

Die großen, menschenerziehenden, befreienden Ziele der Dichtung sind Keats fremd. Er selbst schildert die Poesie einmal als eine Macht, die, halb schlummernd, auf den rechten Arm gestützt, ihre großen Endzwecke darin sieht, allen Menschen eine Freundin zu sein, die Sorge zu lindern, die Gedanken zu erheben.

„Als Dichterkönig werde dem der Preis,
Der Herzerfreundstes zu erzählen weiß."

Charakteristisch für Keats ist auch der berühmte Eingangsvers des „Endymion":

„Schönheit bedeutet ewige Freude."

Für Shelley bedeutet sie ewige Liebe, Wahrheit, Tugend.

Von „Hyperion" behauptete Shelley, es könne sich mit allem messen, was jemals ein Dichter in Keats' Alter hervorgebracht. In der Schilderung der gestürzten Titanen, die den Fall ihres Geschlechtes betrauern und sich gegen die angemaßte Herrschaft der Götter erheben, hatte er in der That einen Milton'schen Anlauf genommen. Aber „Hyperion" blieb Fragment. Nicht, weil die „Quarterly Review" Keats' Schaffensfreudigkeit untergrub, wie Shelley meinte, sondern weil er die Kraft zur Fortsetzung nicht in sich fand. Er selbst sagt von sich in dem Jahre, als er den „Hyperion" schrieb (1818): „Ich habe einige Zeit zwischen einem außerordentlichen Sinne für das Ueppige und der Liebe zur Philosophie geschwankt. Wäre ich für jenen bestimmt, ich wäre froh gewesen, doch da ich es nicht bin, werde ich meine Seele ganz der letzteren zuwenden." Die Philosophie ist ihm nur eine Lückenbüßerin. 1819 ruft er aus: „O, lieber ein Leben von Empfindungen als von Gedanken!" Aber es waren keine erhabenen, großen Empfindungen, die ihn bewegten.

Liberal gesinnt und doch teilnahmslos für die politischen und religiösen Kämpfe seiner Zeit, mit schärfster Wahrnehmung begabt und doch ohne Betrachtung und Reflexion, selbstlos, aber mißtrauisch, ehrgeizig, aber ohne die festen Nerven, die den Mann und Künstler machen, war Keats in vielen wesentlichen Punkten so völlig Shelley's Widerspiel, daß er ihm im Leben wohl niemals näher getreten wäre. Nun im Tode verklärt sich ihm seine Gestalt zu Adonais, dem Jüngsten, dem Lieblinge Urania's, dem Pflegling ihrer trüben Witwenzeit, ihrer besten und liebsten Hoffnung. Wie Bion die Venus, so heißt Shelley Urania klagen, die in ihrem Paradiese schlief, während Adonais erschlagen ward, und wie jene jammert sie an seiner Bahre. Alles, was sie ist, gäbe sie gern hin, um wie er zu sein. Doch fesselt sie die Zeit, sie kann ihr nicht entfliehen.

Bei Bion schwindet die Schönheit Cytherea's bei dem Tode des Adonis; bei Shelley ist die Macht der Urania größer als die des Todes. Er errötet vor ihr, und für einen Augenblick kehrt die Farbe des Lebens auf die Wangen des toten Lieblings zurück.

Adonis starb auf der Eberjagd[1]); Adonais hat sich tollkühn in

[1]) Bion, V. 60 (Deutsch von Manso).

„O, sprich, wie durftest du jagen,
Du, so reizend, zum Kampf mit dem Wilde verwegen dich rüsten".

die Höhle des Drachen gewagt, der, von manchen als der Tod gedeutet, unfehlbar die Kritik versinnbildlicht, die Keats herausgefordert. Urania klagt:

„Warum, mein Kind, hast von des Menschen Pfad
Schön, wie du warst, du dich so früh gewandt?
Warum bist jenem Drachen du genaht
Mit kühnem Herzen, aber schwacher Hand?
Wo blieben, da mein Liebling wehrlos stand,
Der Weisheit lichter Schild, des Zornes Speere?
Hätt'st du geharrt, bis im Zenith sich fand
Dein Geist, mit Licht erfüllend seine Sphäre,
Des Lebens Ungeheuer flohen vor dir ins Leere."

Wie um Adonis, den Jäger, seine Hunde, so trauern um den Dichter Adonais seine Träume, „die leidenschaftbeschwingten Diener des Gedankens." Sie sind Genien, die eine Art Totenritus vollbringen, wie die Eroten für den Adonis[1]). Einer nimmt sein kaltes Haupt zwischen die bebenden Hände und fächelt ihm mit den Mondscheinflügeln; ein anderer wäscht seine Glieder mit Thau, ein dritter schneidet die Locken ab und weiht sie ihm wie einen Kranz, ein vierter entfacht einen Glanz auf seinem Munde, aus dem er sonst Lebenshauch sog.

Wie die Berg- und Waldnymphen an die Bahre des Adonis kommen, so an die des Adonais die Nebelgestalten des Wunsches und der Anbetung, der Ueberredung und des Schicksals, der Freude und des Leides; alles, was Adonais geliebt und in Gedanken gebracht, Gestalten, Luft- und Klanggebilde, alles betrauert ihn.

Um Adonis klagt das Echo, klagen Bäume und Berge, deren Wasser der Lenz in Thränen verwandelt, und die Blumen welken vor Gram. Um Adonais trauert der Morgen und der Ozean; das Echo sitzt in den stummen Bergen und nährt seinen Gram, indem es der Lieder des verblichenen Sängers denkt. Der junge Lenz

[1]) Vergl. Bion, V. 80.
„Amors drängen um ihn sich herum und stöhnen und weinen,
Gehn mit beschorenem Haupt und zerbrechen dieser den Bogen,
Jener die Pfeile, den pfeilgefüllten Becher ein dritter;
Einige lösen das Band der Sohlen, andere schöpfen
Wasser in Schalen von Gold; der badet die Hüften, und jener,
Rückwärts blickend, erfrischt Adonis mit kühlenden Flügeln."

schleudert seine Knospen in wildem Grame von sich. Die Nachtigall klagt um Adonais, „seines Geistes Schwester"; und aus dem Gebirge kommen die Hirten mit welken Kränzen und zerrissenen Magiermänteln.

Aehnlich hatte auch Spenser in der Klage um Dido die Hirten und ihre Töchter zur Trauer aufgefordert. Bei ihm klagen die Tiere und Vögel des Waldes; die Herden nehmen keine Nahrung; die Wassernymphen bringen Cypressenzweige statt ihrer üblichen Blumengewinde, die Musen bittern Hollunder, statt des Lorbeers.

In der von Shelley übersetzten Elegie des Moschos auf Bion's Tod klagen die zeitgenössischen Idyllendichter um den Abgeschiedenen. Shelley verschmilzt beides, indem er die Dichter der Gegenwart als Hirten um Adonais trauern läßt. So führt er Byron, Moore und sich selbst ein.

„Es kam der Pilger der Unsterblichkeit,
Er, dessen Haupt im Leben Ruhm umwand,
Ein frühes Denkmal, aber von Bestand.
Er hüllt die Blitze seines Sangs in Gram.
Den Sänger seines schwersten Unrechts sandt'
Erin, und Liebe lehret wundersam
Den Schmerz, daß Wohllaut süß von seinen Lippen kam.

XXXI

Und einer naht, der, schmächtig von Gestalt,
Allein, ein Schemen unter Menschen war,
Wie eine Wolke, wenn der Sturm verhallt,
Der ihre Totenglocke. Auf der Flur
Schaut er die nackte Schönheit der Natur,
Aktäon gleich. Nun floh entsetzt in's Weite
Sein schwanker Fuß; und rasch ihm auf der Spur
Verfolgten die Gedanken, eine Meute,
Ihn, der ihr Vater ist und nun auch ihre Beute.

XXXII

Ein Geist, gleichwie ein Panther schnell und schön,
Wie eine Kraft, die Schwachheit rings umflicht,
Wie Liebe in Verzweiflung; ach, vergehn
Macht scheinbar ihn der Stunde Schwergewicht;
Ein Regenschauer, ein ersterbend Licht,
Wie eine Woge ist er, die sich bricht —
Brach sie, indeß wir eben sprechen, nicht?
Auf welke Blumen lacht das Sonnenlicht,
Von Leben glühet noch ein sterbend Angesicht.

Ein matter Veilchenkranz sein Haupt umgab,
Pansies, gesprenkelt, weiß und dunkelblau,
Ein Pinienzapfen krönte seinen Stab,
Und Epheu schlang sich um des Schaftes Grau,
Von dem noch rieselnd troff der Mittagstau,
Und wie der Puls die Hand, die hoch ihn hält,
Erschüttert, schwankt er, der zu schwer, zu rauh.
Der Letzte kam er, abseits, ungesellt,
Ein Reh, das einsam von dem Pfeil des Jägers fällt.

Durch Thränen lächelnd, standen sie vereint.
Die Edlen wußten wohl, wer im Geschick
Des anderen das eigene Los beweint',
Als fremden Tons er neues Mißgeschick
Besang. Ihn prüfet nun Urania's Blick.
Wer bist du? sprach sie; ihre Augen tauen.
Doch er schob schweigend seinen Kranz zurück;
Gebrandmarkt, blutig waren seine Brauen,
Wie Christi oder Kains anzuschauen."

Einer der Trauernden beugt sich verhüllten Antlitzes über das Totenbett in stummem Schmerze, wie ein steinernes Bild. Er ist es, der mildeste der Weisen, der den Abgeschiedenen belehrt, geliebt, geschätzt und seine Leiden gelindert hat: Leigh Hunt, in dessen Hause Keats eine Zuflucht fand. Severn, der treueste und aufopferndste unter Keats' Freunden, fehlt unter der Schar derer, die ihn betrauern, weil „Adonais" geschrieben wurde, bevor Shelley über die näheren Umstände von Keats' Tode unterrichtet war. Diese Versäumnis holt er in der Vorrede nach. Hier wünscht er, der Geist seines berühmten Freundes möge die Schöpfungen von Severns Pinsel beleben und seinen Namen vor der Vergessenheit bewahren.

Auch die folgende Strophe, Adonais habe Gift getrunken, mit dem ein Mörder ihm den Becher der Jugend gefüllt, hat ihr Analogon bei Moschos. Bion starb durch Gift auf Anstiften eines mächtigen Feindes. Diese Stelle der Totenklage des Moschos wählt Shelley zugleich als Motto des „Adonais":

„Gifttrank reichte man dir, und du schmecktest, Bion, den Gifttrank,
Konnt' er dir, ohne dich stracks zu vernichten, die Lippen berühren?
Welcher Gefühllose bot dir den Becher oder befahl, ihn
Dir zu mischen? Gesang und Musen haßte der Unmensch!" [1])

[1]) Deutsch von Manso.

Der zweite Teil des Gedichtes, der nur vier Strophen (Str. 36—39) umfaßt, ist ein Ausfall gegen die Urheber jenes Artikels, der, wie Byron spöttisch sagte, Keats auslöschte. Daß es sich thatsächlich anders verhielt, daß Keats an keiner Kritik, sondern an der Schwindsucht starb, und daß diese, nicht die Kränkung über ein tadelndes Urteil, seine Schaffenskraft untergrub, ist seitdem genügend dargethan worden. Keats besaß ein ausgeprägtes und berechtigtes Selbstgefühl; sein Selbstvertrauen konnte keine boshafte Kritik entwurzeln. In Wahrheit hatte er weniger die Beleidigung, die ihm widerfahren, als die ihm zugefügte Ungerechtigkeit empfunden. Seinem Bruder George schreibt er: „Ich glaube, ich werde nach meinem Tode unter den englischen Dichtern fortleben. Selbst was das Interesse des Augenblickes anbelangt, hat der Versuch in der „Quarterly", mich zu vernichten, die Aufmerksamkeit nur in erhöhtem Maße auf mich gelenkt." Zu alledem wurde die gehässige Kritik der „Quarterly" (September 1818) durch eine günstige der „Edinburgh Review" (August 1820) wettgemacht. Keats neigte eher zum Stolze als zur Demut. Wenn die Kritik überhaupt einen Einfluß auf ihn ausübte, so mochte sie ihn möglicherweise verbittern, aber sicherlich nicht entmutigen. Im März 1818 verwarf Reynolds eine Vorrede zum „Endymion", in der der junge Dichter sagte: „Ich habe sowohl mir zu Gefallen geschrieben, als in der Hoffnung, anderen zu gefallen und aus Ruhmesliebe. Ich habe nicht die entfernteste Demut vor dem Publikum oder vor irgend etwas außer dem ewigen Wesen, dem Prinzipe der Schönheit und der Erinnerung an große Menschen". Er erklärt das Publikum von vornherein für einen Feind, den er geringschätzt und haßt. Und an seinen Verleger Hessey schreibt er nach dem Erscheinen der vielbesprochenen Kritiken (9. Oktober 1818): „Ich fange an, meine eigene Kraft und Schwäche ein wenig kennen zu lernen. Lob oder Tadel macht nur einen momentanen Eindruck auf den Mann, dessen Liebe zur abstrakten Schönheit ihn zu einem strengen Beurteiler seiner eigenen Werke macht. Mein eigenes Urteil hat mir unvergleichlich mehr Leid verursacht, als „Blackwood" und „Quarterly" es vermöchten, und ebenso kann kein Freundeslob mich so beglücken wie das Gefühl, daß ich Recht habe. — Der Genius der Poesie muß seine Rettung im Menschen selbst vollbringen. Er kann nicht durch Gesetz und Vorschrift zur Reife gebracht werden, sondern durch Empfindung und Wachsamkeit.

Das Schöpferische muß sich selbst erschaffen. — Ich habe mich nie vor einem Mißerfolge gefürchtet, denn ich will lieber keinen Erfolg haben, als nicht unter den Größten sein." Die tiefe Entmutigung, die sich seiner vor seinem Tode bemächtigte, war eine Folge schwerer Leiden, die seine Lebenskraft gebrochen hatten. Er ruft aus: „Wenn jemals ein Mensch ohne die Fähigkeit zu hoffen geboren ward, so bin ich es!" Er verfaßt seine Grabschrift: „Hier liegt einer, dessen Name in Wasser geschrieben war!" Und Shelley knüpft hieran die schönen Verse: „An Keats", in denen es heißt: Doch ehe noch der Wind einherstrich, der den Namen verlöschen konnte, flog der Tod reuig über seinen grausamen Mord, flog der Unsterblichkeit bringende Winter über das Wasser, und der Strom der Zeit ward zur krystallenen Schriftrolle, darauf der Name „Adonais" eingegraben war.

Aber wie immer es sich in Wahrheit mit der Veranlassung zu Keats' Tode verhalten mochte, Shelley ergriff das falsche Gerücht mit überzeugter und zornglühender Seele. Es entsprach seiner eigenen Meinung von dem Schergenamte der Kritik, und der Bannstrahl, den er gegen Keats' Kritiker schleudert, ist auch ein Wort pro domo, das er, wie die Notizen zu einer nicht geschriebenen Vorrede beweisen, in dieser noch schärfer zu betonen dachte.

„Der Fluch des Kain treffe dessen Haupt,
Der grimm durchbohrend deine Brust gefaßt,
Und draus die Engelseele trieb, die dort zu Gast."

Die 37. Stanze ist gegen den Kritiker der „Quarterly" gerichtet [1]):

Du lebe, dessen Schmach dein Ruhm nicht ist,
Und fürchte keine Züchtigung von mir;
Der, unbeachtet, du der Flecken bist
Auf ewigem Ruhm! Klar lieg' dein Selbst vor dir!
Sei frei, daß du dein Gift in wilder Gier
Verspritzest, wenn es überfließt! Gehetzt
Von Reu und Selbstverachtung für und für,
Sei dir der Schande Brandmal auf die Stirn gesetzt,
Und, ein geschlagener Hund, erbebe, so wie jetzt."

Der kurze polemische Absatz leitet zu dem 24 Stanzen umfassenden dritten Teile des Gedichtes, dem eigentlichen „Adonais", der Apotheose des Dichters. Auch Spenser hatte in der Klage um

[1]) Nicht Gifford, der witzige Satyriker, sondern ein Mr. Croker.

Dido einen zweiten Teil als Gegensatz des ersten angefügt, einen Triumph des Lebens, der die Klage des Todes vernichtet, aber hier darf füglich von keinem Vorbilde mehr gesprochen werden. Shelley schwebt mit mächtigen Schwingen auf eigensten Bahnen empor:

„Still, still, er ist nicht tot, er schläft auch nicht!
Vom Traum des Lebens ist er nun erwacht" —

Das ist das gewaltige Thema des Finales, das, schon früher angeschlagen und wieder fallen gelassen, nun wie ein mächtiger Chor überwältigend einherbraust und, in allen Tonarten variiert, zu überirdischem Jubel anschwillt.

Weh mir! klagte der Dichter im ersten Teile; der Winter kommt und geht, der Gram aber kehrt mit dem neuen Jahre. Die Welt ersteht auf's neue in Schönheit und Freude; von diesem Geiste berührt, wird der ekle Leichnam zu holden Blüten und Düften. Nichts, das wir kennen, stirbt. Soll allein das Erkennende selbst untergehen? Wo sind wir? Warum sind wir? Schauspieler oder Zuschauer welcher Bühne? Adonais wird nie mehr erwachen, nimmermehr!

Allgemach wird seine Klage zu stiller Resignation.

(St. 38.) „O, weinet nicht, daß eure Freude nun
Entfloh den Geiern, die hinieden schrein!
Er wacht, er schläft nun, wo die Toten ruhn;
Du kannst, wo er nun weilet, nimmer sein.
Den Staub zum Staube! Doch der Geist vereine
Dem Lichtquell sich, aus welchem er einst brach,
Ein Teil des Ewigen, Zeit und Wechsel rein
Durchflutend." [1])

Im dritten Teile wird die Resignation zum Triumphe. Adonais ist nicht tot. Unsere Sinne täuschen uns. Shelley wiederholt, was

[1]) Vergl. Shepherd's Calender:
„She has the bounds broke of eternal night,
Her soul unbodied of the burdenous corpse;
Why then weepes Lobbin so without remorse?
O Lobb! Thy loss no longer lament,
Dido is dead, but into Heaven bent."

Der Refrain: „O heavy herse, o careful verse", verändert sich nun in: „O happy herse, o joyful verse."

er schon in der „Sinnpflanze“ gesagt hatte: wir sind's, die wie Leichen in der Gruft vermodern.

„Er schwebte aus der Nacht, die uns umhüllt,
Verleumdung, Zorn und Haß und Neid und Pein,
Die Unrast, welche uns als Wonne gilt,
Berührt ihn nicht, kann ihm nicht länger dräun;
Vom Makel dieser Welt ist er nun rein.
— — — — — — — — — —
Er lebt, er wacht! Nicht er, der Tod ist tot!“ [1])

Schon in „Königin Mab“ heißt es:

„Der Tod ist eine schaurig dunkle Pforte,
Die zu azurnen Inseln führt und lichten Himmeln
Und seligen Regionen ewiger Hoffnung.
Darum fürchte, Geist, die Hand des Todes nicht,
Die so willkommen, wenn Tyrannen schalten,
Die so willkommen, wenn des Gläubigen Höllenfackel glüht;
Er ist die Reise einer dunkeln Stunde nur,
Im aufgescheuchten Schlaf der Traum vom Abgrund,
Der Tod ist nicht der Tugend Feind.“

In den „Euganeischen Hügeln“ spricht Shelley vom Hafen des Todes, dem Orte, der uns Gewißheit und Aufklärung geben wird über die Zweifel, die uns über das Jenseits peinigen. Aber es scheint ihm immerhin fraglich, ob unsere Hoffnung und mit ihr alles, worauf wir im Leben bauten, nicht zu Schanden wird.

„Und wenn dort kein Herz ihn grüßt,
Das von Liebe überfließt,
Kein Freund ihn in die Arme schließt,
Kann er wohl vor jenem Tag,
Wo er hin auch wandern mag,
Träumen, daß in Lieb' und Treu
Zuflucht ihm beschieden sei?“

[1]) Vergl. Edw. Young, Night Thoughts, Night I:
„They live! They greatly live a life on earth
Unkindled, unconceiv'd; and from an eye
Of tenderness let heavenly pity fall
On me, more justly number'd with the dead.
This is the desert, this the solitude:
How populous, how vital, is the grave!“

In dem Gedichte „Die beiden Geister“ (The two Spirits) (1820) halten das Leben und der Tod mit einander Zwiesprach und zwar so, daß der erste Geist, das irdische Leben, eigentlich den Tod bedeutet. Er mahnt die Seele, die von mächtiger Sehnsucht beschwingt, über die Erde emporschweben möchte, an die kommende Nacht, den Schatten und die Stürme des Dunkels. Er hemmt den Flug der Seele. Der zweite Geist aber, der Tod genannt, ist das eigentliche Leben, dem oben die ewigen Sterne strahlen, das die Schatten der Nacht durchbricht, und in dessen Herzen die Leuchte der Liebe glüht.

In klaren Nächten, wenn der Tau des Todes auf dem Sumpfe ruht, vernimmt der Wanderer ein süßes Flüstern; silberne Gestalten, die seiner Jugendliebe gleichen, schweben vorüber, und wenn er erwacht auf dem feuchten Grase, ist die Nacht zum Tage geworden.

So heißt der Dichter nun auch in „Adonais“ alle, die er früher zur Klage aufgefordert, dem Grame entsagen, denn Adonais lebe.

In einem Fragmente an sein Söhnchen William hatte er gefragt:

„Wo weilest du, mein holdes Kind?
Laß mich denken, daß dein Geist
Die Liebe lebendiger Kräuter nährt,
Daß sein Leben, sanft und lind,
Nun im Grün der Blätter kreist
Auf diesen Gräbern und Ruinen;
Daß ein Teil von dir noch schwebt
In Gras und Blumen, sonnbeschienen,
Im Duft und ihrer Farbe lebt.“

Was damals schüchterne Hoffnung war, ist ihm nun zur jubelnden Gewißheit geworden. Von Adonais sagt er:

„Er ist nun eins mit der Natur; es klingt
Sein Ton, in jedem Laut geoffenbart,
Wenn Donner grollen, wenn der Vogel singt,
Im Dunkel fühlt man seine Gegenwart,
Im Licht, in jeder Gras- und Steinesart,
Allüberall, wo jene Macht sich regt,
Zu der er nun emporgehoben ward,
Die diese Welt in Liebe fortbewegt,
Sie, nimmer müd, in Glut entfacht und stützend trägt.

Er ist ein Teil der Lieblichkeit, die er
Einst lieblicher gemacht; er schafft dem Geist
Vereint, der durch das dunkle Weltall her,
Den Wesen ihre Form verleihend, kreist.“ [1])

Rossetti sagt treffend: „Shelley fand es schwer, zu begreifen, daß der Mensch sterblich, und ebenso schwer, wahrzunehmen, daß er unsterblich sei.“ Aber was der grübelnde Gedanke anzweifelt, das erfaßt mit blitzesschneller Sicherheit das begeisterte Gefühl. Die Seele des Dichters schaut im Bilde die Unsterblichkeit, die sein Verstand sich nicht vorzustellen vermag; sie sieht den Himmel offen und Adonais, aufgenommen in die Schar der edlen, jung verstorbenen Dichter, Chatterton, Sidney, „im Leben und im Lieben makellos“, und all der anderen[2]). Der Tod ist zum Märchen, zum Trugbilde geworden.

„Es bleicht am Zeitenhimmel wohl ein Licht,
Doch lösch't's nicht aus; es steigt, wie Sterne gleiten;
Der Tod ist eine niedre Nebelschicht,
Das Leuchtendste bleibt unverhüllt im Weiten.
Und während die Gedanken aufwärts leiten
Ein junges Herz aus diesem Erdenkreise,
Da Lieb' und Leben um sein Schicksal streiten,
So leben dort die Toten still und weise,
Wie klare Lüfte ob dem Sturme lind und leise.“

[1]) Vergl. Spenser, Shepherd's Calender:

„That substance is eterne and bideth so:
No when the life decayes and form does fade
Does it consume and into nothing go,
But changed is and often altered to and fro.
The substance is not changed nor altered,
But th'only forme and outward fashion.“

In der „Feenkönigin“ (VII, 7, 58) fällt die Natur ihren Richterspruch gegen die Alteration (Veränderung).

„I well consider all what ye have said
And find that all things steadfastness do hate
And changed be; yet being rightly wayed,
They are not changed from their first estate,
But by their change their being do dilate,
And turning to themselves at length again,
Do work their own perfection so by fate:
Then over them Change does not rule and reign
But they reign over Change and do their states maintain.“

[2]) In „The Ruines of Time,“ die auf Sidney's Tod gedichtet sind, preist Spenser den jung verstorbenen Dichter glücklich, der nun mit Orpheus und Linos und anderen großen Sängern in Elysium lustwandle.

Mit einer Anspielung auf Plato's Vierzeile „ἀστήρ πρίν μέν ἔλαμπες ἐνί ζωοῖσιν ἑῷος“ [1]), die Shelley „Adonais“ als Motto vorangestellt, wird Adonais als Beherrscher des Abendsternes unter die Toten versetzt. Wer nun noch um ihn klagte, wäre ein verzückter Thor. Erkenne dich und ihn! ruft der Dichter. Die ganze Erde umfasse dein glühendes Herz, deines Geistes Licht erfülle das leere Weltall; du selbst schwinde zu einem Punkte in unserer Zeit und sei leichten Herzens, auf daß du nicht sinkest, wenn eine Hoffnung nach der anderen dich zum Abgrund trägt. Geh hin nach Rom, das nicht Adonais' Grab, nein, nur das Grab unserer Freude birgt.

Und der Dichter schildert die Stadt, die Paradies und Grab und Stadt und Wüste ist, und den Friedhof an der Pyramide des Cestius, wo so viele junge Leben, und darunter das teure seines Kindes, schlummern und heißt jeglichen vor Thränen und Stürmen Schutz suchen in des Grabes kühlem Schrein.

„Wer fürchtete, was Adonais ist, zu sein?“

„Die Mehrheit flieht, das Eine nur kann bleiben;
Der Himmel strahlt, der Erde Schatten fliehen;
Es kann gedämpft, gleichwie durch bunte Scheiben,
Der Strahl des Ewigen nur durchs Leben ziehen,
Bis es der Tod zertritt. Soll dir erblühen,
Was du gesucht, so stirb! So folge nach,
Wo alles hingeflohen.“

Ihn selbst erfaßt eine Sehnsucht nach dem Tode; er ist des Lebens müde, das ihm nichts mehr zu bieten hat, wo alles, was ihm teuer, ihn zurückstößt oder zu seinem Unheile anzieht. Er möchte hingehen in die herrliche Welt des Lichtes und des Friedens.

„Mein Herz, was zögerst du und schrickst zurück?
Dein Hoffen ging voran; von allem wich
Es hier; nun scheide endlich auch dein Blick.
— — — — — —

[1]) Vergl. Spenser, Shepherd's Calender:
„So here thou livest singing evermore,
And here thou livest, being ever sung
Of us, which living loved thee afore
And now thee worship mongst that blessed throng.“

Der Himmel lacht, der Wind umsäuselt dich —
S'ist Adonais, der ruft: Des Lebens Bann
Entfern' nicht länger, was der Tod vereinen kann.

Das Licht, in dessen Glanz das Weltall lacht,
Die Schönheit, die jedwedes Ding umschwebt,
Der Segen, den des Daseins dunkle Macht
Nicht löscht; die Liebe, die erhaltend webt
Und sich in allem spiegelt, was da lebt,
In Luft und Meer, in Erde, Mensch und Tier,
Bald hell, bald trüb', wie ihr sie wiedergebt,
Die Glut, nach der wir alle lechzen hier —
Sie strahlt herab und nimmt die Sterblichkeit von mir.

Es naht der Hauch mir, dessen Herrlichkeit
Ich anrief im Gesange. Seht ihn jagen,
Den Nachen meines Geists, vom Ufer weit
Und von den Menschen schweben, von den zagen,
Die nie ihr Segel gegen Stürme wagen;
Es stellt sich Erd' und Himmel offen dar!
Ich werde dunkel, machtvoll hingetragen;
Und Adonais' Seele, licht und klar[1])
Gleich einem Sterne, strahlt mir in der Ewigen Schar."

Die drei Teile des „Adonais" entsprechen den drei Teilen des „Epipsychidion". Der erste ist hier wie dort aus der Wirklichkeit gegriffen. „Epipsychidion" feiert die Geliebte, „Adonais" beklagt den Toten. Im zweiten Teil tritt in beiden Dichtungen die Person

[1]) Vergl. Spenser, Shepherds Calender:
„She reigns a Godess now among the Saints,
That whilome was the saint of shepherds eight,
And is installed now in heavens height.
I see thee, blessed soul, I see
Walk in Elysian Fields so free — etc."

Und ferner:
„Unwise and wretched man, to weete what good or ill,
We deem of Death as doom of ill desert;
But knew we, fools, what it us brings, until,
Dy would we daily, once it to expert.
— — — — — —
Make haste ye shepherds, thither to revert.
Dido is gone afore, whose turn shall be the next?"

des Dichters hervor; der dritte steigt vom Konkreten zum Abstrakten empor, von der Seele zur Ueberseele, vom Tode zur Unsterblichkeit. Und wie der Dichter in „Epipsychidion" von der Seele der Geliebten unvermerkt auf seine eigene Seele übergeht, so in „Adonais" von der Unsterblichkeit des Freundes auf seine eigene.

Auf die Abhängigkeit des „Adonais" von „Lycidas", Milton's Totenklage um seinen jungen, gelehrten Freund King, der ertrank, weist Shelley selbst durch das Denkmal hin, das er dem blinden Sänger in der vierten Stanze setzt.

„Er starb,
Der manch unsterblich Lied gezeugt, allein
Und blind, indes das Vaterland verdarb,
Da Sklav' und Freiheitsmörder Ruhm erwarb,
Es höhnend mit manch frecher, blutiger Sitte;
Er ging voll Mut in Todesschlund; er starb;
Doch herrscht sein Geist annoch in unsrer Mitte
Auf Erden, von des Lichtes Söhnen er der dritte."

Auch in der „Verteidigung der Poesie" nennt Shelley neben Homer und Dante Milton als den dritten unter jenen großen Dichtern, die ihr Zeitalter zumeist beeinflußt und aufgeklärt haben.

„Lycidas" ist ein Hirtengedicht, und darauf mögen wohl manche bucolische Wendungen im „Adonais" zurückgehen, z. B. die, daß die Träume des Adonais, die um den Toten klagen, „die Heerde sind, die er an seines Geistes Quell weidete, welcher von Liebe widertönt." Auch in „Lycidas" trauert die Natur um den Abgeschiedenen, und die Nymphen des Cam beweinen ihn. Shelley war sich selbst darüber klar, daß er sich dem Einflusse der großen Geister, die er zeitlebens mit Andacht studiert, nicht entziehen konnte und strebte es wohl auch nicht an. Am 13. Juli 1821 schreibt er an die Gisbornes: „Dichter — und die besten unter ihnen — sind ein sehr chamäleonartiges Geschlecht. Sie nehmen nicht nur die Farbe dessen an, wovon sie sich nähren, sondern selbst die der Blätter, unter denen sie wandeln."

Die „Literary Gazette" vom 8. Dezember 1821 brachte folgende Kritik über „Adonais": „Die Poesie dieses Werkes ist verächtlich, eine bloße Zusammenstellung aufgeblasener Worte, die ohne Ordnung, Harmonie oder Sinn gehäuft sind. Es ist Ausschuß aus dem Collektaneenheft eines Schuljungen, voll von den Gemeinplätzen pastoraler

Poesie; gelbe Blüten, blaue Sterne, lichter Phöbus, rosenfingerige Aurora. Aus solchem Unsinn ist Keats' Elegie zusammengetragen." Es ging Shelley nahe. „Dem Adonais hätte ich Erfolg gewünscht," schreibt er an Gisborne (8. Juni 1822), „weil er ein Liebling von mir ist, und um Keats' Andenken willen, der ein genialer Dichter war, möge die klassische Partei sagen, was sie will".

Aber noch ärgerlicher war es, daß ein Buchhändler Clarke um dieselbe Zeit einen Nachdruck der „Königin Mab" veranstaltete. Sein Jugendwerk war dem Dichter völlig fremd geworden. 1817 hatte er darin noch „ein aufrichtiges, wenngleich mit allen Fehlern einer Jugendarbeit behaftetes Ueberströmen des Herzens und Geistes anerkannt, zu einer Zeit, wo beide am unverdorbensten und reinsten sind". Nun, (den 11. Juni 1821) schreibt er an Ollier: „Ich habe es seit einigen Jahren nicht gesehen, aber, so viel ich mich erinnere, ist es ein häßlicher Plunder, und, wie mir scheint, geeigneter, der Sache, die es befürwortet, zu schaden, als ihr zu nützen."

Für eines war er jedoch dem piratischen Buchhändler dankbar, daß er „zartfühlend genug war, eine thörichte Widmung" an Shelleys verstorbene Frau wegzulassen, die ihm unangenehm gewesen wäre. Er bittet Ollier, die ungesetzliche Veröffentlichung in jeder Weise zu hintertreiben. Aber es war zu spät. Die „Literary Gazette" vom 19. Mai hatte bereits einen langen Aufsatz über „Königin Mab" gebracht. Der Verfasser dieser Kritik erklärte, daß es ihn, nach allem, was er von jenem bösen Feinde der Menschheit gehört, Wunder nehme, nicht auch seine äußere Erscheinung mit Huf und Hörnern und Flammen aus dem Munde gekennzeichnet zu sehen.

Aus Furcht, für einen Renegaten gehalten zu werden, wagte Shelley nicht, seine Jugendarbeit ganz zu verleugnen. Er erklärte im „Examiner": „Ich bin ein abgesagter Feind der religiösen, politischen und häuslichen Bedrückung, und ich bedaure diese Veröffentlichung nicht sowohl aus litterarischer Eitelkeit als aus Furcht, daß sie geeignet ist, die heilige Sache der Freiheit zu schädigen, statt zu fördern.

Haarsträubende Gerüchte waren nun wieder über Shelley in Umlauf. Horace Smith wurde oft zur Rede gestellt, was denn daran wahr sei? Shelley behauptete, darüber zu lachen, aber das Lachen hatte einen bitteren Beigeschmack. Die fortwährenden Schmähungen

entmutigten ihn. Am 19. Juli 1821 schrieb er an die Gisbornes: „Die Entscheidung, ob ich ein Dichter sei oder nicht, ist von der Gegenwart auf die Stunde verschoben, in der unsere Nachkommen sich versammeln werden. Aber der Gerichtshof ist ein sehr strenger, und ich fürchte, sein Ausspruch wird lauten: Schuldig! Tod!"

Aufrichtiger als über den Tadel, der ihn traf, mochte Shelley darüber lachen, daß die Society for Suppression of Vice seinen Bemühungen, „Königin Mab" zu unterdrücken, in wirksamster Weise zu Hilfe kam und ihm so, sicher gegen ihre Absicht, einen Dienst erwies.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mit Byron in Ravenna und Pisa.

Teresa Guiccioli. Byron's Schweizer Plan. Shelley nach Ravenna. „Marino Faliero." — „Don Juan." — Mary's Brief an Mrs. Hoppener. Besuch in Bagna Cavallo. Plan der Zeitschrift. Lebensweise. „Castruccio." — „Hellas." — Nach Pisa. „Die Wunderpflanze." — „Der Zucca." — „Die Flüchtlinge." — „Die Zeit." Uebersetzung des „Theologisch-Politischen Traktates". — „Cain." — „An Byron." — Hunt's Lage. „Carl I." Vorfall in Lucca. Faust-Uebersetzung. Calderon-Uebersetzung. John Trelawny. Erste Begegnung. Dramenfragment: „Die Wunderpflanze". — „Die magnetische Dame zu ihrem Patienten." — „An Jane; Aufforderung, Erinnerung." — Trelawny's Erinnerungen. Der Ariel. Masi-Taaffe. Spannung zwischen Byron und Shelley.

Shelley's Idyll in San Giuliano wurde am 2. August durch einen Brief von Byron unterbrochen, der ihn dringend nach Ravenna einlud, wo er seit längerer Zeit mit Teresa Guiccioli weilte. Er war nunmehr der anerkannte Cavaliere servente der Gräfin, ein von der italienischen Sitte der Zeit zwar toleriertes Verhältnis, das aber doch hinreichend außerhalb der Alltagsregel stand und hinreichend mit Gefahren verknüpft war, um in Byron's Augen interessant zu sein. Er schreibt 1819 an Murray: „Ich kann nicht sagen, wie unser Roman enden wird, aber er war bis jetzt sehr erotisch. Diese Gefahren! Dieses Entkommen! Die Erlebnisse Juan's sind im Vergleiche damit Kinderspiel. Ich habe zu manchen Zeiten alle Tage bessere, außerordentlichere, gefährlichere und vorzüglichere Abenteuer gehabt als dieser."

Die Grafen Gamba, Teresen's Vater und Bruder, waren Anhänger der Carbonari und suchten auch Byron für ihre Partei zu gewinnen. Beide waren aus politischen Gründen aus der Romagna verbannt; die Gräfin, wegen ihrer Trennung von ihrem Gatten mit lebenslänglicher Haft in einem Kloster bedroht, hatte nach Florenz

flüchten müssen, und Byron selbst trug sich mit dem Plane einer baldigen Abreise. Er wollte dem Wunsche Theresen's willfahren und mit ihr in die Schweiz gehen, hatte auch Mrs. Hoppener bereits gebeten, Erkundigungen über ein Schweizer Pensionat für Allegra einzuziehen. Sie sollte nicht allein in Italien zurückbleiben; ja, Byron machte schon Pläne, sie in der Schweiz zu verheiraten. „Wenn ich lebe und sie sich gut benimmt", schrieb er, „will ich alles für sie thun, was ich erübrigen kann, und falls ich sterbe, habe ich ihr 5000 Pfd. vermacht, außerhalb Englands eine hübsche Versorgung für ein natürliches Kind." In demselben Briefe sagt er: „Es ist mir eine Beruhigung, daß Mr. und Mrs. Shelley mir völlig Recht geben, daß ich das Kind zu den Nonnen gebracht. Ich kann sagen, ich habe, seit mir das Kind geschickt wurde, weder Freundlichkeit, noch Sorgfalt, noch Kosten gespart. Die Leute mögen reden, was sie wollen, ich muß mich damit begnügen, in diesem Falle nicht zu verdienen, daß sie schlecht sprechen."

Doch ehe Byron Italien verließ, wollte er Shelley noch einmal sehen; dieser reiste unverzüglich, am 3. August, ab und verbrachte seinen Geburtstag bei Claire in Livorno. Mary, die ihn an diesem Tage mit ihrem Miniaturbilde überraschen wollte, schreibt eine wehmütige Betrachtung in ihr Tagebuch: „Shelley's Geburtstag! Sieben Jahre sind nun dahin! Was für Wandlungen! Was für ein Leben! Wir scheinen nun ruhig; aber wer weiß, welcher Wind — doch ich will nichts Böses wahrsagen; wir hatten dessen genug. Als Shelley nach Italien kam, sagte ich, alles sei gut, wenn es dauere; es ging rascher vorüber als eine italienische Dämmerung. Ich sage nun dasselbe. Möge es ein Polartag sein — aber auch der hat ein Ende."

Es war der letzte Geburtstag, den Shelley erlebte.

Am Abend des 7. August war er in Ravenna. Auf der Reise hatte er einen kleinen Unfall gehabt; der Wagen warf um. Doch lief alles glücklich ab. „Man könnte mich für den Windhund des Schicksals halten", schrieb er an Mary; „je mehr es mich schlägt, um so mehr schmeichle ich ihm." Die ganze Nacht verbrachte er mit Byron im Gespräche über politische, poetische und persönliche Angelegenheiten. „Lord Byron bewohnt prächtige Gemächer im Palaste des Gatten seiner Geliebten, der einer der reichsten Männer Italiens ist", berichtet er an Mary. Tita Falcieri, der Venezianer, ward

ihm als Kammerdiener zugeteilt, ein hübscher Kerl mit einem langen schwarzen Barte; er hatte zwei oder drei Personen erstochen, hatte aber das gutmütigste Aussehen, das Shelley je vorgekommen. Byron selbst schien ihm in jeder Hinsicht zu seinem Vorteile verändert, in seinem poetischen Genie, seinem Temperamente, seinen moralischen Ansichten, in Gesundheit und Behagen. „Lord Byron befindet sich sehr wohl", schreibt er an Mary; „er war sehr erfreut, mich zu sehen. Er hat seine Gesundheit wiedererlangt und führt ein Leben, das dem in Venedig ganz entgegengesetzt ist".

In seiner Verbindung mit der Gräfin erblickte Shelley eine unschätzbare Wohlthat für Byron. „Er lebt in ziemlich glänzenden Verhältnissen, aber ohne die Grenzen seines Einkommens zu überschreiten, das nun ungefähr 4000 Pfd. jährlich beträgt, wovon 100 Pfd. wohlthätigen Zwecken gewidmet sind. Er hatte häßliche Leidenschaften, doch scheint er sie abgelegt zu haben, er wird nun, was er sein soll: ein tugendhafter Mann." Sein Interesse für die politischen Angelegenheiten Italiens, fügt Shelley hinzu, würde Mary entzücken und in Staunen setzen.

Byron las seinem Gaste den „Marino Faliero" vor, vermochte ihn damit aber nicht zu begeistern.

Alfieri und die französischen Tragiker seien Byron's Vorbilder, schreibt Shelley an Hunt: „Dies scheint mir der falsche Weg, aber ein Genie wie Byron ist bestimmt, zu führen und nicht zu folgen."

Völlig in Entzücken geriet Shelley hingegen über die drei Gesänge des „Don Juan", die Byron inzwischen vollendet, den fünften, sechsten und siebenten. In ihrem stofflichen Inhalte glaubte er den „Anastasius" oder die „Memoiren eines Griechen" wieder zu erkennen, das 1819 anonym erschienene und viel besprochene Werk des reichen Amsterdamer Kaufmanns Thomas Hope, „einer sehr gewaltigen und unterhaltenden Novelle, und, wie man sagt, einem treuen Bilde moderner griechischer Zustände". Den fünften Gesang des „Don Juan" (das Idyll mit Haidee) findet Shelley „verblüffend schön". Byron steht ihm hoch über allen Dichtern des Tages. Jedes Wort trägt den Stempel der Unsterblichkeit. „Ich verzweifle daran, mit Lord Byron zu rivalisieren, wenn ich es auch wollte", schreibt er, „und ein anderer, mit dem es sich verlohnte zu rivalisieren, ist nicht da.

Kein Wort ist darin, das der strengste Verfechter der Menschenwürde ausgemerzt wünschen könnte. Er erfüllt in gewissem Grade, was ich ihm lange gepredigt, hervorzubringen: etwas ganz Neues, auf das Zeitalter Bezügliches, und doch überaus Schönes. Es mag Eitelkeit sein, aber ich glaube darin die Spur meiner Ermahnungen zu sehen, er solle etwas noch nicht Dagewesenes schaffen."

Byron spricht seinerseits mit Begeisterung vom „Entfesselten Prometheus", während er „Die Cenci" tadelt und über „Adonais" schweigt, was Shelley als Bescheidenheit deutet, weil er darin erwähnt sei.

Wie aber das Gespräch auf persönliche Verhältnisse kommt, erfährt Shelley zu seiner Bestürzung, daß Paolo und Elise Fuggi die skandalösen Gerüchte, die sie über ihn in Umlauf gesetzt, auch bei den Hoppeners angebracht, und er weiß nun, warum diese vor geraumer Zeit den brieflichen Verkehr mit ihm abgebrochen. Byron beruhigt ihn mit der Versicherung, daß er nichts von dem Gerede geglaubt habe; doch schüttet Shelley sogleich Mary sein Herz aus. „Was die Zeitschriften und die Leute sagen, kümmert mich keinen Deut", sagt er, „aber wenn Menschen, die mich gekannt haben, fähig sind, von mir zu glauben — nicht, daß ich einer so großen Verirrung anheimgefallen, wie das Zusammenleben mit Claire als meiner Geliebten wäre, sondern daß ich ein so unaussprechliches Verbrechen verübt hätte wie das Vernichten oder Verlassen eines Kindes und noch dazu meines Kindes — stelle dir vor, wie ich am Guten verzweifeln muß! Stelle dir vor, wie eine so schwache, empfindliche Natur als die meine länger den Kampf mit der höllischen Gesellschaft dieser Welt bestehen soll!" Er fordert Mary auf, selbst an die Hoppeners zu schreiben und die schändliche Verleumdung Lügen zu strafen. Und Mary kommt seinem Wunsche in einem rührenden Briefe an Mrs. Hoppener nach. Sie ist so tief erregt, daß sie kaum weiß, wie sie die Worte fügen, wie ihre zitternde Hand die Feder halten solle. Sie möchte lieber sterben, als die schmutzigen Anklagen niederschreiben, die man gegen ihren Gatten erhoben. Sie legt Shelley's Brief bei, damit Mrs. Hoppener daraus ersehe, um was es sich handle. Sie dankt Byron für seine gütige Ungläubigkeit.

„Ich schreibe", fährt sie fort, „um ihn, mit dem ich das Glück habe, verbunden zu sein, gegen die bösartigen Verleumdungen zu

verteidigen, ihn, den ich mehr als alle anderen Wesen liebe und schätze. — Sie kannten Shelley, Sie sahen sein Angesicht und konnten den Verleumdungen glauben? Glauben, allein auf das Zeugnis eines Mädchens hin, das Sie verachten? Ich hatte gehofft, daß dies unmöglich sei, daß zwar Fremde den Beschuldigungen jenes Mannes Glauben schenken konnten, aber Niemand, der meinen Mann einen Augenblick gesehen!“ Und weiter: „Daß Sie es glauben konnten! Daß Sie ein so herabgewürdigtes Bild meines geliebten Shelley, des sanftesten, humansten Geschöpfes, im Geiste tragen konnten — es ist schmerzlich, weit schmerzlicher für mich, als Worte auszudrücken vermögen. Brauche ich zu sagen, daß unsere Verbindung eine ungetrübte war? Liebe verursachte unsere erste Unklugheit; durch gegenseitige Achtung, völlige Zuversicht, durch Vertrauen und Neigung gesteigert, hat unsere Liebe, von schweren Unfällen heimgesucht, wie wir waren, — haben wir nicht zwei Kinder verloren? — täglich zugenommen und kennt keine Grenzen.“ Sie schwört bei dem Leben ihres Kindes, daß alle Beschuldigungen falsch seien, bringt Beweise aus ihrem täglichen Leben in Neapel und bittet schließlich Mrs. Hoppener, das Böse gut zu machen, das sie unbesonnener Weise gestiftet, als sie vor Lord Byron Claire, die Mutter seines Kindes, solcher Abscheulichkeiten verdächtigte.

In Wirklichkeit hatte sich Byron gegen die Erzählungen der Fuggis nicht immer ganz so ungläubig verhalten, wie er nun gegen Shelley vorgab. Er hatte sie als eine Art Rechtfertigung für sein feindliches Benehmen gegen Claire nicht ungern gehört. Im März 1821 sagt er in einem Briefe an Mrs. Hppener in Bezug auf Claire's Vorstellungen über die Erziehung in italienischen Klöstern: „Der moralische Teil dieses Briefes klingt gut im Munde der Schreiberin, die nun mit einem Manne und seiner Frau lebt und ein Kind ins Findelhaus gestiftet hat!“

Byron hatte den Hoppeners versprochen, von dem ganzen Klatsche nichts vor Shelley zu erwähnen; Mary's Bitte, ihren Brief an Mrs. Hoppener zu befördern, kam ihm folglich nicht gelegen. Dennoch versprach er, sie zu erfüllen. Aber nach seinem Tode fand sich der Brief unberührt unter seinen Papieren.

Am 14. August besuchte Shelley Allegra in Bagna Cavallo. Er schildert Mary mit einer für Claire berechneten Ausführlichkeit

seinen Ausflug. Allegra war blaß und zart; ein ernster Zug in ihrem Gesichte kontrastierte sonderbar mit ihrer großen Lebhaftigkeit. Sie war sorgfältig gekleidet und stach durch ihre schöne, schlanke Figur und ihre anmutigen Bewegungen unter den anderen Kindern hervor. Sie schien ein Wesen höheren Ranges. Ein goldenes Kettchen und die Süßigkeiten, die Shelley mitgebracht, besiegten ihre anfängliche Scheu. Er lief mit ihr um die Wette durch den großen Garten; sie jagte ihn durch alle Räume des Klosters. Die Nonnen, von denen viele im Bette lagen, versteckten sich so gut es ging. Darauf läutete sie die große Glocke, und die Priorin hatte Mühe, die Bräute Gottes abzuhalten, sich, angekleidet oder nicht, auf das gewohnte Zeichen zu versammeln. Allegra wurde trotzdem nicht gescholten, was Shelley für einen Beweis nahm, daß man sie gut behandelte. Sie sprach, wie sein kleiner Percy, nur italienisch. Ihren Geist fand Shelley vernachlässigt. Einige Gebete wußte sie auswendig und sprach und träumte vom Paradiese und vom Jesus-Kindlein. „Das wird ihr nicht schaden", schließt er seinen Bericht; „und doch, zu denken, daß man ein so holdes Geschöpf bis zu sechzehn Jahren inmitten solchen Unsinns aufwachsen lasse!"

Während Shelley's Aufenthalt in Ravenna änderte Byron seinen Entschluß, sich in der Schweiz niederzulassen, und Shelley, dem „es bestimmt schien, immer thätigen Anteil an den Angelegenheiten der Menschen zu nehmen, denen er sich näherte", mußte in seinem „lahmen Italienisch" an die Gräfin Guiccioli schreiben, um ihre Einwilligung zu einem Aufenthalte in Toscana zu erlangen. Sie erteilte sie mit der Bitte, Shelley möge Ravenna nicht ohne Mylord verlassen.

Nach längerem Schwanken wurde Pisa zur gemeinsamen Winterresidenz bestimmt. Shelley's Plan, wieder eine zeitlang in Florenz zu leben „fiel der Gesellschaft des edlen Lord zum Opfer".

Für Allegra wußte er selbst keinen besseren Aufenthalt als Bagna Cavallo vorzuschlagen. „Sein eigenes Haus ist augenscheinlich ungeeignet", schrieb er, „und obzwar nicht mehr der Schauplatz der venezianischen Exzesse, gänzlich von ausgelassenen männlichen Bedienten erfüllt, die ihr nur Schaden zufügen würden." Zugleich besprach man noch einen Plan für den kommenden Winter. Leigh Hunt wünschte mit seiner Familie nach Italien zu reisen. Er befand

sich, wie immer, in Geldverlegenheit. Shelley hätte Byron's Selbstbiographie gern für den „Examiner“ erworben, aber er scheute sich, etwas für seinen Freund von ihm zu verlangen, und so ging das Manuskript für 2000 Pfund und unter der Bedingung, erst nach Byron's Tode veröffentlicht zu werden, an Murray über. „Lord Byron und ich sind die besten Freunde,“ schreibt Shelley an Mary, „und wäre ich arm oder ein Schriftsteller ohne Anspruch auf eine höhere Stellung als die meine, oder besäße ich eine höhere als die, die mir zukommt, so würden wir in allem als Freunde erscheinen, und ich bäte ihn frei um jede Gefälligkeit. Dies ist nun nicht der Fall. Der Dämon des Mißtrauens und des Stolzes lauert zwischen zwei Personen in unserer Lage und vergiftet die Freiheit unseres Verkehrs.“

Und an Hunt selbst (26. August): „Ich habe von Lord Byron keine Unterstützung zu der Bestreitung Ihrer Reisekosten verlangt, denn es giebt Menschen, von denen wir, wie ausgezeichnet sie auch sein mögen, nie eine Gefälligkeit im weltlichen Sinne des Wortes annehmen möchten, und ich bin für meine Freunde so besorgt wie für mich selbst.“ In Ravenna machte nun Byron selbst den Vorschlag, gemeinsam mit Shelley eine periodische Zeitschrift zu gründen, an der auch Hunt sich beteiligen sollte, und in der sie fortan ihre Werke veröffentlichen wollten. Shelley ging mit Freuden darauf ein, wenngleich mit einem stillen Vorbehalte, den er nur Hunt anvertraute: „Ich bin für den Augenblick nur eine Art Bindemittel zwischen dir und ihm,“ schrieb er Hunt; „nichts könnte mich bestimmen, den Gewinn und noch weniger den geborgten Glanz einer solchen Verbindung zu teilen. Du und er, ihr kämet euch, wenn auch in verschiedener Weise, gleich und brächtet in gleichem Maße, wenn auch auf verschiedene Weise, Erfolg und Ruhm mit. Ich bin nichts und will nichts sein.“

Shelley hofft von Hunt den günstigsten Einfluß auf Byron. „Er hat viele edle und hohe Eigenschaften,“ schreibt er, „aber der Krebsschaden der Aristokratie muß in ihm ausgerottet werden.“ Der leicht entzündliche Hunt war für den neuen Plan Feuer und Flamme. Shelley's Warnung, er solle England nicht verlassen, ehe er seine Existenz in Italien, abgesehen von der neuen Zeitschrift, gesichert, schlug er in den Wind.

Byron's Lebensweise in Ravenna sagte Shelley wenig zu. „Byron steht um zwei Uhr auf", schreibt er an Peacock. „Ich, gegen meine sonstige Gewohnheit, um zwölf Uhr. Nach dem Frühstücke plaudern wir bis sechs. Von sechs bis acht galoppieren wir durch den Pinienwald, der Ravenna vom Meere trennt. Wir kommen dann nach Hause, speisen und schwatzen wieder bis sechs Uhr morgens. Ich glaube nicht, daß dies mich in acht oder vierzehn Tagen umbringen wird, aber länger werde ich es nicht versuchen. Byron's Haushalt besteht nebst der Dienerschaft aus zehn Pferden, acht enormen Hunden, drei Affen, fünf Katzen, einem Adler, einer Krähe und einem Falken, und sie alle gehen (die Pferde ausgenommen) frei, als wären sie die Herren, im Hause umher, das von ihren keinem Schiedsrichter unterbreiteten Streitigkeiten wiederhallt." Und in einer Nachschrift: „Nachdem ich meinen Brief gesiegelt, finde ich, daß die Aufzählung der Tiere in diesem Palaste der Circe fehlerhaft war, und zwar in einem wesentlichen Punkte. Ich habe soeben auf der großen Treppe fünf Pfaue, zwei Guinea-Hennen und einen ägyptischen Kranich getroffen. Ich möchte wissen, wer all' die Tiere waren, ehe sie in diese Gestalt verwandelt wurden."

Ravenna gefiel Shelley nicht sonderlich. Zwar besucht er Dante's Grab und „betet an heiliger Stätte", sieht in der Bibliothek die frühesten Drucke des „Faust", und der düstere Pinienwald, in dem Byron auf den Wunsch der Gräfin Teresa „Die Prophezeiung des Dante" geschrieben, verfehlt seinen Eindruck nicht auf ihn. Beide Dichter üben sich, einen Kürbis als Zielscheibe benützend, im Pistolenschießen, und es erfüllt Shelley mit Genugthuung, daß er hinter Byron's anerkannter Meisterschaft nicht zurückbleibt. Im Ganzen aber findet er Ravenna einen elenden Ort, die Bewohner barbarisch und wild und ihre Sprache den verteufeltsten Dialekt, den man sich vorstellen kann. Und so verläßt er es am 17. August trotz Byrons Drängen, trotz der Bitte der Gräfin, zu bleiben und trotz seiner eigenen Besorgnis, daß Byron, sich selbst überlassen, wieder in das alte Leben zurückfallen werde.

Die traute Einsamkeit in San Giuliano heimelte ihn nach diesem Intermezzo doppelt an, und er unterbrach sie nur in den ersten Septembertagen durch einen kurzen Ausflug nach Spezzia, an dem auch Claire teilnahm.

Mary hatte im Laufe des Sommers ihren dreibändigen Roman „Castruccio, Prinz von Lucca" vollendet, von dem Shelley die höchste Meinung hegte. Aus Ravenna schrieb er ihr: „Sei streng in deinen Korrekturen, und erwarte Strenge von mir, deinem aufrichtigsten Bewunderer. Ich schmeichle mir, daß du etwas in seiner Art Unerreichtes geschaffen, und daß du, nicht zufrieden mit der Ehre deiner Geburt und deinem ererbten Adel, deinem Namen noch größeren Ruhm beifügen wirst."

Am 25. September bietet er Ollier das Werk als „Produkt nicht geringer Arbeit und eines nicht gewöhnlichen Talentes" an.

„Es ist die wirkliche Geschichte Castruccio's, nicht Machiavell's novellistische Darstellung." Ein verbannter Abenteurer, der in den Kriegen zwischen England und Flandern unter Eduard II. gedient, kehrt zurück, befreit seine Vaterstadt von den Tyrannen, wird aber selbst ihr Tyrann und stirbt im Vollglanze seiner Herrschaft, die er über halb Toscana ausgedehnt. Shelley nennt ihn einen Napoleon im Kleinen mit einem Herzogtume statt eines Kaiserreiches zu seiner Bühne, auf der er alle Leidenschaften und Verirrungen seines großen Gegenbildes in's Spiel führte. Den Charakter Euthanasia's, der Braut des Prinzen, nennt Shelley ein Meisterwerk; ihre Liebe zu Castruccio wird nur durch ihren Patriotismus aufgewogen; Castruccio aber ist der Feind ihrer Heimat, der Republik Florenz. Sie stirbt auf dem Meere. Mit prophetischem Gemüte schildert Mary den Sturm und den Schiffbruch. Von Beatrice, der Wahrsagerin, die Castruccio liebt und gleichfalls stirbt, sagt Shelley: „Ich kenne nichts in Walter Scott's Novellen, das der Schönheit und Herrlichkeit dieser Schöpfung gleich käme; ich darf sie eine Schöpfung nennen, denn sie ist durchaus originell. — Das Ganze scheint mir ein lebendiges, erschütterndes Bild eines fast vergessenen Zeitalters."

Dennoch lehnte Ollier das Werk ab, und erst nach einigem Suchen fand sich ein Verleger, der ein Honorar von 400 Pfund bezahlte. Mary widmete es ihrem Vater[1]).

In den Herbsttagen 1821 schrieb Shelley sein zweites lyrisches Drama „Hellas" und eignete es „als ein schwaches Zeichen der

[1]) „Castruccio" erschien unter dem Namen „Valperga" 1822, nach Shelley's Tode.

Bewunderung, Sympathie und Freundschaft" dem Prinzen Maurocordato zu, der sich im Juni auf den Kriegsschauplatz begeben hatte.

So ging der Aufenthalt von San Giuliano unter frohen Aussichten für den Winter zu Ende. Aber die Einsamkeit hatte Shelley so sehr behagt, daß er trotz seiner Verabredung mit Byron einen Versuch machte, den alten phantastischen Lieblingsplan einer völligen Weltflucht zu verwirklichen. Schon aus Ravenna hatte er, empört über die Verleumdung, die ihn aufs neue begeiferte, an Mary gegeschrieben: „Meine größte Befriedigung wäre, alle menschliche Gesellschaft völlig zu verlassen. Ich möchte mich mit dir und unserem Kinde auf eine einsame Insel zurückziehen, ein Boot bauen und meine Zufluchtsstätte mit den Thoren des Ozeans vor der Welt verschließen." Freilich fügt er sogleich hinzu: „Aber es scheint mir nicht, daß wir das thun werden," denn selbst in diesem Augenblicke der Verbitterung muß er gestehen, „daß gute Impulse mehr als schlechte und Liebe mehr als Haß die Quelle allerlei Unheils für ihn geworden seien. Doch fragte er Peacock, der seit 1816 Chief Examiner of Indian Correspondence bei der East-India Company war, ob die Gesellschaft keinen Gesandtschaftsposten an einem überseeischen Hofe zu vergeben habe. Aber die Antwort lautete verneinend. Und so ging es denn nach Pisa.

Hier hatte Shelley für Byron bereits den Palazzo Lanfranchi am Lung Arno gemietet, ein Haus angeblich nach Michel Angelo's Plänen wie für die Ewigkeit gebaut und einst das Eigentum eines Lanfranchi, der im „Inferno" als Verfolger Ugolino's erwähnt wird. In einem Saale hing das Bild Ugolino's und seiner Söhne. Byron's Diener, abergläubisch wie ihr Herr, behaupteten, der Geist des alten Lanfranchi ginge um und ein polternder Lärm lasse sie bei Nacht nicht schlafen.

Shelley und Mary bezogen am 25. Oktober den ersten Stock der Tre Palazzi di Chiesa, gerade gegenüber vom Palazzo Lanfranchi, während die Williams sich im Erdgeschosse desselben Hauses einquartierten. Claire, die eben zu Besuche in Pisa war, mußte wegen Byron's bevorstehender Ankunft abreisen, „denn" — meinte Shelley — „Feuer und Schießpulver soll man in gehöriger Entfernung halten." Als sie am 1. November nach Florenz zurückfuhr, rasselte bei Empoli Byron's Reisezug an ihr vorüber. Teresa

Guiccioli harrte seiner schon seit Ende August in Pisa. Shelley nennt „die Dame, der Lord Byron dient“, eine sentimentale, unschuldige Italienerin, die ihm zu Liebe ein enormes Vermögen geopfert, und die, wenn anders er sich ein wenig auf sie, auf seine Freunde und die menschliche Natur verstehe, späterhin noch reichliche Gelegenheit haben werde, ihr rasches Handeln zu bereuen.“

Mary befreundete sich auf täglichen gemeinsamen Spazierritten bald mit ihr und fand sie „eine hübsche, angenehme Frau, anspruchslos, gutherzig und liebenswürdig.“

Mary's Stuben waren auch hier mit zahlreichen Blumen geschmückt, und wie sie Shelley vor zwei Jahren zur „Sinnpflanze“ begeistert hatten, so gaben sie ihm nun das Gedicht „Die Wunderpflanze“ (The magic Plant) ein, das ursprünglich als Episode eines Dramas gedacht war. Die Wunderpflanze ist wieder eine Verkörperung des Ideals, eines lichten Geistes. Von ihr träumt eine Dame und findet bei ihrem Erwachen in einem Blumentopf am Fenster den Keim der zarten Pflanze, der wächst und blüht und, in den Garten versetzt, dem Frost und dem Regen Stand hält.

Ein wirkliches kleines Erlebnis in Mary's Blumenanlage gab wohl auch die Veranlassung zu dem Gedichte „Der Zucca“[1]). Der Dichter erzählt, wie er an einem trüben Nachmittage eine Kürbispflanze am Ufer des Flusses auflas, die da lag wie ein Wesen, das über die Gesetze seiner Natur hinaus geliebt und sich nun in Verzweiflung hingeworfen hat, um zu sterben. Der Dichter trägt sie in sein Zimmer, pflanzt sie ein und stellt sie ans Fenster. Sonnen- und Sternenstrahlen fallen auf sie nieder; sie faßt Wurzel, treibt Blätter und Blüten, und der Dichter begießt sie mit den Thränen, in die sein Herz bei süßestem Gesange schmilzt, während draußen der Dezember wütet. Es war Jane's Gesang, der Shelley so mächtig bewegte. Die Herbststimmung und ihr Wiederschein im menschlichen Gemüte kommt im „Zucca“ zu ergreifendem Ausdrucke.

„Tot war der Sommer, und der Herbst verblich,
Es lachte kalt und wolkenlos aufs Land
Das Kindlein Winter; mehr ersehnte ich
Auf dieser Welt, als wohl ein Mensch verstand;

[1]) Der Kürbis.

Ich weinte ob der Schönheit, die entwich
Der Flut gleich, meines Herzens Ufersand
(Wie sie die Erde) lassend kahl und blos;
Ich weinte ob der bleichen Blumen Los.

Tot war der Sommer, ich nur lebt', zu weinen,
Daß, bis auf Thränen, alles muß vergehen;
Ich wachte auf der schlafgebundenen Erden,
Mit Neid mußt' ihren Winterschlaf ich sehen.
Beglückte Erde! Frühlingslüfte werden
Erweckend über's Angesicht dir wehen;
Von deinem Traum erstehst du hoch und her,
Kein Tod trennt von der Ewigkeit dich mehr.

Ich liebte — o, kein Wesen eurer Art,
Kein irdisch Ding, ob ihr mir lieb und wert
Auch wie ein menschlich Herz dem Herzen war't;
Ich liebt', ich weiß nicht was; doch diese Erd'
Enthält dich nicht, nicht was sich auf ihr schart,
Dich, stets gesucht und nie mir noch beschert.
Von Erd' und Himmel und was sie erfüllt,
Bist wie ein Stern du mir von Sturm verhüllt."

Emilia Viviani hatte sich im Herbst mit einem Signor Biondi vermählt. Dieses Ereignis mochte Shelley veranlassen, im „Zucca" zu Anfang des Jahres 1822 das Thema des „Epipsychidion" noch einmal zu berühren. Die Sehnsucht nach einem fernen, dunkel geahnten Idealwesen zitterte stets in ihm nach. In einem Briefe vom Oktober 1821 heißt es: „Einige von uns waren in einer früheren Existenz in eine Antigone verliebt, und diese läßt uns jetzt in keiner sterblichen Verbindung volle Befriedigung finden."

Schlechte Witterung und physische Leiden wirkten niederdrückend auf seine Stimmung. Am 31. Dezember klagt er Claire: „Ich habe von Schmerzen und Niedergeschlagenheit beträchtlich gelitten." Furchtbare Stürme erfüllten ihn mit Angst um Leigh Hunt, den er auf der Reise glaubte. „Das Wetter war hier schrecklich", heißt es in demselben Briefe an Claire; „Regengüsse haben den Arno geschwellt, wie man es in vielen Jahren nicht gesehen. Die Gewalt des Sturmes ist unbeschreiblich, der Wind übertraf alles, dessen ich mich entsinne. Die Ufer des Mittelmeeres sind mit Trümmern besät."

Dieser Stimmung entsprang wohl das Gedicht „Die Flüchtlinge" (The Fugitives). In Donner und Blitz zuckt die Vergangen-

heit vor dem Dichter auf; wie eine Nachterscheinung hebt ein düsteres Bild aus seinem Leben sich von dem schwarzen Hintergrunde des Gewitterhimmels ab. Sein Vater, sein Jugendschicksal stehen plötzlich vor seinem Auge. Der Regen strömt, der Hagel schlägt nieder, Blitze schießen in's Thal hinab, die Flut schäumt, und der Wind heult. Der Donner rollt, der Wald rauscht, und die Glocken des Münsters dröhnen. Da fliehen die Liebenden auf schwankem Boot — wie er einst mit Mary floh. Schutzlos treiben sie auf der schrecklichen See; ein Schiffermantel umhüllt sie; ihre Herzen schlagen in gleichem Takte, sie flüstern in stolzer Freude. Endlich finden sie das Ufer und stehen heil vor dem väterlichen Schlosse. Doch auf dem Turme steht der Vater wie ein todverkündendes Gespenst; im Vergleiche zu seiner Stimme ist das wütende Wetter zahm. Und mit einem wilden Fluche weiht er dem Sturme sein Kind, den besten, lieblichsten und letzten seines Namens.

In einem anderen Gedichte (Time) ist die Zeit die unergründliche See, deren Wellen Jahre, deren Fluten tiefen Wehs bitter sind vom Salze menschlicher Thränen; verräterisch in ihrer Ruhe, schrecklich im Sturme, übervoll von Raub und stets nach neuen Opfern verlangend.

Aber die Schwermut war diesmal nur ein flüchtiger Gast in Shelley's Hause. „Er war diesen Winter wohler, als ich ihn je gekannt," berichtet Mary, und von sich selbst schreibt sie den Hunts, sie fühle sich jünger werden. Der kleine Percy gedieh, und Pisa war, wie Mary an Mrs. Gisborne schrieb, ein Nest von Singvögeln. Das Land, in dem sie jahrelang in der Verbannung gelebt hatten, begann ihnen nach und nach eine Heimat zu werden.

Shelley, der sich „in die Arbeit einspinnen wollte wie die Spinne in ihr Netz", diktierte Williams im November ansehnliche Fragmente einer Uebersetzung des „Theologisch-Politischen Traktates", die er bereits in Marlow begonnen hatte; eine Arbeit, die, wie Williams erzählt, Byron mit seinem Namen zu verherrlichen versprach, indem er, zu größerer Verbreitung der Uebersetzung eine Lebensbeschreibung „dieses berühmten Juden" als Einleitung verfassen wollte. Doch der Plan wurde nicht verwirklicht.

Mit Mary, die den Homer nun schon allein bewältigte, las Shelley Herodot. Seine Schaffenskraft aber schien durch Byrons Nähe

gelähmt. „Cain“ war eben unter der Presse. Shelley's Bewunderung für dieses Werk kannte keine Grenzen. „Der Weltenraum wunderte sich weniger über Gottes rasche und schöne Schöpfungen, da er der großen Leere müde ward, als ich mich über die letzten Werke dieses Engelgeistes in dem sterblichen Paradiese eines verfallenden Körpers“, schrieb er den 12. Januar 1822 an Gisborne. „So denke ich: laßt die Welt beneiden, indessen sie bewundert, wie sie es vermag.“ Und an anderer Stelle: „‚Cain‘ ist apokalyptisch, ist eine Offenbarung, die den Menschen nie zuvor geworden.“ Cain, der kühne Zweifler, der Aufrührer gegen den Willen des Höchsten, war eine Figur, die Shelley um so sympathischer berühren mußte, als darin Geist von seinem Geiste wehte, obzwar er selbst, von Moore für Byron's religiöse Anschauungen in „Cain“ verantwortlich gemacht, gegen Horace Smith jeden auch noch so indirekten Einfluß auf dieses unsterbliche Werk in bescheidenster Weise ablehnte.

Seit Byron mit Teresa lebte, fand er auch reinere und innigere Töne für die Liebe als je zuvor. Ihre Gestalt kehrte in Marina, Foscari's jungem Heldenweibe, und nun in Adah, Cain's Schwester und Geliebten wieder, diesmal verbunden mit Augustens Bild und dem vielteuren Namen seiner Tochter. Das Beste, was er an Liebe empfangen und gegeben, wurde in sie gelegt. Cain wird von der Mutter verflucht und vom Vater verstoßen, Adah aber zieht mit ihm in's Elend.

Byron stand in einer Periode reichen Schaffens. „Die beiden Foscari“, „Sardanapal“, „Der Mißgestaltete Ungestaltete“, das Mysterium „Himmel und Erde“, „Die Vision des Gerichtes“ und „Werner“ entstanden alle 1821 und 1822. Shelley fand, daß sie mehr Poesie enthielten, als man in England seit dem „Wiedergewonnenen Paradiese“ gesehen. Er schrieb ein „Sonnett an Byron“, worin er das Schiller'sche Wort: der Größe gegenüber giebt es keine Rettung als in der Liebe, ohne es zu kennen, folgendermaßen variiert: „Schätzte ich euch weniger, so würde der Neid die Freude töten, und die Verzweiflung träte an die Stelle des Staunens, das nun — gleich dem Wurme, dessen Leben Teil hat an dem Unnahbaren — den Geist erfüllt, wenn er eure Werke rasch und schön entstehen sieht, gleich Welten, vollendet nach dem Willen des Schöpfers. Allein so groß ist meine Verehrung, daß weder eure Macht, höher zu fliegen als andere, noch euer Ruhm ein Bedauern in mir er-

weckt für den ungeehrten Namen dessen, der diese Worte wagt." Und zum Schlusse wendet er einen Vers des „Epipsychidion“ auf sich und sein Verhältnis zu Byron an: „Der Wurm im Staube erhebt sich verehrend zu Gott“. Byron soll dieses Sonnett niemals zu Gesicht bekommen haben.

Die beiden Dichter lebten in täglichem Verkehr. Byron's zur Schau getragener Cynismus war mehr Prahlerei als Ueberzeugung, und Shelley's tiefe Begeisterung für alles Hohe und Schöne imponierte ihm, wenn er es auch seinem diabolischen Rufe schuldig zu sein glaubte, mitunter über sie zu spotten. „Wir sind beständige Gefährten“, schreibt Shelley am 22. Januar 1822 an Peacock. „Keine kleine Erleichterung nach der traurigen Einsamkeit des Verstandes und der Phantasie, in der wir die ersten Jahre unserer Verbannung, an allerhand Elend und Unbequemlichkeit gekettet, zugebracht haben. — Wir leben, wie gewöhnlich, stille. Ich stehe zeitig auf (oder erwache wenigstens zeitig), lese und schreibe bis zwei, esse, gehe zu Lord Byron und reite oder spiele Billard, wie es das Wetter gestattet, und opfere die Abendstunden leichteren Büchern, oder dem, was gerade der Zufall bringt. Unsere Einrichtung, die sehr nett ist, hat weniger Shillinge gekostet als die in Marlow Pfund; und unsere Fenster sind voll Blumen, die das sonnige Wetter zum Frühling machen. Meine Gesundheit ist besser, meine Sorgen leichter, und obgleich nichts die Schwindsucht meiner Börse zu heilen vermag, führt sie doch wir ihr Herr eine Art Leben im Tode fort und scheint wie Fortunato's Beutel immer leer, doch niemals erschöpft.“

Einmal in der Woche ist bei Byron Festtafel, der auch Shelley beiwohnt, trotzdem es seine Nerven gewöhnlich völlig zerrüttet, wenn er, zusehend, „wie die anderen Weinbottiche aus sich machen“, bis 3 Uhr morgens aufsitzen muß. Weitaus vergnüglicher ist es, wenn Teresa Guiccioli und ihr Bruder sich als Abendgäste in den Tre Palazzi einfinden und Shelley ihnen Byron's neueste Dichtungen vorliest. An einem solchen Abend erreignete sich der heitere Zwischenfall, den Williams' Tagebuch verzeichnet. Shelley gab die schönsten Stanzen des „Childe Harold“ zum besten. Byron hörte eine Weile zu und unterbrach ihn plötzlich mit dem Ausrufe: „Shelley, was für bodenlosen Unsinn zitieren Sie da!“

Inniger als an Teresa schloß Mary sich an Jane Williams. „Jane und ich sind oft miteinander aus", schreibt sie im Frühjahre an Marianne Hunt, „und sprechen über Philosophie und pflücken die Veilchen am Wege. Sie hat eine sehr hübsche Stimme und ein fast wunderbares musikalisches Gehör. Die Harfe ist ihr Lieblingsinstrument. Aber wir haben keine und nur ein sehr schlechtes Klavier." [1])

Shelley nennt Williams gern Ferdinand, Jane Miranda und sich selbst ihren Ariel.

Seit dem November weilte auch Medwin, der sich inzwischen mit der fünfzehnjährigen Tochter Sir E. Dalby's vermählt hatte, samt seiner jugendlichen Gemahlin in Pisa. Er fand, daß in Shelley eine fröhliche Veränderung vorgegangen war; das Reiten, Rudern, Schießen und Segeln bekam ihm sichtlich. Die vorjährige Gesellschaft hatte sich zerstreut bis auf Taaffe, „den Poet laureate von Pisa", wie Mary ihn nennt, die Zielscheibe von Byron's Witzen. Die Hunts wurden noch immer durch allerlei Widerwärtigkeiten in England zurückgehalten, während im Erdgeschosse des Palazzo Lanfranchi bereits alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet war. Mary hatte die Möbel gekauft und Byron darauf bestanden, sie zu bezahlen. Erst verzögerte das stürmische Wetter, dann eine schwere Erkrankung Mariannens die Abreise. Hunts Bruder John büßte wieder eine einjährige Haft ab, weil er das Unterhaus eine Versammlung von Verbrechern am allgemeinen Wohl statt von Hütern des allgemeinen Wohls genannt hatte. Hunts Lage war die mißlichste. Im Januar sandte Shelley ihm 150 Pfund, schrieb aber dazu: „Wie ich eine solche Summe noch einmal zusammenbringen soll, kann ich im Augenblick nicht absehen. Aber laß den Mut nicht sinken, wir werden alle unsere Schultern gegen das Rad anstemmen." Er begann in demselben Monat ein Drama „Carl I.", dessen Ertrag Hunt gewidmet sein sollte. Am 11. Januar bietet er die kaum entworfene Tragödie bereits Ollier an, trotzdem dieser sich in letzter Zeit fahrlässig und gleichgiltig gezeigt hat, so daß Shelley ihm schreibt: „Sollten Sie

[1]) In Shelley's Dramenfragment „Carl I." findet sich folgendes aus dem Leben gegriffenes Detail: 2. Scene, Königin: „Geh, bitte Lady Jane, sie möchte meine Laute samt den Noten, die Mary diese Woche aus Italien erhielt, in mein Boudoir legen".

es nicht der Mühe wert finden, ein Anerbieten darauf zu machen, so werden Sie mich wohl nicht der Unbeständigkeit zeihen, wenn ich mich an einen anderen Verleger wende.“ „Hellas“ war noch immer nicht gedruckt, trotzdem Shelley ihm am 11. November geschrieben hatte, das geringe Interesse, das das Gedicht erregen könne, hänge von einer umgehenden Veröffentlichung ab.

Im Dezember entflammte ein Vorfall in Lucca Shelley's humanitären Enthusiasmus zu dem thatenlustigen Eifer seiner Jugendtage. Ein Mann, der heilige Gefäße vom Altare gestohlen und die Hostien verstreut hatte, war zum Scheiterhaufen verurteilt worden. Shelley, Byron und Medwin beschlossen, nach Lucca zu reiten, den Unglücklichen zu befreien und über die Grenze zu schaffen. Aber das ritterliche Unternehmen, für das Shelley Feuer und Flamme war, wurde vereitelt, da die Regierung sich einer zeitgemäßeren Handhabung der Gerechtigkeit besann und den Schuldigen zur Galeere begnadete. Am 13. Dezember zeigt Shelley Byron an, daß man von der Absicht, seine „Mit-Schlange“ zu verbrennen abgegangen sei. Die „Mit-Schlange“ bezog sich auf Byron's Behauptung, Shelley sei ein Neffe der „berühmten Schlange“, die Mephistopheles seine Muhme nennt, und gehe auf der Spitze seines Schwanzes einher; ein Scherz, der aus Shelley's „Essay über den Teufel“ entlehnt war. Sein leuchtendes Auge und seine geräuschlosen Bewegungen ließen den Vergleich passend scheinen, den Shelley bei seiner hohen Meinung von den Schlangen nur schmeichelhaft finden konnte.

Er beschäftigte sich um diese Zeit viel mit dem „Faust“. Schon am 13. Juli 1821 fragt er bei der Uebersendung des „Adonais“ die Gisbornes, ob sie keine Spur des „Faust“ darin fänden? Er las ihn wieder und wieder mit stets neuen Empfindungen, die kein anderes Werk in ihm erregte. „Er vertieft die Schwermut und erhöht die Schnelligkeit der Gedanken,“ sagt er in einem Briefe an Gisborne (10. April 1822). Die 1821 von Retsch in London erschienenen Illustrationen zum „Faust“ nebst erklärenden Bruchstücken einer Uebersetzung begeistern ihn zu dem Entschlusse, die Lücken auszufüllen. Indeß fürchtet er selbst, die Illustrationen wären die einzige Art von Uebersetzung, deren der Faust fähig sei. „Ist einer der Aufgabe gewachsen, so ist es Coleridge, der durch seine herrliche Wallenstein-Uebersetzung einen Beweis seiner Fähigkeit geliefert hat,“ schrieb er.

Shelley's Faust-Uebersetzung umfaßt den Prolog im Himmel und die Walpurgisnacht. Die Engelchöre des Prologs bringt er in doppelter Version, gereimt und reimlos. Man sieht, er kann sich selbst nicht genug thun. In einer Anmerkung versucht er noch „eine wörtliche Uebersetzung dieses erstaunlichen Chores" und fügt hinzu: „Es ist unmöglich, die Melodie dieses Verses in einer anderen Sprache wiederzugeben. Selbst die Kraft und Zartheit des Gedankens verflüchtigt sich in dem Schmelztiegel der Uebersetzung, und der Leser ist überrascht, ein caput mortuum zu finden."

Dennoch hat Shelley gerade diese schwierigste Aufgabe der Uebertragungskunst mit der Meisterschaft einer kongenialen Natur gelöst. Wie Mephistopheles auftritt, macht der Dichter es sich dann in reimlosen Jamben bequemer. Hier und da erweitert er den Text der Deutlichkeit halber[1]). Hier und da versagt ihm die Kenntnis der Sprache, und dies verursacht eine irrige Wiedergabe des Textes[2]). Doch im Ganzen haben die kleinen Versehen dem Werte der Arbeit nichts an. Wenn Shelley z. B. in den folgenden Versen auch unvollkommen mit unwillkommen verwechselt, so bleibt die Wiedergabe jener Stelle, auf die Goethe sich etwas zu gute that, doch bewundernswert:

„But see how melancholy rises now,
Dimly uplifting her belated beam,
The blank unwelcome round of the red moon."
(„Wie traurig steigt die unvollkommene Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran.")

1) Z. B. statt:

„Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus"

steht bei Shelley:

„And if a corpse knocks, I am not at home;
For I am like a cat; I like to play
A little with the mouse before I eat it."

2) Z. B. für:

„Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust."
„And if I lose, then t'is your turn to crow;
Enjoy your triumph then with a full breast."

Aus der Muhme Schlange macht er „my old paramour, the famous snake."

Medwin berichtet, daß Shelley's Faustübersetzung Goethe's Beifall fand, doch scheint dies auf einem Irrtume zu beruhen. Shelley's Name kommt in den „Gesprächen" nur einmal vor, und zwar in einer Unterredung mit dem Kanzler Müller am 18. November 1824. Goethe äußerte hier: „Die Ode auf den Tod des Generals Moore[1]) ist eine der schönsten Dichtungen Byron's (sic!). Shelley muß ein armseliger Wicht gewesen sein, wenn er dies nicht gefühlt hat. Ueberhaupt scheint Byron viel zu gut gegen ihn gewesen."

Gleichzeitig mit dem „Faust" übersetzte Shelley auch aus Calderon's „Der wunderthätige Magus" die erste Scene des ersten Aktes in Blankversen, die vollkommen englisches Gepräge tragen. Aus dem zweiten Akte übertrug er Cyprians Pakt mit dem Teufel in schwungvollen gereimten Versen und aus dem dritten die Versuchung Justinians; eine Perle dieser Scene ist ein Hymnus auf die Liebe.

Shelley fand zwischen dem „Faust" und dem „Wunderthätigen Magus" eine auffallende Aehnlichkeit. „Wenn ich Coleridges Unterscheidungen annehmen könnte," schrieb er den 10. April an Gisborne, „würde ich sagen, Goethe sei der größte Philosoph, Calderon der größte Dichter. Cyprian gab augenscheinlich den Keim zum Faust, wie Faust den Keim zu anderen Dichtungen geben mag, obzwar er in Anlage und Ausführung so verschieden von ihm ist wie die Eichel von der Eiche. Ich habe — stellen Sie sich meine Kühnheit vor — aus beiden Dramen einige Scenen übersetzt, um sie einem Aufsatze für unsere Zeitschrift zu Grunde zu legen. Mit denen aus Calderon, die mir in der That wenig Mühe gemacht haben, bin ich recht zufrieden; aber die aus „Faust" — selbst mit aller Freiheit, mit der ich mir vorzustellen suche, wie Goethe sich im Englischen ausgedrückt hätte, fühle ich, wie unvollkommen diese Wiedergabe ist."

Zu Beginn des Jahres 1822 trat eine interessante neue Erscheinung in Shelley's Freundeskreise auf, John Trelawny (1793 bis 1881). Er war der jüngere Sohn eines Offiziers, hatte, um der Sklaverei daheim und in der Schule zu entfliehen, seit seinem elften Jahre ein Wanderleben geführt und trat nun, lebhaft, begabt, voll Geringschätzung für konventionelle Satzungen, durch ~~die~~ durch Roman-

[1]) Von Wolf, anonym erschienen.

tiker und moderner Heide, als ein geistesverwandtes Glied in die Pisaner Gesellschaft. Mary fand, daß seine Schicksale, die er später in den „Abenteuern eines jüngeren Sohnes" veröffentlicht hat, denen des „Anastasius" nichts nachgaben. Ohne regelmäßige Erziehung aufgewachsen, hatte er doch aus Büchern und durch eigene Erfahrung viel gelernt. Vor kurzem war er aus Indien zurückgekehrt, hatte William und Medwin in Genf kennen gelernt und kam nun nach Pisa in der Absicht, während der Wintermonate in den wildesten Gegenden der Maremmen zu jagen. Medwin, der für Shelley schwärmte und stets von ihm sprach, hatte Trelawny's Neugier auf seine Bekanntschaft auf's äußerste gespannt. Folgendermaßen erzählt er sein erstes Zusammentreffen mit dem Dichter: „Die Williams nahmen mich in ihrer ernsten, herzlichen Weise auf. Wir hatten uns viel zu erzählen und waren in lauter, lebhafter Unterhaltung, als ich fast aus der Fassung gebracht wurde durch ein paar leuchtende Augen, die ich in dem Gange, nahe der offenen Thüre, der ich gegenüber saß, fest auf die meinen gerichtet sah. Es war zu finster, um zu unterscheiden, wem sie angehörten. Mit weiblichem Scharfblicke folgten Mrs. Williams' Augen den meinen, und zur Thüre gehend, sagte sie lachend: „Kommen Sie herein, Shelley, es ist nur unser Freund Tre, der eben angekommen ist!" Ein großer magerer Jüngling glitt rasch herein und reichte mir, errötend wie ein Mädchen, beide Hände entgegen, und ich erwiderte seinen warmen Händedruck, obzwar ich es, als ich in sein gerötetes, weibisches Gesicht blickte, kaum glauben konnte, daß er der Dichter sei. Nach den üblichen Begrüßungen und Redensarten setzte er sich nieder und hörte zu. Ich schwieg vor Staunen. War es möglich! Konnte dieser sanft aussehende, bartlose Junge jenes Scheusal sein, das mit allerwelt in Krieg lag, exkommuniziert durch die Väter der Kirche, seiner Bürgerrechte beraubt durch das fiat des grimmen Lordkanzlers, von den Mitgliedern seiner Familie gemieden, und von den weisen Rivalen in unserer Litteratur als Gründer der Satanischen Schule denunziert? Es mußte eine Finte sein. Er war wie ein Knabe gekleidet; trug eine schwarze Jacke und Beinkleider, die er ausgewachsen zu haben schien, oder der Schneider hatte ihn schändlich im Maße verkürzt. Mrs. Williams sah meine Verlegenheit, und um mir zu Hilfe zu kommen, fragte sie Shelley, was für ein Buch er in der

Hand halte? — ‚Calderon's „Magico Prodigioso“. Ich übersetze einige Stellen daraus.‘ — ‚O, lesen Sie es uns vor!‘

Einmal von dem Ufer der Gemeinplätze, die ihn nicht interessieren konnten, abgestoßen und auf ein Thema gebracht, das ihn fesselte, vergaß er im Augenblick alles bis auf das Buch in seiner Hand. Wunderbar war die meisterhafte Art, wie er den Genius des Autors analysirte, seine klare Interpretation der Fabel und die Leichtigkeit, mit der er die zartesten und phantasievollsten Stellen des spanischen Dichters in unsere Sprache übersetzte, sowie seine Beherrschung beider Sprachen. Nach dieser Probe seiner Begabung zweifelte ich nicht länger an seiner Identität. Eine tiefe Stille folgte. Aufblickend fragte ich: ‚Wo ist er?‘ — ‚Wer? Shelley? O, der kommt und geht wie ein Geist. Niemand weiß, wann oder wohin.‘ — Und sogleich kam er mit Mrs. Shelley zurück“ [1]).

Mary war für Trelawny von vornherein durch den Stammbaum des Genies interessant, den sie aufzuweisen hatte. Sie besaß, wie Shelley, wenn auch in geringerem Maße, die Gabe, ihren Gedanken in gewandter und angenehmer Rede Ausdruck zu geben.

[1]) Vergl. die Schilderung von Horatio's erstem Erscheinen in „Lodore“: „Ethel sah einen Mann, groß, schmächtig, mit einem Gesichte, das von der Gewohnheit tiefen Sinnens zeigte und den Stempel einer Individualität trug, von der sie nicht wußte, ob sie sie gewöhnlich nennen sollte. Aber offen und gütig war sie sicherlich. Er trug das Gepräge außerordentlicher Schüchternheit, die sich fast zur Ungeschicklichkeit steigerte. Seine Worte kamen zögernd heraus. — In wenigen Minuten wunderte sich Ethel, wie sie ihn gewöhnlich nennen konnte. Seine tief liegenden dunkelgrauen Augen fielen ihr, wenn auch nicht durch ihre Schönheit, so doch durch ihren Ausdruck auf. Seine Züge waren zart, und seine schöne Stirn bekundete Tiefe des Geistes. Aber das Reizvolle in seinem Gesichte war ein plötzliches, flüchtiges Lächeln gleich einem Strahl, das eine unvergleichliche Milde über sein Antlitz goß. — Seine Stimme war durch die Empfindung moduliert, seine Sprache fließend, anmutig in ihren Wendungen und originell in den Gedanken, denen sie Ausdruck gab. Sein Benehmen trug den Stempel einer vornehmen Erziehung, aber seine Manieren waren eigenartig, individuell, oft unzusammenhängend, zurückhaltend.“ — An einer anderen Stelle wird „die elektrische Sympathie“ erwähnt, die Horatio stets und überall wachrief. „Selbst seine Eigenheiten vergrößerten noch seinen Reiz, indem sie das Interesse, das er erregte, lebendig erhielten. Manchesmal war er so zerstreut, daß er die absonderlichsten Dinge that, und der rasche Wechsel von Heiterkeit und Ernst war durch das Uebermaß oft lächerlich in ihm.“

Sie war witzig und angeregt in Gesellschaft, obzwar, sich selbst überlassen, leicht zu Schwermut geneigt.

Mary, deren Sprache mehr und mehr von italienischen Worten durchwirkt erscheint, nennt ihrerseits Trelawny „un giovane stravagante“ und findet die Gesellschaft „des halb arabischen Engländers“ prächtig, denn sie regt zum Denken an, „und“, fährt sie fort, „in der alltäglichen Schläfrigkeit des Verkehrs mit den Menschen bin ich froh, jemanden zu treffen, der meine Einbildungskraft interessiert.“

Hunt sagt von ihm: „Er sah aus wie ein fahrender Ritter, dunkel, hübsch, mit starkem Schnurrbart.“ Die wunderbaren Begebenheiten, die er zwischen seinem dreizehnten und zwanzigsten Jahre erlebt haben wollte, und die dem Hörer die Haare zu Berge stehen machten, stempelten ihn vollends zum Originale und machten auf Shelley's Phantasie den tiefsten Eindruck. Er faßte den Plan eines Dramas, das nach dem darin aufzunehmenden Gedichte „Die Wunderpflanze“ [1]) heißen sollte. Der Held, ein Pirat, wurde unter Trelawny's Zügen gedacht. Am 29. Januar meldet Mary's Tagebuch: „Lesen den ersten Band des ‚Piraten‘.“ Vielleicht war es die Lektüre dieses nicht weiter bekannten Buches, die Trelawny's Verwandlung in einen Seeräuber beeinflußte. Mary berichtet die dem Drama zu Grunde gelegte Handlung. Eine Zauberin, die auf einer Insel des griechischen Archipels haust, rettet das Leben eines Piraten, eines wilden, aber hochherzigen Gesellen, und verliebt sich in ihn. Er vergißt die Geliebte, die er daheim zurückgelassen, und erwidert die Neigung der Zauberin. Endlich erwacht die erste Liebe wieder in ihm, er flieht aus dem verzauberten Eilande und kehrt zu der Treuen zurück, die ihn tief betrauert hat. Später aber führt ihn sein Beruf wieder aufs Meer und in die Gewalt der Zauberin zurück; ihre Geister erregen einen Sturm, der ihn auf ihre Insel verschlägt.

Erhalten sind nur zwei Fragmente, die den Gang der Handlung nicht erkennen lassen: die Klage der Zauberin, als der Pirat entflohen ist, ein Gedicht von zartester Schönheit, und eine längere Szene zwischen der Geliebten des Piraten, die ein guter Genius in das verzauberte Eiland geführt hat, und einem indischen Jünglinge,

[1]) Erschienen in den „Relics of Shelley“ von Garnett, 1862.

der sie liebt, dessen Leidenschaft sie aber nur mit schwesterlicher Neigung zu erwidern vermag. Die holde Jungfrau, die dem Jünglinge „menschliche Teilnahme“ anbietet, deren Hauch wie sanfte Musik, deren Worte wie das Echo einer Stimme seines Herzens ist, und die er als Freundin, Schwester, Geliebte anredet, ist Jane. Und ihr gegenüber verwandeln sich die Trelawny'schen Züge des Piraten unvermerkt in Shelley's eigene.

In einem Briefe nennt er Jane einen Geist des verkörperten Friedens; er feiert sie zu Beginn des Jahres in mehreren Gedichten. Sie legt ihm die Hände auf's Haupt, und die Schmerzen weichen wie böse Geister. „Die magnetische Dame zu ihrem Patienten“ (The magnetic Lady to her Patient) 1822, führt Jane redend ein:

„Schlafe und vergiß der Schmerzen!
Meine Hände ruhen auf deiner Stirn,
Freund, mein Mitleid ruht auf deinem Herzen
Und mein Geist auf deinem Hirn.“

Sie liebt ihn nicht; aber ihr Herz blutet bei dem Gedanken, daß „Er, der ihr Leben beglückt“ (Williams), elend sein könnte wie der Dichter, und daß eine andere Hand als die ihre seine Qualen lindern müßte. Das Gedicht verrät eine tiefe Kenntnis des weiblichen Durchschnittsgemütes, das engherzig ist in seiner Liebe, so daß selbst sein Mitleid mit fremdem Weh nur durch eine zufällige Beziehung auf den Geliebten erregt wird.

Im Februar 1822 entstanden zwei Gedichte „An Jane“. — „Die Aufforderung“ (To Jane — The Invitation) heißt sie mit ihm in den Pinienwald der nahen Cascine gehen, fort von den Menschen und ihren Städten. Jeder Gram bleibe daheim; denn eine liebliche Frühlingsstimmung verklärt die winterliche Welt, wie Jane's Lächeln jeden verklärt, den es trifft. Das zweite Gedicht: „Erinnerung“ (To Jane — The Recollection), dem derselbe Spaziergang zugrunde liegt, enthält, wie das erste, eine herrliche Schilderung des herrlichen Pinienwaldes bei Pisa.

An Trelawny hatte Shelley einen treuen Freund und Verehrer gewonnen, der sich seinem anregenden und fördernden Einfluße in dankbarer Empfänglichkeit hingab und alle kleinen Züge, die er dem Dichter in täglichem Verkehr ablauschte, gewissenhaft aufzeichnete.

„Shelley besaß eine ausgeprägte Individualität. In Gewohnheiten, Manieren und allen gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens wechselte er nie. Er nahm keine Notiz von dem, was andere thaten. Er war tapfer, aufrichtig und offen wie ein gut veranlagter Junge, wohlerzogen und rücksichtsvoll gegen andere, ohne jegliche Eitelkeit oder Selbstliebe. Um sich von seiner Poesie den richtigen Begriff zu machen, mußte man Zeuge seines täglichen Lebens sein. Seine Worte und Thaten waren die besten Illustrationen seiner Schriften."

Eines Morgens kam Trelawny in Shelley's Studierstube; ein deutscher Foliant lag auf dem Marmorsimse des altmodischen Kamins vor ihm aufgeschlagen; er hielt ein Wörterbuch in der Hand. Der Dichter, der tags zuvor versprochen hatte, Trelawny auf einem Ausfluge zu begleiten, bat nun, ihn bei der Arbeit zu lassen. Um 6 Uhr abends kam Trelawny zurück; Shelley saß in derselben Stellung. „Nun, haben Sie es gefunden?" fragte Trelawny. „Nein, ich habe es verloren, ich habe einen Tag verloren!" seufzte Shelley, indem er das Buch zuklappte und an's Fenster ging. Trelawny forderte ihn auf, mit ihm essen zu gehen, erhielt aber zur Antwort, er hätte gegessen, das späte Essen tauge nicht für ihn. „Was ist dies?" fragte Trelawny, als er, das Zimmer verlassend, auf einem Bücherbrette einen Teller mit Brot und kaltem Fleische gewahrte. „Das?" erwiderte Shelley errötend, „ach, das muß mein Mittagbrot sein! Wie thöricht! Ich dachte, ich hätte gegessen!"

Bei seinem zweiten Besuche brachte Trelawny ein englisches Schiffsmodell mit, und Williams und Shelley beschlossen, sich für den Sommer ein neues Boot bauen zu lassen. „Wir müssen uns alle einschiffen", sagte Trelawny und, ein Citat aus dem „Sturm" benützend, „Wir müssen durch die See in etwas Neues verwandelt werden!" („We must suffer a sea change".) Shelley griff dieses Wort mit Jubel auf; er wollte es als Motto auf sein Schiff setzen. Mary ist der denkwürdige Tag dieses Besuches im Gedächtnis geblieben; es war der 15. Januar 1822. In ihrer Abschrift von Williams' Tagebuche fügt sie diesem Datum folgende Anmerkung bei: „So wurde in dieser Nacht voll Heiterkeit und Leichtsinn Jane's und mein elendes Schicksal entschieden. Wir sagten lachend zu einander: ‚Unsere Gatten treffen Bestimmungen, ohne unsere Einwilligung abzuwarten, denn, die Wahrheit zu sagen, ich hasse dieses Boot, obzwar

ich nichts sage!‘ — Sprach Jane: ‚Ich ebenfalls. Aber dagegen reden hülfe nichts und würde nur ihr Vergnügen stören.‘ — Wie gut erinnere ich mich dieser Nacht! Wie kurzsichtig sind wir!“

Shelley sann und schrieb gern in dem dunkeln Pinienwalde, der mit den hohen, schlanken Stämmen und dichten Kronen seiner alten Bäume wie ein von hohen Stangen getragenes grünes Zeltdach die Dünen zwischen Pisa und dem Meere bedeckt. Einst suchte ihn Trelawny dort auf. Ein alter Mann wies ihm den Weg; er kannte den „melancholischen Engländer, der durch die Wälder schweifte“. An einem Tümpel dunkel schimmernden Wassers fand Trelawny einen Hut, Bücher und lose Blätter. „Sonnenglanz floß durch die Lichtung der Bäume; eine Pinie, vom Wasser untergraben, war halb in den Teich geglitten. Unter ihr fast verborgen saß der Dichter. Er blickte in den dunkeln Spiegel, so vertieft in seine Bardenträume, daß er mein Nahen überhörte. Er schrieb „Verse auf eine Guitarre“. Ich hob ein Blatt auf, konnte aber nur die beiden ersten Zeilen entziffern: „Ariel an Miranda: Nimm diesen Sklaven der Musik“ —. Es war ein fürchterliches Gekritzel; Worte mit dem Finger ausgestrichen, eines auf das andere geschrieben; über und über in Reihen, die in einander liefen in bewundernswerter Unordnung. Man konnte es für die Skizze eines mit Binsen durchwachsenen Sumpfes nehmen und die Klexe für die Wildenten darin. So ein hingeworfenes Geschmiere, wie eingebildete Künstler es für eine Kundgebung des Genies halten. Als ich dies zu ihm äußerte, erwiderte er: „Wenn mein Hirn von Gedanken erhitzt wird, so kocht es bald über und wirft Bilder und Worte rascher ab, als ich sie hinschreiben kann. Morgen, wenn ich abgekühlt bin, werde ich versuchen, aus der rohen Skizze, wie Sie dies hier mit Recht nennen, eine Zeichnung zu machen.“

Das Pisaner Stillleben wurde am 24. März durch einen Konflikt der englischen Kolonie mit der hohen Obrigkeit unterbrochen. Taaffe, der ein schlechter Reiter war, wurde auf einem Spazierritte von einem etwas angetrunkenen Sergeant-Major Masi vom Pferde gerannt. Byron und Shelley verfolgten Masi; er zog den Säbel und brachte Shelley eine Wunde bei, die nicht ungefährlich war, obgleich er von der Sache als einem geringfügigen Handel spricht. Byron erhielt in der Verwirrung von seinen eigenen Leuten einen Degenstich.

Sein Diener aber, der ihn in Gefahr glaubte, verwundete Masi derart, daß er zwischen Leben und Tod schwebte. Gerüchte, die den Vorfall lächerlich übertrieben, erfüllten sogleich das kleinstädtische und klatschsüchtige Pisa; man sprach von einem Straßengefechte, bei dem es Tote und Verwundete gegeben. Taaffe spielte dabei eine Art Falstaffrolle, indem er, der der Erste bei der Flucht gewesen war, am lautesten von dem tapferen Handel sprach, wodurch er den Witz der sanften Jane herausforderte, die ihn mit dem Spitznamen „False-Taaffe" belegte.

Der Vorfall gab den letzten Ausschlag zur Verbannung der Gambas, die ohnehin mit manchem Posten auf dem Kerbholze der Regierung standen. Auch Byron fand es nun wünschenswert, seinen Aufenthalt in Pisa abzukürzen. Das längere Zusammenleben der beiden Dichter hatte, wie schon früher einmal, Shelley's Begeisterung für Byron allmählich sehr abgekühlt. Der anfängliche Plan eines gemeinsamen Sommeraufenthaltes in Spezzia war bald wieder aufgegeben worden, ja, es hatte mitunter eine ausgesprochene Spannung zwischen ihnen geherrscht. Moore riet Byron von einem litterarischen Unternehmen mit Shelley und Hunt dringend ab; er wurde in seinen Versprechungen schwankend, und Shelley hatte die größte Mühe, ihn bei den eingegangenen Verpflichtungen festzuhalten. „Besondere Umstände, oder ich sollte vielmehr sagen, besondere Eigenschaften in Lord Byron's Charakter machen mir die große und ausschließliche Intimität, in der ich mich mit ihm befinde, unerträglich", schrieb Shelley an Hunt. „So viel will ich dir, meinem besten Freunde, gestehen und anvertrauen. Aber kein persönliches Gefühl soll das, was mir jetzt das Teuerste ist, Dein Interesse, schädigen oder beeinflussen. Bis wir uns wiedersehen, was wir nun unter allen Umständen bald müssen, will ich Sorge tragen, den geringen Einfluß zu bewahren, den ich über diesen Proteus haben mag, in dem sich so wunderbare Extreme vereinigen."

Als Hunt mit seinen Forderungen immer dringender wurde, schickte Shelley seinen Brief endlich an Byron und erbot sich, für ihn zu haften, da sein eigenes Versprechen der Rückerstattung einer zu leihenden Summe „der Ungewißheit weniger ausgesetzt sei" als Hunts. „Die Sache ist mir so unangenehm, daß ich kaum weiß, was ich schreiben und noch viel weniger, was ich sagen soll", fährt

er fort, „und es bedarf all Ihrer Nachsicht bei der Beurteilung meiner Gefühle und meiner Ausdrücke.“

Wie sehr Shelley auch bei diesem Zusammensein Byron's Hochachtung erregte, beweist ein Brief an Moore (14. März 1822), in dem es heißt: „Was den armen Shelley betrifft, der ein anderer Popanz für euch und die Welt ist, so ist er meines Wissens der wenigst egoistische und mildeste der Sterblichen, ein Mann, der in Geld- und Gefühlssachen mehr Opfer für andere gebracht als irgend einer, von denen ich je gehört. Mit seinen spekulativen Ansichten habe ich nichts gemein, wünsche es auch nicht.“

Einem vertraulichen Verkehre beider Dichter stand von vornherein Claire im Wege. Byron's Widerwille gegen sie war stärker als seine Neigung für Shelley, und die Empfindung, daß Shelley die Partei der Gekränkten und Verlassenen nehme, verdroß ihn um so mehr, als sie sich mit einer leisen Mahnung seines eigenen Gewissens verbinden mochte, die er durch ein cynisches Grinsen über Shelley's Liebe zu Claire zu beschwichtigen suchte.

Claire hielt Allegra's Gesundheit in den Marschen der Romagna bei den strengen und armen Kapuzinerinnen für gefährdet und verzehrte sich in Angst. Shelley sprach mit Byron. In einem allerdings von Claire abgeschriebenen Briefe ihrer Freundin Elisabeth Parker heißt es: „Mr. Shelley erklärte Lady Mount Cashell, daß er Lord Byron mit Vergnügen niedergeschlagen hätte. Denn als er ihm sagte, Sie seien halbtot vor Angst und Ihre eigene Gesundheit angegriffen, sah er einen Strahl boshafter Befriedigung über Lord Byron's Gesicht gleiten. Ich sah seinen Blick, sagte Mr. Shelley, ich verstand seine Bedeutung; ich verachtete ihn und ging fort.“

Er selbst schreibt an Claire: „Ich werde uns sicherlich fern von Lord Byron ein Haus mieten, wenn es auch unmöglich ist, dieser verhaßten Intimität plötzlich ein Ende zu machen.“ Dies sollte möglichst „ohne éclat“ geschehen. „Kein Gefühl von Ehre und Gerechtigkeit hält ihn, wie ich stark vermute, von den niedrigsten Insinuationen zurück; und die einzige Art, wie ich ihn mit Erfolg zum Schweigen bringen könnte, möchte ich, selbst wenn ich Beweise hätte, nicht anwenden, so lange mein Vater lebt.“ Wieder ein dunkler Hinweis auf die neapolitanische Episode. Wenn er die Mutter des geheimnisvollen Kindes nannte, dessen er sich angenommen,

so waren Byron's Verdächtigungen widerlegt; aber Mutter und Kind lebten seit eineinhalb Jahren nicht mehr.

Indes hatte Shelley die größte Mühe, Claire von allerlei romantischen und extravaganten Maßregeln abzuhalten, die sie in ihrer Verzweiflung zur Rettung Allegra's anwenden wollte. Sie träumte von einer gewaltsamen Entführung aus Bagna Cavallo. Nur schwer gelang es ihm, sie von der Vergeblichkeit und Schädlichkeit eines so unbesonnenen Unternehmens zu überzeugen. Denn schon drohte Byron, Allegra, wenn man ihn mit ihr quäle, in ein verborgenes Kloster zu stecken, wo niemand zu ihr kommen, noch von ihr erfahren würde. Claire faßte nun den Plan, als Gouvernante nach Wien zu gehen, gab ihn aber infolge einer dringenden Einladung Shelley's auf. Sie sollte den Sommer mit ihm und Mary in Spezzia verbringen, während Byron sich für die Villa Rossa am Monte Nero bei Livorno entschied.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Hellas." — „Karl I."

Griechenland. „Hellas." Politisches. Lyrische Form. „Die Perser." — „Don Juan." Eingangschor. „Der standhafte Prinz." Unsterblichkeit. Christentum. Griechischer Aufstand. Die Boten. Hellenismus. Ahasver. Wahre Freiheit. Politische Größe. Spinoza. Berkeley. Gibbon. Das Phantom. Niederlage und Sieg der Griechen. Neu-Atlantis. Prolog. „Ode, geschrieben bei Napoleon's Tod." — „Karl I." Das Maskenspiel. In Whitehall. Archy. Calderon. Lear. Bastwick. Cromwell. Gibbon.

Am 10. April 1822 erhielt Shelley endlich die längst erwarteten ersten Exemplare von „Hellas". Die Dichtung hatte auf die Bezeichnung „Drama" noch weniger Anrecht als der „Prometheus". Die lyrischen Scenen stehen untereinander in einem losen Zusammenhange und werden fast nur durch den Namen zu einem Ganzen verknüpft. Ihn hatte Williams gefunden, der auch die Abschrift besorgte. In seinem Tagebuch bemerkt er zu dieser Notiz (26. Oktober 1821):

„Als Dichter ist Shelley sicherlich der phantasiereichste der Gegenwart, und würde er sich auf menschliche Affekte verlegen, so wäre er auch der größte. Sein Hauptfehler ist Unkenntnis seines Wertes. — Wenn so ein Gedicht populär wird, könnten wir uns schmeicheln, einen Fortschritt in der Verbesserung und Vervollkommnung aller moralischen und politischen Dinge gemacht zu haben."

Am 18. Juni 1822 schreibt Shelley an Gisborne, er liebe „Hellas" seines Inhaltes wegen, fügt aber hinzu, man finde freilich immer einen oder den anderen Grund, seine eigenen Werke zu lieben. Er nennt „Hellas" wiederholt eine Eingebung des Augenblickes, eine Improvisation; das Interesse, das es möglicherweise erregen könne, stamme lediglich aus der innigen Sympathie des Autors mit der Sache, die es behandle.

Und gleichfalls an Gisborne (10. April) schreibt er: „Es wurde ohne große Sorgfalt in einem jener Augenblicke der Begeisterung geschrieben, die mich nur selten heimsuchen und mich ihren Besuch teuer bezahlen lassen.“

Seine Vorliebe für den Osten, die er von den Lakisten ererbt, hatte den Schauplatz seiner meisten Dichtungen bestimmt: Die goldene Stadt, der Kaukasus, der Libanon. In der letzten Zeit hatten Byron's aus eigener Anschauung entsprungene poetische Schilderungen des Orients und das beliebte Reisewerk „Anastasius“ im Verein mit Trelawny's und Williams' Erzählungen der alten Vorliebe neue Nahrung gegeben. Jane und Mary pflegten abends in orientalischer Kleidung zu erscheinen. Der griechische Freiheitskampf steigerte Shelley's Interesse zum Enthusiasmus. Ihm war Griechenland noch immer Hellas, das Kleinod und Heiligtum der Welt, das klassische Land, die Wiege aller Kultur, und die Griechen waren das Volk, zu dem er selbst in geistiger Verwandtschaft stand, das ihn gebildet und erzogen hatte. „Die Griechen sind die Abkömmlinge jener geistigen Heroen, von denen alles Licht ausgegangen, das die Welt erfüllt, jener glorreichen Wesen, die sich die Einbildungskraft kaum als zu einer Art gehörig vorzustellen vermag“, sagt er in der Vorrede zu „Hellas“. Dieses Volk seine alte Freiheit wieder erringen sehen, war noch unendlich mehr als der Freiheitskampf irgend einer anderen Nation.

Am 30. November 1821 schreibt Mary: „Wenn Griechenland frei wird, haben Shelley und ich gelobt, hinzugehen und uns vielleicht auf einer jener schönen Inseln niederzulassen, wo Erde, Meer und Himmel ein Paradies bilden.“ Jede Anekdote aus Griechenland wird mit Begeisterung aufgenommen. „Ich habe etwas sehr Hübsches von den Hellenen gehört“, berichtet Mary an Mrs. Gisborne. „Wenn man die Bauern in Morea fragt, was es Neues gebe, oder ob sie gesiegt hätten, erwidern sie: ‚Ich weiß nicht; aber für uns gilt: *ἢ τὰν ἢ ἐπὶ τᾶς*‘ was in ihrer dorischen Aussprache das „*ἢ τὴν ἢ ἐπὶ τῆς*“ ist, das Wort jener spartanischen Mutter, als sie ihrem Sohne den Schild gab: „Mit ihm oder auf ihm!“

Ueberall erkennen die Begeisterten das hohe Erbteil, das der moderne Grieche an Mut, rascher Auffassung und feiner Empfindung von seinen Ahnen überkommen, und das durch widrige Geschicke verdunkelt, aber

nimmermehr in ihm verlöscht werden kann. Hope's düster gehaltenes Bild des modernen Griechen, das ihn als wild und wüst, durch frühzeitige Ausschweifung verderbt, verschlagen, käuflich, einen Renegaten, Räuber und Mörder darstellt, hält Shelley für übertrieben oder veraltet. Und wäre er selbst thatsächlich herabgewürdigt, so trüge seine moralische und politische Sklaverei die Schuld. Grade die Besten verkehrt die Korruption in die Schlechtesten; die bösen Gewohnheiten, die ein spezieller sozialer Zustand hervorgerufen, werden vermutlich mit diesem selbst wieder verschwinden. Der einzige Grieche, mit dem Shelley in persönliche Berührung kam, Prinz Maurocordato, war dazu geeignet, seine günstige Meinung von dem hellenischen Charakter und sein Vertrauen in dessen künftige herrliche Entfaltung zu befestigen.

Am 14. September 1821, nach dem Scheitern der Revolution in Spanien und Neapel, schreibt er an Horace Smith: „Ich darf nach den Ereignissen dieses Winters nicht hoffen, daß Sklaven so leicht Freie werden könnten. Aber ich kenne einen Griechen von den höchsten Eigenschaften, sowohl was Mut als Benehmen betrifft, den Prinzen Maurocordato; und sind die anderen wie er, so wird alles gut gehen."

Im Frühjahre 1821, als Shelley von der Proklamation Ypsilanti's hörte, bestellte er zum Geschenk für den Prinzen ein Petschaft, das eine Taube mit ausgebreiteten Schwingen zeigte und darunter die Worte aus dem „Oedipus auf Colonos": „μάντις ἔιμ' 'εσῶν ἀγαθῶν", die Anfangsworte des Chores der Greise, welche sich in die Schlacht wünschen [1]). Derselbe Vers wurde als Motto zu „Hellas" gewählt.

In der Vorrede entschuldigt Shelley sich gewissermaßen wegen der Zeitungsgelehrsamkeit, die er in seinem Gedichte entfaltet. Die großen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die er in den Tagesblättern liest, packen ihn mit Gewalt, und er greift sie ohne Rücksicht auf Zusammenhang und Zeitfolge heraus, um sie poetisch zu gestalten.

[1]) (Deutsch von Donner.)

„Guten Kampf weissagt der Geist mir,
Könnt' ich, sturmwindgleich, ein schnell hinfliegend Täubchen,
Hoch zu des Aethers Gewölf
Entflohn, mit meinem Auge
Von dorther diesen Kampf erreichen."

Shelley beabsichtigt nicht, ein politisches oder soziales Bild von „Hellas“, einen Ueberblick der Befreiungsgeschichte oder überhaupt nur ein geschlossenes Ganzes zu bieten. Einzelne Momente, in denen er eine Kundgebung des Zeitgeistes oder des Genius der Nation erblickt, werden ihm zu Ausgangspunkten philosophischer Betrachtungen, oder er knüpft begeisterte Hymnen, wehmütige Klagen und glänzende Hoffnungsgesänge an sie. Genau genommen, fällt der stoffliche Teil von „Hellas“ nicht schwerer ins Gewicht als der seiner anderen Dichtungen.

In Anbetracht des noch schwankenden Ausganges des Kampfes scheint der Gegenstand ihm keiner anderen als lyrischer Behandlung fähig; er läßt jede scenische Gliederung, ausgenommen die in Akte, außer Acht und wählt, wie im „Prometheus“, den Titel Drama, teils in Bezug auf die dialogische Form der Dichtung, teils im Anschlusse an die Antike.

Als sein klassisches Vorbild nennt Shelley selbst wiederholt „Die Perser“ des Aeschylos. Thäte er es nicht, so fände man einen Vergleich beider Dramen wahrscheinlich gezwungen. Eine Katastrophe, wie die verzweiflungsvolle Rückkehr des besiegten Xerxes und die Vernichtung seines Heeres war bei „Hellas“, da die Entscheidung des glorreichen Kampfes in Griechenland noch schwebte, von vornherein ausgeschlossen. Der Aufbau beider Dramen bietet allenfalls eine Parallele. Beide führen nur eine Partei der Kämpfenden, und zwar die dem Dichter feindliche, vor. In den „Persern“ erscheinen die Sieger und eigentlichen Helden des Stückes, die Hellenen, überhaupt nicht, in „Hellas“ sind sie nur durch den Chor der gefangenen Griechinnen vertreten. In beiden Dramen wird die Handlung nur berichtet; in beiden bildet ein Chor den Eingang; in den „Persern“ der Chor der Greise, „düster vorahnend böses Geschick“, in „Hellas“ der Chor der gefangenen Griechinnen, erfüllt von der stillen Zuversicht auf künftiges Glück. In beiden Dramen folgen Traumscenen; bei Aeschylos das bedeutungsvolle, unheilverkündende Traumgesicht der Königin-Mutter Atossa, bei Shelley die quälenden Träume des Sultan Mahmud. Den Kern beider Stücke bilden die Berichte der Boten; in den „Persern“ ein Bote, der in vier längeren Reden von den gefallenen Fürsten, von der List der Athener, die den König ins Verderben lockte, von dem elenden Untergange der persischen

Jünglinge bei Salamis und von der Flucht der wenigen Entkommenen berichtet, in „Hellas“ vier Boten. Endlich in beiden Dramen eine Geisterbeschwörung. Bei Aeschylos beschwört die Königin Atossa den Geist ihres Gemahles Darius, bei Shelley zitiert Ahasver das Phantom Mahomeds II.

Nicht betont wurde bisher der Einfluß, den das Lied des griechischen Sängers im 3. Gesange des „Don Juan“ zweifellos auf „Hellas“ geübt hat. Die in melodischem Flusse dahingleitenden Strophen von dem schönen, gefallenen, entwürdigten Griechenland, seiner heeren Vergangenheit und seiner großen Zukunft, die eine Anspielung auf Xerxes und eine Anmerkung mit einem Citate aus den „Persern“ enthalten, mochten mehr als die Liebesscenen zwischen Juan und Haidee Shelley's Enthusiasmus über den dritten Gesang veranlassen und in seinem Geiste Wurzel schlagen.

Der Schauplatz von „Hellas“ ist Konstantinopel. Sultan Mahmud schläft auf einer Terrasse des Serails. Eine indische Sklavin singt ihn mit einem Schlummerliede in Schlaf. Wie Mohnsaft träufeln die sanften, weichen Rhytmen nieder. Dazwischen singt der Chor der griechischen Gefangenen ein Schlummerlied. Sie wünschen, daß der Schlaf des Sultans fest und tief sei wie der der Gefallenen. Denn wenn der Tyrann schläft, wenn die übersättigten Schlangen seines Gewissens eingelullt sind, wird die Freiheit erwachen.

„Haucht leise, leise
Der mächtigen Herrin Zauberweise.“

Leise, leise haucht die Worte, die wie heimliches Feuer die Adern der erstarrenden Erde durchströmen sollen:

„Leben wechselt, doch verdirbt nicht,
Hoffnung schwindet, doch sie stirbt nicht;
Wahrheit strahlt, verhüllt auch, nieder;
Liebe kehrt, verschmäht auch, wieder.“

Dies ist die Zauberweise der mächtigen Herrin, der Freiheit, das große Evangelium von der Unvergänglichkeit alles wahrhaft Seienden. Was das Leben, die Hoffnung, die Wahrheit und Liebe vorübergehend trübt, ist nur ein kurzer Schein, ein vergänglicher Spuk. Doch werden Leben und Liebe, Hoffnung und Wahrheit erst durch die Freiheit zu dem, was sie wirklich sind.

2. Halbchor: „Eine Gruft wär' dieses Sein,
Hoffnung läg' im Totenschrein,
Lüge wär' der Wahrheit Licht,
Lust die Liebe —

1. Halbchor: Würde nicht
Freiheit Seele allem Leben,
Farbigen Glanz der Hoffnung geben,
Ihr Prophetenkleid der Wahrheit,
Und der Liebe Macht und Klarheit."

Wie die „Ode an die Freiheit" enthält dieser Chor einen Grundriß der Geschichte der Freiheit. Am großen Weltenmorgen entfaltete der Geist Gottes die Flagge der Freiheit über dem Chaos, und die dunkeln Mächte, die da herrschen wollten ohne Gesetz, entflohen wie geschreckte Geier. Die Freiheit bedeutet für Shelley stets höchste Ordnung und höchstes Gesetz. Leuchtend brach der Strahl der Freiheit aus dem stürmischen Morgengrauen der Zeit, und Thermopylä und Marathon fingen ihn auf, wie Leuchttürme auf den Höhen. Die Schwingen der Freiheit haben Philippi gestreift, und Mailands Asche zu neuem Leben entfacht, als Barbarossa es niederbrannte und es als das Zentrum des Widerstandes der Lombardei gegen Oesterreich wieder erstand. Von Alter zu Alter hat die Freiheit ihr Dasein gefristet und Land auf Land entfacht, Florenz, Albion und die Schweiz. Und als die Nacht hereinbrach, erhob sich die Freiheit aufs neue im Westen. Frankreich vermag nicht, sie im dampfenden Blute zu ersticken; von Deutschland bis Spanien dringen ihre lichten Pfeile aus den umhüllenden Wolken. Und wie ein Adler, des Sturmes spottend, am Morgen seinen „Horst im Gelocke der Cypressen" aufsucht, und seine Brut harrt seines Flügelschlages in der rauhen Luft — so kehrt die Freiheit zurück zu den Resten Griechenlands, das mit ihr leben oder sterben will.

1. Halbchor: „Mit des Frohsinns muntern Kränzen
Hat Hellas deine Wieg' umstreut.
2. Halbchor: Tiefen Jammers Zähren glänzen,
Von Hellas deinem Grab geweiht.
1. Halbchor: Wie verwaist sah man sie gehen,
Als sie dich zu Grab getragen;
2. Halbchor: Und bei deinem Auferstehen
Hoch und hehr, wie du, sie ragen.

1\. Halbchor: Sollt'st du in den Himmel dringen,
Wird Hellas' Geist zum Himmel steigen.
2\. Halbchor: Sollt' die Hölle dich verschlingen,
Wird Hellas' Herz zur Höll' sich neigen.
1\. Halbchor: Sollt' Vernichtung dich in Trümmer —
2\. Halbchor: Mög' ihr Ruhm in Staub zerfallen;
Volk und Name dann auf immer,
Freiheit, dann mit dir verhallen!"

Kühne Zuversicht und auf das äußerste gefaßte Resignation mengen sich traumhaft in diesem Eingangschore, von dem Shelley zu Medwin sagte, daß er ihn Calderon's „Standhaftem Prinzen" entnommen habe. Wie hier die höchste geistige Freiheit mit irdischer Haft und tiefster Erniedrigung Hand in Hand geht, wie die scheinbare Niederlage einen Sieg des Ideals und der Tod des Prinzen seinen Eingang in das ewige Leben bedeutet, so wächst mit der Not der Griechen ihre Siegesgewißheit, mit der Trostlosigkeit ihrer Lage ihre tapfere Begeisterung. Im „Standhaften Prinzen" ist das Ideal der Glaube, bei Shelley die Freiheit; aber der Glaube ist dort so völlig als Ideal, als Abstraktum, ohne jede Beimengung irdischer Zwecke oder gehässigen Eifers behandelt, daß, was von ihm gesagt wird, ebenso gut auf die Freiheit anwendbar wäre [1]).

Sultan Mahmud schreckt aus angstvollen Träumen empor. Er hat sich in äußerster Bedrängnis gesehen und will Ahasverus, den Juden, dessen Geist eine Chronik seltsamer, geheimer und vergessener Dinge ist, zu Rate ziehen. Hassan, des Sultans Freund, schildert

[1]) IV, 19 (deutsch von Wolzogen):
„Ob ich noch mehr Qual erlitte,
Ob mein Hunger noch so groß,
Ob mich Lumpen nur bedecken
Und des Kerkers Schauer schrecken,
Dennoch bleib' ich fest im Glauben,
Daß ich's predige den Tauben:
Er ist Sonne, Himmelslicht.
Wer in ihm ist, strauchelt nicht.
Magst du, König, triumphieren
Ueber mich, so viel dir's nützt,
Nie an Gottes Kirche rühren
Wirst du, die er selbst beschützt."
Und (21. Auftritt): „Ob ich auch gefangen sterbe,
Freiheit dennoch ist mein Erbe."

das mit allem Zauber Shelley'scher Wundereilande ausgestattete einsame Inselheim, auf dem der Alte haust, und das dem Schiffer nur mit der Zustimmung und Hilfe Ahasvers selbst erreichbar ist.

Die Erwähnung des ewigen Juden regt den Chor zu einer Betrachtung über Werden und Vergehen, Leben und Tod, Vergänglichkeit und Unsterblichkeit an; drei Strophen, die an tiefem Gehalt und Majestät des Verses einen Gipfelpunkt Shelley'scher Lyrik bedeuten.

„Welten auf Welten wandern, rollen
Vom Entstehen zum Vergehen,
Blasen gleich, die auf dem vollen
Strom erglänzen und verwehen.
Und doch sind sie unsterblich allzumal,
Die durch des Werdens östliches Portal
Und durch die dunkle Kluft des Todes jagen."

Vielleicht, daß sie sich im Jenseits noch in neue Gestalt hüllen, neue Gesetze und Götter empfangen. Zwei Dinge stehen für Shelley fest: daß es eine richtige Lösung des großen Rätsels von Leben und Tod geben müsse, und daß sie uns in unserem gegenwärtigen Zustande unerreichbar sei. Aber der Dichter wende sich jenen Ideen zu, die die Menschheit beleben und veredeln; es ist ihm gestattet, die Bedingungen eines künftigen Zustandes, dem wir in einem unlöschbaren Unsterblichkeitsdurste nachjagen, zu mutmaßen. Bis bessere Beweise erbracht werden können als Sophismen, welche die Sache entwürdigen, muß dieser Wunsch selbst die stärkste und einzige Bürgschaft dafür bleiben, daß die Ewigkeit das Erbteil jedes denkenden Wesens ist. So heißt es in der Vorrede.

Von der Hoffnung auf ein ewiges Sein wendet sich der Chor demjenigen zu, der eine Gewähr dafür ist: Christus und seiner Lehre. Von dem unbekannten Gotte kam eine Macht, ein Prometheischer Eroberer. Er durchschritt wie im Triumphe den Dornenpfad des Lebens, und die Schmach der sterblichen Hülle war ihm wie ein trüber Nebel, den der Morgenstern mit Licht durchdringt. Die Hölle, die Sünde, die Sklaverei kamen herbei wie gezähmte Bluthunde; sie raubten nicht, und ihr Herr ergriff die Flucht. Christus, für Shelley mehr und mehr zu einer Lichtgestalt geworden, erscheint hier in der vollen göttlichen Hoheit durch Demut siegender Größe.

Als etwas Neues berührt die Verherrlichung der christlichen Lehre als Religion. Der Mond Mohameds ging auf und wird untergehen, sagt der Dichter, das Kreuz aber, gleich einem Wappenschilde auf dem ewigen Himmelszelt, wird Generationen führen. War es der Einfluß Calderons, der sich unvermerkt bei ihm geltend machte? Die Helden des spanischen Dichters leben und sterben für den christlichen Glauben. Wie für Faust Erkenntnis im Wissen, so ist für Cyprian Erkenntnis im Glauben das Endziel alles Strebens; in der „Andacht zum Kreuz" wird der Glaube vollends zum Angelpunkte alles Lebens. Und kämpften und starben Shelley's Helden, die Griechen, nicht in Wirklichkeit Tag um Tag für ihren Glauben? Die griechische Revolution war ebenso sehr ein Religions- wie ein Freiheitskrieg, ein Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond. So verschmilzt das Christentum unvermerkt mit dem griechischen Freiheitsideale. Aber in seinem Innersten ist Shelley doch zu sehr Hellenist und Heide, um nicht „jenen Mächten, die vor dem Sturme von Bethlehem flohen", eine wehmütige Erinnerung zu widmen. Wie des Schlafes strahlende Gestalten vor dem Schlummernden erblassen, wenn er aus paradiesischen Träumen erwacht und des Tages nüchternes Auge ihn anstarrt, so ermatten nun Apoll und Pan, Eros und der olympische Zeus, denn die tötende Wahrheit hat sie angeblickt. Hügel und Seen und Ströme werden ihrer Träume entvölkert, und — er denkt der Religionskriege — ihr Wasser verwandelt sich in Blut, ihr Tau in Thränen, sie klagen um die goldenen Jahre, die entschwunden.

Nach dieser Abschweifung nimmt der Dichter den Faden des Dramas wieder auf.

Die Janitscharen verlangen Gold. „Unsere Vorfahren erkauften es mit Siegen; ich soll es für die Niederlage verkaufen?" knirscht Mahmud. Mögen sie sich doch bezahlt machen mit christlichem Blute, mit den Thränen und Klagen christlicher Jungfrauen. Allein er muß den Schatz des Soliman öffnen lassen. Hassan sucht seinen sinkenden Mut zu beleben. Für den Augenblick haben ja die Türken noch die Oberhand. Aus Asien rücken 400,000 Moslems heran; die Inseln starren von Waffen; Samos ist trunken von Blut; der Grieche hat einen vorübergehenden Sieg mit langer Verzweiflung bezahlt; die falschen Sklaven der Moldau sind vor den Allahrufen der Türken geflohen.

Dies war gewissermaßen die politische Constellation der Gegenwart. Der russische General Ypsilanti, Sohn eines moldauischen Hospodars, war, auf die Erhebung aller Griechen der Halbinsel zählend, in die Moldau eingefallen. Der Kern jener 25 000 Mann, die sich um ihn sammelten, die sogenannte Heilige Schar, war ein Häuflein halbasiatischer, aus allen Teilen Europas zusammengeströmter Griechen.

Aber in der Schlacht bei Dragaschan (19. Juni 1821) erlag Ypsilanti durch den Verrat der wallachischen Truppen, und die heilige Schar fiel in heldenmütigem Kampfe. Die Griechen, die sich im Frühlinge unter dem Bischofe Germanos im Peloponnes erhoben und eine provisorische Regierung als Senat von Messenien konstituiert hatten, kamen nun um die errungenen Vorteile. Mahomed II. rief alle Muselmänner unter die Waffen. Der türkische Pöbel stürzte sich mordend auf die griechischen Bewohner Constantinopels; dreihundert Kaufleute wurden getötet und furchtbare Grausamkeiten verübt, die freilich nur das Signal zu einer allgemeinen Erhebung Griechenlands waren.

Das den Türken günstige Verhalten der Großmächte war Shelley völlig unbegreiflich. Auch dieses schildert Hassan. „Die Königin des Meeres sitzt gefesselt auf ihrem Inselthrone im fernen Westen und träumt, daß ihre Söhne, die vor der Freiheit die Stirne runzeln, dir zulächeln könnten", sagt er zu dem Großherrn. Die englische Politik jener Tage entrüstete Shelley. „Unsere würdigen Landsleute nehmen in jeder nur möglichen Weise gegen die Griechen Partei", schreibt Mary am 30. November 1821 an Mrs. Gisborne. „Aber der Geist der Freiheit und der Haß gegen ihre Unterdrücker ist in diesen armen Leuten so mächtig, daß ich die wärmsten Hoffnungen hege." Shelley meinte, „eine weise und edle Politik Englands hätte darin bestanden, Griechenlands Unabhängigkeit zu begründen und gegen Rußland und die Türkei aufrecht zu erhalten. Aber war der Bedrücker jemals gerecht oder edel?" In „Hellas" schilt er England einen Sklaven und Tyrannen zugleich, käuflich und wortbrüchig. Rußland, sagt Hassan, fürchte den Namen der Freiheit ebenso sehr, als es den der Türken hasse; das feige Oesterreich aber liebe ihn wie das Grab und die Pest, und seine Kriegshunde heulen, von Italien kommend, an den Grenzen. In ganz Europa lauert sprungbereit die Revolution. Spanien ist

frei, Frankreich ist es zum Teile. In Italien ward Elend und Reue gesät, und ein kräftiges Geschlecht rüstet sich zur Ernte. Die Welt harrt der Nachricht, daß Deutschland seine Tyrannen in die Vernichtung zurückstoße, aus der sie sich nicht wieder erheben sollen. „Wahrlich, diese Zerstörer der Menschheit“, heißt es in der Vorrede, „kennen ihren Feind, wenn sie die Insurrektion in Griechenland demselben Geiste zuschreiben, vor dem sie im übrigen Europa zittern; und ebenso kennt dieser Feind die Macht und die List seiner Gegner, und er harrt nur des Augenblickes, da eine Schwäche sie anwandelt und sie uneins werden, um ihrer Hand den blutigen Scepter zu entwinden.“

„Die Feinde sind unter sich zerfallen, wir aber sind einig“, tröstet Hassan den Sultan, aber seine Reden überzeugen Mahmud so wenig, als ihn selbst. Bei der Schilderung der Schlacht von Dragaschan, deren Namen Shelley jedoch nicht nennt, verliert Hassan sich in eine begeisterte Erzählung von dem Heldentode der Besiegten; und da Mahmud ihm zuruft: Dein Herz ist griechisch! erwidert er: Wohl möglich! Ein Geist, der nicht mein Eigen, wandte mein Inneres.

Wie man in den „Persern“ die Größe des Sieges nur durch den Jammer des Besiegten kennen lernt, so feiert hier die hellenische Tapferkeit, in Feindesmund verherrlicht, ihren höchsten Triumph, trotzdem sie thatsächlich unterlegen ist.

Knapp aufeinander folgen nun die vier Boten mit ihren Hiobsposten, deren Vorbild ebenso gut die vier Boten in Hiob sein können, als der in vier Teile gegliederte Botenbericht der „Perser“. Der erste Bote berichtet, der russische Botschafter habe Konstantinopel verlassen. In Wirklichkeit war Stojanow, der russische Gesandte, insultiert und der Bosporus den Russen geschlossen worden. Der zweite Bote meldet, daß die bedeutendsten Ortschaften Griechenlands sich erhoben hätten. Die Ereignisse sind unter einander geworfen. Athen war bereits am 7. April eingenommen; ein Grieche, der in Lord Byron's Diensten gestanden hatte, befehligte die Insurgenten. Eleusis, Megara, Korinth erhoben sich im Mai; Tripolitsa wurde erst im Oktober genommen. Der dritte Bote meldet den Aufstand der christlichen Stämme auf dem Libanon und in Syrien; Araber und Aegypter drohen mit Empörung, und die Griechen erwarten die Ankunft eines Erlösers aus dem Westen. Ja, der Enthusiasmus hatte sich der

Menge in einem Grade bemächtigt, daß ein Gerücht, der Erlöser sei bereits in einem amerikanischen Schiffe gelandet, um sich greifen konnte.

Der vierte Bote berichtet von einem Seegefechte, in dem die Türken unterlegen seien. Am 21. Juli 1821 hatten zwei griechische Strander eine gewaltige türkische Flotte bei Samos in die Flucht geschlagen. Der Chor der Griechinnen bricht in Jubel aus. Als Herolde des Sieges möchten sie hinziehen, wo die Felsen, die das Aegaeische Meer umgürten, vom Schlachten-Paean der Freien widerhallen. Ihre Glieder tragen den Stempel der Schmach und ihre Stirnen den glühenden Kranz, den ihnen die Knechtschaft aufgedrückt. Aber ihr freies Herz spottet der Tyrannen. Einst sprach die Freiheit: es werde Licht! Und wie die Sonne, die sich aus dem Meere erhebt, erstand Athen. Und Athen verfiel; Macedonien, Rom, die Türken kamen an die Herrschaft. Einst waren Tempel und Hallen Eigentum der Freien; mögen sie nun den Tyrannen gehören, mögen sie verfallen:

„Doch Hellas' fester Bau, er ruht
Tief unter Krieges wilder Flut,
Ruht in des Denkens ewigem Meer
Und ragt empor klar, hoch und hehr,
Und seiner Bürger hohe Geisterschar
Regiert das Jetzt von dem aus, was einst war.
Ihr Siegel trägt, was diese Welt
Von ihren Ahnen erbt, was sie erhält."

In Shelley's Augen verdankte die zivilisierte Welt ihre gesamte Kultur dem hellenischen Volke. Darin liegt die Bedeutung, die Unsterblichkeit von Hellas. „Wir haben alles von den Hellenen empfangen, und mit aufopferndster Hingebung tragen wir nur einen Teil unendlicher Dankesschuld ab. — Wir sind alle Griechen", sagt er in der Vorrede, „unsere Gesetze, unsere Litteratur, unsere Religion, unsere Künste haben ihre Wurzeln in Griechenland. Ohne Griechenland hätte Rom, die Lehrerin, Besiegerin oder Hauptstadt unserer Vorfahren, mit ihren Waffen keine Aufklärung verbreitet, und wir wären noch immer Wilde und Götzendiener, oder, was noch schlimmer, wären bei einem so elenden Stillstande der sozialen Institutionen angelangt wie China und Japan."

Dieses Land, unser aller Vaterland, erweckt nun der Sturmeshauch der Freiheit wie ein orphischer Donner zu neuem Leben aus der Zerstörung.

„Des Weltalls blinder Wagenlenker,
Das Schicksal, stürmt vorbei;
Welchen Glauben zerstampft seines Rosses Schritt?
Welche Reiche verbluten bei seinem Tritt?
Und zur Rechten ihm mit Adlerschwingen
Welcher Siegsgott? Was für Schatten bringen
Vor ihm her? was für ein Glanz folgt nach?
Die Erneuerung ruft, es ruft das Zerstören:
Welcher andere, als wir?
1. Halbchor: Wir hören, wir hören!"

Doch im Tosen und Brausen der in Sturm und Wetter heranziehenden Freiheit fehlt auch eine leise Stimme nicht, die da mahnt: fürchtet Rache und Sünde!

„Sie zeugen ewig ihre Art;
Die Brut wird stets den Eltern gleichen müssen;
Im schuldigen Geiste nistet sie geschart,
Und mit Verzweiflung nährt sie das Gewissen."

„Wie sollten Sklaven etwas anderes als Sklaven hervorbringen? Es ist, wie der Same die Pflanze hervorbringt." So heißt es in „Hiob" (4, 8): „Die da Mühe pflügten und Unglück säten, ernteten sie auch ein." Im Sommer hatte Shelley an Mary geschrieben: „Meine Maxime ist mit Aeschylos: *τό δυσσεβὲς μετὰ μὲν πλείονα τίκτει, σφετέρᾳ δ'εἴκοτα γεννᾷ* („Agamemnon").

So ist Shelley's letztes Freiheitslied, wie sein erstes, eine Mahnung zur Milde und Menschlichkeit, zu edler Beschämung des Feindes.

„Des Mitleids Altar stand einst in Athen
Beim Weisheitstempel; nicht mit eitlem Flehen
Sollst du den unbekannten Gott verehren,
Sein Heiligtum, laß es auf's neu erstehen,
Und Liebe gieb für Haß, für Blut gieb Zähren."

In einem Sonett (1821) erklärt er die „Politische Größe" für nichts. Der Mensch, der wahrhaft Mensch sein will, müsse das Reich seines eigenen Ich's beherrschen und in ihm groß sein, müsse seinen Thron auf den gebeugten Willen bauen und den Aufruhr seiner Angst und seiner Hoffnung ersticken, er selbst allein.

Nachdem der Chor geendigt, tritt Ahasver vor den Sultan. Der ewige Jude, der in „Königin Mab" ein rauher und trotziger Widersacher Gottes war, erscheint hier geläutert, „ein Mensch, den

die Macht des Gedankens über seine Nebenmenschen erhoben hat". Er ist ein Jünger griechischer und fränkischer Philosophie. Du zählst die Blumen und mißt die Sterne, sagt Mahmud zu ihm, du sonderst Element von Element, dein Geist ist gegenwärtig im Vergangenen und schaut das Werden dieser alten Welt im Kreislaufe der Lieblichlichkeit und der Verzweiflung; du bist wie Gott, den du betrachtest. Dennoch, oder vielmehr eben darum, verachtet Ahasver den Wurm unter seinem Fuße nicht. Sorgt doch der Unergründliche für geringere Wesen, als der Mensch zu träumen vermag. Der Stolz wurde für die gemacht, die sein möchten, was sie nicht können, oder scheinen, was sie nicht sind. Der Ahasver der „Königin Mab" hatte über Gottes Macht geknirscht, die er zu seinem Leid erfahren, und hatte ihn als den Tyrannen zugleich verachtet. In „Hellas" fordert Ahasver den Sultan auf zur Betrachtung des Einen, nicht Wechselnden, Ungeborenen, Unsterblichen. Dies Eine hat freilich mit einem geoffenbarten Gotte nichts zu schaffen. Shelley ist nunmehr im Innersten durchdrungen von dem religiösen Pantheismus Spinoza's. Die Natur ist Gott, Gott die Natur.

Dieses All von Sonnen, Welten, Menschen, Tieren und Blumen; das stürmische oder stille Wirken, durch das sie waren, sind oder aufgehört haben, zu sein, es ist alles nur Schein, verkündet Ahasver. Die Dinge, die daraus stammen, sind nur die Flecken eines kranken Auges, nur Blasen eines Traumes, nur Bilder. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Der Gedanke ist ihre Wiege und ihr Grab; Zukunft und Vergangenheit sind eitle Schatten in der Flucht der Gedanken, ohne wahres Sein. Das Leben tobt wie ein Krieg, aber es ist ein Phantom. Der Tod wütet im Leben, aber auch er ist ein Phantom. Und doch enthält jedes Einzelne das All. Der Wald Dodonas verhält sich zu einer Eichel wie die Zukunft oder die Vergangenheit zur Gegenwart. Nichts ist unsterblich außer dem Gedanken oder den Elementen des Denkens: Wille, Leidenschaft, Vernunft, Phantasie. Sie sind, was alles andre nur scheint. „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis, das Unbeschreibliche, hier ist es gethan." Der Gedanke ist allmächtig, ihn kümmert nicht Zeit, noch Raum, noch Gelegenheit. Willst du die Zukunft schauen? Frage und erlange! Klopfe an, und dir wird auf-

gethan! Blicke hin und schaue! Die Zukunft ist in der Vergangenheit abgebildet wie in einem Spiegel.

Shelley ist im Laufe der Jahre ein überzeugter Anhänger Berkeley's geworden. Alle sichtbaren Gegenstände existieren nur in dem Geiste, der sie wahrnimmt; Himmel und Erde und alle primären Eigenschaften existieren nur in dem Geiste, der sie betrachtet. Dieser Geist ist die eine und einzige Substanz. Berkeley unterscheidet zweierlei Ideen: die der Sinne, die stärkeren, lebhafteren und deutlicheren, welche wirkliche Dinge heißen, und die der Einbildungskraft, die gemeinhin Ideen oder Bilder der Dinge genannt werden. Was die Philosophen Materie oder körperliche Substanz nennen, leugnet er. In der Naturphilosophie kann von Materie nicht die Rede sein; nicht das Feuer brennt, sondern ein Geist darin. Das Dasein eines unendlich guten, weisen und mächtigen Geistes reicht aus, alle Naturerscheinungen zu erklären, die in ihm und durch ihn existieren.

Von dieser Philosophie ist Ahasver's Rede durchtränkt. Um dem Sultan durch die Vergangenheit ein Bild der Zukunft zu geben, läßt er ihn die Eroberung Konstantinopels durch Mahomed II. im Geiste schauen. Shelley nennt Band und Seitenzahl der „Geschichte des Niederganges und Falles des Römischen Reiches" von Gibbon, der er die Vision entnommen. (XII, S. 223). Dort heißt es: „In diesem kritischen Augenblicke erschienen die Janitscharen, frisch, kräftig und unbesiegbar. Der Sultan selbst, zu Pferde mit einem eisernen Scepter in der Hand, war Zuschauer und Richter ihrer Tapferkeit. Er war von 10,000 seiner Haustruppen umgeben, die er für die entscheidende Gelegenheit aufgehoben hatte, und das Schlachtengewoge ward von seinem Auge und seiner Stimme gelenkt und befehligt. — Die Angst- und Wehrufe gingen unter in der kriegerischen Musik der Trommeln, Trompeten und Pauken." Dieser trockene Bericht fällt in dem Schlachtenbild, das Shelley vor uns entrollt, wenig ins Gewicht. Mahmud ist im Gegensatze zu Shelley's übrigen Tyrannen, die „den Herodes noch überherodesen", eine veredeltere Wiedergabe seines Urbildes Mahmud II., (1785—1839), weniger grausam als der türkische Großherr, der, um seines Thrones sicher zu sein, den Sohn und die Mutter seines Bruders erdrosseln ließ und jede Widersetzlichkeit gegen seine Maßregeln in Strömen

von Blut erstickte. Seine Gesinnung ist größer als die des wirklichen Mahmud, dessen Vertrauter sein Barbier war; seine Schwermut, seine Erkenntnis des drohenden Unheils sind Züge eines edleren Gemütes. Hassan's Phrasen täuschen ihn nicht über den wahren Sachverhalt. „Stolze Worte werden zeitgemäß, wenn es an Thaten fehlt", erwidert er auf den beruhigenden Zuspruch des Höflings. Und auf die Meldung des Boten: Friede herrscht in Stambul! — „Auch das Grab ist still!"

Das Bild der Zukunft, das er sich aus der Vergangenheit konstruieren soll, genügt ihm nicht. Ahasver sagt: Willst du mit jenem Teile deines Selbst verkehren, das da war, ehe du zu diesem kurzen Wettlauf aufbrachst, dessen Krone der Tod ist, so verscheuche dieses Gewölk des Krieges durch jenen Glauben, jene inbrünstige Leidenschaft, die das Leben einst aus der Tiefe des Unerschaffenen emporrief, und ziehe den königlichen Schatten mit mächtigem Willen an.

Die menschliche Seele ist für Shelley ein Teil der großen Weltseele. Sie war, ehe er geboren ward, ehe er zu dem kurzen Wettlaufe des Lebens aufbrach; sie kehrt nach dem Tode wieder zu ihr zurück. Der unumschränkte Wille des Menschen, dem alles möglich ist, besitzt auch die Kraft, die Schranken des Lebens zu durchbrechen. Er kann Zwiesprach pflegen mit der Weltseele, in der sowohl das Urbild seiner eigenen Seele, wie das aller früher Geschaffenen und aller künftig zu Erschaffenden enthalten sind. Aehnliches hatte Shelley bereits in dem Phantom des Jupiter im „Entfesselten Prometheus" ausgedrückt. Bei Calderon hatte er seitdem in dem Frohnleichnamsspiele „Das Festmahl des Belsazar" die Gedanken des Königs als personifizierte Gestalten auftreten sehen.

Nachdem Ahasver seine geheimnisvollen Worte gesprochen, zieht er sich wie ein richtiger Geisterbeschwörer zurück, und das Phantom Mohamed II. erscheint. Und doch betonte Shelley, daß im Gegensatze zu der Gespenstererscheinung des Darius in den „Persern" in „Hellas" alles auf natürliche Weise zugehe. Mahmud sagt zu Ahasver: „Ich sehe, daß du kein Traumdeuter bist; du nennst die Kunst, die Lehre, den Gott nicht dein eigen, der die Zukunft zur Gegenwart machen kann." In einer Anmerkung zu dieser Stelle sagt Shelley: „Ich hätte leicht aus dem Juden einen regelrechten Beschwörer machen können und aus dem Phantom einen gewöhnlichen

Geist. Ich habe vorgezogen, den Juden so darzustellen, daß er jeden Anspruch oder Glauben an übernatürliche Kräfte leugnet und Mahmud in einen Gemütszustand versetzt, in welchem die Ideen durch eine Vermengung des Gedankens mit dem Gegenstande des Gedankens die Kraft der Empfindung annehmen und das Uebermaß der Leidenschaft die Schöpfungen der Phantasie belebt. Es ist eine Art natürlicher Magie, die jeder in gewissem Grade auszuüben vermag, der sich zum Herrn der geheimen Gedankenassoziationen eines anderen gemacht hat." Also eine Definition dessen, was wir heut Suggestion nennen.

Das Phantom Mohamed II. erscheint. Es kommt von daher, wohin Mahmud gehen wird, dessen Thron in der Welt des Dunkels schon bereit steht. Der Islam ist bestimmt zu fallen. Die Tyrannen aber wollen über seine Trümmer herrschen im Reiche des Todes. Ist der Stamm verdorrt, soll doch der Same sich entfalten in der Gestalt dessen, das da Leben zeuget im Verfall.

Mahmud fragt, wann und durch wen die Zerstörung ihr Werk vollbringen werde; wie der Kranke, auf dessen reifem, grauen Scheitel Sorge und Kummer nisten, fragt, wann der Tod kommen wird. Der Thor! Er lehnt auf seiner Krücke, er spricht von künftigen Jahren, und wie er in erneuten Jugendtagen vergangene Freuden wieder beleben will, und während er noch spricht, ist der Tod da. Draußen ertönen Siegesrufe; Mahmud hat gesiegt, und dennoch fühlt er, daß seine Stunde kam.

Das Phantom ist verschwunden; der Sultan fragt sich, ob er wache oder träume? Waren diese Dinge, oder hat sein unruhiges Hirn, durch des alten Juden weise, tolle Rede erregt, die Schatten seiner Furcht in Gestalten verwandelt? Aber gleichviel; die Lehre des Alten hat gefruchtet. „Nichts, was wir sehen oder träumen, besitzen, verlieren oder erfassen, gilt mehr als was es uns giebt oder lehrt", sagt Mahmud. So komme denn, was mag. Er weiß, wie es um den Triumph bestellt ist, den seine Scharen draußen bejubeln; er will ihnen den Siegesrausch verweisen, der sich bald in Verzweiflung kehren wird.

Mahmud ist der einzige unter Shelley's Herrschern, der, mit einem für die prophetische Stimme des Geistes empfänglichen Gemüte ausgestattet, sich über die Einflüsse des Tages erhebt, dessen Blick weiter reicht als der seiner Umgebung, dessen Ohr nicht ausschließlich

den Schmeicheleien der Hofschranzen offen, dessen Auge von dem eiteln Erfolge der Stunde nicht verblendet ist. Nun an der Schwelle des Mannesalters, kommt der Dichter von den Uebertreibungen seiner Jünglingszeit zurück. Vielleicht auch waren es die Reformen, die der wirkliche Mahmud, obzwar mit despotischer Gewalt und mehr äußerlich als dem Geiste nach in der Türkei eingeführt hatte, welche Shelley in dem Tyrannen einen aufgeklärten Geist erblicken ließen.

Den weiteren Verlauf der Handlung erfahren wir nur durch eine Stimme hinter der Szene, der die gefangenen Griechinnen auf der Bühne antworten. Die Schlußszene von „Samson Agonistes“, in der ebenfalls nur berichtet wird, was hinter der Bühne geschehen ist, mochte Shelley hier vorschweben. Die Griechen werden gefangen wie eine Herde von Löwen, und der Erde königliche Jäger stehen um das Netz. Rußland, Oesterreich, England und Frankreich, die zahme Schlange, der arme Schatten, rufen: Friede! Und dies bedeutet Tod, wenn Fürsten sprechen. Die Barbaren stimmen ein wildes Siegesgeschrei an; der Tod jubiliert. Raubt! Tötet! Spießt! Laßt keinen Griechen entkommen! Allein der Gesang der Ueberwundenen ertönt in feierlicher Zuversicht. Wie unter der winterlichen Eisdecke des Stromes die mächtigen Wellen fluten, ihrer Erlösung im Frühlinge gewiß, so lebt die Hoffnung unter der starren Schichte der Verzweiflung in ihrem Herzen.

„Weh der Freiheit,
Wenn den freien Mann
Ueberzahl, Geschick und Zeit
Oder Macht bewältigen kann.
Weh der Tugend, wehe!
Wenn das Herz, das ihr geweiht,
Ich gebrochen sehe
Von der Menschen Urteil, wahnbethört.
Weh, wenn Liebe, die das Dunkel hellt,
Mit den falschen Zeiten geht und kehrt,
Sowie Angst und Hoffnung fliehen.
Weh, o Liebe, dir!
Wahrheit! Freundlos, du, auf dieser Welt!
Kannst den Spiegel, der die Lüg' verzehrt,
Feige du des Irrtums Aug' entziehen,
Dann, des Höchsten Abbild hier,
Dann, o wehe dir!“

Der Rückzug der Zehntausend aus Persien war ein Triumph; Rom ward groß durch Verheerung, Verzweiflung und Verfolgung; und Atlantis wird es werden. Die sagenhafte Insel, die an der Stelle des jetzigen Amerika einen großen Teil des atlantischen Ozeans bedeckt haben soll, entlehnt Shelley aus Plato (Timäos und Kritias) und aus Bacon's „New=Atlantis", das an der Stelle des jetzigen Australien gedacht ist und einen Idealstaat enthält, dessen Voraussetzung tadellose Reinheit der Sitten ist, während eigentlich mehr physikalische als soziale Experimente mit wunderbaren Ergebnissen berichtet werden. Bei Shelley bedeutet Atlantis Amerika, die neue Welt im Gegensatze zur alten.

Ist Europa der Knechtschaft verfallen, so wird der Westen um so freier emporblühen. Was bedeutet die leblose Scholle? Mögen die Tyrannen die Wüste beherrschen, die sie selbst geschaffen, dem Freien werde das Paradies zu Teil, das ihm gebührt. Und so schließt auch „Hellas" mit der Schilderung eines Inselparadieses auf Atlantis, wo ein neues herrlicheres Griechenland erblüht.

„Die Nacht ist aufgestiegen,
Da noch die Zeit im Mittag stand,
Die Totenvögel fliegen,
Zum Raubeszug herabgewandt,
Und Fried' und Freiheit fliehen
Zu sonnigerem Strand,
Dem Stern der Liebe ziehen
Sie nach in's Abendland."

Im Sonnenuntergang der Hoffnung schimmern die paradiesischen Eilande des Ruhmes.

„Der Wellen Rauschen, des Himmels Licht,
Der Wohllaut und Duft, der die Stille durchbricht,
Strömt nieder auf sie, wie das Morgenrot
Auf Träume, wie ewiges Sein auf den Tod
Durch Kerkermauern strömt und Banden:
Und Hellas, das tote, ist auferstanden!
Es kehrt des Weltalls große Zeit,
Die goldene Zeit kehrt wieder,
Die Erde streift ihr altes Kleid
Wie eine Schlange nieder.
Der Himmel lacht, die Tyrannei erbleicht,
Wie eines Traumes letzte Spur entweicht."

Das neue Hellas wird vereinen, was die Erde zu empfangen, was der Himmel zu geben vermag; Saturn und Eros werden von ihrem langen Schlummer erwachen. Hat Shelley in der wolkenumflorten Gegenwart dem Christentume die Ehre gegeben, so kehrt sein Herz in dem sonnbeglänzten Traume einer schlackenlosen Zukunft zu seiner alten Liebe, den hellenischen Göttern, zurück. Lichter und herrlicher als alle, die fielen, und als der Eine, der auferstand, werden Saturn und Eros wieder erwachen; eine Bemerkung, die Olliers Vorsicht in der Original-Ausgabe unterdrückte.

„Nicht Blut und Schätze sollt ihr ihrem Schrein,
Nur Dankesthränen und symbolische Blumen weihn.“

Wie im „Prometheus“, so wirft Shelley in „Hellas“ bei der Schilderung des Milleniums die Frage auf: müssen Haß und Tod auch dort widerkehren? Müssen die Menschen töten und sterben? Aber er enthält sich hier einer Antwort. Er will den Kelch bitterer Prophezeihung nicht bis auf die Neige leeren. Nur so viel ist ihm bewußt, daß die Welt des Vergangenen satt ist; möchte es endlich vergangen und begraben sein.

„Müd' ist die Welt vergangener Pein,
O, laßt sie tot und vergangen sein.“

Den Schlußchor fand Shelley selbst dunkel. „Er wird den Leser „magno vel proximus intervallo“ an Jesajas und Virgil erinnern, deren feurige Geister, die augenblickliche Herrschaft des Bösen überspringend, die wir erdulden und beklagen, schon jenen möglichen und vielleicht bereits nahenden Zustand der Gesellschaft schauten, in dem der Löwe neben dem Lamme ruhen wird; und omnis feret omnia tellus.“

Am 1. November 1821 setzte Shelley die Widmung an Maurocordato vor sein vollendetes Drama. „Ich habe mich begnügt, eine Reihe lyrischer Bilder darzustellen und auf den Schleier der Zukunft, der über die unvollendeten Szenen niederwallt, Figuren von so unbestimmten und visionären Umrissen zu zeichnen, daß der schließliche Triumph der griechischen Sache als ein Teil der Civilisation und des sozialen Fortschrittes selbst erscheint“, sagt Shelley in der Vorrede. Der Sieg der Griechen, den er inmitten des schwankenden Kriegsglückes der Tagesereignisse in der Dichtung nicht vorwegzunehmen wagt, ist ihm dennoch der unzweifelhafte künftige Abschluß der gegen-

wärtigen Wirren. Aus der Niederlage erwächst der Triumph; Griechenland unterliegt, aber Hellas siegt. Volk und Land von heut, eine flüchtige Form der wechselnden Erscheinungen, wird verschwinden, die Hellenen aber, der altberühmte, weltbewegende und unsterblich fortwirkende Inbegriff des Wesens dieses Volkes siegt und wird bleiben. Am 11. Dezember schrieb Shelley an Claire: „Die Nachrichten über die Griechen sind immer glorreicher. Man kann sagen, daß der Peloponnes ganz frei ist, Maurocordato hat eine hervorragende Rolle gespielt und wird wahrscheinlich in der Verwaltung der jungen Republik eine hohe Stelle einnehmen."

Im Dezember wurde in Argos die National-Versammlung einberufen, die am 1. Januar 1822 die Staatsverfassung proklamierte: religiöse Duldung, gleiche Rechte vor Gericht, bei Aemtern und Abgaben. Mary macht in ihren Anmerkungen zu „Hellas" darauf aufmerksam, wie Shelley's Prophezeihungen sich im Allgemeinen, wenn auch nicht im Einzelnen, erfüllten [1]).

„Hellas" ist das letzte größere Werk, das Shelley zu Ende geführt hat. In einem wehmütigen Briefe an Gisborne wünscht er seinem Drama ein glücklicheres Geschick als das seine und das seiner Dichtungen.

Medwin meint, es wäre unmöglich zu bestimmen, bis zu welchem Grade „Hellas" und Shelley's hellenischer Enthusiasmus im Allgemeinen Byron's Entschluß beeinflußt habe, sich der griechischen Sache zu widmen. Jene mittelbare Teilnahme an dem Befreiungswerk wäre für Shelley, hätte er dieses erlebt oder auch nur geahnt, die Krönung all seines Strebens und der Gipfelpunkt des Glückes gewesen.

„Hellas" war ursprünglich als ein Werk größeren Umfanges gedacht und ein Prolog [2]) dazu geplant, den Mary auf Shelley's Bewunderung für das Buch Hiob zurückführt, während er ebenso gut eine Frucht seiner andauernden Fauststudien sein könnte. Er knüpft, wie der Prolog im Himmel, an die Worte Hiob I, 6 an: „Es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen." Die Sprache ist in einem biblischen Tone gehalten, der wie bei Goethe dem Studium des alten Testamentes entspringt.

[1]) Die Chöre von „Hellas" wurden 1886 von W. C. Selle in Musik gesetzt.

[2]) Veröffentlicht in den „Relics of Shelley" durch R. Garnett 1862.

Aus einem feindseligen Bekämpfer der christlichen Religion vom Standpunkte des trockenen Verstandes und der Nützlichkeit ist Shelley ein Bewunderer der poetischen Schönheit der christlichen Mythologie geworden. Im „Prologe zu Hellas treten Gott und seine Heerscharen, Christus und der Satan wie im „Entfesselten Prometheus" die Personen der heidnischen Mythologie auf, mit einer künstlerischen Gleichgiltigkeit behandelt, die ihm früher Verletzung der moralischen Pflicht geschienen hätte. Goethe's Beispiel sollte auch in diesem Punkte auf ihn einwirken. „Was die Seele andachtsvoll in Gott verehrt" steht ihm nun auf einer Stufe mit der Harmonie und Formvollendung hellenischer Schönheit und der ewigen Wahrheit hellenischen Denkens.

Der Herold der Ewigkeit ruft die Söhne Gottes vor den Thron des Vaters. Griechenlands Schicksal soll entschieden werden. Von Hellas ist die goldene Morgenröte der Welt ausgegangen. Dann sank die Sonne seiner Herrschaft, der Winter seines Ruhmes kam; aber dieselben Stürme, die es kahl gefegt, tragen den Tau des Gedankens in fremde, wilde Gegenden.

Ein Engelchor giebt uns ein Bild des Himmels.

„Der Weltenvorhang rollt empor,
Er teilt, er hebt sich schwer,
Der glanzbeschwingten Welten Chor
Schwirrt wie ein wildes Taubenheer.
Im grenzenlosen leeren Raum
Schwebt mittendrin ein Wolkenschrein,
All zwischen Thronen ewigen Lichtes
Dunkel er allein.
Im blauen Glanze des Krystalls
Dreht strahlend sich der goldnen Welten Pracht;
Von jedem Punkt des großen Alls,
Gleich tausend Morgenröten einer Nacht,
Entströmet Licht und dehnt sich aus;
Und hold erklingt es wie Musik
Durch lauten Donners furchtbares Gebraus;
Und hoch auf überwölbtem Wagen,
Von mächtigen Flügeln hergetragen,
Erscheinen riesige Gestalten,
Halb licht, halb dunkel, gleich den Thronen,
Drauf sie walten,
Drauf sie wohnen."

Im versammelten himmlischen Senate erheben sich Satan, Christus und Muhamed. Christus ist der Vorkämpfer der Frei-

heit und Civilisation, der Anwalt der bedrückten Menschheit, ein anderer Prometheus. Er beschwört Gott

„Bei dieser Stirn,
Aus deren Poren blutige Thränen strömten,
Bei diesen Wunden, dieser Leidenskrone,
Bei tiefster Schmach und Einsamkeit und Tod —
Denn sie hab' ich erduldet — bei der Qual
Des Mitleidens für jene, die der Rache
Mir unbekannte Lust erregen wollten —
Denn Mitleid fühlte ich — bei Plato's Licht,
Von dem mein Geist ein glühender Morgen war,
Bei Griechenland und allem, was zu sein
Es niemals aufgehört." —

Gott möge das Geschick als einen Siegesgott mit Engelsfittichen hinabsenden, auf daß die Freiheit glorreich erstehe, wie einst die Welt aus dem Chaos.

Satan verhöhnt Christum. Die Erde, die er von ihm erlösen wollte, ist die geringste unter den zahllosen Welten, welche sein Reich bilden. Er fordert Griechenland für sich. Pest und Hungersnot, die geflügelten Hunde, sollen die Schicksalsgöttin begleiten, die hundertköpfige Schlange nimmersatten Aberglaubens, der Krieg und der Betrug. Aber Christus weiß, daß die Macht des Satans nicht ewig währt, und daß die Guten von ihr frei sind.

Wie nun Muhamed das Wort ergreift, bricht das Fragment ab, das wahrscheinlich mit einem Schiedsspruche des Herrn zu Gunsten Christi geendet hätte.

Das Bändchen „Hellas" enthielt nebst dem Drama noch eine Ode „Geschrieben bei der Nachricht von Napoleon's Tode" (Written on hearing the News of the Death of Napoleon). Die Bewunderung für den korsischen Riesen, die in Shelley bisher mit seinem Tyrannenhasse rang, hat nun, verklärt durch die vergebende und reinigende Macht des Todes, die Oberhand gewonnen. Kaum, daß der Dichter in der letzten Strophe noch des grimmen Geistes seines Helden gedenkt, der, ein Genius der Zerstörung, durch Ströme von Blut, Entsetzen und Gold von der Wiege zum Grabe schritt. Kein Wort fällt zu Napoleon's Verherrlichung. Aber giebt es eine höhere Glorifikation, als wenn der Dichter staunend die Erde fragt, ob sie denn noch lebe, da Napoleon tot?

„Sind die Glieder nicht starr, wenn der Geist entwich?
Und du regest dich, da Napoleon verblich?
Wie! Ist dein lebendiges Herz nicht kalt?
Welcher Funken glimmt noch auf deinem Herde?
Wie! Hat sein Totengeläut nicht gehallt,
Und du lebest noch, Mutter Erde!"

Aber die Erde ist größer als ihr größter Sohn. Feierlich und geheimnisvoll klingt die Antwort, die sie dem Dichter giebt, indeß „ein Blitz der Verachtung über ihr Antlitz lacht".

„Meine Söhne am Busen umfangen ich halt',
Wenn düster ihr Totengeläute erschallt.
Es beginnt der Bewegung kreisender Lauf,
Und Leben sprießt aus den Toten auf."

Die Erde wächst durch die Zahl der Toten, die sie in sich aufnimmt, an Kühnheit und Gewalt; die Toten vermehren zehntausendfach ihre Schnelligkeit, ihren Glanz, ihre Heiterkeit. Ein Mächtiger wie Napoleon regt sie noch im Tode zu neuem Leben an.

„Ich war umwölkt und trüb' und kalt,
Ein Chaos, erstarrt und ungestalt,
Bis warm mein Herz ward vom Geiste der mächtigen Toten;
Mich nähren alle, denen ich Nahrung geboten."

Als Gegenstück zu der transcendentalen Unsterblichkeit des Adonais verkündet er hier ein ewiges Fortleben innerhalb der Grenzen und Gesetze der Natur vermöge eines ewigen Kreislaufes ihrer Kräfte, bei dem nichts verloren geht.

Um die Zeit, als Shelley die ersten Drucke von „Hellas" erhielt, legte er eine Dichtung beiseite, mit deren Plan er sich lange getragen hatte, und an deren Ausführung er im Januar mit großen Hoffnungen gegangen war, die Tragödie „Carl I."

Als er Mary in Lucca 1818 Hume's „Geschichte von England" vorlas, ermunterte er sie, die in „Frankenstein" eine Probe dramatischen Talentes gegeben hatte, zu einer Tragödie „Carl I." Ihn selbst lockte bald die Größe des Stoffes, bald stieß ihn seine Sprödigkeit ab. „Ich bin unglücklicherweise in der englischen Geschichte wenig bewandert", schrieb er am 25. Juli 1818 an Godwin, „und mein Interesse für sie ist so schwach, daß ich es schon wie eine Pflicht empfinde, mir auch nur die allgemeinsten, unentbehrlichsten Kenntnisse anzueignen."

Dennoch läßt ihn das Geschick des „traurigen Monarchen", wie ihn Chatterton nennt, nicht mehr los. Am 22. Februar 1821 schreibt er an Ollier: „Ich bin noch in Zweifel über „Carl I.", doch wenn ich ihn schreibe, wird er die Ausgeburt hoher und ernster Empfindungen werden. Fühle ich einmal, daß ich ihn schreiben kann, so ist er auch schon geschrieben". Er geht an den Entwurf. Am 5. Juni heißt es in einem Briefe an Gisborne, der von einer auf der Fahrt nach England verloren gegangenen Kiste handelt: „Meine unglückliche Kiste! Sie enthielt ein Chaos von Elementen ‚Carls I.'" Am 25. September meldet er dem Verleger: ‚Carl I.' ist empfangen, aber nicht geboren. Wenn ich nicht sicher bin, etwas Gutes zu machen, soll das Stück nicht geschrieben werden. Stolz, der den Satan zu Fall brachte, wird auch ‚Carl I.' töten."

Im Januar 1822 geht er endlich an die Arbeit, aber die Aufgabe scheint ihm über seine Kräfte. „So berauscht die Eitelkeit die Leute", schreibt er. „Mögen die Wenigen, die meine Verse loben, und in deren Zustimmung ich so viel Freude finde, die Sünde verantworten." Und an anderer Stelle: „Es ist eine verteufelt harte Nuß zu knacken." Trotzdem kündigt er Ollier „Carl I." mit der Bemerkung an, daß er gut zu werden verspreche. Shelley ringt mit dem gewaltigen Stoffe, aus dem er ein objektives Kunstwerk schaffen will, „nicht gefärbt von dem Parteigeiste seines Autors". Er hatte sich eine seinem ursprünglichen Talente heterogene Aufgabe gestellt; sie brauchte ihre Zeit, um zu reifen. Im April hält der Dichter ermüdet und zweifelnd neuerdings inne. „Ich habe einen Teil von ‚Carl I.' geschrieben", meldet er Gisborne (10. April), „aber obzwar mir das Poetische gelungen ist, kann ich die Konzeption des Gegenstandes als Ganzes nicht erfassen und berühre es jetzt nur selten."

Sicherlich aber war nichts als eine Pause in der Arbeit, ein Besinnen und Atemschöpfen beabsichtigt. Er hätte sie zweifellos wieder aufgenommen und zu Ende geführt, wäre ihm Zeit gegönnt gewesen.

Die fünf Szenen, die wir von „Carl I." besitzen, zeigen uns, unfertig und ohne Zusammenhang wie sie sind, Shelley's Begabung in einem so neuen Lichte, daß sie zu der Annahme berechtigen, seinem Genius hätte noch eine reiche Entwickelung bevorgestanden, und was wir jetzt als seine Meisterwerke besitzen, wäre dann nur die erste Periode einer großen Laufbahn gewesen.

Der erste Auftritt von „Carl I.", das Maskenspiel, mit dem der Einzug der Königin Henriette von Frankreich gefeiert wird, bietet in einer Volksszene Gelegenheit, die Stimmung der Bürger zum Ausdruck zu bringen. Wir erhalten auf die natürlichste und ungezwungenste Weise ein Zeitbild, das uns mitten in die aufgeregte Unzufriedenheit der Londoner versetzt. Religiöse Neuerungen haben den König verhaßt gemacht, das Volk ist erbittert über die Verletzung seiner alten Kultusbräuche. Es haßt die Großen, die sich durch die Verbindung mit Papisten, Atheisten, Tyrannen und Apostaten erniedrigen. Der abtrünnige, kühne und unbeugsame Strafford ist ihm ein Judas; den Erzbischof Laud nennt es den Papst, dessen Rom bald London sein werde, und neben dem unsichtbar das babylonische Weib einherwandle. Gleich verhaßt ist die papistische Königin, die kanaanitische Isabel, die daherschreitet, als verachteten die zierlichen Füße den englischen Boden. Das eitle Gepränge des Mummenschanzes zu einer Zeit, da Engländer und Protestanten Asche auf ihr Haupt streuen sollten, verletzt die Puritaner. Ein Bürger sieht Krieg und Revolution voraus. Ein anderer hält den König für gerecht und milde, obgleich böse Ratgeber ihn vom Guten ablenken. Vielleicht sind die Wunden des Landes noch heilbar. „Könige wandeln sich wie Nattern, die ihre Haut abstreifen und ihr Gift behalten", erwidert der erste. Er ist der Sozialdemokrat in der Versammlung. Die Rede, mit der er den anderen den Maskenzug erläutert, hat Bezug auf modernste Verhältnisse, ohne aus dem geschichtlichen Rahmen zu fallen. Der Dichter versteht die große Kunst, dem historischen Drama aktuelles Interesse zu verleihen. Es wird in seiner Hand zum Spiegelbilde der Vorgänge des Tages, die die Gemüter bewegen, und hat nichts von dem Puppenspiel aus der historischen Rumpelkammer an sich. „Hier ist der Pomp, der die obdachlose Waise entblößt!" ruft der Bürger beim Herannahen des prunkvollen Maskenzuges. „Hier ist der Stolz, der das verzweifelte Herz bricht! Hier sind die Lilien, glänzend wie Salomon, die sich nicht mühen und nicht spinnen — es wären denn die Gewebe, in denen sie arme Teufel fangen; hier ist die Uebersättigung, welche denen, die der Erde spärlichen Lohn ernten, kaum den Zehnten läßt, der sie am Leben erhält, bis sie in ihren kalten Schoß zurückkriechen. Hier ist die Gesundheit mit Krankheit im Gefolge, der Ruhm, gefolgt von Schande,

die Verwüstung von der lahmen Hungersnot, der Reichtum vom schmutzigen Mangel und Englands Sünde von Englands Strafe.“ Und wie die Wirkung der vorangegangenen Ursache folgt, so folgt dem Maskenzuge eine Herde von Krüppeln und Bettlern, welche die Moral des Aufzuges darlegen; die Nachhut des Elends folgt dem gemalten Pompe.

Dem verbitterten Manne aus dem Volke ist ein Jüngling gegenübergestellt, eine Shelley'sche Lichtgestalt, die auch die ideale Sprache des Dichters spricht. Das Elend existiert für ihn nur als Kontrast des Prunkes, wie die Dissonanz in süßester Musik. Wer liebte Maiblumen, folgten sie nicht auf Winterstürme? Wer den Tag, wechselte die Nacht nicht mit ihm, wer die Freude ohne den Gram? Ihm gefallen die edlen Rosse und stolzen Reiter. Was kann Arges sein an dem schönem Anblick, den Gott den Menschen gönnt?

Haben wir in der ersten Szene den Hof im Spiegelbilde der Volksmeinung gesehen, so führt die zweite uns den in Whitehall versammelten Hofstaat selbst vor. Die Charakteristik des Königs schöpft Shelley aus Hume, der ihn einen tugendhaften Prinzen nennt. Carl war aus religiösen Gründen ein Gegner des Parlaments. Er war aufrichtig fromm, aber leider war sein Glaube nicht der der vorherrschenden Sekte im Volke. Ein liebenswürdiger Charakter, mit allen wesentlichen Eigenschaften eines Monarchen ausgestattet, voll Liebe und Verständnis für die Kunst, machte es ihm der übertriebene Begriff seiner Autorität, der ihm von Kind auf eingepflanzt worden war, unmöglich, dem Geiste der Freiheit Raum zu geben, dem seine Unterthanen sich zuwandten. Seiner Politik fehlte es an Kraft und Vorsicht, die ihn befähigt hätten, die Privilegien des Volkes zu unterdrücken und seine Herrschaft auf ihrer Höhe zu erhalten.

In feinen und wohlgesetzten Worten dankt der König für das Maskenspiel. Er ist auch bei Shelley eine weiche und keine unedle Natur. Die Blumen der Ehrerbietung, welche seine Unterthanen zwischen die Dornen winden, die Englands Krone decken, thun ihm wohl. Er ist voll feinen Empfindens, aber Erziehung, Ungunst der Verhältnisse und schlechte Ratgeber machen die edlen Regungen seiner Natur zu Schanden. Er krankt an drei ererbten Uebeln: steter Geldverlegenheit, übertriebener Meinung von der königlichen Gewalt und blinder Anhänglichkeit an das Episkopat. Er hat alle Eigenschaften

eines guten Mannes, aber seine Stellung und die Verhältnisse haben sie aus der Bahn gelenkt. Er ist eigensinnig, unentschlossen, und strebt absolute Gewalt an. Seine Umgebung stellt ihm seine Macht als göttlich, die Ansprüche des Volkes als unberechtigte Anmaßung dar und zieht die Ueberzeugung in ihm groß, der König habe der Welt gegenüber das Amt Gottes, dem er allein Rechenschaft schuldig sei. In Shelley's Augen ist die Königswürde schon an und für sich eine Gefahr, der selbst edlere Naturen nicht gewachsen sind.

Hume schildert Strafford als dem König treu ergeben, Laud als den allmächtigen Kirchenfürsten, die Königin als leidenschaftlich und religiös, geistreich, fein empfindend und schön. Bei Shelley kann die hochfahrende Tochter Heinrich IV. die französische Heimat nicht vergessen. Sie ist es, die dem König rät, den Zeitgeist, das vielköpfige Untier, zu töten, das Mitleid zu verbannen und Strenge und Festigkeit zu üben. Und der König befolgt aus Schwäche, nicht aus Ueberzeugung, was sie, was Strafford und Laud ihm vorschlagen; in Wahrheit regieren sie, und der von der Unumschränktheit seiner Herrschermacht durchdrungene König ist nur ein Spielball in ihrer Hand. Sein Narr Archy übertrifft ihn an Klugheit. Von ihm sagt Medwin, Shelley hätte ihn dem fabelerzählenden Pasquin in Calderon's „Schisma in England“ nachgebildet. Pasquin kann zu jeder Gelegenheit eine passende Geschichte mit einer Nutzanwendung erzählen. Er weiß stets das Künftige voraus; dies ist seine Hauptnarrheit. Archy ist jedoch eine historische Figur, der Hofnarr, der über den König nach Belieben spotten durfte und aus dem Dienste gejagt wurde, weil er sich über Laud lustig machte, ähnlich wie im spanischen Drama Pasquin von Wolsey verjagt wird. Vielleicht hat Calderon's Wolsey Shelley manchen Zug für seinen Strafford geliehen.

Shelley's Archy erinnert an den Narren im „Lear“. Er ist der Philosoph und Seher im Narrenkleide. Er ist der melancholische Spaßmacher, dessen heitere Welt aus den Trümmern der wirklichen erbaut ist. Sein Rat hat kein Gewicht, obzwar er besser ist als der der Staatsräte. Selbst in der gezwungenen absichtsvollen Manier witziger Wendungen und Wortspiele folgt Shelley seinem großen Muster. Wie der Narr in „Lear“, spielt Archy auf Merlin's Prophezeihung an. „Sie wollen ein Gemeingut gründen“, sagt er von den auswandernden

Rebellen, „wie das Gonzalo's im Schauspiel[1]), gynäcocönisch und pantisokratisch."

„Was ist das?" fragt der König.

„Neue Teufelspolitik", erwidert Archy. „Die Hölle ist das Vorbild aller Gemeingüter. Lucifer war der erste Republikaner. Wollt ihr Merlin's Prophezeihung hören, wie drei Dichter in einem hohlen Schädel um die Welt segeln werden, wenn der Weißdorn blüht, und wieder zurückkommen, wenn der Mond voll ist?"

Es war ein Hieb auf die Seeschule, die Shelley, Byron und Keats als die Satanische Schule verschrie; denn mit den drei Dichtern war Niemand anders gemeint als Southey, Coleridge und Robert Lovell, die einst nach Amerika schiffen wollten, dort den pantisokratischen Staat zu verwirklichen.

Die dritte Scene „Carls I." führt uns vor den obersten Gerichtshof. Bastwick, wie das Fragment vermuten läßt, ein Schriftsteller, wird zu einer Geldstrafe von 5000 Pfd., zu Brandmarkung, Haft und dem Verluste beider Ohren verurteilt. Hume erwähnt einen Arzt Bastwick, der, weil er das Volk durch schismatische Pamphlete verführt hatte, verurteilt wurde. Shelley schwebten bei dieser Scene jedesfalls die Prozesse gegen Pamphletisten vor, die er selbst mit erlebt hatte.

Der vierte Auftritt ist die Einschiffung der Rebellen, die aus England fliehen. Einer von ihnen, Hampden, nimmt Abschied von der Heimat. Shelley's merkwürdige Vertrautheit mit Wind und Wetter und seine meteorologischen Kenntnisse kommen in fachmännischen Wendungen zum Ausdrucke, die eingehendste Beobachtung bekunden.

Die fünfte Scene besteht aus einem melancholischen Liede Archy's von einem einsamen Vögelein auf kahlem Aste[2]) und war wahrscheinlich für eine spätere Partie des Dramas bestimmt.

Cromwell tritt in den vorhandenen Scenen nicht auf und wird nur in der zweiten Scene erwähnt. Laud meldet dem Könige, daß einige Rebellen, unter ihnen Cromwell, mit dem nächsten günstigen Winde in die Plantagen übersetzen wollten. Ein Verhaftsbefehl soll sie daran hindern. „Angenommen, Ew. Majestät würde Tag und Nacht von Fieber, Gicht, Rheumatismus, Stein und Asthma

[1]) „Der Sturm."

[2]) Vertont von Macfarren, Banister, Parker, Atkinson.

gequält", sagt Archy, „und ihr entdecktet, daß diese Krankheiten eine geheime Verschwörung eingegangen seien, euch zu verlassen, fändet ihr es nötig, die Häfen zu sperren, von wo aus sie euer beunruhigtes Königreich verlassen wollten?" Aber der König unterschreibt den Verhaftsbefehl und hält so seinen Mörder im Lande fest.

Cromwell war nach Medwin Schuld daran, daß Shelley das Drama liegen ließ. Er kannte sein Bild nur aus Hume, und dies war kein günstiges. Für den König eingenommen, sagt Hume, Cromwell sei halb wahnsinnig vor Bigotterie, als Unterthane von Haß gegen die Monarchie, als Bürger von Verachtung gegen die Freiheit erfüllt gewesen. Mut und List hätten ihm den Weg zu persönlicher Größe gebahnt; was niedrig, gemein und lächerlich in ihm war, habe ihm geholfen, das Vertrauen und die Neigung seiner Partei zu gewinnen, was groß, kühn und unternehmend, sie zu beherrschen. Der Person des Königs habe er sich durch Gewalt bemächtigt und dabei an nichts als an seine unbeschränkte Autorität gedacht, mit der das Leben des Königs unverträglich war. Unmäßiger Ehrgeiz und Verstellungskunst hätten ihn geleitet. Solle man aus seiner Staatsverwaltung auf seine Intentionen schließen, so wisse man nicht, ob er eine Tyrannis oder eine Republik beabsichtigt. Dem Auslande gegenüber sei sein Benehmen, obzwar unklug und unpolitisch, voll Kraft und Unternehmung gewesen und habe England ein Ansehen gegeben, das es seit Elisabeth's Zeiten nicht gehabt. Die Eitelkeit der Engländer auf die Erfolge nach außen, ließen sie die Unwürdigkeiten und Kalamitäten tragen, die sie erduldeten.

Ein Verräter, Mörder und heuchlerischer Tyrann, den nur das Glück außergewöhnlich begünstigte, mußte Shelley als Held seines Dramas anwidern. Vielleicht wäre „Carl I." vollendet worden, hätte der Dichter mit den Augen der heutigen Forschung gesehen, die in Cromwell einen wesentlichen Begründer von Englands Größe und einen der hervorragendsten Staatsmänner erblickt, befähigt und entschlossen, bis zum äußersten zu schreiten, während ihr die Frage, ob sich die Armee mit Cromwells Wissen des Königs bemächtigte, als eine offene gilt.

Was wir von „Carl I." besitzen, bedeutet gegen „Die Cenci" einen künstlerischen Fortschritt, der für die kurze Spanne Zeit zwischen ihrer Abfassung in Erstaunen setzt. Herrscht in den „Cenci" bei

der Gestaltung übertriebener und excentrischer Charaktere die Phantasie vor, so hat Shelley in „Carl I.“ gelernt, sich mit dem Natürlichen und historisch Ueberlieferten zu bescheiden, ohne darum auf eine poetische Neubelebung seiner Figuren zu verzichten. Er verschmäht hier jedes Ueberwuchern dichterischen Beiwerks und begnügt sich damit, das Wirkliche in eine edle, ideale Sphäre zu-heben. Konnte man ihm bisher ein maßloses Verschwenden seiner Phantasieschätze zum Vorwurfe machen, so hat er sich nun zur Selbstbeschränkung des Meisters, zur Freiheit innerhalb des Gesetzes durchgerungen. „Carl I.“ wäre, vollendet, das Werk geworden, von dem man Shelley's reifes Mannesalter hätte datieren können.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Casa Magni. „Der Triumph des Lebens."

Allegra's Tod. Casa Magni. Mary's Schwermut. Shelley's Vision. Godwin's Bankerott. Der Ariel. Seefahrten. „Der Triumph des Lebens." Inhalt. Rousseau, Dante. Petrarka's „Triumphe". Vermutliche Lösung. Mary's Krankheit. Visionen. Hunt's Ankunft. Shelley und Williams nach Livorno. „Der Liberale." Letzte Briefe. Abreise nach Lerici. Trelawny's Bericht des Unwetters.

Im Spätsommer 1821 und im Februar 1822 hatte Shelley Ausflüge an die Bucht von Spezzia gemacht, die ihn derartig entzückte, daß er beschloß, den nächsten Sommer dort zuzubringen. Die Gegend war in keiner Weise für die Aufnahme von Sommergästen ausgerüstet; aber kein Hindernis vermochte Shelley's Plan zu erschüttern. Am 15. April kam Claire in Pisa an, und am 23. war sie bereits mit den Williams auf dem Wege nach Spezzia, um zwei passende Sommerhäuser zu suchen. Gleich nach ihrer Abreise erfuhren Shelley und Mary, die schon tags zuvor eingelaufene Nachricht von Allegra's Tode. Sie war in Bagna Cavallo am 19. April einem typhösen Fieber, von dem man ihre Angehörigen nicht in Kenntnis gesetzt, erlegen. Byron war tief erschüttert, obzwar er wie immer äußerlich seine Fassung zu behaupten suchte. „Mir ist nicht bewußt, daß ich mir in meinem Benehmen gegen die Verblichene irgend etwas vorzuwerfen hätte, und in meinen Gefühlen und Absichten ist sicherlich nichts derartiges", schrieb er an Shelley, da er vermied, ihn an diesem Tage zu sehen; „aber es ist einer jener Augenblicke, in denen wir geneigt sind, zu denken, man hätte das Ereignis verhindert, wäre dies oder jenes geschehen, trotzdem uns jeder Tag und jede Stunde lehrt, daß sie die natürlichsten und unvermeidlichsten sind." Aber die freiwillige Entschuldigung sieht fast nach einer heimlichen Selbstanklage aus.

Die persönliche Fürsorge, die er mehr aus Eigensinn als aus Hartherzigkeit seinem Kinde im Leben verweigert, ließ er ihm im Tode zu Teil werden. Die Leiche wurde einbalsamiert, nach England gebracht, und in der Kirche von Harrow, in deren Friedhof Byron als Knabe stundenlang zu sitzen pflegte, beigesetzt. Er selbst traf aufs genaueste alle Anordnungen und bestimmte die Ruhestätte nahe dem Thore zur Linken des Eintretenden, an der Stelle, auf die er während des Gottesdienstes von seinem Kirchenplatze aus die Augen zu heften pflegte. Er ordnete eine Marmortafel an mit der Inschrift: „Zum Gedächtnisse Allegra's, der Tochter von George Gordon Lord Byron, die in Bagna Cavallo in Italien den 20. April 1822, fünf Jahre und drei Monate alt, starb. — Ich werde zu ihr gehen, aber sie wird nimmer zu mir wiederkehren. (2. Sam. XII, 23)."

Als Claire zwei Tage später von Spezzia zurückkam, wagte Shelley nicht, ihr die traurige Botschaft mitzuteilen, so lange sie in Byron's unmittelbarer Nähe weilte, denn von der ersten Leidenschaft ihres Schmerzes war jede Heftigkeit zu erwarten. Sie mußte baldmöglichst entfernt werden; und da Shelley sie unter den obwaltenden Umständen nicht allein nach Florenz zurückschicken wollte, bestand er darauf, daß sie sich mit Mary und dem kleinen Percy sogleich nach Spezzia begab, trotzdem sich an der Bucht nur ein einziges Haus, und auch dieses unmöbliert und in schlechtem Zustande, gefunden hatte. „Wie ein Strom seinen Weg dahinjagt, so eilte er dem Verhängnisse entgegen", sagt Mary.

Am 26. April reisten sie mit dem Kinde, von Trelawny begleitet, ab, und tags darauf folgte ihnen Shelley mit den Williams. Ihre ganze Wohnungseinrichtung nahmen sie mit. Shelley meinte, wenn sie erst an Ort und Stelle wären, würde sich auch ein Obdach finden. Aber in Lerici war thatsächlich keine Wohnung zu haben; hingegen sollte der Zoll für die Einrichtungsgegenstände 300 Pfd. betragen. Endlich verstand sich der gefällige Hafenmeister dazu, das Haus, in das die Möbel gebracht würden, bis auf weiteren Befehl der Genueser Regierung als vorläufiges Depôt anzusehen. Von Mary kam ein Brief aus Spezzia mit der Meldung, sie hätte Casa Magni, das einzige verfügbare Haus, gemietet.

Shelley bot den obdachlosen Williams Gastfreundschaft an, und am 1. Mai war die ganze Gesellschaft wohl oder übel untergebracht.

Casa Magni, die jetzige Villa Macarani, war ein ehemaliges Jesuitenkloster, ein großes, weißgetünchtes Haus, dessen ganze Vorderfronte eine gedeckte, auf Bogen ruhende, fast ins Meer gebaute Terrasse bildete. Die Pinienwälder der Hügel, die den Golf von Spezzia umrahmen, reichten bis an die Rückseite des Hauses, das, an einer Einbuchtung des herrlichen Golfes zwischen dem Städtchen Lerici mit seiner vorspringenden Felsenburg und dem Dorfe San Terenzo gelegen, den Blick auf die wunderbaren Felsenformen des gegenüber liegenden Porto Venere bot. Ein Bild von märchenhafter Schönheit, nur daß man, um es ganz zu genießen, auch ein Märchenwesen ohne irdisches Bedürfen hätte sein müssen. Das Innere des Hauses bot für zwei Familien beschränkten Raum, in den kahlen Zimmern, die einst weiß getüncht gewesen, fehlte es an allem und jedem. Trelawny schreibt: „Das einzige Waschbecken, das mir dort zu Gebote stand, war das Meer.“ Lebensmittel konnte man nicht näher als in dem 3½ Meilen weiten Sarzana auftreiben, und um dorthin zu gelangen, mußte man den Sturzbach der Magra übersetzen. Bei schlechtem Wetter fegte der Sturm heulend um das freistehende Haus, und das Meer umtoste es, daß man sich an Bord eines Schiffes auf hoher See glaubte. Die Eingeborenen waren über alle Begriffe wild und unkultiviert. „Hätten wir an einer Südseeinsel Schiffbruch gelitten, wir hätten uns nicht jeder Zivilisation und Bequemlichkeit entrückter fühlen können“, sagt Mary. Zugleich brachte der gemeinsame Haushalt und völlige Kommunismus beider Familien mancherlei kleine Verdrießlichkeiten mit sich. Jane war eine gute Wirtin und „sehnte sich nach ihren eigenen Pfannen“, wie Shelley an Claire schreibt; es sei ein Jammer, daß jemand so schön, so liebenswürdig und so selbstisch sein könne! Aber Claire solle es nicht wiedersagen. Er selbst wurde von den kleinen Bedürfnissen des Tages in Mitleidenschaft gezogen. Er kaufte mitunter in höchst eigener Person Wirtschaftsvorräte ein, und in einem Briefe an Claire (30. Mai) heißt es: „Ich wünschte, du könntest uns einen guten Koch verschaffen!“

Eine gemeinsame große Eß- und Wohnstube bildete den Zugang zu den Schlafzimmern, und Trelawny schildert humorvoll die peinlichen Situationen, die sich auch daraus ergaben. Als man einmal zu ungewohnter Stunde mit einem deutschen Gaste bei Tische saß

und das Gespräch eben auf die reinigende Macht des Genius gekommen war, die die nackten Statuen der Griechen keuscher und züchtiger erscheinen lasse als die modernen bekleideten, trat zur größten Bestürzung der Versammelten Shelley ein, „in der Tracht eines Meergottes“, triefend von Seewasser, die Haare voll Tang. Während er sein Bad genommen, hatte das heimtückische Boot ihm wieder einmal einen Streich gespielt: es war umgekippt und hatte seine Kleider dem Meere ausgeliefert. Ahnungslos, daß er Aergernis erregt haben könnte, kam Shelley nach einigen Minuten angekleidet zurück und nahm, als wäre nichts vorgefallen, seinen Platz an der Tafel ein.

Mary hatte von vornherein gegen Casa Magni eine Abneigung, die sich von Tag zu Tag steigerte. Sie litt unter einer geistigen Depression, die der vor Percy's Geburt glich und durch dieselbe Ursache hervorgerufen war. Der Mangel jeglicher Bequemlichkeit ließ sie nicht zum Genusse der unvergleichlich schönen Landschaft kommen. „Meine Nerven waren auf's höchste gereizt“, schrieb sie später, „das Vorgefühl des Unglücks lastete auf meinem Geiste, kein Wort vermag zu sagen, wie ich unser Haus haßte und die Gegend rings umher. Kein Wort vermag meine Empfindung zu schildern. Die Schönheit der Wälder machte mich weinen und schaudern; ich war von einer so leidenschaftlichen Abneigung gegen sie erfüllt, daß ich mich freute, wenn mir Wind und Wellen gestatteten, das Boot zu besteigen, um nur nicht meinen Spaziergang auf dem schattigen Wege machen zu müssen, in jener Allee, deren Bäume durch Weinranken verbunden waren. Das alles hatte mich früher entzückt und bedrückte mich nun.“

Shelley machte ihr diese Antipathie, die er nicht begriff, zum Vorwurf. Er hatte sich nie glücklicher gefühlt als eben jetzt. Sein Traum von einem Dasein auf einer paradiesischen Insel, allein mit der Natur, seinen Büchern und einigen Freunden, schien in Casa Magni verwirklicht. Williams war der liebenswürdigste Gefährte. Den Tag nach ihrer Ankunft, waren sie bereits auf dem Fischfange. Jane erhielt nun endlich die lang entbehrte und längst versprochene Guitarre von Shelley. Ariel wagt für seinen Dienst und seine Sorgfalt nichts zu erbitten als ein Lächeln und ein Lied. Ihre süße Stimme giebt den Saiten eine Seele, wenn sie im Mondenschein auf der Terrasse oder im Boote für ihn singt. Und hat sie ihn verlassen,

so bleibt er, in Gedanken versunken, sitzen, blickt in die mondbeglänzte Landschaft, und die Leidenschaft, die ihre Gegenwart wie ein Schutzengel niederhielt, lodert auf, da sie sich entfernt („Verse, in der Bucht von Lerici geschrieben").

Nach ihrer Ankunft in Casa Magni mußte Claire endlich über Allegra's Tod aufgeklärt werden. Der erste Ausbruch ihres Grams und ihrer Verzweiflung war fürchterlich. Shelley's Nerven wurden zumeist davon in Mitleidenschaft gezogen. Unter dem 6. Mai verzeichnet Williams in seinem Tagebuche: „Nach dem Thee Spaziergang mit Shelley auf der Terrasse. Er betrachtete die Spiegelung des Mondes im Wasser und klagte, ungewöhnlich nervös zu sein. Plötzlich blieb er stehen, packte mich am Arm und starrte unverwandt auf den weißen Schaum, der sich am Ufer zu unseren Füßen brach. Da ich seine Erregung sah, fragte ich ihn, ob ihm etwas fehle. Nach einiger Zeit erholte er sich und erklärte, daß er so deutlich, wie er mich sehe, dem Meere ein nacktes Kind (Allegra) habe entsteigen sehen, das wie vor Freude in die Hände schlug und ihm zulächelte. Es bedurfte einigen Philosophierens und Beweisens, ihn aus diesem Traume zu erwecken, so gewaltig hatte das Gesicht auf seinen Geist gewirkt."

Am 21. Mai war Claire so weit beruhigt, daß sie, um in dem übervölkerten Hause Platz zu machen, nach Florenz zurückkehren konnte. Aber schon nahte ein neues Mißgeschick. Ueber Godwin brach der lange drohende Bankerott nun wirklich herein; er mußte Skinnerstreet verlassen. Shelley, obgleich von der Fruchtlosigkeit jedes Rettungsversuches überzeugt, entschloß sich, das äußerste für den alternden Meister zu thun. Er ging Horace Smith um ein Darlehen von 400 Pfund für ihn an, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Godwin's Briefe nahmen wieder einen so vorwurfsvollen, ja ausfälligen Ton an, daß Shelley seine Korrespondenz zum zweiten Male vor Mary geheim hielt, um ihr ein Übermaß schädlicher Erregungen zu ersparen. Aber sie ahnte, daß es um den Vater übel stand, und daß man ihr etwas verbarg, und die halb durchschaute Heimlichkeit störte das häusliche Behagen.

Shelley für seine Person hatte jegliches Ungemach vergessen, als die Bewohner der Casa Magni eines Tages von ihrer Terrasse aus um Porto Venere ein stattliches Schiff biegen sahen, das sich, näher kommend, als sein in Genua bestelltes, längst erwartetes

Segelboot entpuppte. Es war 28 Fuß lang und 8 Fuß breit und sah noch größer und stattlicher aus, als es in Wirklichkeit war. „Es segelte wie der Teufel und erregte selbst in Williams Staunen und Bewunderung.“ Nur etwas störte Shelley's Freude. Byron hatte sich, als man noch einen gemeinsamen Sommeraufenthalt plante, an der Bestellung des Schiffes beteiligt und es eigenmächtig „Don Juan“ getauft. Dieser Name stand nun in großen Buchstaben auf dem Segel. Bei der gründlichen Abkühlung, die Shelley's Enthusiasmus für den edlen Lord erlitten hatte, empörte ihn dieser Eingriff in seine Freiheit; er wollte nicht täglich und stündlich an Byron erinnert sein. Der Name mußte um jeden Preis entfernt werden; und da keine Flüssigkeit den eingeätzten Buchstaben etwas anhaben konnte, wurde schließlich ein neues Stück Stoff in das Segel eingesetzt. Nun, „da die Schmach seines armen Schiffes ausgemerzt war“, konnte Shelley seiner erst froh werden. Es wurde Ariel getauft; und die 80 Pfund, die es gekostet hatte, reuten ihn nicht, trotzdem sie einige Schwierigkeit in seine finanzielle Lage brachten.

Der achtzehnjährige, rasche und gewandte Schiffsjunge Charles Vivian, der mit dem Ariel aus Genua herüber gekommen, wurde von Shelley und Williams in Dienst genommen. Trelawny riet, der Mannschaft einen erfahrenen Genueser Schiffer zuzugesellen, der mit der Küste vertraut sei; aber Williams pochte auf seine eigene Geschicklichkeit; er unterwies Shelley, und der Dichter, obzwar außergewöhnlich ungeschickt und zerstreut, hielt sich für einen geborenen Seemann; er behauptete, gleichzeitig lesen und steuern zu können, da das eine eine geistige, das andere eine mechanische Beschäftigung sei. In Wirklichkeit war seine Fertigkeit geeigneter, Märchenfahrzeuge und Perlmuttermuscheln mit Mondscheinkielen zu lenken als ein schwankendes Boot auf tückischer See.

Da der Ariel einen bedeutenden Tiefgang hatte, zimmerten Shelley und Williams für die Fahrt auf seichtem Wasser eine kleine Zille aus Rohr und getheertem Segeltuche, und Shelley jubelte wie ein Kind über dieses neue und gefährliche Spielzeug, das bei der leisesten Bewegung umschlug. Er wisse nun, warum Schiffe und Boote im Englischen weiblichen Geschlechtes seien, sagte er; weil sie falsch und tückisch wären wie die Weiber!

Einmal überredete er Jane, sich und ihre zwei Kinder in dem leichten Kahne seiner Steuerkunst anzuvertrauen. Stolz lenkte er sie um ein Vorgebirge, in die blaue Flut. Kein Auge erblickte sie mehr, kein Boot war im Umkreise einer Meile, das Ufer wich mehr und mehr zurück, das Wasser ward tiefer und tiefer. Der Dichter träumte. Jane erkannte die Unvorsichtigkeit, die sie begangen und ward ängstlich. Shelley bemerkte ihre Furcht nicht, er schien zu vergessen, wo er sich befand und hielt sinnend das Ruder über dem Wasser, während Jane voll Entsetzen keinen Blick von dem schrecklichen Bootsmanne wandte, der in düstere Träume versunken war. Sie wagte einige Bemerkungen, erhielt aber keine Antwort. Plötzlich hob er den Kopf und rief mit leuchtenden Augen, als käme ihm eine glückliche Eingebung: „Ergründen wir mit einander das große Geheimnis!" Jane erkannte, daß es ebenso gefährlich war, zu schweigen, als den Dichter plötzlich aus seinen Träumen zu reißen und erwiderte scheinbar gelassen mit ihrer lieblichen Stimme: „Danke, nicht jetzt. Ich und die Kinder möchten erst zu Mittag essen!" Diese prosaische Antwort ernüchterte ihn. Geschickt suchte sie ihn auf andere Gedanken zu bringen, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, und bewog ihn endlich, umzukehren. Als sie das Ufer vor sich sah, ergriff sie ihre beiden Kinder, und sprang so rasch ans Land, daß das Boot umschlug. Williams und Trelawny fingen sie auf. Der Dichter war unter den Kahn geraten und erhob sich, das Fahrzeug auf dem Rücken, wie eine Schildkröte vom Boden. „Das große Geheimnis ergründen!" rief Jane; „Er ist das größte aller Geheimnisse! Wer kann sagen, was er noch thun wird! Er sucht, was wir alle meiden, den Tod!"

Der fortwährende Aufenthalt in freier Luft und auf dem Wasser war Shelley zuträglich. „Zum erstenmal seit den letzten zehn Jahren genieße ich etwas wie Gesundheit", schrieb er an Claire, und Mary berichtete später an Mrs. Gisborne: „Niemals war seine Gesundheit, seine Laune besser als damals." Seine Muse feierte. „Ich schreibe nichts", schrieb er an Horace Smith; „ich habe zu lange neben Lord Byron gelebt, und die Sonne hat das Licht des Glühwurms verlöscht." Und an Gisborne den 18. Juni: „Ich schreibe jetzt wenig. Es ist nicht möglich zu dichten, außer in der anregenden Gewißheit, was man schreibt, werde die Sympathie des Publikums finden. Stellen Sie sich Demosthenes vor, dem Atlantischen Ozean eine Philippica

haltend. Lord Byron ist in dieser Hinsicht glücklich. Er hat die Saite berührt, die in Millionen Herzen wiederhallte, und die grobe Musik, die er ihnen zu Gefallen hervorbrachte, erzog ihn allmählich zu der Vollendung, der er sich nun nähert. Ich fahre mit ‚Carl I.' nicht fort. Ich fühle mich der Zukunft zu wenig sicher und bin zu wenig befriedigt von der Vergangenheit, um einen Gegenstand ernsthaft und tief anzufassen. Ich stehe gleichsam an einem Abhange, den ich mit Gefahr erklommen habe, und nicht ohne größere Gefahr hinabsteigen kann, und ich bin zufrieden, wenn der Himmel über mir für den Augenblick ruhig ist."

Aber wenn es ihm auch an Mut und Stimmung zur Fortsetzung seiner Tragödie gebrach, so fühlte seine Phantasie sich in der wunderbaren Umgebung von Lerici doch mächtig angeregt, und in seinem Fahrzeuge in glühender Sonne das Ufer entlang gleitend, oder auf den mondbeglänzten Wogen leise geschaukelt, spann er die mystischen Fäden einer schon in Pisa begonnenen Dichtung fort, „Der Triumph des Lebens" (Triumph of life). Im Ariel oder in seiner kleinen Villa ist der größte Teil dieses Fragments entstanden. Hier hat er jenes gewaltige Bild des anbrechenden Tages empfangen, das den Eingang des Gedichtes bildet und seine großartigsten Landschafts- und Naturschilderungen überbietet. Rasch wie ein Geist, der an sein edles, glorreiches Werk eilt, tritt die Sonne hervor in ihrem Glanze und die Maske der Dunkelheit fällt von der erwachten Erde. Die rauchlosen Altäre verschneiter Gipfel flammen unter den roten Wolken. Der Ozean murmelt Gebete bei der Geburt des Tages und die Vögel stimmen ein mit ihren Liedern. Der Kuß des Tages verschließt die zitternden Augenlieder der Blumen, und sie schwingen ihr Rauchfaß in den Lüften; ein Strahl des Ostens entzündet den Weihrauch, der nimmer verglüht, und ihre duftenden Seufzer steigen in den lächelnden Aether. Und Inseln, Continent und Meer erstehen vom Schlafe, um teilzunehmen an den Mühen des Tages. Der Dichter aber, der die Nacht durchwachte, legt sich unter einem Kastanienbaume zur Ruhe und hat hier eine Vision. Er glaubt sich auf eine staubige Landstraße versetzt, auf der sich ein Strom von Menschen drängt, Alt und Jung, Männer und Frauen. Sie jagen vorwärts und scheinen doch weder zu wissen, wohin sie eilen, noch woher sie kommen, oder weshalb sie im Gedränge sind. Einige suchen, was die andern

fürchten; manche wandeln traurig im Dunkel ihres eigenen Schattens, den sie Tod nennen, andre fliehen ihn wie ein Gespenst; noch andre jagen Wolken nach und sinken hin, von Durst und Müdigkeit erschöpft, auf dem Wege, dem keine Blume entsprießt. Sie hören das Rauschen des nahen Quells nicht und empfinden die Brise nicht, die vom nahen Walde, seinen kühlen Grotten und seinen Veilchenwiesen erzählt. Es ist die Heerstraße des Lebens. Wie der Dichter schärfer hinblickt, gewahrt er im Gedränge einen Wagen, auf dem eine abgezehrte Gestalt mit verbundenen Augen sitzt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, einen wolkenartigen Flor auf dem Haupte. Ein Schatten mit einem Janushaupte lenkt das wunderbare Gespann. Blitze entziehen dem Auge seinen Anblick; man vernimmt nur das Rauschen seiner Schwingen. Die Menge umrast es mit närrischem Tanze und wildem Gesange; manche fallen bewußtlos nieder, der Wagen rollt über sie fort, und keine Spur von ihnen bleibt. Wie bei einem Triumphzuge folgt dem Wagen eine Schar von Gefangenen, alle, die alt geworden in Elend oder in Macht, in schändlichen oder in ruhmwürdigen Thaten, die dem Leben folgten und von ihm besiegt wurden. Nur die wenigen Heiligen fehlen, die sich dem Eroberer nicht fügten, die, kaum sie diese Welt berührt, wie Adler zurückflogen in ihre lichte Heimat, nur die jung Verstorbenen und außer ihnen „Jerusalem und Athen", d. h. Jesus und Sokrates, die reichsten an Selbstlosigkeit und Selbsterkenntnis unter allen Menschen. Von dem traurigen Anblick in's Herz getroffen, fragt der Dichter, was er bedeute, wer die Gestalt im Wagen sei? Und eine Stimme antwortet: das Leben. Er blickt um sich und gewahrt in tiefstem Mitleid und Entsetzen, daß, was er für eine mißgestaltete Baumwurzel hielt, einer der bethörten Menge ist, der nun zu ihm spricht. Der Unglückliche rät ihm, den Tanz zu meiden und will ihm zur Warnung berichten, was ihn und die Genossen so tief zu Fall gebracht. Auf eine weitere Frage erfährt der Dichter, daß der Sprecher Rousseau sei. Die an den Wagen Gefesselten sind die Großen und Weisen, die Herrscher auf dem Gebiete der Macht oder des Gedankens, alle, die ihre Weisheit nicht lehrte, sich selbst zu erkennen, alle, deren Macht das Geheimnis ihres Innern nicht bezwang, alle, die dem Leben und der Sterblichkeit ihren Tribut gezahlt haben; Napoleon, der Sohn einer grimmen Stunde, der die Welt zu gewinnen dachte und alles

verlor, was sie an wahrer Größe enthält; Voltaire, der verdorbene Verderber, Friedrich, Katharina und die mächtigen Phantome einer früheren Zeit. So hat Shelley auch für seine Lieblinge keine Nachsicht. Rousseau muß unter die traurige Schar, weil es dem Funken, den ihm der Himmel bescheert, an edler Nahrung gebrach, weil er sein unbändiges Herz verdarb, und selbst Plato ist unter denen, die dem Gespenste des Lebens Heeresfolge leisten und büßt hier „Freude und Leid, die sein Meister Sokrates nicht kannte", die irdische Liebe und ihre Verirrungen. Der Dichter dringt mit anderen Fragen in seinen Führer Rousseau. Woher kommst du, und wohin gehst du? Wie begann dein Lauf und weshalb?

Woher er kommt, scheint ihm zum Teile bewußt; auf welchem Wege er an diesen dunklen Engpaß gelangte, mag der Frager selbst erraten; das Warum und das Wohin aber ist ihm gänzlich verborgen. Rousseau erzählt seinen Eintritt in die Welt, wie ihn in der Jugend die Muse in's Leben geführt, wie aber die Freude nur von kurzer Dauer gewesen und er bald müde am Wege hingesunken sei. Im Lenze in einer wunderbaren Grotte eingeschlafen, in der er den Traum der Kindheit geträumt, erwachte er am hellen Morgen. Da stand eine Lichtgestalt vor ihm, die, während sie mit einer Hand den Tau auf die Erde streute, mit der anderen einen krystallenen Kelch emporhielt, der überfloß von schäumendem Nepenthe. Die Muse, eine Venus Pandemos, bemächtigte sich seines Geistes, er trank aus ihrem Becher, und sie geleitete ihn zu dem Triumphwagen, unter die Menge.

„Was ist nun das Leben?" dringt der Dichter, der nach Erkenntnis lechzt, in seinen Führer. Mit dieser Frage bricht das Fragment ab.

„Der Triumph des Lebens" entspricht in seiner Anlage den „Trionfi" des Petrarka und ist, wie diese, durch die unbarmherzige Hand des Todes Fragment geblieben. Doch erinnern manche Einzelheiten auch an Dante. Die Terzine war in England überhaupt selten und nie mit größerer Meisterschaft gehandhabt worden als im „Triumph des Lebens". Das tiefe Mitleid des Dichters mit den Gefallenen, die ihr trauriges Los selbst erzählen, und die Erhabenheit des Ausdrucks gehen auf Dantes Vorbild zurück.

Freilich eiferte auch Petrarka Dante nach, und so mag sein Einfluß auf Shelley hier vielleicht ein mittelbarer sein.

Die Anordnung im „Triumph des Lebens" entspricht Petrarkas „Triumph Amor's". Auch hier schläft der Dichter ein und hat eine Vision, das lichte Gegenbild zu Shelley's düsterem Gesichte. Amor hält auf einem strahlenden Triumphwagen seinen Siegeszug zum Tempel seiner Mutter, gefolgt von zahllosen Gefangenen. Wie bei Shelley, tritt auch hier der Dichter näher und wird von einem aus der Menge angesprochen, der ihm die anderen Gestalten deutet. Es sind die Liebeshelden aus der alten Geschichte und Mythologie, selbst die Götter fehlen nicht, wie bei Shelley die hervorragendsten Menschen; zuletzt naht Zeus in Banden. Massinissa erzählt, wie Rousseau, dem Dichter seine Geschichte. Petrarka erfährt, daß auch für ihn schon ein Liebesfeuer entzündet sei. Und im dritten Gesange, als der Dichter die reine und schöne Jungfrau gefunden, die ihn unwiderstehlich anzieht, ist auch er unter den Gefesselten. Er kann jetzt mit allen Gefangenen reden und versteht sie; er ward „durch Mitleid wissend". So sagt Rousseau bei Shelley: Werde aus einem Zuschauer ein Teilnehmer dieses Elends, und was du lernen möchtest, erfahre ich dann vielleicht von dir. Petrarkas sechs „Triumphe" führen die bedeutendsten Epochen des menschlichen Lebens vor. In der Jugend herrschen die sinnlichen Triebe; Amor triumphiert. In vorgeschrittenem Alter gelangen Vernunft und Wille zu freier Bethätigung: die Keuschheit in der Gestalt Madonna Laura's triumphiert über Amor. Dem Alter folgt das Ende: der Tod triumphiert über die Keuschheit. Aber er hat nur ein Anrecht auf ihr Erdenkleid. Was die Thoren Sterben nennen, ist in Wahrheit ein süßer Schlaf; der Tod, den die Menschen ungestüm und wild schelten, ist eine beglückende, befreiende und milde Macht. Mit einer bei Shelley geläufigen Wendung sagt die abgeschiedene Laura, die dem Dichter im Traume erscheint: Ich lebe, du aber bist noch dem Tode anheimgegeben und wirst es sein, bis dich die letzte Stunde scheinbar aus dem Leben führt. Der Tod ist edlen Seelen das Durchbrechen des irdischen Kerkers. Aber der Tod spricht nicht das letzte Wort im Leben des Sterblichen; der Mensch lebt fort im Andenken seiner Thaten; der Ruhm triumphiert über den Tod. Er öffnet die Gräber und spendet Leben. Doch auch er ist vergänglich: er unter-

liegt der Zeit, Vergänglichkeit ist das Endziel alles Irdischen. Der sechste und letzte Triumph spielt im Himmel. Die Zeit geht unter in der Ewigkeit, die Gottheit triumphiert über die Vergänglichkeit des Alls.

Es ist von höchster Wahrscheinlichkeit, daß Shelley sich in dem ganzen Aufbau seines Gedichtes an Petrarka's Vorbild halten wollte.

Das Leben triumphiert, umgeben von der tollen Schar derer, die, von dem Gespenste des Todes geängstigt, eiteln Träumen nachjagend, mühselig und ziellos die Spanne des irdischen Daseins durchrasen. Das Leben hat die Augen verbunden; es ist eine blinde Naturgewalt; sein janusköpfiger Wagenlenker ist die Zeit. Die Gestalt auf dem Triumphwagen ist die rohe, harte, unbarmherzige und übergewaltige Macht, die uns an's Irdische bindet, die zermalmende Wucht des realen Lebens; und alle, die sich von seinem Köder locken ließen, ob auch im Uebrigen noch so groß und gut und edel, alle, die ihm ihre geistige Freiheit geopfert haben, sind an seinen Triumphwagen gefesselt. Wer am wenigsten innere Kraft und Schönheit besitzt, der unterliegt ihm zuerst, mehr oder weniger aber fällt ihm jeder zum Opfer. Denn Macht und Wille befehden sich im Menschen, und Gott hat das Gute und die Mittel zum Guten zu unversöhnlichen Feinden gemacht.

Vermutlich war auch „Der Triumph des Lebens", wie Shelley's letzte größere Dichtungen, dreiteilig gedacht. Dem zweiten Absatz des „Adonais" und „Epipsychidion" hätte auch hier ein persönlich gehaltener entsprochen. Nach dem Vorbilde Petrarkas wäre der Dichter selbst in die Schar der Gefangenen des Lebens gezogen worden; der dritte aber wäre eine Verklärung des Nachtbildes gewesen, in dem auch die früher flüchtig erwähnten Jesus und Sokrates als Retter der Menschheit verherrlicht werden konnten. Der großartige Torso des Gedichtes, den wir besitzen, ist nur der Triumphzug dessen, was wir gemeinhin das Leben nennen, und das Shelley so oft als Maskenspiel, als Schein und Trug gekennzeichnet. Der weitere Verlauf hätte es als solches enthüllt und seinen scheinbaren Triumph zu Nichte gemacht, ihm den wahren des ewigen Lebens gegenübergestellt. Wie bei Petrarka hätte zum Schlusse über die Sterblichkeit und die Vernichtung die Gottheit, die ideale, unvergängliche Macht in und um

uns triumphiert. Ob Shelley, wie in den „beiden Geistern“, den Tod als das wahre, ewig blühende Leben einzuführen dachte, oder ob er eine Versöhnung des Ideals mit dem realen Leben innerhalb der Grenzen unseres irdischen Seins verherrlichen wollte, wer vermöchte es zu sagen?

Für uns bleibt sein letztes Wort die Frage: Was ist das Leben? die der Dichter in dem Augenblicke stellt, da er selbst daran ist, das große Rätsel zu ergründen. Wunderbar ergreift in dieser letzten Dichtung auch die Verherrlichung der Frühverstorbenen. Bei Petrarka heißt es wohl auch, der Tod habe Madonna Laura Ehre zugedacht; sie sollte von hinnen gehen, ehe sie Alter, Furcht und Schmerzen kennen gelernt. Shelley aber spricht von den „heiligen Junggestorbenen“ als den einzigen, die das Leben nicht in sein Joch gebeugt.

Trotzdem war er selbst nie freier von Todesahnungen und trüben Gedanken als in Casa Magni. Seine Stimmung war freudig, er fühlte sich wohl und kräftig. An jahrelanges Siechtum gewöhnt, genoß er das köstliche Gefühl der Gesundheit, das nur die häufig Leidenden mit Bewußtsein empfinden. Mary erinnerte sich nachträglich, wie er, als einmal von Vorgefühlen die Rede war, sagte: er wisse nur so viel, daß ihm stets etwas Böses bevorstehe, wenn er besonders heiter sei.

Aber trotz seiner guten Laune bittet er Trelawny am 18. Juni, ihm Blausäure zu verschaffen. Er sei bereit, jeden Preis dafür zu bezahlen. Doch fügt er hinzu: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich gegenwärtig keine Selbstmordgedanken habe, allein ich gestehe, daß es mir eine Beruhigung wäre, den goldenen Schlüssel zu der Kammer der ewigen Ruhe in Händen zu haben.“

Vorläufig aber möchte er Casa Magni nie mit einem anderen Aufenthalte vertauschen, und sein einziges Bedauern ist, daß dieser Sommer vergehen muß, und daß Mary seine Vorliebe nicht teilt.

Ihr Zustand ward mehr und mehr beunruhigend und kam am 16. Juni zu einer lebensgefährlichen Krise. Shelley rettete sie durch eine kühne Anwendung von Eis, das mühsam nach einigen Stunden, aber immer noch früher als ein Arzt, herbeigeschafft wurde. Mary erholte sich schwer und langsam und erkrankte aufs neue durch den heftigen Schreck, den Shelley ihr in einem Anfalle von Nachtwandeln verursachte. Er stürzte schreiend in ihr Zimmer;

sie wollte ihn wecken, er aber fuhr fort zu schreien. Vor Angst sprang sie aus dem Bette, um in Jane's Zimmer zu laufen, fiel aber unterwegs zusammen. Shelley behauptete, er hätte nicht geschlafen, sondern eine Vision gehabt. Zuerst habe er Jane und Williams gesehen, entstellt und zerfleischt, mit Blut befleckt, die Knochen aus der Haut ragend. Williams sagte, die Flut bringe herein, das Haus stürze zusammen, und Shelley sah das Meer in das Zimmer strömen. Darauf glaubte er, sich selbst zu sehen, wie er Mary erwürgte. Er behauptete, er hätte in letzter Zeit viele Visionen gehabt. Auf der Terrasse sei ihm seine eigene Gestalt entgegen gekommen und habe ihn gefragt: Wie lange gedenkst du zufrieden zu sein? „Keine schrecklichen und sicher keine prophetischen Worte", fügt Mary hinzu; „Shelley hatte, wenn er krank war, solche Gestalten oft gesehen." Auffallender war es den Bewohnern der Casa Magni, daß auch Jane, die sonst nichts weniger als nervös war, Shelley zweimal vorübergehen sah, als er abwesend war, und Byron erzählte, Leute hätten ihn am 29. Juni im Walde von Lerici erblickt, als er sich in ganz anderer Richtung befand. So woben die Freunde einen mystischen Legendenkreis um ihn. Ein geheimnisvolles Gefühl beschlich sie in seiner Nähe. Selbst Mary, die immer um ihn war, empfand es. „Ich fühlte es mehr als jeder andere," schrieb sie 1826 an Sir John Browning, „denn indem ich sein Schicksal teilte, war ich mehr als jeder andere Zeuge seiner wunderbaren Vorzüge und der absonderlichen Schicksale, die ihn bei jeder Gelegenheit trafen. Romane sind zahm im Vergleiche mit dem, was wir zusammen durchgemacht haben, und die letzte schicksalsschwere Szene war von Umständen begleitet, so sonderbar, so unerklärlich, so voll entsetzlicher Spannung (— Worte sind zu schwach, wenn man von Ereignissen spricht, die dem Herzen so nahe gehen —), daß Sie mich für sehr abergläubisch halten würden, wollte ich Ihnen nur einfache und unbestreitbare Thatsachen erzählen. Ich glaube durchaus nicht, daß sein Wesen von denselben Gesetzen geleitet wurde, die uns gewöhnliche Geschöpfe regieren und Niemand dachte es, der ihn kannte."

Seit dem 7. Juni weilte Claire wieder in Casa Magni. Sie hatte sich rascher als man erwarten konnte in ihr Schicksal gefunden. Der Tod machte all ihren Plänen, aber auch ihrer Rastlosigkeit ein Ende.

„Ihr Charakter ist verändert", schreibt Shelley, „sie ist lebhaft und gesprächig, und obzwar sie mich mitunter quält, habe ich sie gern. Mary ist für den Augenblick nicht unzufrieden über ihren Besuch, der ein vorübergehender ist, und den die Umstände notwendig machten."

Und am 29. Juni: „Ich wohne noch an dieser göttlichen Bucht, lese spanische Dramen, schiffe umher und lausche der entzückendsten Musik. Ließe sich die Vergangenheit und die Zukunft vergessen, die Gegenwart befriedigte mich so völlig, daß ich mit Faust zum Augenblicke sagen könnte: „Verweile doch, du bist so schön!"

Und wie für Faust, so schien auch für ihn mit diesem Ausspruche das Stichwort des Todes gefallen.

Hunt war endlich mit den Seinen in Italien eingetroffen, in peinlich übler Verfassung, ohne jede Barschaft, ausschließlich auf die zu gründende Zeitschrift bauend. Er hatte schon unterwegs Schulden machen müssen. Shelley wollte ihn in Livorno begrüßen und ihm bei dem Ordnen seiner Verhältnisse ein wenig an die Hand gehen. Mary war zu schwach, ihn zu begleiten, und doch schien es ihr fast unmöglich, allein in Casa Magni zu bleiben. Eine unbestimmte Angst um Percy's Gesundheit peinigte sie, sie brachte es kaum über sich, Shelley wegzulassen. „Ich rief ihn zwei oder dreimal zurück," schrieb sie später an Mrs. Gisborne, „und sagte ihm, wenn ich ihn nicht bald wiedersähe, würde ich mit dem Kinde nach Pisa gehen. Ich weinte bitterlich, als er mich verließ."

Am 1. Juli segelten Shelley und Williams mit Charles Vivian auf dem Ariel bei günstiger Brise ab, während die glühende Julisonne bleiern auf Meer und Luft lastete. Abends warfen sie neben Byron's stattlicher Yacht „Bolivar" Anker. Das Wiedersehen mit Hunt nach vierjähriger Trennung war ein herzliches. „Er sah besser aus, als ich ihn je gesehen," erzählt Hunt. „Wir sprachen von tausend Dingen, wir planten tausend Vergnügungen." Shelley's frohe Stimmung hinderte ihn nicht, vom Tode zu sprechen. „Wenn ich morgen sterbe, so habe ich doch länger gelebt als mein Vater," äußerte er zu Marianne, „ich bin neunzig Jahre alt." So hatte er schon in einer Anmerkung zu „Königin Mab" gesagt: „Die Zeit ist nicht allein nach ihrer Dauer zu messen, noch die Lebensdauer nach der Anzahl der Jahre. Das Leben eines begabten und tugendhaften Mannes,

der im dreißigsten Jahre stirbt, kann verhältnismäßig ein langes sein."

Hunt's Lage war kritisch. Er sah sich völlig auf Byron angewiesen, der nicht gelaunt schien, viel für ihn zu thun. Die Grafen Gamba waren verbannt, Byron selbst war im Begriffe, Italien zu verlassen, Trelawny erhielt Befehl, mit dem „Bolivar" nach Genua abzugehen, um von dort aus die nötigen Vorkehrungen zu einer Uebersiedelung in die Schweiz zu treffen. Was sollte unter diesen Umständen aus der Zeitschrift werden?

Shelley begleitete Hunt nach Pisa. Am 18. Juni hatte er an Gisborne geschrieben: „Ich werde Lord Byron wenig sehen und Hunt auch nicht gestatten, den Vermittler zwischen uns zu spielen. Ich hasse alle Gesellschaft, wenigstens fast alle; und Lord Byron ist der nucleus von allem, was in ihr hassenswürdig und langweilig ist. — Wie lange die Verbindung des Zaunkönigs mit dem Adler dauern wird, will ich nicht prophezeien."

Dennoch that er nun, was in seiner Macht stand, um nur Hunt's gesunkenen Mut aufzurichten. Der Empfang, den dieser mit einer kranken Frau und sechs Kindern im Palazzo Lanfranchi gefunden, war eisig. Byron war der Zigeunerhaushalt im Erdgeschosse seines Palastes ein Greuel; der selbstzufriedene Hunt, der sich ihm ebenbürtig glaubte und von dem Grundsatze ausging, daß unter guten Freunden alles, und besonders die Kasse, Gemeingut sei, forderte den in Byron stets schlummernden Hochmut des Aristokraten heraus. Nur mit Mühe gelang es Shelley, den Schwankenden bei der Erfüllung des einmal gegebenen Versprechens festzuhalten und von ihm für die Eröffnungsnummer der Zeitschrift „Die Vision des Gerichts" zu erlangen, eine von Witz sprühende Verspottung von Southey's „Vision des Gerichts", jenes loyalen, dem Könige als dem freigebigen Beschützer der Wissenschaft, Kunst und Litteratur gewidmeten Gedichtes, das die Aufnahme Georgs III. im Himmel schildert. Hiermit hielt Shelley die Zeitschrift, deren Namen 'The liberal' sein sollte, für's Erste gesichert.

Er zeigte den Hunts die Sehenswürdigkeiten von Pisa, und im Dome, während die Orgel spielte, stimmte er warm der von Hunt ausgesprochenen Ansicht bei, daß eine wahrhaft göttliche Religion dann möglich sei, wenn statt des Glaubens die Barmherzigkeit ihr

Prinzip werde. Er hatte sich stets einen Atheisten genannt, doch nur dem Aberglauben zum Trotze, den er im „Triumph des Lebens“ noch das Dunkel nennt, das uns die Sonne, nämlich den wahren Glauben, verberge und fälschlich angebetet werde. Er hatte das Wort Atheist aufgegriffen, „wie ein Ritter den Handschuh, der Ungerechtigkeit zum Trotze“.

Zu Horace Smith äußerte er in seinem letzten Briefe vom 29. Juni, der in religiöser und politischer Hinsicht als sein Vermächtnis erscheint, Gedanken, die, geläutert und verklärt, noch immer dieselben der „Königin Mab“ sind. Es heißt darin: „England scheint in einer verzweifelten Lage, Irland noch schlimmer, und keine der Klassen, die von der Menge leben, ist zu überzeugen, daß sie ihre Ansprüche verringern müsse. Aber die Regierung muß sich mit kleineren Steuern begnügen, die Gutsbesitzer müssen sich darein fügen, weniger Abgaben zu erhalten und die Kapitalisten weniger Interessen, oder sie werden alle nichts, ja Schlimmeres als nichts, erhalten. Es scheint mir, als wären die Dinge nun bei einer Krise angelangt, die von jedermann fordert, daß er seine Gedanken über die Unzulänglichkeit des bestehenden religiösen und politischen Systems ausspreche, die Menschheit erziehe und im Zaun halte. Laßt uns die Wahrheit sagen, was immer sie sei. Die Bestimmung des Menschen kann schwerlich eine so unwürdige sein, daß er geboren ward, nur um zu sterben, und wäre dies der Fall, so können Täuschungen, zumal die groben und widersinnigen der Religion, es nicht ändern.“

Mary zu Liebe trachtete Shelley, seine Rückkehr nach Lerici möglichst zu beschleunigen. Am 4. Juli schrieb er noch zwei Briefe, einen an sie und einen an Jane, in dem er wehmütig des glücklichen Aufenthaltes an der schönen Bucht gedenkt, dem vielleicht ein baldiges Ende und keine Wiederkehr bevorstehe. „Warum sprechen Sie davon, daß wir Augenblicke wie die vergangenen nie wieder genießen würden?“ erwiderte Jane. „Wollen Sie Ihren Freund Plato aufsuchen, oder glauben Sie, daß ich es so bald thun würde?“

Am 7., abends, verabschiedete er sich von Hunt, um mit der Post nach Livorno zu fahren. Hunt ermahnte ihn dringend zur Vorsicht und beschwor ihn, die Reise zu verschieben, wenn schlechtes Wetter eintreten sollte. Denn die Bittgänge, die das Volk der langen Dürre wegen, in den letzten Tagen abgehalten, schienen erhört

zu werden; das Wetter drohte, umzuschlagen. Hunt gab Shelley als Reiselektüre den letzten Band Keats mit, der den „Hyperion" enthielt; Shelley sollte ihn behalten, bis er ihn gelegentlich selbst zurückbringe.

Am Morgen des 8. ging ein Gewitter nieder. Kapitän Roberts, ein Freund Trelawny's, riet, die Fahrt auf den folgenden Tag zu verschieben, aber Williams drängte zur Heimkehr, und Shelley, sorglos und heiter, widersprach nicht. Vormittags machte er Einkäufe für Casa Magni. Im Hafen, wo alle Volksstämme vertreten waren, zeigte Trelawny ihm Griechen. Schreiend und gestikulierend, rauchend, essend und spielend, wie Wilde, standen sie in kleinen Gruppen auf der Brücke. „Verwirklicht dies Ihre Idee des Hellenismus?" fragte Trelawny. „Nein, aber meine Idee von der Hölle", erwiderte Shelley. Ein griechischer Kapitän bot ihm in seiner Kajüte, die ein Bild des heiligen Spiridion mit einer ewigen Lampe schmückte, Pfeifen und Kaffee an und erklärte ihm, daß er den Krieg mißbillige, weil er den Handel schädige. „Kommen Sie fort!" rief Shelley, „hier ist kein Tropfen hellenischen Blutes. Dies sind nicht die Menschen, das alte griechische Feuer wieder anzufachen; Schacher und Aberglauben haben ihre Seelen verlöscht!"

Um Mittag fuhr der Ariel gleichzeitig mit zwei Segelbooten aus. Trelawny sah ihm mit einem Fernrohre von Bord des Bolivar aus nach. Er war nicht regelrecht ausgerüstet, er hielt sich zu nahe an der Küste; und am Himmel hingen schwarze Wolkenfetzen, ein Dampf lag auf dem Wasser. „Der Teufel braut ein Unglück!" sagte Trelawny's genuesischer Schiffsjunge. Roberts stieg auf den Leuchtturm und sah noch, daß die Mannschaft des Ariel die Segel einzog; das Schiff steuerte der Höhe von Viareggio zu. Dann verhüllte es der Nebel; der Sturm wirbelte auf, und man sah nichts mehr.

Unter dem Drucke der furchtbaren Schwüle fiel Trelawny in Schlummer. Um $^1/_2$7 Uhr abends weckte ihn ein entsetzliches Getöse. „Es war fast dunkel. Die See glich an Farbe und Dichte einer Bleischicht und war mit einem öligen Schaume überzogen. Windstöße sausten über sie hin, ohne sie zu kräuseln, und schwere Regentropfen fielen auf sie, als könnten sie sie nicht durchdringen. Die Luft war bewegt, ein drohendes Getöse schien aus der See zu kommen. Fischerboote und Küstenfahrzeuge huschten in Schwärmen an uns vorüber,

mit den Schiffen im Hafen karambolierend", erzählt Trelawny. „Noch rührte der Lärm, die Unruhe von Menschen her. Plötzlich aber verstummte ihr schrilles Pfeifen vor dem Krachen eines Donners, der sich gerade über unseren Häuptern entlud. Eine zeitlang vernahm man nichts als Donner, Sturm und Regen. Kaum hatte sich das Rasen des Orkanes, der nicht länger als zwanzig Minuten währte, gelegt und der Horizont sich einigermaßen wieder erhellt, so blickte ich gespannt auf das Meer hinaus in der Hoffnung, unter den vielen rings zerstreuten Fahrzeugen Shelley's Boot zu erblicken." Aber vergebens.

Um 8 Uhr ging Trelawny an's Land. Das Wetter hatte sich für den Augenblick beruhigt, aber die Gewitterstöße wiederholten sich bis zum Morgen. Mrs. Mason träumte diese Nacht, sie sähe Shelley bleich und verstört, in tiefer Betrübnis; der kleine Percy wäre gestorben. Und sie erwachte in Thränen gebadet.

Am nächsten Morgen durchsuchte Trelawny auf's neue den Hafen, aber von dem Ariel war keine Spur aufzufinden. Keiner der Schiffer, die sich gestern nach Livorno geflüchtet, brachte eine Kunde von ihm. „Entweder wußten sie nichts oder wollten nichts sagen", schreibt er. „Mein Genueser zeigte mir mit dem raschen Blicke des Schiffsmannes in einer Fischerbarke ein englisches Ruder, das er in Shelley's Schiff gesehen haben wollte. Doch die Schiffer schwuren bei allen Heiligen des Kalenders, daß dem nicht so sei."

Am Morgen des dritten Tages nach Shelley's Abreise ritt Trelawny nach Pisa und fragte im Palaste Lanfranchi nach, ob kein Brief aus Casa Magni gekommen. Es wurde verneint. „Ich teilte Hunt meine Befürchtungen mit und ging dann hinauf zu Byron. Als ich zu ihm sprach, zitterten seine Lippen, und seine Stimme bebte, da er mich fragte. Ich sandte einen Boten nach Livorno, den Bolivar abzuschicken, daß er an der Küste kreuze, während ich selbst zu Pferde stieg und in gleicher Richtung ausritt. Einen anderen Courier sandte ich die Küste entlang bis nach Nizza."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Shelleys Tod und Bestattung.

Mary und Jane nach Pisa. Auffindung der Leichen und Verbrennung. Byrons Urteil über Shelley. Cor Cordium. Hebung des Ariel. Bestattung. Grab. Mary. Sir Percy Shelley. Claire's Tod. Boscombe Manour.

Montag, den 8. Juli, stürmte es in Lerici den ganzen Tag, und die Bewohner der Casa Magni hielten es für ausgeschlossen, daß Shelley und Williams die Rückfahrt angetreten hätten. Mittwoch hellte sich das Wetter auf, und einige Segelboote kamen, die berichteten, der Ariel wäre trotzdem am Montag ausgefahren. Aber Mary und Jane glaubten es nicht. Erst als sie am Donnerstag wieder vergeblich nach dem Ariel ausspähten und sein schmuckes Segel noch immer nicht um das Vorgebirge der Bucht biegen wollte, wurden sie unruhig. Aber was sie befürchteten, war eine Krankheit oder sonst ein unangenehmer Zwischenfall, der ihre Gatten in Pisa zurückhielte. Jane wollte nach Livorno, Mary riet ihr, die Freitagspost abzuwarten. Sie kam und brachte nur einen Brief, der die unglücklichen Frauen erstarren machte: er war von Hunt an Shelley. Hunt bat um Nachricht, wie Shelley und Williams nach Hause gekommen seien; er wäre sehr beunruhigt. „Das Blatt fiel mir aus der Hand“, schreibt Mary, „ich zitterte am ganzen Leibe. Jane las es. ‚Dann ist alles aus!‘ sagte sie. — ‚Nein, liebe Jane‘, rief ich, ‚es ist nicht alles aus, aber diese Verzögerung ist fürchterlich! Komm mit mir. Wir wollen nach Livorno, wollen die Eilpost nehmen, und unser Schicksal erfahren.‘ Wir setzten nach Lerici über, Verzweiflung im Herzen. Die Mitteilung, daß man von keinem Unfalle gehört habe, hob unseren Mut. Aber unsere Angst blieb immerhin groß, und wir eilten ohne Aufenthalt nach Pisa.“

Der Gedanke, Leigh Hunt nach so langer Trennung unter solchen Umständen wiederzusehen, war Mary fürchterlich. Sie atmete auf, als man ihr sagte, Hunt wäre schon zu Bette. Marmorbleich, mit glühenden Augen, mehr einem Gespenst als einem lebendigen Wesen gleich, trat sie bei Byron ein; ihre Kräfte reichten kaum noch zu der Frage: „Wo ist er? Wissen Sie etwas von Shelley?" Niemand wußte etwas. Ohne auszuruhen, setzten Mary und Jane die Reise nach Pisa fort, um Roberts oder Trelawny zu sprechen. Man wies sie in einen falschen Gasthof. Endlich am andern Morgen gelang es ihnen, Trelawny zu finden. Aber auch er wußte nichts. Nun gab es nur noch einen Strohhalm von Hoffnung, an den sich die Unglücklichen klammerten. Der Ariel konnte nach Elba oder Corsica oder weit hinauf an die Küste verschlagen sein. Sie sandten einen Boten aus, der von Wachturm zu Wachturm fragen sollte, ob man etwas gesehen oder gefunden, während Mary und Jane in Trelawny's Begleitung noch an demselben Morgen die Rückfahrt nach Casa Magni antraten. Als sie Viareggio passierten, fuhren sie in die Stadt hinab, um Erkundigungen einzuziehen. „Hier brach die Erkenntnis unseres Unheils zuerst über uns herein", schreibt Mary. „Fünf Meilen entfernt, hatte man ein kleines Boot und eine Wassertonne gefunden. Sie hatten sich eine „piccolissima lancetta" angefertigt, aus dünnen Planken, die ein Schuhmacher zusammennähte, um zu landen, ohne naß zu werden, denn unser Schiff hatte einen Tiefgang von fünf Fuß. Die Beschreibung des gefundenen Bootes paßte auf diese Zille. Aber der Kahn war sehr lästig, und in schlechtem Wetter konnten sie ihn leicht über Bord geworfen haben. Die Tonne erschreckte mich am meisten, aber derselbe Grund konnte auch für sie gelten. — Wir reisten weiter und erreichten die Magra ungefähr um ½ 11 Uhr abends. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich im ersten Augenblicke fühlte, als ich, während wir durch den Fluß fuhren, das Wasser um unsere Räder plätschern hörte. Ich erstickte. Ich rang nach Luft. Ich glaubte, Convulsionen zu bekommen und kämpfte heftig, um es vor Jane zu verbergen. Den Fluß hinabblickend, sah ich an einer Mündung zwei große Lichter brennen, und eine Stimme in mir rief laut: das ist sein Grab!"

Bis zum 18. Juli harrten die Unseligen einer Nachricht, zwischen Hoffen und Verzweifeln hin- und hergeworfen. Die Bewohner von

San Terenzo feierten in ihrer wilden, lärmenden Art ein Volksfest, der Scirocco umheulte Casa Magni, und die See rauschte im Sturme. „Ihnen alle Qualen schildern, die wir in diesen Tagen litten, hieße Ihnen eine Welt von Leid enthüllen," schrieb Mary später an Maria Gisborne; „jeder Augenblick war unerträglich und machte einem noch unerträglicheren Platz". Trelawny weilte bei den Verlassenen, ein Liebesdienst, den Mary nie vergaß. Am 18. begab er sich nach Livorno, um nachzusehen, was vorginge, oder was geschehen könne.

„Am 19.," erzählt Mary, „war ich sehr krank; doch als der Abend kam, sagte ich zu Jane: hätte man etwas am Ufer gefunden, so wäre Trelawny zurückgekommen, um es uns mitzuteilen. Er ist nicht gekommen, und so hoffe ich. — Gegen sieben Uhr abends kam er. Alles war vorbei: man hatte sie ans Land geschwemmt gefunden." „Ich trat unangemeldet ein," berichtet Trelawny. „Ich sprach nicht, sie fragten mich nichts. Mrs. Shelley's große graue Augen waren auf mich geheftet. Ich wandte mich ab. Außer Stande das schreckliche Schweigen zu ertragen, rief sie mit krampfhafter Anstrengung: Ist keine Hoffnung? Ich antwortete nicht, sondern verließ das Zimmer und sandte die Magd mit den Kindern hinein."

Einige Meilen von einander entfernt, waren zwei Leichen an den Strand geworfen worden. Am 16. Juli die von Williams auf toskanischem Gebiete, arg verstümmelt und unbekleidet bis auf das Hemd, das, über den Kopf gezogen, andeutete, daß der Unglückliche im Begriffe war, sich zu entkleiden, als ihn der Tod ereilte. Auch ein halb abgestreifter Stiefel schien darauf zu deuten. Williams konnte schwimmen; er mochte die Kleider abstreifen, um sich unbehindert bewegen zu können. Man hatte den Körper am 17. Juli, noch ehe Trelawny ihn besichtigt, verscharrt. Die zweite Leiche wurde am 18. Juli auf lucchesischem Gebiete in der Nähe von Viareggio gefunden und von Trelawny tags darauf besichtigt. Die von Kleidern nicht bedeckten Körperteile waren fleischlos. „Die große, schlanke Gestalt," sagt Trelawny, „die Jacke, der Band Sophokles in einer Tasche und Keats' Gedichte in der anderen, bei dem „St. Agnes-Abend" umgeklappt, als hätte er ihn mitten im Lesen weggeworfen, — dies alles war mir zu bekannt, um mir einen Zweifel zu lassen, daß der verstümmelte Körper kein anderer als der Shelley's war. Im Lesen von der plötzlichen Gewißheit des Todes

überrascht, hatte er allem Anschein nach nicht um sein Leben gekämpft, sondern ruhig und bereit das Ende erwartet, das vielleicht ein Anfang war.

Er hatte oft zu Trelawny gesagt, daß er im Falle eines Schiffbruches augenblicklich verschwinden wolle, um nicht etwa ein anderes kostbares Leben zu gefährden, indem er es seinem wertlosen Dasein zu Hilfe kommen lasse.

An demselben Tage wurde bei Massa eine dritte Leiche ans Land gespült, deren Kopf Fische angefressen hatten, und die nicht mehr agnosciert werden konnte. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach die Charles Vivian's.

Am 20. Juli geleitete der treue Trelawny Mary und Jane nach Pisa zu den Hunts. Mary wünschte, daß Shelley neben seinem Kinde bestattet würde, auf dem römischen Friedhofe, der, zwischen den Ruinen gelegen, im Winter von Veilchen und Tausendschönchen bedeckt, Shelley zu dem Ausspruche hingerissen hatte: „Der Gedanke, an einem so holden Orte begraben zu werden, könnte einen in den Tod verliebt machen.“ Aber die strengen italienischen Sanitätsgesetze verboten, eine ans Land gespülte und verscharrte Leiche wieder auszugraben. Endlich gelang es Trelawny's Unermüdlichkeit und der Verwendung des wackeren englischen Konsuls Dawkins, einen Ausweg zu finden. Wenn die Leichen dem Feuer überantwortet und nur die Aschenreste beerdigt wurden, hatte man das Gesetz umgangen, ohne es zu verletzen. Zugleich schien eine solche an die hellenische Sitte mahnende Bestattungsfeier in Shelley's Geiste. Trelawny bestellte in Livorno einen eisernen Rost in der Größe eines menschlichen Körpers und zwei eichenholzene Kassetten, innen mit schwarzem Sammet gefüttert und auf dem Deckel mit einer Metallplatte versehen, deren Inschrift Namen, Alter, Heimat und Schicksal der Verblichenen in lateinischer Sprache enthielt.

Am 15. August um Mittag fand im Beisein von Hunt und Byron die Verbrennung von Williams statt. Als der Dichter die Leiche erblickte, die einer formlosen Masse glich und an der nichts mehr als das schwarze Halstuch kenntlich war, rief er aus: „Was ist ein menschlicher Leib! Dies könnte, soviel ich zu unterscheiden vermag, ebenso gut das verfaulte Gerippe eines Schafes sein!“ Und auf das Halstuch deutend: „Seht, ein alter Fetzen behält seine Ge-

stalt länger als der, der ihn trug! Was für ein demütigender, erniedrigender Gedanke, daß wir einst diesem gleichen werden!"

Auf dem Roste wurde der Scheiterhaufen errichtet; man hob die Leiche hinauf, besprengte sie mit Wein, Weihrauch und Salz und steckte den Holzstoß in Brand. Die Hitze war so groß, daß man auf dem glühenden Sande kaum stehen konnte. „Versuchen wir die Macht des Wassers, das unsere Freunde verschlang", sagte Byron und schwamm in das Meer hinaus. Aber nachdem er eine Meile zurückgelegt hatte, fühlte er sich unwohl und mußte umkehren.

Um halb vier Uhr war der Scheiterhaufen niedergebrannt und nichts übrig als ein Häuflein schwärzlicher Asche und einige weißliche Knochenreste. Sie wurden in der für sie bestimmten Kassette Hunt übergeben.

Am 16. August wiederholte sich dieselbe Zeremonie für Shelley. Mary sagt, die Stelle, an der man ihn provisorisch eingescharrt hatte, wäre nahe der Stadt gewesen; Augenzeugen zeigten sie Biaggi, dem Verfasser von „Shelley's letzte Tage". Sie liegt zwischen dem jetzigen Seehospize Vittorio Emanuele und der Pineta, welche, den Hintergrund der Küste bildend, sich hier bis an das Meer vorschiebt.

In Scharen waren die Leute hinausgeströmt. Fast eine Stunde grub man unter tiefem Schweigen, bis man den verscharrten Körper fand, dessen vorläufige Ruhestätte durch kein Zeichen kenntlich gemacht worden war. Plötzlich stieß eine Hacke mit dumpfem Schalle auf den Kopf. Alles wich schaudernd zurück. Byron wünschte, den Schädel, der von seltener Schönheit war, aufzubewahren, aber er zerfiel, als man ihn auf den Scheiterhaufen hob. Auch der Band Keats, der des Dichters letzter Reisegefährte gewesen, wurde in die Flammen geworfen und alles wie tags zuvor wiederholt.

Die Glut, obzwar größer als gestern, verzehrte den Körper nur langsam. Erst nach drei Stunden fiel er über der Brust auseinander. Das ungewöhnlich große Herz lag offen da, unversehrt; es schien feuerfest. Trelawny griff danach und entriß es den Flammen. Ein einsamer Vogel flatterte über dem Scheiterhaufen. „Es war ein wunderbar schöner Tag", berichtet Leigh Hunt. „Das Mittelmeer lag nun still und glänzend da, als wollte es Frieden machen. Der blaue Himmel und der gelbe Sand hoben sich scharf von einander ab, die Marmorberge stiegen kühl in die Luft, und die Flammen

strebten mächtig gen Himmel, lohend und zitternd in unbeschreiblich hehrer Pracht. Man hätte erwartet, ein sonnenhelles Antlitz aus den Flammen tauchen zu sehen, das, ehe es schied, den Freunden dankte, die ihre Pflicht gethan." Byron vermochte das Schauspiel nicht zu ertragen und zog sich auf den Bolivar zurück. Er erklärte später einmal, daß er für Shelley keine Freundschaft gefühlt, obzwar er ihn bewundert und geachtet und von ihm selbst wie von wenigen geschätzt worden sei. Gegen Murray äußerte er: „Ihr irrt Euch alle in Shelley, der ohne Ausnahme der beste, wenigst selbstlose Mensch war, den ich je gekannt." — Und am 25. November 1822 schrieb er gleichfalls an Murray: „Der arme Shelley! Wie würde er gelacht haben, hätte er gelebt, und wie pflegten wir dann und wann zu lachen über verschiedene Dinge, die ernst sind für den Plebs. Ihr irrt Euch alle über Shelley. Ihr wißt nicht, wie milde, wie tolerant, wie gut er in Gesellschaft war, und ein so vollendeter Gentleman als je einer sich im Salon bewegte, wann er wollte, und wo er wollte." Moore meldete er das traurige Ereignis am 8. August mit den Worten: „So ist wieder einer hingegangen, den die Welt in unnatürlicher, unwissender und brutaler Weise verkannt hat. Vielleicht läßt sie ihm jetzt Gerechtigkeit widerfahren, wenn es ihm nichts mehr nützt."

Gegen Mary benahm Byron sich freundlich und zuvorkommend, und das erste Heft des „Liberal", das im September erschien, brachte Shelley's Uebersetzung der „Walpurgisnacht". Shelley's Herz nahm Hunt in Verwahrung, weigerte sich aber dann in taktloser und ungeziemender Weise, es Mary zu übergeben. Erst als Jane ihm vorstellte, wie traurig es sei, daß ein Teil Shelley's selbst zum Gegenstande des Streites zwischen seinen Hinterbliebenen werden solle, lieferte er es der aus, die den nächsten Anspruch darauf hatte. Nach Mary's Tode fand man es braun und verschrumpft in seidener Umhüllung zwischen jenen Seiten der Pisaner Adonais-Ausgabe, die die Verklärung des Todes in ewiges Leben besingen.

Der Schiffer, in dessen Fahrzeuge Trelawny's Schiffsjunge Gegenstände aus dem Ariel bemerkt haben wollte, erzählte, er habe den Ariel in dem Augenblicke gesehen, als er sank. Es war um vier Uhr Nachmittags. Der Junge saß auf dem Mastbaume. Da fuhren konträre Winde in das Segel. Der Schiffer sah fort, und

als er den Blick wieder hinwandte, war der Ariel verschwunden. Ihm zu Hilfe, oder auch nur in seine Nähe zu kommen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Dreiviertel Stunden später kam er an derselben Stelle vorbei und sah kein Wrack.

(Im September stießen Schiffer von Viareggio, die zum Fischfang ausgezogen waren, fünfzehn Meilen vom Lande auf ein gesunkenes Schiff, das, gehoben und Roberts übergeben, als der Ariel erkannt wurde. Alle Gegenstände darin fanden sich in guter Ordnung vor, Bücher, Teleskope, Ballast. Es war klar, daß er nicht umgeschlagen, sondern gesunken war. Ob durch die Gewalt der Wogen, ob von einem vorübersegelnden Boote niedergerannt, wer konnte es sagen? Doch schien die erste Annahme wahrscheinlicher, denn das Steuer war verletzt. Die Beschädigung des Fahrzeuges und die verdächtige Aussage jenes Schiffers, der den Ariel gesehen haben wollte, gab Anlaß zu der Legende von einem Ueberfalle durch Seeräuber, die in der Meinung, Byron sei mit großen Schätzen an Bord, den Ariel niedergerannt hätten. Da sich aber nach seiner Hebung Williams' Koffer mit Kleidern und zweihundertfünfundvierzig Francesconi unversehrt vorfand und bei dem Unwetter jeder vollauf zu thun haben mochte, sein Leben zu retten, ohne an Raub oder Ueberfall denken zu können, so ist der Zusammenstoß der Schiffe, wenn er überhaupt stattgefunden hat, wohl mehr dem Seesturm als einer verbrecherischen Absicht zuzuschreiben.)

Die Kassette mit Shelley's Asche ward, nachdem sie durch verschiedene Hände gegangen war, am 7. Dezember 1822 auf dem neuen protestantischen Friedhofe in Rom bestattet, da der alte inzwischen geschlossen worden war. Im Januar 1823 ließ Trelawny sie exhumieren und in einem abseits gelegenen Grabe in einer Bresche der alten römischen Mauer, die den Friedhof zum Teil noch umgiebt, nahe der Pyramide des Cestius beisetzen. Er pflanzte sechs Cypressen und vier Lorbeerbäume herum und erstand das anstoßende Grab für sich selbst. Die Inschrift der einfachen Steindecke verfaßte Leigh Hunt:

„Percy Bysshe Shelley.
Cor Cordium.
natus IV Aug. MDCCXCII
obiit VIII Jul. MDCCCXXII."

Das „Cor Cordium“ mochte aus den Versen des „Epipsychidion“ geschöpft sein:

„Herrin mein,
Verschmähe des Gedankens Blüte nicht,
Die aus dem Herz des Herzens jener Pflanze bricht,
Der'n Frucht, gereift durch deiner Augen Schein,
Der Frucht von Edens Baume gleich wird sein.“

Dieser Inschrift fügte Trelawny die Worte aus dem „Sturm“ hinzu, die Shelley zum Motto des Ariel ausersehen hatte:

„Nichts von ihm, das je verfalle,
Denn die salzige Meeresflut
Wandelt's in ein köstlich Gut.“

Mary war 25 Jahre alt, als Shelley starb. Sie lebte noch bis zum 21. Februar 1851, aber der hohe Flug, den ihr Dasein genommen, schien mit ihm dahin. Ihre äußere Existenz fügte sich mehr und mehr dem Alltäglichen und Hergebrachten, während ihr Geist in der Vergangenheit weilte und dem Verblichenen einen förmlichen Kultus widmete. Der im Leben Geliebte wird im Tode von ihr vergöttert und füllt, auch abgeschieden, ihr ganzes Dasein aus. Sie schlägt Trelawny's redlich gemeinte Bewerbung um ihre Hand aus, weil nichts sie bewegen könnte, den Namen Shelley abzulegen. Sie arbeitet an der Veredlung ihres Charakters, um der Wiedervereinigung mit dem Frühverklärten würdig zu werden, auf die sie vertrauensvoll hofft. Die Herausgabe und Erläuterung seiner Werke und die Erziehung seines Sohnes geben ihren Tagen Inhalt. Sie erhält sich und ihr Kind mit dem Ertrage von Romanen [1]), die immer wieder eigene Erlebnisse variieren, deren Helden immer wieder Shelley und Byron sind. Das weibliche Ideal, das sie darin aufstellt, hat wenig von der Energie und Kühnheit des Frauentypus, den ihre Mutter einst für die Zukunft geträumt. Die Emanzipation von den Regeln einer verknöcherten Ueberlieferung, die sie selbst in der Jugend bethätigt, weicht

[1]) „Valperga“ 1823.
„The last man“ 1824.
„Perkin Warbeck“ 1830.
„Lodore“ 1835.
„Falkner“ 1837.

mehr und mehr dem Conventionellen. Sie paßt sich den landläufigen Ideen über Sitte und Charakter an. Aber wenn ihre Werke auch für die Nachwelt mehr persönliches als unbedingtes Interesse haben, fanden sie doch den Beifall ihrer Zeit.

Sir Timothy wurde durch den Tod des Sohnes und Erben in seinem Grolle nicht erschüttert, ja er verrannte sich mit dem Eigensinn des Alters mehr und mehr in seine Verbitterung.

Byron's Aufforderung, etwas für Shelley's Witwe und sein Kind zu thun, lehnte er kalt ab. Mary war und blieb für ihn die Verführerin seines Sohnes, die ihn der Pflicht gegen seine erste Frau und gegen seinen Vater entfremdet hatte. Nur unter der Bedingung, daß sie sich endgiltig von dem Knaben trenne, erklärte er, für diesen sorgen zu wollen. Mary wies den Antrag mit Entrüstung ab.

1823 verließ sie Percy und ihrem alten Vater zu Liebe schweren Herzens Italien, das ihr in Leid und Freud eine Heimat geworden war, und kehrte nach London zurück. Aus dem Fenster ihrer dürftigen Wohnung in Kentishtown sah sie neben Jane, die 1827 Mrs. Jefferson Hogg wurde, Byron's feierlichen Leichenzug vorübergehen. Der Dichter, der als Knabe schon von einer schwarzen Schar geträumt, die er zu großen Thaten führen wollte, und der so häufig gesagt, daß poetischer Ruhm nicht die ἀκμή seiner Wünsche sei, war in Missolunghi für Griechenlands Freiheit gestorben.

Marys Lage verbesserte sich 1826 nach dem Tode von Charles Shelley, Harriet's Sohn. Percy war nun der unmittelbare Erbe der Baronindе, die er 1844, als Sir Timothy hochbetagt starb, antrat. Nun war auch für Claire das Ende des mühseligen Wanderlebens gekommen, das sie als Gouvernante und Gesellschafterin bald in Rußland, bald in Deutschland und Italien geführt hatte. Shelley's letzter Wille sicherte ihr ein ruhiges und behagliches Alter. Sie starb 1879 in Florenz unvermählt, als ein eifriges Mitglied der katholischen Kirche, vor der sie einst Allegra um jeden Preis zu bewahren gesucht hatte.

Mary war es vergönnt, ihrem Sohne in der Schweiz und in Italien die Stätten ihres Glückes und ihres Jammers zu zeigen und in innigem Verkehr mit einer von verständnisvoller Begeisterung für Shelley durchdrungenen Schwiegertochter ihre Tage ruhig und

freundlich zu beschließen. Sie wurde auf dem Kirchhofe von Bournemouth (Hants), wo Mary und William Godwin ruhen, bestattet.

Am 5. Dezember 1889 erlosch mit Sir Percy Florence Shelley der Stamm des Dichters, und Lady Shelley verwahrt nunmehr als die einzige Ueberlebende in Boscombe Manour die Reliquien und Traditionen des Dichters.

Die englische Litteratur des 19. Jahrhunderts ist Epigonendichtung. Manche haben den Mantel des Propheten aufgegriffen und sich in seine Fetzen geteilt; der Geist des Dichters aber ist auf keinen herabgestiegen. Der poetische Erbe und Fortsetzer Shelley's steht noch aus. Doch unvermerkt lebt und schafft sein Genius in den breiten Schichten der Völker. In unserer für soziale Befreiung und Gleichstellung begeisterten Zeit sind die Ideale, die ihn beseelten, ein Gemeingut aller Besten und ihre Verwirklichung das Ziel der strebenden Menschheit.

Namen=Register.

A.

Abällino S. 18. 45.
Abdallah 188. 189.
Abu Ben Adhem 257.
Adams, Miß 70. 79. 103.
Adonais 488*. 521. 522. 523. 526. 528. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 539. 540. 612. 625.
Adonis 348. 522. 523. 526. 528. 529. 545.
Aella 374*.
Aeschylos 311. 410. 411. 429. 573. 574. 582.
Agathon 198.
Ahasverus 20. 22. 152. 153. 188. 583.
Ahasverus (Hellas) 574. 576. 577. 582. 584.
Alastor 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 211. 212. 213. 216. 230. 256. 274. 279. 286. 294. 304. 310. 382. 424. 453. 485. 495. 526.
Alba (Allegra) 262. 265. 269. 281. 288. 313. 314. 319. 320. 321. 336. 344. 358. 359. 452. 454. 474. 516. 517. 543. 546. 547. 568. 569. 601. 602. 605. 628.
Albè 253. 262.
Albedir 188.
Albion House 268. 280. 281. 282. 287.
d'Albrizzi, Gräfin 320.
Alexander, Mr. 270.
Alfred d. Gr. 448.
Amynthus, der Nympholept 348.
Anastasius 544. 561. 571.
Anderton, Thomas 487.
Anzaska, Olympia della 42. 45.
Arc, Joan of 87. 144. 148. 156. 439.
Archy 597. 598. 599.
Arethusa 506. 507.
Ariel 162. 566. 604.
Ariel (Don Juan) 606. 608. 618. 620. 621. 625. 626. 627.
Ariost 324. 419. 509.
Aristophanes 318. 464.
Arminius 449.
Arve 247. 248.
Asia 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 426. 499.
Assassinen 186. 189. 190. 291.
Assisi, Franz von 210.
Athanase, Prinz 273. 274. 275. 294.
Atlantis 156.
Atlas 457. 459. 460.
Atossa 573. 574.

B.

Bacon S. 158. 424. 425. 511. 588.
Bagna Cavallo 516. 546. 547. 569. 601.
Bailly 158.
Ballantyne 23. 24.

Barneth 159. 521*.
Bastwick 598.
Baxter, Mr. 129. 175. 176. 177. 179*. 255. 288. 337. 343.
Baxter, Christy 176.
Baxter, Isabel 176. 197. 288. 337. 342.
Beauchamp, Mr. 271.
Beauclerc, Lady Diana 18.
Bell, Mr. 262. 379. 380. 381. 382. 383.
Bennet 125*. 475.
Bentham 378. 385.
Beppo 322. 323. 353.
Berkeley 88. 89. 433. 434. 584.
Berwick 78.
Bethell 11. 12. 13. 14.
Biaggi 624.
Bion 522. 523. 526. 528. 529*.
Biondi 504. 553.
Bishopsgate 201. 202.
Blake, William 209. 210. 428.
Blood, Fanny 99. 251.
Blood, George 251.
Boccaccio 378. 419. 527.
Boinville, Harriet de 163. 164. 166. 167. 171. 172. 175. 182. 188. 207. 496.
Boiti, Prf. 474.
Bonaparte, Napoleon 106. 216. 265. 276. 312. 366. 592. 593. 609.
Booth, David 197. 288. 343.
Boscombe Manour 629.
Bournemouth 629.
Bowles, William Lesley 71.
Bracknell 166. 172.
Brandrath 283.
Brassenthwait 82.
Brooke, Stopford 489.
Broughton, Lord 247.
Brown, Brogdon 198. 269.
Brown, Thomas (Moore) 380.
Browning, John 614.
Bürger, August 18.
Buffon 78. 246.
Burdett, Francis 23. 267.
Burns 142.
Byrne, Mrs. 9. 26.
Byron, Ada 231.
Byron, Lady 223.
Byron, Lord 17. 23. 30. 105. 122. 141. 145. 146. 147. 149. 158. 181*. 185. 223. 224. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 237. 241. 242. 243. 247. 249. 250. 251. 252. 253. 256. 262. 265. 282. 296. 297. 313. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 330. 336. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 370. 373. 393. 394. 395. 406. 408. 413. 414. 447. 454. 467. 472. 478. 479. 515. 516. 517. 521. 522. 525. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 551. 552. 554. 555. 556. 557. 558. 560. 566. 567. 568. 569. 571. 580. 590. 598. 601. 602. 606. 607. 608. 614. 615. 616. 619. 623. 624. 625. 626. 627. 628.
Bysshe, Roger 1.

C.

Cabanis S. 158.
Cain 296. 297*. 555.
Calderon 315. 376. 456. 475. 497. 560. 562. 576. 585. 597.
Calvert, William 84. 86. 103. 104.
Campagne Chapuis 229.
Campbell, Thomas 23. 34.
Canning 267. 370.
Cappuccini, Villa dei 321. 323. 324. 345. 409. 413.
Caracalla 363. 409.
Carl I. 557. 560. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599.
Carlyle, Richard 378. 379.
Casa Magni 602. 603. 604. 605. 613. 614. 615. 619. 620. 621. 622.
Castlereagh 51. 64. 106. 267. 276. 370. 372. 463*. 466. 469.
Castruccio 476. 550.

Cauvin, Hubert 84.
Cavalcanti 213. 214.
Cavigni 42. 45.
Cazire (Victor und) 28.
Cenci 364. 369. 381. 383. 389. 390. 391. 393. 394. 396. 397. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 406. 407. 408. 409. 460. 545. 599.
Cervantes 255.
Cestius 367. 537. 558. 626.
Chapman 290.
Chatterton 18. 40. 142. 156. 208. 215. 373*. 594.
Chaworth, Miß 231.
Chenier André 164.
Chesterfield, Lord 34.
Chestnut Cottage 82. 83. 86.
Chillon 239. 243.
Christabel 145. 232. 237.
Clairmont, Charles 100. 201. 376.
Clairmont, Clara Mary Jane (Claire) 100. 138. 177. 183. 185. 186. 190. 192. 194. 195. 196. 199. 200. 201. 223. 224. 225. 229. 231. 245. 246. 252. 253. 255. 260. 261. 262. 265. 268. 269. 281. 287. 312. 313. 314. 316. 317. 319. 320. 321. 323. 327. 328. 344. 365. 366. 367. 452. 454. 474. 477. 478. 482. 483. 486. 498. 500. 505. 515. 516. 517. 521. 543. 545. 546. 549. 551. 553. 568. 569. 590. 601. 602. 603. 605. 607. 614. 628.
Clapham 65. 67.
Clarke, Mrs. 64.
Clarke 540.
Cogni, Margherita 320. 321. 323.
Coleridge 30. 36. 84. 87. 90*. 93. 122. 142. 145. 173. 174. 208. 392. 439. 449. 453. 456. 558. 598.
Collins 163. 164.
Colonna 364.
Colosseum 326.
Conchigliosо 500.
Condorcet 158.
Constantia (Claire) 269.
Corday, Charlotte 38.
Cornelius Agrippa 5.
Cottin, Madame 77.
Cottle 87. 143.
Cowper 142.
Cressida 373.
Croker 583*.
Cromwell 285, 598. 599.
Cuckfield 70. 75. 76. 79.
Curran, Miß 365. 394. 452.
Curran Philpot 103. 118. 119.
Cwm. Elan 71. 121. 123.
Cythna 273. 285. 289. 290. 293. 294. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 308. 309. 310. 337. 343. 345. 376. 406. 438*.

D.

Dalby S. 557.
Dante 148. 213. 214. 277. 305. 312. 318. 362. 369. 378. 482. 483. 490. 491. 492. 495. 500. 511. 540. 549. 611.
Darius 585.
Darwin, Erasmus 72.
Davy 14.
Dawkins 623.
Delisle 44.
Del Rosso 453.
Demogorgon 418. 419. 428.
Dickson, Elisabeth (Dolores) 310. 430. 447. 475. 507. 521*.
Diodati 229. 230. 232. 233. 249. 296. 413.
Dionigi, Marianna 365.
Diotima 327. 490. 501.
Dobell, Bertram 173.
Dowden, Edward 44. 52*. 102*. 103*. 123*. 124*. 128*. 255*. 330.
Drummond 379.
Dryden 293. 392. 509.
Duffek 131.

E.

Eaton, Daniel Isaac S. 125. 126. 127. 262.

Eldon, Lord 18. 19. 263. 269. 270. 271. 272. 367. 373. 463. 466.
Ellenborough 125. 127. 158. 267.
Emmet, Robert 106. 112. 118.
Endymion 273. 472. 473. 474. 522. 527.
Epikur 170.
Epipsychidion 486. 487. 488. 489. 490. 491. 494. 498. 500. 501. 502. 503. 504. 523. 526. 539. 556. 612. 627.
Esdaile, W. 67. 97. 271.
Euganeen 323. 334. 345. 346. 348. 349. 535.
Euklid 35. 509.
Euripides 365. 386.
Eusebes 169. 170.

F.

Falcieri, Tita S. 543.
Faliero, Marino 353. 393. 394. 395. 544.
Falkner 627*.
Farnbroker 445.
Faust 45. 46. 198. 220. 558. 559. 560. 578. 615.
Fen-Place 1.
Fenning, Mrs. 65. 66.
Field-Place 3. 14. 27. 34. 46. 48. 51. 61. 62. 65. 68. 69. 70. 71. 168. 188. 199. 200.
Fielding 9.
Finerty, Peter 51. 52. 53. 64. 119.
Fingall, Lord 106. 114. 115.
Fiordespina 484. 485.
Fitz-Victor, John 39.
Fitzgerald 105.
Fontenelle 489.
Ford 59*.
Forman, H. B. 18. 65*. 141. 214. 276. 488.
Fox, Charles 109. 282.
Frankenstein 250. 256. 277. 278, 279. 593.
Franklin 13.
Franz I. 365.
Frasi, Casa 387.
Fricker, Edith 87.
Friedrich II. 610.
Fuggi, Elise 314. 319. 452. 545. 546.
Fuggi, Paolo 321. 452. 453. 454. 545. 546.

G.

Galetti, Casa S. 477. 478. 480. 579. 607. 615.
Galotti, Emilia 26. 198.
Gamba, Graf 542. 556. 567. 616.
Garnett, Richard 4*. 563. 590.
Gebir 35, 145.
Gellert 143.
Georg III. 39. 63. 64. 462. 616.
Georg IV. (Prinz-Regent) 63. 64. 123. 135. 136. 266. 282. 307. 370. 381. 462. 465. 466.
Germanos 579.
Gibbon 86. 135. 242. 243. 378. 584.
Gifford 533*.
Gil Blas 44.
Ginevra 503.
Gisborne, John 315. 330. 388. 389. 414. 439. 504. 555. 560. 570. 571.
Gisborne, Maria 255*. 315. 316. 330. 369. 384. 386. 388. 389. 447. 451. 453. 454. 455. 474. 488. 500. 504. 514. 554. 571.
Gladstone 267.
Godwin, Mrs. (M. J. Clairmont) 100. 129. 130. 175. 176. 177. 180. 182. 185. 192. 200. 255. 261.
Godwin, William 18. 46. 74. 89. 92. 93. 95. 96. 97. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 110. 111. 113. 116. 117. 118. 124. 125. 128. 129. 132. 134. 135. 140. 141. 152. 156. 158. 175. 176. 179*. 180. 182. 191. 216. 221. 222. 225. 251. 252. 255. 260. 278. 281. 285. 314. 315. 368. 376. 378. 281. 285. 314. 315. 368. 376. 378. 387. 388. 389. 392. 451. 456. 593. 605. 629.

Goethe 159. 301. 429. 560.
Goldsmith 142. 520.
Goodall 11.
Goring-Castle 2.
Gounod 377.
Graham, Edward 24. 28. 40. 62. 64.
Graham, Dr. James 2.
Grattan, Henry 105.
Gray 13. 142. 211. 215. 414. 421*. 478.
Greenlaw, Dr. 7.
Grenville, Lord 18. 64.
Greta 87. 88.
Greystock 84. 86.
Griffith 58.
Grillparzer 310. 365.
Grove, Charles 19. 60. 61. 63. 65. 73. 75.
Grove, Charlotte 19.
Grove, Harriet 19. 20. 24. 28. 49. 50. 73. 141. 178. 496.
Grove, John 65.
Grove, Mary 66.
Grove, Thomas 19. 24. 71. 123.
Guiccioli, Teresa 517. 542. 543. 544. 547. 549. 552. 555. 556. 557.

H.

Haimatoff, Alexy S. 198.
Halliday, Walter 12.
Hamilton 520*
Harold, Childe 141. 146. 147. 150*. 224. 227. 228. 231. 242. 243. 252. 282. 313. 323. 351. 352. 556.
Harris 520*.
Harte, Emma 2.
Hazlitt 264.
Healey, Daniel 114. 128. 136. 137. 138.
Helene (und Rosalinde) 273. 297. 319. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 349. 382.
Hellas 408. 550. 558. 570. 571. 573. 574. 579. 583. 585. 588. 589. 590. 592.
Héloise 233. 239.
Helvetius 185.
Helyar, William 50*.
Hemans, Felicia 15.
Herder 410. 429.
Herodot 417. 554.
Hesiod 417.
Hessey 532.
High, Elms 166.
Hiob 275. 276. 580. 590.
Hitchener, Elisabeth 70. 71. 74. 75. 78. 79. 81. 82. 83. 84. 85. 89. 90. 101. 102. 103. 111. 113. 115. 119. 121. 123. 129. 132. 133. 134. 140. 147. 166. 167. 207. 484. 496.
Hogg Thomas Jefferson 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 44. 48. 49. 50. 51. 54. 55. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 66. 67. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 83. 86. 89. 129. 130. 131. 133. 134. 135. 139. 140. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 171. 192. 193. 198. 201. 202. 316. 363. 389. 422. 456. 628.
Holbach 95. 135. 152. 158.
Homer 318. 344. 455. 458. 540. 554.
Hookham 124. 134. 136. 138. 140. 141. 157. 178. 185. 195. 258. 259.
Hope, Thomas 544.
Hoppner 319. 320. 323. 516. 543. 545. 546.
Horaz 134. 509.
Hume 35. 56. 135. 142. 158. 170. 378. 510. 593. 596. 598.
Hume, Dr. 271.
Hunt, John 53. 135. 136. 557.
Hunt, James Henry Leigh 52. 53. 64. 135. 136. 138. 179*. 256. 257. 258. 261. 263. 264. 267. 268. 270. 281. 286. 287. 334. 349. 350. 372. 378. 379. 380. 382. 384. 389. 391. 396. 450. 471. 473. 484. 500. 518. 523.

531. 544. 547. 548. 553. 557. 563. 567. 615. 616. 617. 618. 620. 621. 623. 624. 625. 626.
Hunt, Marianne 256. 557. 615.
Hunt, Stephen 53.
Hunt, Thornton 179*. 265.
Hyperion 412. 473. 474. 521. 527. 618.

J.

Imlay, Fanny (Godwin) S. 99. 124. 129. 134. 183. 191. 196. 200. 251. 252. 254. 255. 258. 259. 260.
Imlay, Gilbert 99. 200.
Irvyne, St. 17. 40. 41. 43. 44. 45. 46. 47. 66. 217. 275. 278.

J.

James, Mr. S. 315.
Johnston 471.
Jones, Capitain 168.
Juan, Don 322. 351. 467. 515. 544. 574.
Julian (und Maddalo) 323. 349. 350. 352. 354. 355. 356. 357. 358. 359.
Juvenal 509.

K.

Kant S. 135.
Karoline, Königin 462. 463. 467. 468.
Katharina II. 610.
Kaufmann, Angelika 315.
Kean 194. 393.
Keate 11.
Keats, John 256. 257. 263. 264. 273. 288. 471. 472. 473. 517. 518. 519. 521. 522. 526. 527. 531. 532. 548. 598. 618. 622.
Kehama 5. 52. 144.
Kendell 258. 270.
Kennedy, Capitain 168.
Kentishtown 471. 628.
Keswick 81. 82. 83. 85. 86. 87. 90. 103. 104. 138. 166. 201.

L.

Lafayette S. 111. 119. 164.
Lamb, Charles 30. 256. 264.
Landor, Savage 35. 145. 149. 388. 392. 438*.
Lanfranchi 551. 557. 616. 619.
Laon 273. 285. 289. 290. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 309. 310. 337. 338. 339.
Lara 228.
Laud 595. 597.
Lawleß, Jack 119. 139.
Leach 466.
Leeson 137. 138.
Leon, St. 46. 100. 278.
Lewis, Matthew Gregory 18. 20. 45. 249. 250.
Lincoln's, Inn-Fields 20. 22. 60.
Lind, Dr. James 15. 16. 35. 169. 274. 295.
Lionardo da Vinci 377.
Liverpool, Lord 463. 466.
Locke 35. 158. 170.
Lodore 73*. 165*. 179*. 197*. 326*. 330*. 481*. 483*. 484*. 487*. 502. 562*. 627*.
Longdill 258. 259. 270. 271.
Lovell, Robert 87. 523. 598.
Lucas 5.
Lucrez 13. 152.
Luther 448. 511.
Lycidas 539. 540.

M.

Mab, Königin S. 22. 84. 124. 139. 140. 141. 142. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 157. 159. 161. 162. 165. 169. 178. 180. 206. 214. 215. 218. 223. 224. 261. 263. 267. 310. 534. 540. 541. 582. 583. 615.
Macpherson 142.
Maddalo 323. 349. 350. 351. 352. 354. 355. 356. 357. 358. 359.

Madocks, Alexander 128. 134.
Mahmud 573. 576. 578. 580. 584. 586.
Maimuna 163. 164. 166. 167. 171.
Malthus 409. 465.
Mandeville 253. 285.
Manfred 296. 323. 326. 416. 421. 427.
Mangan, Clarence 22.
Manso 528*.
Marenghi 359.
Maria Luise, Kaiserin 235, 366.
Marlow 201. 254. 257. 267. 268. 269. 273. 275. 279. 280. 281. 284. 288. 290. 296. 334. 336. 500.
Marmontel 78.
Masi, Sergeant-Major 566.
Matthews 12.
Matthews 18.
Matthisson 215
Maurocordato, Alexander 480. 501. 515. 551. 572. 619.
Mazeppa 323.
Medwin, Thomas 8. 9. 15. 18. 19. 20. 21. 22. 24. 44. 60. 61. 78. 119. 129. 132. 141. 142*. 193. 223. 237. 329. 364. 366*. 388. 389. 445. 451. 463. 475. 477. 478. 481. 504. 505. 523. 558. 560. 561.
Meister, Wilhelm 297*.
Michel, Angelo 277. 361. 551.
Michell, Mary Catherine 2.
Midas 506. 507.
Middleton 275.
Milton 13. 25. 149. 153. 155. 181. 199. 211. 229. 255. 276. 277. 278. 391. 412. 417. 419. 430. 442*. 448. 480. 507. 509. 510. 511. 540.
Mont 475
Mont Alègre 229. 233. 244. 247. 249.
Mont Blanc 226. 242. 245. 247. 248. 249.
Montague Basil 262.
Montaigne 255.
Moore, John 26.
Moore, Thomas 105. 106. 112. 223. 256. 323. 448. 529. 560. 568. 625.
Mori, F. 430.
Moschos 214. 523. 526. 529.
Mountcashel, Lady (Mrs. Mason) 388. 464. 568.
Munday 39. 56. 57. 61.
Murray, Alma 393.
Murray 232. 237. 252. 522. 542. 548. 625.

N.

Nantgwillt S. 121. 123.
Nelson 2.
Nencioni Enrico 445.
Newcomen, George 250*.
Newton, Isaac 158. 170.
Newton, Mrs. u. Mr. 130. 131. 158. 163. 164. 192.
Nicholson, Margaret 39.
Nightmare-Abbey 317.
Nil 287. 288. 348.
Nonnus 509.
Norfolk, Herzog von 2. 46. 65. 84. 85. 164. 165.
Nugent, Catherine 119.

O.

O'Connell 106. 113. 114. 120.
Oedipus auf Colonos 173. 182. 572.
Oedipus Tyrannus 465. 467. 469. 470. 471.
Ollier 263. 267. 284. 285. 309. 334. 349. 374. 410. 429. 456. 471. 475. 487. 509. 515. 521. 550. 557. 594.
O'Nell 393.
Orpheus 479.
Osborne, G. A. 445.
Ossian 142.
Otway 353. 392.
Oxen, M. A. 18.
Ozymandias 334. 345. 348. 349.

P.

Pacchiani S. 479. 480.
Paine, Thomas 283. 378. 379.
Paley 62.
Paltock, Robert 5.
Pan 387.
Parisina 243.
Parker 376.
Peacock, Thomas Love 66. 123. 137. 164. 166. 167. 168. 179*. 187. 192. 195. 196. 198. 201. 202. 222. 223. 231. 233. 245. 251. 254. 265. 268. 281. 287. 303. 312. 314. 315. 317. 322. 324. 327. 328. 334. 336. 349. 351. 363. 366. 367. 369. 372. 383. 389. 390. 393. 410. 456. 463. 472. 509. 510. 514. 515. 549. 551. 556.
Percy, Bischof 142.
Perry, E. H. 430.
Petrarka 166. 347. 372. 378. 482. 610. 611. 612.
Peyton 71.
Phillips 28.
Phillips, Janetta 36. 66.
Picart 144.
Pilfold, Capitain 65. 70. 79. 85.
Pitt 92. 409.
Plato 35. 36. 218. 274. 275. 318. 382. 418. 475. 482. 490. 491. 511. 512. 515. 537. 588. 610. 617.
Plinius 13. 158.
Plutarch 135. 255. 278. 365.
Polidori 227. 232. 233. 250.
Pope 34. 300. 393. 472. 509.
Portia (Miß Hitchener) 113. 118. 120. 123. 124. 125. 127. 129. 132. 133. 167.
Pratten 520*.
Priestley 14. 142.
Prior 293. 436. 489.
Prometheus 130. 323. 363. 381. 386. 389. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 429. 430. 499. 522. 545. 570. 573. 585. 589. 591.
Proserpina 506. 507.

Q.

Quincy, De S. 30. 90*.

R.

Radcliffe, Anne S. 9, 21, 26, 434*.
Ranken 438.
Raphael 277. 325., 364.
Ravaillac, Franz 38.
Reni, Guido 364. 390. 394.
Retsch 558.
Reveley, Henry Willey 315. 386. 388. 455. 474. 518.
Reynolds, John Hamilton 256. 263. 380. 381.
Rhododaphne 287.
Ricci, Casa 453.
Richardson 9.
Riddley 58.
Rinaldo Rinaldini 44.
Roberts 618. 621. 626.
Robinson 24. 41.
Romilly, Samuel 272.
Rosa, Salvator 364.
Rosalinde (und Helene) 217. 273. 319. 334. 335. 336. 337. 342. 343. 344. 345. 349. 382. 406.
Rossetti, W. M. 331. 443. 537.
Rousseau 96. 97. 98. 233. 236. 241. 242. 422. 500. 609. 610. 611.
Rowley, Thomas 40.
Ryan 179.

S.

Schiller S. 513. 514.
Schubart 20. 21. 158.
Scott, Walter 23. 45. 146. 147. 158. 210. 211. 550.
Segati, Marianna 320.
Selle, W. C. 590.
Sgricci 479.

Shakespeare 27. 35. 303. 318. 347. 353. 362. 376. 407. 501. 509.
Shelley, Bysshe 2. 15. 85. 199.
Shelley, Charles Bysshe 172*. 193. 259. 261. 265. 271. 373. 628.
Shelley, Clara 281. 322. 345.
Shelley, Elisabeth (Pilfold) 3. 49. 65.
Shelley, Elisabeth 4. 18. 28. 49. 51. 68.
Shelley, Guyon de 1.
Shelley, Harriet (Westbrook) 66. 67. 68. 70. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 80. 81. 83. 84. 102. 103. 104. 111. 112. 113. 117. 123. 124. 125. 129. 130. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 139. 140. 141. 160. 161. 164. 165. 166. 167. 168. 170. 171. 172. 174. 175. 178. 179. 181. 182. 186. 192. 193. 194. 195. 197. 222. 258. 260. 261. 270. 275. 339. 357. 453. 495. 496.
Shelley, Hellen 4. 14. 18. 65. 66. 68.
Shelley, Janthe Elisabeth 165. 166. 167. 168. 172. 259. 261. 265. 271. 373.
Shelley, John 1.
Shelley, John 4. 200.
Shelley, Lady 59*. 629.
Shelley, Margaret 4.
Shelley, Mary 4.
Shelley, Mary W. (Godwin) 16. 100. 129. 130. 173. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 199. 200. 201. 207. 208. 217. 222. 224. 225. 226. 231. 233. 245. 246. 247. 250. 251. 252. 253, 254. 255. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 265. 268. 272. 273. 274. 275. 279. 280. 281. 286. 288. 308. 309. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 321. 322. 323. 324. 326. 327. 328. 329. 330. 334. 337. 339. 341. 342. 354. 365. 366. 367. 368. 369. 376. 378. 380. 383. 386. 388. 410. 419. 420. 422. 429. 430. 443. 446. 447. 451. 454. 456. 457. 460. 464. 474. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 491. 496. 500. 502. 503. 504. 505. 506. 515. 518. 519. 543. 544. 545. 546. 550. 551. 552. 554. 557. 561. 562. 563. 565. 569. 571. 582. 593. 601. 602. 603. 604. 605. 607. 613. 614. 615. 617. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 627. 628.
Shelley, Percy Florence 378. 451. 602. 604.
Shelley, Thomas 1.
Shelley, Timothy 2. 3. 15. 16. 18. 19. 20. 29. 34. 47. 48. 49. 51. 61. 62. 63. 65. 68. 69. 71. 76. 79. 84. 85. 86. 164. 165. 167. 168. 199. 200. 222. 223. 261. 271. 341. 628.
Shelley, William 1.
Shelley, William 221. 225. 231. 260. 265. 272. 326. 340. 345. 367. 433. 437. 535. 615. 619. 628.
Sheridan 392.
Sidmouth 370. 373. 466.
Sidney, Sir Philipp 2. 510. 512. 537.
Sidney-Perry, El. Jane 2.
Sidney Smith 270.
Simonides 317.
Sinley 520*.
Sion-House 7. 11. 17.
Sismondi 359.
Slatter 56. 57.
Slobrendorf 178.
Smith, Horace 264. 265. 348. 448. 451. 456. 541. 572. 605. 617.
Smollet 9.
Sokrates 125. 129. 218. 318. 490. 609. 610. 612.
Sophokles 182. 303.
Southey, Robert 5. 18. 30. 38. 52. 86. 87. 88. 89. 90*. 93. 100. 103. 112. 122. 123. 144. 147, 148. 156. 158. 169. 214. 265. 282. 361. 380. 381. 382. 384. 392. 424. 439. 452. 453. 464*. 523. 598. 616.

Spartian 488.
Spenser 197*. 204. 243. 293. 298. 360. 372. 411. 424. 430. 441*. 522. 523. 529. 533. 534*. 536*. 537*. 539*.
Spinoza 135. 153. 158. 219. 220. 275. 383. 588.
Stacey, Sophia 376. 377.
Stael, Mad. de 249. 480.
Stanger, Mrs. 104.
Stockdale 24. 28. 41. 46. 47. 48.
Stojanow 580.
Strafford 595. 597.
Strodtmann 272*. 371*. 446*.
Stuart, James 264. 315.
Stuckely, Jeremias 57.
Sullivan, A. S. 475.
Swinburne 386.
Symonds 142.

T.

Taaffe S. 479. 557. 567.
Tacitus 186.
Tanyrallt 129. 134. 136. 138.
Tasso 324. 325. 340. 512.
Thalaba 18. 144. 147. 163. 212.
Thorwaldsen 387.
Thukydides 135.
Tighe, George William 388.
Todhunter 207. 426. 466.
Trelawny, John 179*. 383. 394. 486. 560. 562. 563. 564. 565. 571. 602. 603. 607. 613. 618. 619. 621. 622. 623. 625. 626. 627.
Tremadoc 128. 129. 134. 137. 222.
Turner, Cornelia 163. 164. 166. 172. 192.

U.

Udolpho S. 26.
Ugolino 478. 551.

V.

Vaccà S. 387. 518.
Vaga 280.
Valperga 476. 479. 550*. 627*.
Valsovano, Villa 368. 369. 376.
Vanna, Monna 500.
Verrinder 520*.
Vezin, Hermann 393.
Victor (und Cazire) 28. 39.
Virgil 509.
Vischer, Robert 212.
Vivian, Charles 606. 615. 623.
Viviani, Emilia 480. 481. 482. 483. 484. 486. 487. 491. 497. 498. 501. 504. 519. 526. 553.
Volkelt, Johannes 212.
Volney 78. 148. 204. 278.
Voltaire 67. 86. 144. 147. 148. 510. 610.
Vulpius, August 44.

W.

Walker, Adam S. 10. 13. 14.
Walker, John 57.
Walpole Horace 26.
Warbeck, Perkin 627*.
Warnham 4. 5. 6. 14.
Wellington 468.
Werther 82*. 207. 278.
Westbrook, Eliza 66. 67. 72. 80. 81. 82. 83. 84. 104. 112. 129. 132. 137. 139. 160. 166. 168. 171. 174. 175. 258. 259. 261. 262. 270. 271.
Westbrook, John 66. 73. 76. 86. 147. 172. 175. 258. 259. 260. 262. 270. 271.
Wetherell 262.
Whitley 445.
Wieland 198.
Wilberforce 463.
Wilkins, Peter 5.
Williams Caleb 46. 97.
Williams, Edward 505. 506. 507. 508. 518. 519. 520. 551. 556. 561. 570. 571. 601. 602. 604. 605. 606. 607. 615. 620. 622.
Williams, Jane 500. 509. 519. 520. 551. 557. 561. 564. 565. 566. 567. 601. 602. 603. 604. 607. 614. 617. 620. 622. 623. 628.

Williams, John Mrs. 137*. 138*. 222. 223.
Wilson (Christopher North) 382. 473.
Winkelmann 329. 377.
Wolf 560*.
Wölfl 28.
Wollstonecraft Mary (Godwin) 97. 98. 99. 107. 110. 124. 156. 176. 177. 183. 200. 251. 292. 293. 301. 308. 315. 388. 498. 629.
Wolsey 597.
Wolzogen 576*.
Wordsworth 30. 37. 84. 91*. 93. 143. 214. 307. 379. 380. 383. 392. 439. 447. 523.
Worminghurst, John of 1.

X.

Xenophon S. 135.

Y.

Yorke (Hitchener) S. 70.
Young 142. 534*.
Ypsilanti 515. 572. 579.

Z.

Zastrozzi S. 24. 25. 26. 27. 44. 109. 275.
Zeluco 26.
Zofloya 9. 26.
Zouch 21.
Zschokke 18. 45.

Verlag von Emil Felber in Weimar.

Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Festgabe für Richard Heinzel. 14.— M.

Inhalt: J. J. David, An Richard Heinzel. — R. M. Werner, Die Gruppen im Drama. — E. Schmidt, Edward. — A. Brandl, Zur Kritik der englischen Volksballaden. — A. Hauffen, Zur Kunde vom Wassermann. — A. Petak, Zum Volkslied von den drei Winterrosen. — J. E. Wackernell, Ein Tiroler Passionsspiel in Steiermark. — F. Spengler, Kilian Reuther von Melrichstadt. — K. Luick, Zur Geschichte des englischen Dramas im XVI. Jahrhundert. — J. Wahle, Bürger und Sprickmann. — B. Hoenig, Glaube und Genie in Goethes Jugend. — E. Castle, Die drei Paria. — J. Zeidler, Eine Wiener Wertherparodie. — F. A. Mayer, Goethe auf dem Puppentheater. — E. Horner, Anton von Klein in Wien. — O. F. Walzel, Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne" und W. Schlegel. — A. Sauer, Neue Beiträge zum Verständnis und zur Würdigung einiger Gedichte Grillparzers. — J. Minor, Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie. — A. v. Weilen, Friedrich Hebbels historische Schriften. — R. F. Arnold, Holtei und der deutsche Polenkultus. — M. Murko, Miklosichs Jugend- und Lehrjahre.

R. Köhlers Kleine Schriften. Herausgegeben v. Johannes Bolte. **I. Schriften zur Märchenforschung.** 14.— M.

Englische Textbibliothek. Herausgegeben von Johannes Hoops.

Heft 1. **Byron's Prisoner of Chillon.** Herausgegeben von Eugen Kölbing. 1.60 M.

„ 2. **John Gay's Singspiele.** Herausgegeben von Gregor Sarrazin. 3.— M.

„ 3. **Keats' Hyperion.** Herausgegeben von Johannes Hoops.

Edward Stilgebauer, Geschichte des Minnesangs. 6.— M.

Alexander Tille, Die Faustsplitter in der Litteratur des 16.—18. Jahrhunderts. Nach den ältesten Quellen herausgegeben. 1. Abteilung. 5.— M.

Verlag von Emil Felber in Weimar

Lord Byron's Werke. In kritischen Texten mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Eugen Kölbing.

Bd. I. The Siege of Corinth. 3.— M.

Bd. II. The Prisoner of Chillon and other poems. 7.— M.

Arturo Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. Mit den Bildnissen der Dichter. 6.50 M.

Percy's Reliques of ancient english poetry. Nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der späteren Original-Ausgaben herausgegeben und mit Einleitung versehen von M. M. Arnold Schröer. 2 Bde. 15.— M., geb. 17.— M.

Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Albert Leitzmann.

— Bd. I. Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Herausg. von R. Haym. Mit zwei Anhängen. 3.— M.

— Bd. II. Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von K. Schüddekopf. 1. Hälfte. 5.— M.

— Bd. III. Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. Herausgegeben von Albert Leitzmann. 3.— M.

— Bd. IV. Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. 2. Hälfte. 5.— M.

Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. 5., verbesserte Auflage. Geheftet 6.— M., fein gebunden 7.— M.

Hermann Schrader, Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Geheftet 3.50 M., fein gebunden 4.50 M.

Hermann Schrader, Scherz und Ernst in der Sprache. Geheftet 2.— M., fein gebunden 3.— M.

Veit Valentin, Aesthetische Schriften.

1. Bd. Alfred Rethel. 1.50 M.

2. Bd. Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt. 5.40 M.

Hermann Wunderlich, Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügungen dargestellt. 4.50 M., geb. 5.50 M.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 10 M.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Max Koch. Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 14 M.

Druck von Emil Felber, Weimar.

p. 357

W. Lotz, Socialpolitik in England

10. 13. 15. 20. 22 Jan., 8½ Uhr, Hauptst. 7

JOHANN MESSERER
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Helene

Percy Bysshe Shelley

Weimar 1898

Biogr. 1093 ksn
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11861346-5